Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

Hundertachter Band.

Mit den Portraits von:
Karl Jaenicke †, Kleon Rangabé, Maxim Gorki, radirt von
Johann Lindner in München.



Breslau
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.

Inhalt des 108. Bandes.

Januar — Februar — März

1904.

Mit den Portraits von:
Karl Jaenicke †, Kleon Rangabé, Maxim Gorki,
radirt von Johann Lindner in München.





Preis pro Heft 2 M., pro Quar
pro Jahr (12 Hefte) 24 M. (3



An unsere Abonnenten!

Die bereits erschienenen Bände von

„Nord und Süd"

können entweder in komplett **broschirten** oder fein **gebundenen** Bänden von uns nachbezogen werden. Preis pro Band (= 3 Hefte) broschirt 6 Mark, gebunden in feinstem Original-Einband mit reicher Goldpressung und Schwarzdruck 8 Mark.

Einzelne Hefte, welche wir auf Verlangen, soweit der Vorrat reicht, ebenfalls liefern, kosten 2 Mark.

Ebenso liefern wir, wie bisher, geschmackvolle

Original-Einbanddecken

im Stil des jetzigen Heft-Umschlags mit schwarzer und Goldpressung aus englischer Leinwand, und stehen solche zu Band CVIII (Januar bis März 1904), wie auch zu den früheren Bänden I—CVII stets zur Verfügung. — Der Preis ist nur 1 Mark 50 Pf. pro Decke. Zu Bestellungen wolle man sich des umstehenden Zettels bedienen und denselben, mit Unterschrift versehen, an die Buchhandlung oder sonstige Bezugsquelle einsenden, durch welche die Fortsetzungshefte bezogen werden. Auch ist die unterzeichnete Verlagshandlung gern bereit, gegen Einsendung des Betrages (nebst 50 Pf. für Frankatur) das Gewünschte zu expediren.

Breslau.

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.

(Bestellzettel umstehend.)

Bestellzettel.

Bei der Buchhandlung von

....

bestelle ich hierdurch

„Nord und Süd"

herausgegeben von Paul Lindau.

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- u. Verlagsanstalt v. S. Schottlaender in Breslau.

.... **Expl. Band** I., II., III., IV., V., VI., VII., VIII., IX., X., XI., XII., XIII., XIV., XV., XVI., XVII., XVIII., XIX., XX., XXI., XXII., XXIII., XXIV., XXV., XXVI., XXVII., XXVIII., XXIX., XXX., XXXI., XXXII., XXXIII., XXXIV., XXXV., XXXVI., XXXVII., XXXVIII., XXXIX., XL., XLI., XLII., XLIII., XLIV., XLV., XLVI., XLVII., XLVIII., XLIX., L., LI., LII., LIII., LIV., LV., LVI., LVII., LVIII., LIX., LX., LXI., LXII., LXIII., LXIV., LXV., LXVI., LXVII., LXVIII., LXIX., LXX., LXXI., LXXII., LXXIII., LXXIV., LXXV., LXXVI., LXXVII., LXXVIII., LXXIX., LXXX., LXXXI., LXXXII., LXXXIII., LXXXIV., LXXXV., LXXXVI., LXXXVII., LXXXVIII., LXXXIX., XC., XCI., XCII., XCIII., XCIV., XCV., XCVI., XCVII., XCVIII., IC., C., CI., CII., CIII, CIV, CV, CVI., CVII., CVIII.

elegant broschirt zum Preise von ℳ 6.— pro Band (= 3 Hefte)
fein gebunden zum Preise von ℳ 8.— pro Band.

.... **Expl. Heft** 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 11, 12, 13, 14, 15, 16, 17, 18, 19, 20, 21, 22, 23, 24, 25, 26, 27, 28, 29, 30, 31, 32, 33, 34, 35, 36, 37, 38, 39, 40, 41, 42, 43, 44, 45, 46, 47, 48, 49, 50, 51, 52, 53, 54, 55, 56, 57, 58, 59, 60, 61, 62, 63, 64, 65, 66, 67, 68, 69, 70, 71, 72, 73, 74, 75, 76, 77, 78, 79, 80, 81, 82, 83, 84, 85, 86, 87, 88, 89, 90, 91, 92, 93, 94, 95, 96, 97, 98, 99, 100, 101, 102, 103, 104, 105, 106, 107, 108, 109, 110, 111, 112, 113, 114, 115, 116, 117, 118, 119, 120, 121, 122, 123, 124, 125, 126, 127, 128, 129, 130, 131, 132, 133, 134, 135, 136, 137, 138, 139, 140, 141, 142, 143, 144, 145, 146, 147, 148, 149, 150, 151, 152; 153, 154, 155, 156, 157, 158, 159, 160, 161, 162, 163, 164, 165, 166, 167, 168, 169, 170, 171, 172, 173, 174, 175, 176, 177, 178, 179, 180, 181, 182, 183, 184, 185, 186, 187, 188, 189, 190, 191, 192, 193, 194, 195, 196, 197, 198, 199, 200, 201, 202, 203, 204, 205, 206, 207, 208, 209, 210, 211, 212, 213, 214, 215, 216, 217, 218, 219, 220, 221, 222, 223, 224, 225, 226, 227, 228, 229, 230, 231, 232, 233, 234, 235, 236, 237, 238, 239, 240, 241, 242, 243, 244, 245, 246, 247, 248, 249, 250, 251, 252, 253, 254, 255, 256, 257, 258, 259, 260, 261, 262, 263, 264, 265, 266, 267, 268, 269, 270, 271, 272, 273, 274, 275, 276, 277, 278, 279, 280, 281, 282, 283, 284, 285, 286, 287, 288, 289, 290, 291, 292, 293, 294, 295, 296, 297, 298, 299, 300, 301, 302, 303, 304, 305, 306, 307, 308, 309, 310, 311, 312, 313, 314, 315, 316, 317, 318, 319, 320, 321, 322, 323.

zum Preise von ℳ 2.— pro Heft.

Einbanddecke zu Bd. CVIII. (Januar bis März 1904).

Expl. do. zu Band I., II., III., IV., V., VI., VII., VIII., IX., X., XI., XII., XIII., XIV., XV., XVI., XVII., XVIII., XIX., XX., XXI., XXII., XXIII., XXIV., XXV., XXVI., XXVII., XXVIII., XXIX., XXX., XXXI., XXXII., XXXIII., XXXIV., XXXV., XXXVI., XXXVII., XXXVIII., XXXIX., XL., XLI., XLII., XLIII., XLIV., XLV., XLVI., XLVII., XLVIII., XLIX., L., LI., LII., LIII., LIV., LV., LVI., LVII., LVIII., LIX., LX., LXI., LXII., LXIII., LXIV., LXV., LXVI., LXVII., LXVIII., LXIX., LXX., LXXI., LXXII., LXXIII., LXXIV., LXXV., LXXVI., LXXVII., LXXVIII., LXXIX., LXXX., LXXXI., LXXXII., LXXXIII., LXXXIV., LXXXV., LXXXVI., LXXXVII., LXXXVIII., LXXXIX., XC., XCI., XCII., XCIII., XCIV., XCV., XCVI., XCVII., XCVIII., IC., C., CI., CII, CIII, CIV, CV, CVI, CVII.

zum Preise von ℳ 1.50 pro Decke.

Wohnung: .... Name: ....

Nichtgewünschtes bitten zu durchstreichen.

Um gefl. recht deutliche Namens- und Wohnungsangabe wird ersucht.


Hundertachter Band.
Nord und Süd.
Eine deutsche Monatsschrift.
1904.
Breslau,
S. Schottlaender.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

CVIII. Band. — Januar 1904. — Heft 322.

(Mit einem Portrait in Radirung: Karl Jaenicke †.)



Breslau
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.

Januar 1904.

Inhalt.

Seite

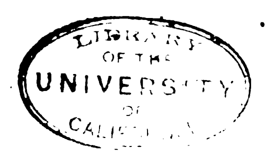
Hierzu ein Portrait: Karl Jaenicke †.
Radirung von Johann Lindner in München.

„Nord und Süd“ erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.
Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark.
Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.



Karl Jaenicke





Tragödie.

Von

C. Eysell-Kilburger.

(Frau Victor Blüthgen.)

— Berlin. —

Es war im großen Jahre 1870.

Die Schlacht von Sedan war geschlagen, Metz hatte kapitulirt, nach und nach waren die Kriegsgefangenen aus den dortigen Biwaks nach Deutschland übergeführt worden. Fast um alle großen und auch mittelgrößeren Städte hatte man Lager aufgeschlagen, in denen die Mannschaften untergebracht waren, während es den Offizieren gegen Ehrenwort, das einen Fluchtversuch ausschloß, gestattet war, sich in der Stadt Quartier zu mieten, sich aus eigener Tasche zu verpflegen.

Das gab buntes Leben und für die Bürger erwünschte Abwechselung.

Nun durch die Kapitulation von Metz die erste und zweite Armee für den Schutz der Zernirung von Paris verfügbar geworden, der Ausgang des Krieges, der Abschluß durch einen glorreichen Friedensvertrag nicht mehr zweifelhaft erschien, durfte man aufatmen. Nach allen Lasten des Krieges, Abgaben, Opfern, Liebeswerken, war es menschlich verständlich, daß man nun auch davon gewinnen wollte, was sich gewinnen ließ. Zum mindesten das bischen Abwechselung und Anregung, wie sie das Eindringen eines fremden Elements in das gewöhnliche Leben mit sich bringt.

Jene nach Deutschland geführten französischen Offiziere hatten sich nicht zu beklagen, daß das Brot der Gefangenschaft bitter schmecke, sie wurden nicht als besiegte Feinde, sondern als geehrte Freunde behandelt; man zog sie in die Familien, damit die Kinder von ihrem Französisch profitirten, sie saßen mit am Familientisch, und das Haustöchterchen warf ihnen kokette

Blicke zu, während sie den Thee präsentirte, der Hausherr reichte ihnen eigenhändig das Zündholz für die Cigarette. Sie selbst bezahlten dafür mit ihrer leichten, oberflächlichen gallischen Liebenswürdigkeit, mit einem weltmännischen Charme, der gerade in den guten Bürgersfamilien am stärksten wirkte.

Es kam auch vor, daß das Wort der Schrift „Liebet Eure Feinde wie Euch selbst" allzu wörtlich genommen wurde — der Reiz des Fremdländischen, der Kitzel der geschmeichelten Eitelkeit, die Sehnsucht nach Genuß, die nach den Zeiten schweren Drucks sich doppelt stark regte, flossen zusammen zu einem unklaren, gefährlichen Gemisch, das die Grenzen des Hergebrachten verschob, in dem Takt und Stolz untergingen.

Tröstlicher Weise nur für vereinzelte Fälle. Und auch dann folgte die Strafe auf dem Fuße. Das Urteil der Menge, bis zu einem gewissen Punkte tolerant bis zum Uebermaß, richtete sich nun als Rächer empor. Der gehätschelte Gastfreund wurde mit einem Male wieder zum Erbfeinde, das beleidigte Volksgefühl schwoll auf, da aber der gefangene Feind heilig und unantastbar dastand, schlug es zurück und wendete sich gegen das Weib! —

* * *

In einer größeren Mittelstadt Norddeutschlands spielte sich die Tragödie ab.

Der Eigentümer des Hendrich'schen Bankhauses gehörte einer alten, eingesessenen Patricierfamilie an, stolz auf ihre Tradition, ihr gefestigtes Vermögen, auf ihre Frömmigkeit, ihre starre Bürgerehre. Von seiner Mutter, die aus einer Pastorenfamilie stammte, die ebenso wie die Familie seines Vaters auf eine Tradition von anderthalb Jahrhunderten blickte, hatte er eine tiefe innere Frömmigkeit geerbt, eine Frömmigkeit, die nicht nach Außen hin durch Kirchengehen und Abendmahlsbesuch sich zeigte, die aber seinem Leben bestimmte Grenzen zog, die ihn ebenso die Ehe als heilig und unlösbar ansehen ließ, wie sie ihm die subtilste Lauterkeit im Geschäftsleben selbstverständlich machte und ihm einen Abscheu gegen jede Grausamkeit und Roheit, gegen Blutvergießen, Duelle und Kriege eingeimpft hatte. So geschlossen, ja kalt er oft erschien, so zart, warm und weichmütig war er im Grunde. Er konnte keine Fliege töten, und die Kriegsberichte mit ihren grauenvollen Einzelheiten hatten ihm ein tieferes Entsetzen bereitet, als mancher weichmütigen Frau. Er war kein Lebenskämpfer, hatte es dem Geschicke vielmehr zu danken, daß es ihn von vornherein in fertige Verhältnisse gestellt, in denen es nichts zu erobern, höchstens etwas auszubauen gab, in denen die Tradition ihre Vorschriften gestellt hatte. Freilich war er ihr insofern untreu geworden, daß er seine Frau aus einer etwas tieferen Gesellschaftsschicht gewählt hatte. Es war kein großer Sprung, nur das Hineingreifen in einen der nächstunteren Kreise, wie sie gerade in den norddeutschen Mittelstädten so scharf getrennt neben einander liegen: die

Tochter eines Kaufmanns in der Unterstadt. Ihr Vater sollte ein ziemlich böser Christ gewesen sein, doch war er seit Jahren tot, sodaß man sich wohl darüber hinwegsetzen konnte. Sie selbst war jung, lebhaft, von üppigem blondem Typ, hübsch, Manche nannten sie sogar schön; ihre Intelligenz reichte vollkommen aus, um sich mit großer Selbstverständlichkeit in die Rolle der reichen und angesehenen Frau zu finden, um in den neuen Verhältnissen jenen Takt zu imitiren, den ihre Sphäre ihr nicht hatte gedeihen lassen. In ihren Entwickelungsjahren, als ihr Vater noch lebte und den offenen Laden hielt, hatte sie Manches gehört und gesehen, was ihr besser erspart worden wäre: Bemerkungen von Arbeitern und Kutschern, die sich dort ihr Gläschen Schnaps zumessen ließen, die Galanterien des eigenen Vaters, womit er die einkaufenden Dienstmädchen bestach. Sie selbst besaß eine große Neigung, ihre Freundinnen nach unten hin zu wählen, stand vertraut mit dem Dienstmädchen, dem Hausknecht, ließ sich von ihren aufklärende Geschichten erzählen und las heißhungerig die Kolportageromane, auf die jene abonnirt waren. Wenn sie trotzdem im anatomischen Sinne „unverdorben" war, so lag es zumeist an dem glücklichen Zufall einer frühen Ehe und Mutterschaft, an dem Mangel zu böser Gelegenheit. Sie hatte vier Kinder, drei Jungen im Alter von zwölf bis sechs Jahren und ein Töchterchen, einen Nachkömmling von einem halben Jahre.

So weit es die knappe Zeit des Mannes erlaubte, den der Ehrgeiz, seinen Kindern möglichst viel zu hinterlassen, mehr als es nötig war an den Komptoirsessel fesselte, führten sie ein angenehmes Haus, Frau Hermine hätte mithin allen Grund gehabt, zufrieden zu sein und sich zu bescheiden in ihrem gesicherten Glück.

Aber etwas wie ein Dämon war in ihr lebendig, eine vergiftete Phantasie, ein aufgestörtes Fordern im dunklen Untergrunde ihres Sinnenlebens, und dieser perverse Trieb wies sie auf das am meisten Verbotene.

Das Hendrich'sche Haus lag in der Spenglergasse, an einer Knickung der Straße, die sie auf halbe Breite verengte, die älteste, durch Jahrhunderte fast unverändert erhaltene Stelle der Stadt. Hier zeigen die Häuser noch die mittelalterliche Bauart mit weit übergebauten Stockwerken und vorragenden, schön geschnitzten Balkenköpfen. Wo die oberen Stockwerke gegeneinander vorspringen, ist's so eng, daß man sich beinah die Hände hinüberreichen kann, zum mindesten ist, wenn die Gardinen zurückgeschlagen sind, der Blick von einem Zimmer in das andere so intim, daß man das Gefühl hat, bei seinem Gegenüber einen Besuch abzustatten. Und an dem einen Fenster sitzt eine junge Frau in jenem gefährlichen Alter, wo Sinnenforderungen und Phantasie sich so stark in einander flechten, wo die Wünsche so gern auf die Suche gehen, absonderliche Wünsche, die in dem engen, gut bürgerlichen Milieu nicht auf ihre Rechnung gekommen sind — an dem anderen ein Mann, ein ausgelernter Lebenskünstler, den im Grunde nichts mehr reizt und der doch den Reiz sucht, und der sich bis zum Wahnsinn

in der braven deutschen Stadt langweilt. Er ist keineswegs ein Adonis, auch nicht jung, seine nicht großen, aber blitzend schwarzen Augen funkeln aus einem Gewirr von Erfahrungsfalten hervor, sein martialischer, pechschwarzer Schnurrbart bedeckt die Genießerlippen nicht so vollständig, um nicht zu zeigen, wie es um die Winkel arbeitet, das Haar ist auf dem Schädel stark gelichtet, der Hals im Nacken zu einer Fettfalte wulstig aufgeworfen. Aber er ist von dem Reiz des Genießers und Frauenkenners umgeben, es umwittert ihn ein Hauch von selbstverständlichem Sichnehmen, was einem gefällt, zudem verfügt er über einen äußerst klangvollen, aristokratischen Namen, und das Geld strömt ihm nur so aus den Händen. Er besitzt eine weiße, weichliche, sehr gepflegte Hand mit außerordentlich stark polirten Nägeln, mit denen er kokettirt wie eine Frau; ein erstaunlicher Diamantring wirft seine farbigen Blitze über die Straße.

Ein ganzer Legendenkreis hat sich um den Marquis gebildet: eine Prinzessin des französischen Kaiserhofes soll eine Verbindung mit ihm angestrebt haben, die die Kaiserin Eugenie hintertrieb. Bei Sedan soll er mit unvergleichlicher Tapferkeit gekämpft haben, um der Gefangennahme zu entgehen. Sein Donjuanregister weist Nummern von äußerster Kühnheit und Mannigfaltigkeit auf, dabei steht er in dem Ruf, wählerisch und zugleich kapriciös zu sein. Man spricht von ihm in allen Kreisen der Stadt, unter den Nähmädchen ebensogut, wie in den Kaufmanns- und tonangebenden Juristenfamilien. Die Mädels, die, die Schulmappe am Arm, aus dem Konfirmandenunterricht kommen, recken die Köpfe und verdrehen die Augen, um in der engen Spenglersgasse einen Blick auf den Helden zu gewinnen.

Es ist das alte Spiel: die Frau sitzt am Fenster, und es giebt ihrer Eitelkeit einen Stoß, daß sie nicht beachtet wird. Scheinbar. Der Mann beachtet sie sehr wohl, wie in seiner schweren Langenweile das Beobachten überhaupt seine einzige Unterhaltung ist. Sie gefällt ihm, obgleich ihre großzügige, etwas massige Schönheit eigentlich nicht seinen Geschmack trifft. Immerhin ist ihre Art etwas Neues für ihn. Sie kokettirt mit ihm, erst vorsichtig, dann deutlicher, sie begeht sogar die Schamlosigkeit, die Kleine am Fenster zu stillen. Das Kind auf dem Schoße, läßt sie ihre Blicke hinüber in das Gemach des fremden Mannes gehen, sich dort gierig an Allem festsaugend, was mit ihm in Verbindung steht. Je mehr ihre verletzte Eitelkeit wächst, um so mehr verringert sich ihre Scham. Endlich hat sie sich eine Begegnung ertrotzt — in dem Komptoir ihres Mannes, wo er seine Hundertfrankbillets einzuwechseln pflegt. Sie hat ihn dort eintreten sehen. Seine weltmännische Courtoisie, für die ihr, die aus kleinen Verhältnissen hervorgegangen ist, das richtige Maß der Schätzung fehlt, überwältigt sie, die Gewißheit, ihm dennoch Eindruck gemacht zu haben, giebt ihr vollends den Rest, nimmt ihr Besinnung und Würde.

Von nun ab stehen sie auf dem Fuße, sich zu grüßen. Nicht lange, und es wandern Briefe hin und her — von ihrer Seite freilich nur kurze

Billets, wie man sie mit höchst mangelhafter Kenntniß des Französischen nur zur Not fertig bringt — dann treffen sie sich am dritten Orte.

* * *

„Wenn eine anständige Frau fällt, so geschieht es mit überraschender Schnelligkeit“ — der Ausspruch rührt natürlich von einem französischen Schriftsteller her.

Es ist kurz nach Beginn des neuen Jahres und bitter kalt. Die Kälte dieses grausigen Winters, in welchem unsere Truppen vor den Wällen von Paris lagen, hat sich noch über dreißig Jahre hinweg frisch in der Erinnerung erhalten.

In einer übelberüchtigten Stadtgegend, an der man die Kinder rasch vorüberführt, steht eine Frauengestalt, in die dunkle Ecke eines Torwegs an einem zweistöckigen Hause, mit niedrigen, blinden Fenstern mit dichten bunten Gardinenlappen und mit bröckelnder hellblauer Tünche, geschmiegt. Der rötliche, schwache Lichtschimmer einer Oellaterne gleitet über sie hin, zeigt den groben Wollmantel, der ihre Figur plump erscheinen läßt, den braunen, um den Kopf geknoteten Wollshawl und den schwarzen, dicken Schleier, den der gefrierende Hauch sofort wie mit einer Scheibe aus Glimmerglas überzieht.

Vorsichtig späht die Frau hinaus, ob Niemand kommt, dann tritt sie raschen Schrittes auf die Straße und schreitet nun in der Art Einer, der die Kälte flinke Beine macht, schnell aus. Sie rafft das Kleid, zieht den Mantel um sich, um unbehindert gehen zu können, ein elegant chaussirter Fuß wird sichtbar.

Kaum eine halbe Straßenlänge ist sie gewandert, als sie Schritte hinter sich, dann neben sich hört, Worte, die ihr das Blut in's Gesicht treiben, gemeines Triumphlachen. Unwillkürlich setzt sie zum Laufen an, dann zwingt sie die Erwägung, sie mache sich damit verdächtig, zu langsamem Schritt. Ihre beiden Verfolgerinnen drängen sich an sie heran: „Wahrhaftig, das ist sie, die reiche Frau, die uns armen Tieren das Brod vor der Nase fortnimmt, schämen sollte sie sich, die —.“ Sie zerren an ihrem Mantel, um sich durch den Augenschein der feinen Kleider zu vergewissern, wollen ihr den Schleier vom Gesicht reißen. Eine unmenschliche Angst verdoppelt ihre Kräfte, so daß es ihr gelingt, die beiden Dirnen von sich fort zu schleudern, zum Laufen auszuholen. Laut schreit sie um Hilfe, aber in dieser verrufenen Gegend ist Niemand, der sie ihr leisten könnte, nur Zuhälter, Dirnen. So verlegt sie sich denn auf's Laufen. Der glattgefrorene Boden macht es ihr schwer, sie glitscht, sinkt in die Kniee, aber die Todesangst um ihr armseliges bischen Frauenehre läßt sie sich aufraffen, weiter laufen. Hinter sich hört sie das Keuchen der Beiden, ihr ist, als ob ein Strom von heißem Brodem sie umwalle, — Wölfe, die beutegierig hinter ihr her sausen.

Eine dunkle Erkenntniß orientirt sie trotz aller Angst über die Richtung. Noch ein paar Minuten, und sie muß die Vogtei erreicht haben, dort wohnt ihre Mutter, die muß sie bei sich aufnehmen. Aber das Licht ist schon gelöscht, ihrem Klingeln antwortet im Augenblick nichts, und schon drängen sich neben sie auf die drei steinernen Stufen unter der Haustür die Megären, fassen wieder nach ihrem Schleier, der nun, steif gefroren, wie eine Maske vor ihrem Gesicht liegt.

An der anderen Seite springt sie hernieder, läuft — immer weiter geht die entsetzliche Jagd. Deutlich fühlt sie, wie ihre nie geübten Kräfte anfangen zu versagen. Diesen Schrecken erträgt kein Gehirn, tausendmal lieber tot! Noch eine Minute, und sie hat den Torteich erreicht, dort giebt's Ruhe. Wie dumm von ihr, der ist jetzt überfroren, dient den Schlittschuhläufern als Tummelplatz, deutlich sieht sie im Mondlicht die Streifen und Kurven, von den Schlittschuhen in die glatte Fläche geschnitten. Großer Gott, wo ist der Grundzapfen, der immer offen gehalten wird? Am Ufer hinlaufend sucht sie, sucht vergeblich, und die Dirnen sind wieder neben ihr, höhnen sie, atemlos wie sie sind.

Noch einmal rafft sie ihre Kräfte zusammen, sie wird laufen, auf dem nächsten Wege quer durch die Stadt. In der belebten Oberstadt werden ihre Verfolgerinnen von ihr ablassen. Aber die Rechnung stimmt nicht, jene haben eben nichts zu verlieren, die Polizei schreckt sie nicht mehr, sie folgen ihr unentwegt. „Franzosendirne! Franzosendirne! Hat Dich Dein Marquis im Stiche gelassen?“

Von Entsetzen geschüttelt, sinnlos, ohne die Erwägung, ob man sie erkennt oder nicht, kommt die Frau sammt ihrem grauenvollen Gefolge vor ihrem Hause an, tastet in der Tasche nach dem Hausschlüssel, bringt ihn glücklich in's Schloß. Doch nun sind die Beiden neben ihr, und während sie die Hände gebraucht, um den Schlüssel umzudrehen, sich nicht wehren kann, zerren sie ihr nun doch den Schleier herunter und die Eine, ein stämmiges Geschöpf mit brennend rotem Haar, speit ihr in's Gesicht: „Franzosendirne, —!“

Ihre Füße tragen sie nach oben die zwei Treppen hinauf in ihr Schlafzimmer. Dort bleibt sie, nur zur Hälfte entkleidet, auf dem Bett liegen. Ihr Mann ist nicht zu Hause, dieser Dienstag ist der einzige Tag in der Woche, den er außerhalb, in seinem Schachklub zubringt. Seit drei Wochen benutzt sie diesen Abend regelmäßig, um ihn zu betrügen.

* * *

Es ist kein Vorwand, wenn Frau Hermine Heydrich sich krank meldet, um im Bette bleiben zu können, den nächsten Tag, den zweitnächsten.

Vollkommen zerschlagen liegt sie da, mit dem Gefühl, als müsse sie sich ganz auflösen, zerfließen. Stumpfsinnig stiert sie vor sich hin in dem ver-

dunkelten Zimmer, kaum daß sich in die grauenvolle Erinnerung von dem, was sich zugetragen, die Angst mischt vor dem, was kommen wird. Ihr Mann geht, soweit es seine Zeit zuläßt, ab und zu, diese Krankheit ist ihm etwas ebenso Ungewohntes wie Unbequemes. Er liebt seine Frau nach seiner Art, ohne Leidenschaft, aber mit einem tiefen Gefühl der Achtung als seine Gefährtin, die Mutter seiner Kinder. Diese rätselhafte Krankheit ist seinem geraden Wesen peinlich, er weiß nichts damit anzufangen. Und daß sie sich so hartnäckig dagegen sträubt, daß der Arzt geholt wird — nur Dunkelheit, Ruhe, Alleinsein, sonst nichts; auch ihn mag sie nicht um sich sehen, ihr ganzer Körper zittert, wenn er nur an ihr Bett tritt. Sie bleibt weiter liegen, mag der Schlag, der kommen muß, sie hier treffen, hingestreckt.

Und er kommt.

Der vollkommen ahnungslose Mann bemerkt es nicht, daß die Kunden, die sein Geschäft besuchen, ihn forschend und zugleich befangen, seine Angestellten scheu, die beiden Mädchen mit einer abscheulichen Neugierde ansehen, daß man hinter ihm die Köpfe zusammensteckt, wispert. Seine Arbeit nimmt ihn ganz hin — und dann die Krankheit der Frau!

Am Morgen des dritten Tages findet sich an der Haustür das Blatt einer auswärtigen, größeren Zeitung; über Nacht muß es irgend Jemand unbemerkt dort angeklebt haben. Die Vorübergehenden machen Halt, Dienstmädchen mit ihren Körben, Kinder mit ihren Schulmappen, Arbeiter, Bürgerfrauen, Alles durcheinander, man schiebt und pufft sich, um hier schwarz auf weiß zu lesen, was man längst weiß.

Nicht lange, so meldet ein Schutzmann dem Hausherrn, was geschehen, er verlangt die Entfernung der Zeitung.

Gerade ist Herr Hendrich von oben heruntergekommen in sein Bureau, ohne zuvor einen Blick auf die Straße geworfen zu haben. Er folgt dem Beamten, bei seinem Erscheinen drücken sich die Gaffer weg, wie verhauene Köter.

Er liest, ohne fassen zu können, was da verblümt und doch so verblüffend deutlich in allen Einzelheiten, daß keine Verwechslung, keine böswillige Erfindung möglich ist, gedruckt steht, starrt den Schutzmann ganz verständnißlos an.

„Kommen Sie man lieber nach oben, es ist besser so," meint der Mann gutmütig und schiebt den Bankier die zwei Treppen hoch zur Privatwohnung, dem öffnenden Zimmermädchen giebt er Anweisung, das da unten an der Haustüre gut mit warmem Wasser abzuweichen, aber ohne Aufenthalt.

Eine Minute steht Werner Hendrichs in der Mitte seiner Stube mit gesenktem Kopfe, dann kehrt er sich um, schließt die Türe zum Korridor ab, die zum Wohnzimmer, dann geht er müde, als hätte er eine schwere Arbeit hinter sich, zu seinem Schreibtisch und setzt sich dort in den Armstuhl

Es bedarf schon einiger Zeit, ehe ein Mann, der keinen anderen Stolz gehabt als den seiner tadellosen, unantastbaren Bürgerehre, sich klar macht, daß es damit vorüber, daß seine Frau mit Straßendirnen in Konkurrenz getreten und im Konkurrenzneid von jenen nach Gebühr behandelt worden ist. Diese Erkenntniß zeitigt keinen Ausbruch maßloser Wut, flammender Empörung, nicht einmal zu Abscheu und Ekel reicht die Kraft in dieser namenlosen inneren Zermalmung. Das ist wie ein Gericht Gottes, das über Einen hinbraust, unfaßbar zwar, aber doch wohl voll Sinn, Strafe für etwas, das man gesündigt, ohne davon zu wissen — —.

Das bedarf Stunden, ehe man die Gedanken so viel zusammenrafft, um sich zu sagen, daß es nun etwas zu tun giebt, daß für diesen Fall, so unerhört er auch scheinen mag, eine Tradition feststeht, die vorschreibt, was nun geschehen muß. Zuerst setzt man sich mit dem Verführer, die Waffe in der Hand, auseinander, dann jagt man das Weib aus dem Hause — vorausgesetzt, daß Einem jener nicht den Garaus macht. Hat man für Beides keinen Mut, so erschießt man eben sich. Noch ein anderes giebt es nicht. Das ist ganz einfach, und eigentlich ist's gut, daß Einem so gar kein Spielraum gelassen ist.

Aber die Abrechnung wird hier durch einen Faktor von Grund aus verschoben. Der Verführer ist ein Feind des Landes, aber ein besiegter, gefangener, der den Schutz des Gastrechts bis zum Aeußersten genießt. Man kann ihn nicht niederknallen, weder hinterrücks wie einen Wolf, noch in dem durch die Gesellschaft sanktionirten Mord eines regelrechten Duells. Ein Anderer könnte es vielleicht — er, Walter Hendrichs kann es nicht. Erziehung und Anlage haben ihm über jede Art von Gewalttätigkeit eine andere Auffassung beigebracht als Anderen. Einem glücklichen Zufall, einer Augenschwäche hat er es zu danken gehabt, daß man ihn nicht zum Militär genommen. Wenn es der Fall gewesen, hätte er diesen unglückseligen Krieg mitmachen müssen, er hätte sicher, wie ein Quäker, noch vor dem Feinde das Gewehr fortgeworfen. „Du sollst nicht töten!" Schon als Kind hat man ihn damit verhöhnt, daß er „kein Blut sehen könne", daß er um einen Schlächterladen, an dessen Türe das getötete Schlachtvieh hängt, in großem Bogen gegangen; mit Stolz hat seine Mutter von ihm erzählt, daß er einmal auf einem Spaziergange auf eine Schnecke getreten, und daß es ihm dann keine Ruhe gelassen, bis er nach einer Viertelstunde wieder zu der Stelle zurückgegangen sei, um sich zu überzeugen, daß das Geschöpf auch wirklich tot sei. Und neben diesem inneren Widerstreben, etwas zu töten, was da lebt, steht noch eine vage religiöse Vorstellung, als müsse eine höhere Gerechtigkeit ihm das Richteramt abnehmen. „Die Rache ist mein," spricht der Herr — —

Nein, seine Hand, die nur die Feder geführt, kann nicht die Pistole erheben, weder gegen den Verführer, den Landesfeind, noch gegen des Weib, das ihn betrogen. Man kann ein Weib, das zur Dirne geworden, um-

bringen, und die Geschworenen achten Einen ebenso, wie die Bürgerschaft, aus der sie hervorgegangen. Schon die alten Germanen in ihrer Hochstellung des Weibes setzen Todesstrafe auf den Ehebruch der Frau. — Man kann's — er kann es nicht. Auf den höchsten Höhen und Tiefen mag ein solcher Akt feudaler oder brutaler Selbsthilfe möglich sein, in dem beherrschten Kreise, aus dem er stammt, bei seiner Veranlagung schießt man seinen Kindern nicht die Mutter weg — lieber legt man Hand an sich selbst.

In seinem Schreibtisch lag ein kleiner Revolver, der sogar seine Geschichte hatte, eine fast zwanzig Jahre alte. Ein Freund, damals noch ein junger Mensch, hatte ihn an Hendrich vererbt, als er für eine ehrlose Handlung sich selbst richtete. — —

Verschiedene Male hat man an seine Türe geklopft: eine geschäftliche Meldung von unten — ob er nicht etwas essen wolle? Nun trommelt es gegen die Tür von kleinen Fäusten — ein junges Stimmchen, bittend und weinerlich: „Aufmachen, Papa, aufmachen — bist Du krank?"

Das Stimmchen gab seinen Nerven einen Stoß, weckte seine Energie. „Allein sein will ich, Keines soll kommen, verstanden?" rief er zwischen der entriegelten Türe durch.

Aber schon hatte der sechsjährige Knirps, der jüngste der drei Jungen, die Gelegenheit wahrgenommen, um an den Beinen des Vaters vorüber in die Stube zu schlüpfen. Ein Mensch gewordener Sonnenschein, mit seinem krausen Blondhaar und den blauen Augen, die durch die leichtflüssigen Kindertränen strahlen. Und so stramm und gerafft bei seiner Kleinheit, wie die Verheißung von dereinstiger ehrlicher Mannestüchtigkeit. Als er den Vater heil und gesund vor sich sah, war sein Jammer vergessen; er klammerte sich an dessen Knieen fest und versuchte an ihm hochzuklettern.

In dem Manne aber löste die Berührung allen bisher nicht zum Bewußtsein gekommenen Ekel aus. Ihr Kind, durch sie geschändet! Er schüttelte den kleinen Blondkopf von sich ab wie ein scheußliches Tier, in einem Anfall sinnloser Wut packte er ihn an den Schultern und rüttelte ihn. „Hinaus, ich will Keinen von Euch sehen, Keinen, hörst Du es wohl?"

Dann saß er wieder vor dem Schreibtisch, den Revolver in der Hand, schraubte, putzte daran herum, bis er ihn in Ordnung glaubte.

So geht man also aus der Welt, das Letzte eine Handlung roher Wut an dem eigenen Kinde — —

Eine tiefe Scham quoll in ihm auf. Langsam verschloß er den Revolver und ging hinüber in das Kinderzimmer. Erst Frieden machen! Das Andere darnach.

Da saßen sie an dem Sofatisch zusammengedrängt, die drei Buben, wie verschüchterte Vögel, und als er auf sie zutrat, rückten sie unbewußt dichter zusammen; die Kleine schlief in ihrem Korbe. Nur der Aelteste sah ihn aus bösen, verstehenden Augen an und faßte den kleinen Bruder um die

Schulter, als wenn er ihn schützen wollte. Die Bewegung schnitt dem Manne in's Herz — und da auf dem Halse des Jüngsten, dicht über dem blaßblauen Matrosenkragen drei kleine rote Flecke, die Abdrücke seiner Finger — —.

Ein gebrochener Mann ließ er sich an dem Tische nieder. „Fürchtet Ihr Euch vor mir?“ Ein dreistimmiges angstvolles „Nein“. — „Du auch nicht, Kurtchen?“

Da richtete sich der Knirps empor und schluckte heldenhaft die Angsttränen hinunter: „Nein, Vater — ich will auch nicht wieder frech sein.“ — „Und würdet Ihr mich lieb haben und an mich denken, wenn ich einmal von Euch fortginge, auf lange?“ — „Ja, Vater.“ — „Du auch, Kurtchen?“ — „Ja, aber Du darfst nicht fortgehen, und gerade jetzt nicht, wo Mama krank ist.“

Er darf nicht fortgehen — was wird aus den Kindern, wenn er geht? Der gefallenen Frau darf er seine Kinder nicht überlassen, sie kann sie nicht erziehen, sie selbst wird sinken, immer tiefer, wenn ihr der Halt fehlt. Er versucht, sich mit seinen Kindern zu beschäftigen — ihre Schulerlebnisse, die Spielsachen der beiden Kleinen — aber ein Druck bleibt über Allem liegen. Wissen sie am Ende auch schon, was vorgegangen? Nein — aber sie werden es erfahren, wenn er „gegangen“, die ganze Schändlichkeit, ohne Beschönigung. Großer Gott, nur dieses Eine, die Möglichkeit, daß den Kindern nicht auch ihr ganzes Leben zertrümmert wird. Ein Gedanke leuchtet durch sein verstörtes Hirn, etwas Gräßliches, vielleicht etwas Großes, je nachdem man es auffaßt. Nur um für die Kinder zu retten, was zu retten ist, den Schein. Ein Martyrium ohne Ende — oder ein Ende erst dann, wenn die Kinder ihn nicht mehr brauchen.

* * *

„Steh auf und zieh' Dich an, Hermine.“

Bei seinem Eintritt in die Schlafstube, ohne sein Gesicht in der Verdunkelung erkennen zu können, weiß die Frau sofort, daß jetzt der Streich herniedersaust. Dennoch wagt sie einen Einwand. „Du weißt doch, daß ich krank bin und nicht aufstehen kann,“ entgegnet sie kläglich.

„Steh auf,“ wiederholt ihr Gatte, schon ungeduldig, wendet sich ab, zum Fenster, wo er den Vorhang etwas auseinanderschiebt.

Sie rührt sich nicht, hat sich gegen die Wand gewendet, die Decke über den Kopf gezogen.

„Nun?“ fragt er nach einer Weile vom Fenster aus, aber in dem Tone liegt eine Drohung, die sie aus den Kissen aufjagt, ihm zu Füßen.

„Werner!“

„Kleide Dich an.“

„Werner, was ist es, das Du mit mir vorhast?“

„Du wirst es erfahren. Zuerst zieh Dich an.“

Sie bleibt hilflos liegen, ihre Glieder zittern. „Aber so mache doch mit mir, was Du willst, jage mich fort,“ rafft sie sich endlich zum Trotz auf.

Er zuckt die Achseln. „Ich möchte Dich bitten, Deine Toilette etwas zu beeilen.“

Während er abgewandt am Fenster wartet, versucht die Frau ihm zu gehorchen, greift nach einem Kleidungsstück, legt es wieder aus der Hand, wie man wohl bei einem Brande tut, in sinnloser Angst, wenn die Flammen schon in's Fenster schlagen. Sie behält ihn dabei immer im Auge, und mit einem Male sieht sie, daß er die rechte Hand in der Jackettasche hat, eine Bewegung macht.

In Todesangst schreit sie auf. „Du willst mich erschießen!“ und flüchtet in eine Garderobenecke, wo sie den Vorhang um sich zieht, wie einen Mantel.

„Beruhige Dich, ich werde Dich nicht erschießen. Aber meine Geduld ist zu Ende. Beeile Dich, daß Du fertig wirst.“

Zaghaft kommt sie vor und doch erlöst. Gegen den Gedanken, hier auf der Stelle sterben zu sollen, erscheint alles Andere, was kommen kann, milde. Dennoch läßt sie ihren Mann nicht aus dem Auge, während sie sich ankleidet. Noch immer steht er abgewandt, bewegungslos am Fenster, aber er verfolgt dabei alle die kleinen, intimen Toilettengeräusche. Ein paar Mal mahnt er sie zur Eile.

Endlich steht sie angekleidet vor ihm. „Nun noch Mantel und Hut. Schnell.“

Sie versteht ihn falsch. „Ich soll aus dem Hause?“ fragt sie, und es ist, als ob sie dabei aufatme.“

„Nein, auch das nicht.“

Nun wächst ihr Trotz. „Aber so sage mir doch, was Du willst. Warum jagst Du mich denn nicht lieber aus dem Hause?“

„Weil ich nicht will, daß dann irgendwo eine Straßendirne herumläuft, an die meine Kinder als an ihr Mutter denken.“

Ueber ihr weichliches, jetzt verfallenes Gesicht läuft es rot, als einzige Antwort.

„Binde Dir lieber einen Schleier vor, Du siehst nicht gut aus. Wir werden zusammen spazieren gehen.“

„Werner!“ Ein Ton, der eine verzweifelte Bitte um Erbarmen ausdrückt. Er öffnet ihr nur die Kammertür. „Bitte.“

Unten im Hausflur sträubt sie sich noch einmal und klammert sich mit beiden Händen am Treppenpfosten fest: „Ich kann es nicht, Werner — gerade jetzt — Alle sind sie jetzt unterwegs.“

„Eben deshalb. Es kommt darauf an, zu beweisen, daß Alles ein leeres Gerede gewesen. Wir gehen durch die Anlagen.“

Die städtischen Anlagen sind um diese Zeit, es ist drei Uhr Nachmittags, der Sammelpunkt für Alles, was Zeit zum Spazierengehen hat. Bei der verhältnißmäßigen Kleinheit der Stadt bewegt man sich unter lauter bekannten Gesichtern. Frau Hermine Hendrich kann sich vor Verzweiflung und körperlicher Schwäche kaum auf den Beinen halten, die Knie knicken unter ihr ein, und als ihr Mann ihr den Arm bietet, d. h. sie zwingt, den ihren hineinzulegen — es ist hier Sitte, daß gute Ehepaare untergefaßt gehen — muß er sie mehr schleppen als führen.

Wo die Beiden gehen, wird freier Raum. Scham und Scheu siegt über die Neugier, dieses Unerhörte in der Nähe zu sehen. Es ist, als seien sie Pestkranke, von denen ein Hauch genügt, um zu vergiften.

So gehen sie allein, erst durch die Anlagen, dann zurück durch die belebteste Straße der Stadt — — —

Und das einen Tag wie alle Tage, immer um die gleiche Stunde.

Zuerst weicht man ihnen aus, dann nähert man sich ihnen langsam, die Neugier ist allmählig, nun das erste Grauen überwunden, allzu mächtig geworden. Diese sonderbare Schaustellung ist etwas, dem doch ein prickelnder Reiz inne wohnt. Man bemitleidet den Mann und tastet zugleich an seiner unbegreiflichen Schwäche herum, schließlich aber keimt ein Verständniß auf, für diesen Heroismus, der es, den Kindern und der Familienehre zu Liebe auf sich nimmt, jeden Tag von Neuem sich zu ertrotzen: Was gewesen ist, soll dennoch nicht gewesen sein, weil ich es nicht will, weil ich mit meiner Person und meinem Namen mich dagegen auflehne. Merkt es Euch!

Schließlich gewöhnt man sich daran — und die Zeit geht ihren Lauf. Der glorreiche Frankfurter Friede ist geschlossen, die französischen Gefangenen sind in ihre Heimat zurückgekehrt. Dem Marquis ist es gelungen, dank irgend welcher Verbindungen, sehr bald nach der Katastrophe in einer anderen Stadt internirt zu werden.

Frau Hermine sitzt wieder mit ihrer Handarbeit am Fenster und sucht einen Blick auf die enge Straße zu gewinnen. Auch sie hat sich gewöhnt; es macht ihr nicht mehr viel aus, daß sie isolirt dasteht, und sie weiß den Schutz des eigenen Hauses zu schätzen. Nun sie nicht mehr ausgeht, ist sie stark, schließlich auch indolent geworden. Auch die Kinder haben sich daran gewöhnt, mit einem Male mehr unter sich zu sein. Nachgerade finden sich auch einige ihrer Schulfreunde wieder ein und bringen etwas Leben in's Haus. Im Ganzen fühlen sie sich jetzt mehr zu der nachsichtigen Mutter hingezogen, als zu dem Vater, der immer finster und wortkarg ist.

Er allein hat sich nicht gewöhnt. Dieses entsetzliche Nebeneinander bei den Mahlzeiten, der Abscheu vor der körperlichen Nähe der Frau bei den Spaziergängen, an denen er während der ersten Jahre wie an einer selbstauferlegten Geißelung festhält. Er schleppt sich wie durch einen Sumpf, der ihm bis zum Halse steigt.

Die Knaben sind jetzt erwachsen und in einer anderen Stadt unter-

gebracht. Kurt, der Einzige, der studiren mag, hat vor einem Jahre die Universität bezogen. Nur Erna ist noch im Hause, nun ein süßes Geschöpf von sechzehn Jahren, blond, rosig, unberührt. Sie hat sich immer am meisten zum Vater gehalten, mit sicherem Fraueninstinkt herausgefunden, daß es hier etwas gut zu machen giebt. Er liebt sie, aber dennoch hat er nur den einen Wunsch, sie möge sich früh verheiraten. Hierfür sein fiebriges Arbeiten im Geschäft, um für ihre reizende junge Person auch noch einen lockenden goldenen Hintergrund zu schaffen.

Allzulange braucht er nicht zu warten, schon mit sechzehn Jahren ist sie Braut, mit siebzehn wird sie sich verheiraten. Natürlich auch in eine fremde Stadt, der Bewerber hat es klüglich so eingerichtet, sich möglichst weit von hier entfernt selbstständig zu machen.

Nach einer Hochzeit im engsten Kreise der Abschied.

Die junge Frau hängt, aufgelöst in einem Gemisch von Glückseligkeit und Trennungsweh am Halse des Vaters, streichelt ihm die knochigen Backen und das straffe, graue Haar. „Mein guter, guter Vater!"

„Mein liebes Kind, alles Gute auf Deinen Weg. Nun wird es hier aber einsam werden — wirst Du auch an mich denken?" Dieselben Worte wie am Tage der Entdeckung zu seinen Kindern, und mit demselben Hintergedanken.

Sie schluchzt, kann sich nicht trennen. Schon in der Tür kehrt sie noch einmal um und wirft sich an seine Brust, bis ihr Mann sie, halb mit Gewalt fortführt.

„Vergiß mich nicht, mein Kind. Adieu!"

Die Letzte. Allen seinen Kindern sind nun die Wege geebnet, nun kann er den großen Ekel los werden, der ihn im Halse würgt. Dieser Ekel — er hat mit ihm zu Tische gesessen, neben ihm im Bette gelegen und ihm den Schlaf genommen. Endlich — —

Doch da kommt ihm die Erwägung; diese Kleine, sein blondes Mädchen, mitten in den ersten Liebesrausch hinein soll sie die Nachricht treffen. Welche Flitterwochenerinnerung für ein ganzes Leben. So unbarmherzig kann ein Vater nicht sein. Und mit der müden Resignation Eines, dem ein Herzenswunsch zu Wasser geworden, bezwingt er sich noch einmal.

Als aber nach drei Wochen die überschwänglichen Briefe von der Hochzeitsreise durch eine Karte abgelöst wurden mit der eiligen Nachricht, man sei nun im eigenen Heim angelangt und habe alle Hände voll zu tun mit der Einrichtung, brauchte ihn nichts mehr zurückzuhalten.

Er sah friedlich und erlöst aus, als man ihn am Morgen schon erkaltet auffand.

* * *

Zum allgemeinen Erstaunen zog Frau Hendrich nach dem Tode ihres Mannes nicht aus der Stadt fort, sondern kaufte sich vor dem Tore ein

winziges Schmuckkästchen von Villa, in einem großen Garten gelegen. Ihr Wittwenpflichtteil gestattete ihr ein sehr behagliches Leben. Sie war eine stattliche Matrone geworden, der die Trauerkleider und die angegrauten, glatten Scheitel sehr würdig standen, man konnte sie für den Typ der korrekten, wohlhabenden Bürgersfrau nehmen. Sie, die früher wenig von ihres Gatten Frömmigkeit hatte wissen wollen, wurde nun selbst fromm ohne Aufdringlichkeit und übte eine klug verteilte Wohltätigkeit, die ihr möglichst Viele gleichzeitig verpflichtete. Nach und nach gelang es ihr auch, einen kleinen Kreis von Menschen um sich zu versammeln, Kunststickerinnen, denen sie Decken und Wandbehänge abgekauft, Lehrerinnen, bei denen sie zum Schein in irgend etwas Unterricht nahm, bedürftige Mädchen, deren Mutter sie in der Todeskrankheit erhalten hatte, dazu noch allerlei Leute, die christlich genug dachten, eine Verfehlung als endlich verjährt zu betrachten, nun es ihnen Vorteil brachte. Dabei ging Frau Hendrich mit vorsichtiger Wahl zu Wege: nichts Bedeutendes, aber etwas ganz Tadelloses. Es war nun dahin gekommen, daß man fremd in die Stadt Zugezogenen die Wittwe wie eine schreckliche Kuriosität zeigte, einen alten Richtblock, ein Folterinstrument, daß man sie aber nichtsdestoweniger auf der Straße mit aller Achtung grüßte.

Nach ein paar guten Jahren begann Frau Hendrich zu kränkeln, ein Krebsleiden, das sie zuerst mit derselben Energie verheimlichte wie früher ihre Schande, und das sie später, als es nichts mehr zu verheimlichen gab, mit Heldenmut ertrug. Unter unsagbaren Qualen, aber gefaßt hauchte sie schließlich ihr Leben aus. Wenn Schmerzen des Fleisches Sühne für eine Sünde des Fleisches bieten konnten, so hatte sie gesühnt nach Möglichkeit.

Gegen die Welt hin breitet der Tod einen Mantel über jede Verfehlung. Dem gemarterten Leibe der Sünderin, die durch zwanzig Jahre eines vorwurfsfreien Lebens ihr Vergehen halb vergessen gemacht hatte, fehlte es nicht an Ehren und Kränzen. Die von ihr Unterstützung empfangen hatten und nicht sicher waren, ob ihnen nun wohl ein Legat ausgesetzt sei, schluchzten mit so echter Rührung in ihre Taschentücher, als ob es sich um eine der Gerechten handle. Der Prediger am Sarge sprach wie ein Diplomat, mit Anerkennung von dem, was anzuerkennen war, mit geschicktem Darüberhingleiten von dem Anderen.

Aber es zeigte sich, daß das Feuer der Entrüstung unter der Mitbürgerschaar nicht erloschen war, daß noch ein Funke unter der Asche glühte, der angesichts des pomphaften Leichenbegängnisses zur jähen Flamme aufsprang, zu einem verspäteten Gericht.

Schon vor dem Trauerhause hatte sich eine ziemliche Menge eingefunden, das müßige Halbproletariat der vornehmen Stadtgegenden, das nun, als der Wagen mit dem Sarge im Schmuck seiner Palmenwedel und flatternden weißen Atlasschleifen sich in Bewegung setzte, in grollender Neugier dem Zuge folgte.

Ein Weg von über einer halben Stunde durch die Oberstadt, dann durch die Unterstadt bis zum Friedhofe. Aus den Fenstern sahen die Leute übereinander gelehnt, als wenn es einem Kriegereinzug gälte, in der Unterstadt stehen die Kleinbürgerfrauen vor den Haustüren, ihren Jüngsten auf dem Arm. Viele von den Müßiggängern in den Straßen schließen sich dem Zuge an. Je weiter er sich schiebt, um so größer wird das unerwünschte Gefolge, es drängt sich zwischen die Kutschen, drängt die Pferde zurück. Noch bewahrt die Menge Haltung, schweigt, aber es liegt in der Luft, daß noch etwas Gräßliches sich vorbereitet.

Wo die Vorstadt beginnt, wälzt der Fluß seine trägen, gelben Wellen, von breiter Holzbrücke überspannt. Hier verändert die Stadt ihren Charakter auf einmal. Niedrige Hütten anstatt der soliden Bürgerhäuser, schief, winkelig, mit bröckelnder, aber noch schreiend bunter Farbe bedeckt, winzige Kramläden, in denen man geradezu Alles kaufen kann, links, dicht an der Brücke ein Laden mit geschmacklosen Grabtafeln und Monumenten, der Wegweiser zum Kirchhof. In den Haustüren hockend und durcheinanderkribbelnd Kinder, ungezählte Kinder. Und in der Straße, am Uebergang der Brücke eine dichte Menge halbwüchsige Jugend, Männer, Frauen, Frauen in der Ueberzahl, zusammengedrängt wie ein Wall, als wollten sie dem Leichenzuge den Durchgang durch ihr Reich verwehren. Und aus diesem lebendigen Wall quetscht sich eine Gestalt vor, ein Weib, ungefähr im Alter der Verstorbenen, stämmig, rothaarig, verstellt den Pferden auf einen Augenblick den Weg, sodaß die geduldigen Tiere aus ihrem Trauerschritt fallen, rechts und links sich zur Seite bäumen.

Die beiden Schutzleute, die den Zug begleiten, wollen Ordnung schaffen, aber sei es, daß ein Gefühl innerer Zugehörigkeit zu jenem Volke ihre Energie schwächt, sei es, daß ihr Einschreiten den Pöbel erbittert — im gleichen Momente schließt sich die Menge zusammen wie eine feste, undurchdringliche Masse, die gegen den Leichenwagen vorrückt, ihn einschließt. Man gebraucht die Ellbogen, tritt nieder, was sich nicht behaupten kann, Fluchen, Schimpfen, Gelächter und mit einem Male über dem Getöse schwebend, lang hingezogen, ein lange vergessenes Wort: „Franzosendirne!"

Ein Signalwort, das alle brutalen Instinkte entfesselt, eine begrabene Empörung wieder lebendig werden läßt. An den Insignien des Todes klammert sich all der Haß fest, der nicht an die Lebende herankonnte. Diese Kränze und Palmen — Symbole einer unverdienten Ehrung im Tode — man reißt sie vom Sarge, die Weiber Allen voran, zerpflückt sie, tritt sie in den Schlamm der Straße, bis sie sich mit ihm vermischen. — Eine Wollust der Rache hat sich dieser Menschenmassen bemächtigt, ein dunkler Fanatismus, als wären sie eigens zu der späten Vergeltung berufen, — und tief im Untergrunde, ihnen selbst unbewußt — noch etwas Anderes, Treibendes: der Neid.

Das Weib, das zuerst zum Angriff geschritten, eine robuste Person

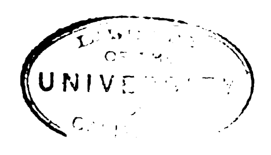
mit rotem, stark angegrautem Haar, hat ein großes Arrangement aus weißen Rosen, Palmen, Atlasbändern ergriffen, zerrt es auseinander, drückt sich mit mänadenhafter Wildheit die mittlere Rosenkrone auf den Kopf und schlingt die weißen, goldbefranzten Bänder um ihren Leib wie eine Schärpe; in beiden Händen die langen, zerzausten Palmenwedel, winkt sie damit, indem sie es immer wieder schreit, wie besessen: „Franzosendirne!" Hunderte von Kehlen nehmen den Ruf auf. Ein gewaltiger Rachechor braust es über den, seines Schmuckes beraubten Sarg, an dem die schwarze Kreppbekleidung in Fetzen herniederhängt: „Franzosendirne, Franzosendirne!"

Geraume Zeit dauerte es, bis Ordnung und freie Bahn geschafft war; es gab Verhaftungen, ein paar Frauen wurden mit blutenden Köpfen fortgeführt, einer anderen war die Schulter ausgerenkt worden.

Es dunkelte schon, als man den Sarg endlich in die Gruft senkte, ohne Gefolge, ohne Kränze, wie den einer Gerichteten, den man eilig bei Nacht und Nebel verscharrt.







Es nachtet*).

Von

Dagobert von Gerhardt-Amyntor.

— Potsdam. —

Man sitzt am Ufer des Zeitenstromes und sieht dem Spiele der Wellen zu, wie sie rastlos und unaufhaltsam vorüberschießen. Alle zwölf Monde pflückt man ein paar Blümchen, die gerade um einen herum sprießen, windet sie zum Strauße und wirft sie in die Fluten, um so den Strom der Zeit rhythmisch abzuteilen und Geburtstage zu feiern. Aber der in die Flut eintauchende Strauß bildet nicht einmal Ringe im Wasser; der Strom rauscht gar zu mächtig dahin; immer wieder neue Wasser wälzen sich heran, um eben so schnell wieder vorüberzueilen.

Wir würden beim Anblick des sich endlos wiederholenden Schauspiels, dieser hypnotisirenden Einerleiheit, zuletzt verblöden und erstarren, wenn nicht mit uns selbst leise, aber stetig fortwirkende Veränderungen vorgingen. Als Kind haben wir dem rastlosen Flusse des Zeitenstromes gleichgiltig und gedankenlos zugesehen, als Jüngling oder Jungfrau oft ungeduldig gewünscht, der Strom möchte noch viel schneller vorüber brausen; im Alter aber merken wir die rasende Eile seines Laufes, und wir gedenken seufzend des Dichterwortes: „Eheu fugaces!“ Im Alter wünschen wir, der Strom möchte recht langsam, recht unmerklich fließen, und wenn er einmal angestaut würde und eine Zeit lang ganz still stände, wir hätten dagegen wahrlich nichts einzuwenden.

Denkt man über das Rätsel dieses unaufhaltsamen Zeitenstromes tiefer nach, so geht einem die Einsicht auf, daß die Zeit nur ein selbsterzeugter Spuk unseres Hirnes ist, daß es gar keine Zeit giebt und daß das Sein in der zeitlosen Ewigkeit beschlossen ist. So lange wir aber wirken, werden wir die Scheuklappe dieses Zeitbegriffes nicht los, und nur in unsern

*) Aus dem III. noch nicht erschienenen Teile des „Skizzenbuches meines Lebens“.

Ahnungen und Träumen vermögen wir den ungeblendeten Blick hinaus zu richten in die schrankenlose Ewigkeit.

Wir empfinden das Alter und seine tief greifenden physischen und seelischen Einwirkungen, und wir klagen entweder über die verlorene Jugend, oder wir danken dem Schicksal, das uns gnädig bis hierher geführt hat, je nach dem höheren oder geringeren Grade von Reife, den unser Wesen im Laufe der Jahre erworben hat. Das Gescheiteste war allzeit, sich in das Unvermeidliche zu schicken, und so hat der besonnene Mensch das Alter willig und fügsam hinzunehmen als die letzte Schulaufgabe, die er zu lösen hat, bevor er zum großen Abiturientenexamen des Sterbens zugelassen wird. Das Alter hat seine Gebresten und Leiden und Entbehrungen, aber für den Weisen hat es auch seine stillen Freuden, seine heimlichen Hoffnungen und seine unaussprechlichen Gedanken.

Im Allgemeinen wird jeder alt gewordene Mensch wohl sagen müssen: Es nachtet. Das Licht hat abgenommen, der Glanz der Illusionen ist verblaßt, die Welt scheint trüber und kälter geworden. Für mich hat das Licht in zwiefacher Hinsicht abgenommen, denn meine Sehkraft ist so geschwächt, daß ich nur noch mit Mühe schreiben kann, die Schriften Anderer aber mir ausnahmslos vorlesen lassen muß. Wenn das Wort: „Was man sich in der Jugend wünscht, das hat man im Alter die Fülle," eine Wahrheit ist, so muß ich es schon gewaltsam umdeuten und ihm einen ganz besonderen Sinn unterlegen, um es auch für mich und meine Verhältnisse passend zu machen. Das Alter hat mir Sorgen, schwere Sorgen, in Fülle gebracht, und ich kann beschwören, daß ich mir diese in der Jugend nicht gewünscht habe. Es hat mich aber auch die Kunst gelehrt, mein Wünschen zu beherrschen, möglichst mit allen Menschen Frieden zu halten, abweichende Meinungen und Anschauungen geduldig zu ertragen und mit der steigenden Milde gegen Andere immer strenger und anspruchsvoller gegen mich selbst zu werden. So dankbar ich für solchen Gewinn auch meinen grauen Haaren sein mag, so muß ich doch wiederum bekennen, daß es mir in meiner leichtlebigen Jugend auch nicht im Traume eingefallen ist, gerade einen solchen Ertrag meines Lebens zu wünschen.

Das, was Jeder in seinen alten Tagen lernt, ist die Umwandelung seiner Wunschobjekte. Die Nadel des Wunsch-Kompasses weist in der Jugend immer nach Glück, also nach einer Illusion; im Mannesalter sind es ganz bestimmte Dinge, auf die sie sich hin richtet: Gesundheit, Erfolg, materielle Güter; in hohen Jahren sieht man ein, daß es vermessen und töricht ist, die Gottheit um bestimmte Gaben anzuflehen. Das, was der Mensch zur Erfüllung seines Schicksals braucht, wird ihm bestimmt und ohne sein Dazutun verliehen werden, und versagt wird ihm bleiben, was ihn von dem ihm gesetzten Ziele abbringen würde; kein himmelstürmendes Gebet wird Gottes Weltenplan abändern und die Speichen des rollenden Schicksalsrades rückwärts drehen. Wenn je, so lernt der Mensch am Abende

seines Lebens das unendlich schwere Wort nachsprechen: „Dein Wille geschehe!“ Seine Kraft und sein Ringen sind jetzt nur noch darauf gerichtet, sich in sein Schicksal fügen zu lernen und die Last der Sorgen geduldig zu tragen. Wenn er die Hände zur Gottheit erhebt, wird er nicht flehen: „Gieb mir, o Herr, Dieses, und nimm Jenes von mir!“ — sondern er wird in der Zwiesprache mit dem Unerforschlichen die Kraft zu gewinnen suchen, das ihm Auferlegte zu tragen und tapfer auszuharren auf dem ja nun bald durchmessenen Wege, an dessen Ende die Schlafkammer in der Erde winkt. Das ist der Sinn des Gebetes, der uns aufgeht in den einsamen Stunden der alten Tage.

Wohl dem, der im Dämmer dieser Tage ein Nachtlichtchen anzünden kann, das die allernächste Umgebung freundlich aufhellt. Ein solches Nachtlichtchen ist mir z. B. die Erkenntniß, daß kein Mensch nur schlecht ist, daß auch die törichtsten Anschauungen ein blödes Menschenkind beglücken können und daß daher die Welt und das Menschenleben gar nicht so trübselig sind, wie uns pessimistische Klageweiber mit Hosen und Schnurrbart glauben machen wollen. Das ist ja das Wunderbare an der Tragikomödie menschlichen Seins, daß ein Jeder auf seine eigene Weise selig werden kann: der Eine wird immer strenger gegen seine Mitmenschen, der Andere immer milder; ich glaube, daß ich für meine Person milder geworden bin.

Traf ich da vorgestern eine junge Dame in einem stark besuchten Berliner Ladengeschäft. Sie machte dort einen Chokoladeneinkauf. Vor der Tür draußen hielt ihre Equipage. Sie war gekleidet, nicht wie zu einem Geschäftsgange, sondern wie zu einer glänzenden Abendgesellschaft. Lichtgraues elegantes Tuchkleid mit Spitzen und kostbarem Pelzbesatz, handtellergroße Brosche mit Brillanten, riesiger Pariser Modellhut, resedafarben, mit einer Fülle silbergrauer und resedafarbiger Blätter und Blüten, schneeweiße Handschuhe, lackirte Stiefelchen mit Dolchspitzen, Muffhalter aus dicken schwarzgebeizten Silberringen, zwischen denen haselnußgroße, protzige Amethystperlen glitzerten; an dieser anspruchsvollen, schweren Kette ein kleiner Muff aus silbergrauem, sibirischem Pelzwerk. Groß, schlank und selbstbewußt stand sie vor dem Ladentische; sie glich einer zum Männerfange aufgetakelten Demimondäne, und ich hätte sie auch für eine solche gehalten, wenn ich nicht gewußt hätte, daß sie die reiche Gattin eines hochgestellten Mannes war. Groß, schlank und selbstbewußt stand sie da; das Publikum war für sie nicht vorhanden; ihr fades, unbewegliches, keine Spur von Seelenleben verratendes Gesicht schien nur sagen zu wollen: Ich bin die reiche Frau N., ich kann es mir leisten, so auffällig und herausfordernd gekleidet in die Läden zu gehen und Käufer und Verkäuferinnen in Erstaunen zu setzen. Nicht umsonst hat mein Vater in seinen Fabriken gearbeitet; ich, seine Tochter, bringe nun den Ertrag seiner Mühen mit Erfolg unter die Leute. Wäre ich der Illustrator eines satirischen Blattes, ich hätte ihr Konterfei gezeichnet und darunter geschrieben: „Lösung der socialen Frage.“ Als sie

hinaus rauschte und das seidene Futter ihrer Robe knistern ließ, blickten ihr die Verkäuferinnen mit ironischem Lächeln nach, und ich schämte mich in meiner Seele, daß so alberne Toilettenattrappen, so leere Puppenbälge die gebildete Gesellschaft noch immer in ihrem Ruf und Ansehen schädigen dürfen.

Gestern nun traf ich mit derselben Dame in einer Gesellschaft zusammen. Diesmal war sie ganz angemessen gekleidet, nur beleidigte die protzenhafte Ueberfülle ihres Brillantschmuckes einigermaßen den guten Geschmack. Königinnen oder ältere Damen in hervorragender Stellung mögen derartig überreichen Schmuck tragen; wenn aber z. B. eine reich gewordene Schlächtersfrau mit einer Diamantenkrone auf dem Haupte in einen Ballsaal träte, würde man mit Recht lachen. Nun war der Gatte der in Rede stehenden Dame allerdings kein Schlächter, er gehörte aber trotzdem zu den Vielen und Allzuvielen, mit denen man die Berliner Straßen pflastern könnte, und das Brillantendiadem, die fünffache Perlenhalskette, die zahlreichen Brillanten vor der Brust, an den Falten des Rockes und in den zu langen Ohrläppchen standen doch etwas in Widerspruch zu der socialen Rangstufe und, was für mich das Entscheidende war, zu den Lebensjahren der jungen Frau. Sie mochte knapp dreißig Lenze zählen, und in diesem Lebensalter schmückt sich eine anmutige Dame viel wirksamer mit Blumen, als mit Edelsteinen. Sie wollte aber mit ihrem Reichtum prunken, deshalb trug sie ein ganzes Juwelier-Schaufenster am Leibe; sie verriet zu deutlich ihre Absicht und bewirkte Verstimmung.

Ich musterte sie eine Weile lang heimlich, dann — ich bin alt und milde geworden — ließ ich mich ihr vorstellen. Früher hätte es mir Spaß gemacht, die protzige und geistig völlig hilflose Dame durch meine Unterhaltung in die Enge zu treiben. Ich hätte sie aufgezogen, durch ihr unverständliche Fragen in Verlegenheit gesetzt und sie endlich zum Bekenntniß ihrer intellektuellen Zahlungsunfähigkeit gezwungen. Ich bin aber gegen die Schwächen meiner Mitmenschen nachsichtig geworden, und so behandelte ich diese Spottgeburt aus Einfalt und Edelsteinen ganz wie ein gleichwertiges Wesen. Ich war artig und rücksichtsvoll gegen sie, ging auf alle ihre Banalitäten gutwillig ein und versetzte sie in so hochgradige Befriedigung, daß sie mir wohlwollend erklärte, so gut, wie heute, hätte sie sich noch nie in einer Gesellschaft unterhalten. Mit erheucheltem Glücksgefühl strich ich das Kompliment ein und rettete mich dann schleunigst in das Rauchzimmer, um wieder unter denkende Wesen zu gelangen.

Man ändert seine Art und Weise, wenn man alt geworden ist. Früher brauste ich leicht auf und wies jede Ungebühr, jeden Verstoß gegen die gute Form mit Entschiedenheit zurück; wo ich Absichtlichkeit in solchem Verstoße witterte, da war ich sofort bereit, den Gegner zur Verantwortung zu ziehen. Jetzt, da es zu nachten beginnt, bin ich ruhiger und nachsichtiger geworden. Neulich war ich mit einem jener Herren gesellig vereint, die

den Weingenuß nicht vertragen und die, sobald sie nur an einem Korken gerochen haben, sofort laut, rechthaberisch und unmanierlich werden. Er verteidigte eine seiner vielen unreifen Thesen mit Heftigkeit, und da ich trotzdem einen bescheidenen Einwand machte, ließ er sich zu einer überlauten und nicht mehr ganz artigen Erwiderung hinreißen. Noch vor wenigen Jahren hätte ich solchem unerzogenen Manne den Rücken zugekehrt, um ihn anderen Tages zur Rechenschaft zu ziehen. Diesmal aber blieb ich völlig ruhig, ja ich empfand eine Art Mitleid mit dem Gebahren des jüngeren Herrn, das seiner gesellschaftlichen Stellung und der Bildung, die man bei ihm vorauszusetzen berechtigt war, so wenig entsprach. Ich sah ihn überrascht, aber nicht unfreundlich an und ließ ihm Zeit, sich auf sich selber zu besinnen. Endlich brach ich das Schweigen und sagte lächelnd: „Ich kannte einen Herrn, der bei Disputationen seinem Gegner zu sagen pflegte: Verstärken Sie Ihre Gründe, nicht Ihre Stimme." Meine überlegene Gelassenheit wirkte. Der formlose Durchgänger bat mich um Entschuldigung und dankte mir für meine Nachsicht. Ich bot ihm die Hand und erklärte „Ich nehme Ihnen das nicht übel, was Sie sich selbst schon übel genommen haben." Wir trennten uns ohne jede Verstimmung.

Ich bin ein Anderer geworden, jetzt, da es nachtet. Nicht, daß ich an eine Umwandlung meines Charakters denke; der Charakter ist wohl so unveränderlich, wie das Geschlecht; aber die Konturen der mich umgebenden Menschen und Dinge haben in der Dämmerung ihre Schärfe verloren und sind weicher und fließender geworden. Ob dies ein Verlust ist, darüber mögen die Ansichten geteilt sein; ich selbst betrachte es als keinen, so lange es innen noch heller Tag ist und die Gedanken noch in blanker Rüstung auf den Plan treten. Eine Laus senectutis will ich aber hier nicht versuchen; das haben schon Andere langweilig genug besorgt, und ich meine, kein Lebensalter verdient einen besonderen Lobgesang; ein jedes hat seine Licht- und Schattenseiten.

Auch auf die Erzeugnisse meiner Einbildungskraft senken sich gelegentlich die Schatten der Dämmerung und färben sie düster; die Töne, die mir im Ohre klingen, sind nicht immer ein heiteres Dur-Allegro, sondern öfters ein Notturno in Moll. Sonderbare Vorstellungen und Gedankenverbindungen überraschen mich manchmal. Wenn ich des Abends mein Lager aufsuche und, wie ich dies vor der Nachtruhe zu tun pflege, noch meine Taschenuhr aufziehe, dann kommt mir wohl der Gedanke: Wann wirst Du dieses Geschäft zum letzten Mal besorgen? ist es vielleicht schon heute das letzte Mal? wirst Du nicht morgen Abend schon tot sein, oder auf dem Sterbebette liegen, so daß sich andere Hände Deiner Uhr werden annehmen müssen? — Ich sage mir dann, daß ich zu dergleichen Vorstellungen ja keine unmittelbare Veranlassung habe, daß ich mich ganz wohl fühle; aber trotz alldem, der Gedanke an das Sterben beschleicht einen oft, wie ein Dieb, oder überfällt einen brutal, wie ein Straßenräuber. Ich träume wohl auch davon und

sehe mich im Sarge und erkenne gleichzeitig die Gesichter der Leidtragenden. Beim Erwachen flüstert einem dann wohl die Phantasie die Frage in's Ohr: Ist Dein heutiger Traum vielleicht ein zukunftkündender gewesen? Steht Dir Dein Ableben nicht unmittelbar bevor? Doch ich lächle dann über die Irrwege, die die Phantasie gehen will; denn wozu sollte eine derartige Voranzeige dienen? Eine Warnung könnte sie doch nicht sein, da man sich dem Unvermeidlichen ja nicht entziehen kann; und eine Mahnung, etwa mein Haus zu bestellen, wäre für mich überflüssig, da das Wenige, was ich zu bestellen habe, längst von mir bestellt ist. So betrachte ich denn solche Gedanken und Träume als Begleiterscheinungen des Alters. Der besonnene Mensch denkt, wenn es nachtet, wohl gar manchmal an den Tod, und dieses öftere Betreten derselben Gedankenbahn ist wahrscheinlich die Ursache, daß sich die Vorstellungen auch ohne besondere Veranlassung, gewissermaßen automatisch, in jenem Kreise bewegen und auch im Traumleben ihre wesenlosen Gespinnste weben.

Wer aber glauben wollte, daß mich solche Schatten jemals zu beunruhigen vermögen, der würde irren. Das öftere und unwillkürliche Denken an den Tod macht mich mit ihm mehr und mehr vertraut; er beginnt die Schrecken, die er für jedes blühende Leben hat, in meinen Augen teilweise zu verlieren. Teilweise, sage ich; denn als einen gänzlich schreckenlosen Freund vermag ihn wohl nur ein durchaus Lebenssatter oder Verzweifelter zu betrachten. Einen gewissen horror vacui, eine Art Abscheu vor der Vernichtung empfindet alles Lebende. Aber ich schaudere nicht mehr entsetzt vor ihm zurück; ich gehöre nicht zu jenen Toren oder Feiglingen, die von ihm nicht einmal sprechen hören können und in deren Gegenwart Niemand das Wort „Tod“ in den Mund nehmen darf. Wenn es zu nachten beginnt, verliert auch der rätselhafte Tod ein gut Teil seiner furchteinflößenden Gewalt; man erkennt im Dämmer nicht mehr recht sein bleiches Angesicht, noch seine großen, geheimnißvollen, erstarrenmachenden Augen; er wird zu einem Wesen, wie alle übrigen; man erschrickt nicht mehr, wenn er genannt wird, höchstens nur, wenn er anklopft.

Durch die schattenden Wolken der Dämmerung flimmert mir auch ab und zu ein Sternbild hindurch und grüßt mich mit ahnungsvollen Strahlen: das Sternbild des Unsterblichkeitsglaubens. Wenn es auch manchmal durch die Schwaden gern wieder aufsteigender Zweifel verhüllt wird, immer wieder bricht es sich Bahn und siegt über Nacht und Dunkel. Als junger Mensch nimmt man das Wort Unsterblichkeit wohl auch in den Mund, wie einen fertigen Begriff; Viele haben sich gewöhnt, es als einen über alle Zweifel erhobenen Faktor jener oft genannten Trias: Gott, Freiheit, Unsterblichkeit, anzusehen. Es ist dies aber meist nur ein angelerntes Wissen oder ein angelerntes Glauben, keine eigenste, aus dem tiefsten Innern quellende Zuversicht. Ganz zweifelfrei steht diesem Glauben an Unsterblichkeit wohl nur die heteronome köhlergläubige Einfalt gegenüber. Der Denker, der den

Zweifel als adeliges Wappenzeichen im Schilde führt, zählt alle die Gründe, die gegen eine Fortdauer unserer Persönlichkeit über das Grab hinaus zu sprechen scheinen, geläufig an den Fingern her; er giebt aber auch zu, daß diese Gründe keine mathematische Beweiskraft haben und daß trotz alledem eine so oder so gedachte persönliche Fortdauer keine Denkunmöglichkeit sei. Dabei beruhigt er sich und schiebt die Frage als transcendent so weit wie möglich von sich. Wenn es aber für uns zu nachten beginnt, dann drängt sich uns diese Frage immer öfter und unabweisbarer auf, und wir versuchen auf allerlei eigensten Wegen an ihre Lösung näher heran zu kommen. Vergebliches Mühen! Eine mathematische Gewißheit wird unseren Folgerungen niemals inne wohnen; wir müssen uns mit der Hoffnung, mit dem Glauben begnügen. Es will mir aber niemals einleuchten, daß unser irdisches Dasein ohne die Annahme einer jenseitigen Fortdauer irgend einen Sinn haben könnte; daß es Gott oder dem Absoluten — man brauche, welchen Namen man wolle, — gefallen haben sollte, uns in diesem irdischen Jammertal des Irrens und Leidens zum Licht zu erwecken, blos damit wir die Tragikomödie des Lebens durchzuspielen und endlich wieder im Schoße der Erde spurlos zu verschwinden haben. Fortentwicklung ist mir nicht mehr ein bloßer Glaube, sie ist mir zum Wissen, zum zwingenden Wissen in meinem Innern geworden. Ganz unzweifelhaft haben wir uns fortzuentwickeln. Daß diese Entwicklung unserer Persönlichkeit mit unserem Tode beendet sei, nun, das erscheint mir so denkwidrig, daß es mich in meinem Glauben nicht mehr zu beirren vermag. Ob wir persönlich beschränkt fortleben werden, oder ob die Energie, die uns beseelt, nach dem Verfall unseres irdischen Leibes in höhere Ordnungen eingehen wird, kein Sterblicher weiß es. Bestimmt wird sie aber nicht verloren gehen, und so wie die Materie, aus der unser Leib besteht, nicht verschwinden, sonden nur verwandelt werden kann, so muß auch unser Geist fortbestehen, denn Stoff und Geist, Stoff und Kraft, sind ja ein und dasselbe, die Schau- und Kehrseite derselben Medaille. Wie nun eine solche persönliche oder überpersönliche Fortdauer beschaffen ist, das entzieht sich unserem eng begrenzten Erkenntnißvermögen; ich zergrüble mir darüber nicht mehr das Hirn. Ich fühle mich als ein Geschöpf Gottes und weiß, daß ich auch nach meinem irdischen Abscheiden nicht aus Gottes Hand fallen, nicht vernichtet werden kann, daß ich vielmehr persönlich oder überpersönlich fortleben und mich weiter zu entwickeln haben werde. Der Einwand, daß nur der Glaube an eine persönliche, also menschliche Fortdauer ein richtiger Unsterblichkeitsglaube, die Annahme einer überpersönlichen Fortdauer aber eine Phrase schlecht verhehlten Unglaubens sei, beunruhigt mich nicht mehr: wenn ich einen Wassertropfen in's Meer fallen lasse, so habe ich den Wassertropfen nicht vernichtet; gleichwohl existirt er nicht mehr als Tropfen, als konkretes Ding, sondern er ist, obgleich er fortexistirt, doch in eine höhere Ordnung eingegangen, in der ihm neue Kräfte und neue Aufgaben zuwachsen. Ein Teil der Kraft und der

Bestimmung des Oceans ist ihm zu Teil geworden. Jedes Gleichniß hinkt, und für das Unfaßbare und Unaussprechliche stehen uns kaum irgend welche überzeugenden Analogien aus dem Reiche des Realen zu Gebote. Wie eine Mutter die Heimkehr des seit Jahren verschollenen einzigen Sohnes mit siegreicher Gewißheit vorempfindet, ohne daß sie zwingende Gründe für diese ihre Vorempfindung anzugeben vermag, so empfinde ich auch die Gewißheit meiner frühen oder späten Rückkehr in's Vaterhaus voraus, in die zeitlose, aber stetig lebenwirkende Ewigkeit. Das ist das große Weltenwunder: in jedem Keim, in jedem Stäubchen ist Ewigkeit beschlossen, es giebt keine dauernde Vernichtung.

Diese Ueberzeugung ist kein Irrlicht, dessen Flamme sich etwa nur von Lebensgier und Todesfurcht nährt. Den Gedanken, gänzlich vernichtet zu werden, könnte ich sehr gut vertragen, denn die Sorgen und Enttäuschungen des Daseins haben mich durchaus gesättigt, und ich hätte keine Veranlassung, mir eine Fortsetzung jenes Leidensweges, den man das Leben nennt, auch nach dem Tode zu wünschen. Nichtsdestoweniger bin ich von der Ueberzeugung durchdrungen, daß der Sinn unserer irdischen Pilgerfahrt hienieden nicht ausgeschöpft wird; die Stunden, die unsere Zeituhren schlagen, müssen ein Echo in der Zeitlosigkeit haben.

Es nachtet; aber Denen gegenüber, die aus dem hellen Tageslichte der Illusionen und Leidenschaften nicht in die Dämmerung hinein zu sehen vermögen, bin ich im Vorteil und vermag Manches zu erkennen, was lichtgereizten Augen unerkennbar bleibt. Es giebt Momente, wo meinen Blicken jene transcendente Welt geisterhaft aufgeht, die von den Faust'schen „Müttern" bevölkert ist. Die Welt der Erfahrung versinkt dann um mich herum wie durch Zauberschlag, und ich befinde mich in einem Reiche, wo alle Ahnungen Gewißheit geworden sind und wo uns Gedanken kommen, zu deren Aussprache wir ganz neue Worte prägen müßten. Es muß im Tale schon dämmern, wenn man das Alpenglühen der hoch ragenden fernen Gipfel genießen will. In solchen Augenblicken wird uns recht klar, wie alles menschliche Wissen und Glauben von Irrtum durchtränkt ist, wie der schwache, kurzlebende Zweihänder auf diesem Sonnenstäubchen, das wir Erde nennen, niemals im Besitze der vollen Wahrheit sein kann, noch sein wird. Der Dünkel des Gelehrten, die Anmaßung herrschsüchtiger Bekenntnisse, erscheinen uns dann wie kindischer Unverstand; der Anspruch dieser oder jener Religion, die sich für alleinseligmachend ausgiebt, mutet uns dann fast wie ein Sakrileg an; wir ahnen, daß alle Menschen dasselbe glauben, wenn sie es auch auf die allerverschiedenste Art auszusprechen pflegen. Nicht *einen* Weg nur giebt es, der zu Gott führt, sondern unzählige, und jeder Mensch wandelt denjenigen, der seiner Art und Weise, seiner Bildungsstufe und Erkenntnißkraft gerade angemessen ist. Auf allen diesen Wegen aber wuchert der Irrtum, denn Irren ist des Staubgeborenen unveräußerliches Erbteil. Aus solcher Einsicht, die uns die Dämmerzeit des Lebens spendet,

erwächst uns unerschütterliche Duldsamkeit gegenüber allen Bekenntnissen und Weltanschauungen, und nichts erscheint uns nun verkehrter und unerfreulicher als der Eifer, mit dem ein Fanatiker seinen eigenen Glauben Andern aufzwingen und in's Gewissen schieben möchte. Das ist der Segen der zu Jahren kommenden Besonnenheit, daß sie auch eine andersgläubige, meist feindliche Welt in Nachsicht und Liebe zu umfassen vermag, und nichts erscheint ihr törichter und würdeloser, als ein unduldsam eiferndes graues Haupt. Wer Gottes Liebe nicht verwirken will, darf sie auch seinem Menschenbruder gegenüber nicht verleugnen, und wer gegen Andersgläubige eifert, gegen dessen Intoleranz wird Gottes Gerechtigkeit eifern. Gar manches wird hienieden in verblendetem Fanatismus gesündigt, und dann wird es noch gepriesen, als ob es zur Ehre Gottes geschehen sei; zur Ehre Gottes darf man aber keine Menschenopfer schlachten, auch nicht das Opfer menschlicher Vernunft. Nicht der ist fromm und Gott wohlgefällig, der richtet und verfolgt, sondern der, der das Wort betätigt: Tout comprendre c'est tout pardonner

In der Dämmerung sind diese Zeilen niedergeschrieben. Wer Freude daran findet und ihnen zustimmt, den will ich Freund und Bruder nennen; wer sie verlacht oder verdammt, dem habe ich eingedenk des „Vater, vergieb ihnen!" schon im Voraus verziehen. —





Vererbung.

Von

L. Fürst.

— Berlin. —

Der Begriff „Vererbung" bezeichnet scheinbar etwas Alltägliches, das wir auf Schritt und Tritt beobachten können. Wir sehen, wie sich physische und psychische Eigenschaften von einem Individuum auf das andere, von den Eltern auf die Kinder forterben, wie sie sich in ganzen Familien von Geschlecht zu Geschlecht wiederfinden, Stämmen und Völkern ein charakteristisches Gepräge erhalten. An der Hand der Vererbung können wir die Geschichte der Menschheit in Vergangenheit und Zukunft verfolgen. Und doch ist uns, obgleich sich die größten Naturforscher und Philosophen damit beschäftigt haben, das Wesen der Vererbung zu ergründen, dessen innerster Kern noch unbekannt. Höchstens vermögen wir den Begriff noch etwas näher zu erläutern, indem wir mit Ribot sagen: „Erblichkeit ist dasjenige biologische Gesetz, kraft dessen alle mit Leben begabten Wesen dahin neigen, sich in ihren Nachkommen zu wiederholen," oder mit Weismann: „Vererbung ist die Eigentümlichkeit der Organismen, ihr eigenes Wesen auf die Nachkommen zu übertragen." Ueber das Wesen dieses „Gesetzes," dieser „Eigentümlichkeit" konnten auch diese geistvollen Forscher keine Auskunft geben. Daß „die Natur sich selbst nachahmt," sehen wir. Die Tatsache tritt uns tausendfach und in einer ebenso interessanten wie unerklärlichen Weise entgegen. Aber vergebens hat man bisher nach des Räthsels Lösung gesucht, nach dem letzten Grunde jener Tatsache. Fast könnte man in die entmutigenden Worte Victor Hensen's einstimmen: „So viele Hände auch immer geschäftig gewesen sind, die Siegel zu lösen, welche die Theorie der Vererbung unserer Einsicht verschließen, der Erfolg ihrer Arbeit war ein geringer, und nicht ohne ein

gewisses Recht sieht man nachgerade mit nur wenig Hoffnungen neuen Arbeiten in dieser Richtung entgegen."

Theorien und Hypothesen sind keine Erklärung. Sie sind nur der Ausdruck unseres „Nicht-Wissens". Sie zeigen uns an, bis zu welchem Punkte wir mit der Erforschung einzelner Tatsachen gelangt sind, wie weit wir festen Grund unter den Füßen haben und wo die Grenze ist, jenseits welcher z. B. nur das Nebelreich der Vermutungen sich ausdehnt. Aber Eins tröstet uns: Diese Vermutungen sind das in logischer Folge sich vollziehende Weiterspinnen der Geistesfäden; sie deuten den Weg an, den die unermüdliche Forschung weitergehen wird, und markiren sehr oft den richtigen Weg, auf welchem der Geist schrittweise dem Ziele näher kommt. Was heute noch Hypothese ist, kann morgen schon erwiesene Beobachtung, festes Gesetz — oder auch endgiltig als Täuschung erkannt und verworfen sein. Der Mensch läßt sich nun einmal durch das Ungewisse, Unsichere nicht abschrecken, auf's Neue die Aufhellung des Dunkels zu versuchen. Solch' bohrender, grübelnder Forschertrieb ist ihm erb- und eigentümlich.

Betrachten wir irgend einen Menschen hinsichtlich seiner Körper- und Geistesbeschaffenheit, so tritt uns an ihm neben dem, was das Leben aus ihm gemacht hat, unverkennbar so Manches entgegen, was er zweifellos in's Leben mitbrachte, seien es nun angeborene Eigenschaften, die man bei seinen Vorfahren nicht antrifft, die bei ihm also zum ersten Male auftreten, seien es wirklich vererbte Züge, welche sich schon bei seinen Ahnen nachweisen lassen. Wir finden Züge, die an den Vater oder an die Mutter oder an Beide erinnern. Hierher gehört Goethes so oft angezogenes Wort:

Vom Vater hab' ich die Statur,
Des Lebens ernstes Führen,
Vom Mütterchen die Frohnatur
Und Lust zum Fabuliren.

Das, was hier der große Dichter von den an sich selbst beobachteten Vererbungen berichtet, läßt sich noch an andern bedeutenden Menschen, deren Voreltern bekannt sind, wahrnehmen. Aber auch bei einfachen, schlichten Leuten bestätigt sich das Spiel der Wiederholung gewisser Züge. Und die weniger Bedeutenden sind die Majorität; diese aber macht das Gesetz, nicht die Minorität der Ausgewählten. Die „großen Menschen," die Renan „zum Himmel ragende Säulen," Berthold Auerbach „Sterne am Himmel auf offener See" nannte, sind seltene Erscheinungen, und wenn man sie zum Beweise heranzieht, so geschieht es nur, weil ihr Wesen und ihre Familie allgemeiner bekannt sind.

Ja, es handelt sich nicht blos um die Eltern, sondern um die ganze Ascendenz, um weit zurückreichende Generationen der Familie, obwohl dieser selbst ihr Stammbaum oft unbekannt ist. Wo die Vorfahren rein blieben, d. h. ihre Eigenart konservirten, lassen sich bis zu den Urahnen

hinauf und durch Seitenlinien bestimmte Charaktere nachweisen. Bisweilen werden Generationen übersprungen, und doch tauchen manche Eigenschaften beim Urenkel, beim Großneffen u. s. w. auf, die schon vor lange entschwundener Zeit vorhanden gewesen sind. Nicht nur Züge aus alten Familienbildern kehren wieder, nachdem sie eine oder mehrere Generationen hindurch verschwunden schienen; auch Geistes- und Charakter-Eigenschaften erwachen abermals. Nicht immer ist dieses „Rückfällige" ein Zeichen höherer Entwickelung, eine Summirung glänzender Eigenschaften der Vorfahren, sondern — im Gegenteil — oft eine Art von Atavismus: die Wiederkehr längst erstorbener, erloschener Züge, die an einen niedern Kulturzustand erinnern. Die „Bestie im Menschen", die Ausbrüche des Fanatismus, die Verfolgung von Angehörigen andern Stammes oder Glaubens, der Chauvinismus, die Roheit und Grausamkeit sind solche Züge rückläufiger Vererbung atavistischen Charakters. Warum die Nachkommen von Eltern, die zu nahe mit einander verwandt sind, nicht immer die Summe guter Eigenschaften derselben darstellen, sondern eine Degeneration der Rasse, wissen wir nicht. Wohl aber kennen wir die traurige Tatsache an sich und nicht minder das unentrinnbare Verhängniß, welches die „Sünden der Väter" von Geschlecht zu Geschlecht forterben läßt und uns aus den Schicksalstragödien von Sophokles bis Ibsen medusenhaft entgegentritt.

Wenn wir von anthropologischen Merkmalen scharf ausgeprägter Völker reden, z. B. der Franzosen, Italiener, Holländer, Japaner, oder von Nuancen innerhalb eines Volkes, wie des Südfranzosen, des Neapolitaners 2c., so verstehen wir darunter im Grunde nur die im Lauf der Jahrhunderte vererbten Eigenschaften des Köperbaues, der Intelligenz, der Sprache, des Naturells, welche bei den einzelnen Individuen konstant geworden sind. Je reiner sich manche Nationalitäten erhalten haben, desto charakteristischer sind sie geblieben. Das ist ja auch der Grund für den starken Einfluß der Vererbung überall da, wo eine Jahrhunderte lange, strenge Absonderung in Rangstufen, wie in China oder wie in den Kasten Indiens stattfand. Wenn manche Familien, die sich mehr oder weniger von anderen abgesondert hielten, ihren bestimmten Habitus, wenn Dynastieen und aristokratische Häuser, Patricier- und Bauerngeschlechter einen unverwischten Typus behielten, so erklärt sich diese Erscheinung aus immer wiederholter Vererbung. Dieselbe führt schließlich zur Stabilität, freilich auch aus dem Stillstand zum Rückschritt, aus der Gesundheit zur Entartung. Dieser Umstand besiegelt gewiß oft das traurige Geschick der Nachkommen zu naher Verwandten, wenn Familien immer wieder unter sich heiraten. Man sieht, daß die Vererbung nicht zu exklusiv sein darf, daß allmählich eine gewisse Grenze erreicht wird, an welcher alsdann eine Verschlechterung der Race erfolgt, falls nicht neue Elemente in die Vererbungsreihe eingeschaltet werden. Selbst die uraltesten Eichen- und Lindenbäume sowie der berühmte Hildesheimer Rosenstock werden nicht in's Unendliche lebensfähige,

neue Triebe produciren, wenn es nicht gelingt, die nach und nach sich verringernde Lebenskraft aufzufrischen.

Jeder höhere Organismus, sei er nun ein Tier- oder ein Pflanzen-Individuum, ist ein komplicirtes Gebilde, das nicht, wie etwa die einzelligen Lebewesen, nur durch fortwährende Teilung der ursprünglichen Substanz seine vielleicht vor Jahrtausenden erhaltenen Eigenschaften noch nach Jahrtausenden forterbt, also gewissermaßen unsterblich ist. Je höher der Organismus steht, desto enger ist die ihm gesteckte Grenze physischer Vererbung.

Was dem Laien immer zuerst in's Auge fällt, ist die allerdings oft wunderbare Vererbung körperlicher Eigenschaften. Obwohl bekanntlich die charakteristischen Aehnlichkeiten des neugeborenen Kindes mit seinen Eltern noch wenig ausgeprägt sind, so werden sie doch in einer oft allerdings fast humoristischen und von Selbsttäuschung befangenen Weise — zumal von allen Verwandten und Bekannten „sofort" herausgefunden. „Der Mutter wie aus den Augen geschnitten!" „Der ganze Vater!" — sind die Ausrufe, die in beglückwünschender oder komplimentirender Weise laut werden. Bei dem indifferenten Gesichtsausdruck kleiner Kinder sind sicher viele derartige Aussprüche noch ohne genügende Begründung. Manches ist aber doch bereits in den ersten Lebenstagen des Kindes, welches in der Tat schon ganz bestimmte Aehnlichkeiten aufweisen kann, für den scharfen Beobachter entscheidend. Interessant ist es, daß diese Aehnlichkeiten sich mit zunehmendem Alter nicht etwa abschwächen, sondern geradezu steigern. Auch in den Knospen sind schon durch feinere Unterschiede die Merkmale der Blüten und Blumen angedeutet, aber zum vollendeten Ausdruck kommen sie erst später. So ist es auch mit den „Aehnlichkeiten" des kleinen Kindes. Ihre Bedeutung im ganzen Körperbau und Gesichts-Ausdruck, in Sprache und Sinnesfunktionen, in Bewegungen und Gewohnheiten, tritt, je älter das Kind wird, desto deutlicher hervor, und zwar auch dann, wenn es z. B. seine Eltern früh verloren hat, also von einer Aneignung durch persönlichen Verkehr nicht die Rede sein kann. Gerade dieser Umstand beweist so recht deutlich, daß die Aehnlichkeit eine angeborene, eine ererbte sein muß.

Doch bedürfte es denn noch eines Beweises dafür? Sehen wir nicht täglich Beispiele solcher Vererbung schon des äußeren Menschen vor uns? Die eine Familie hat ungewöhnlich große, die andere besonders kleine Individuen, eine schlägt mehr in's Magere, die andere in's Fette, eine ist auffallend kinderreich, die andere kinderarm. Hier herrscht Kurzlebigkeit, dort Langlebigkeit vor. Die Körperstatur, der Bau des Skeletts, die Beschaffenheit der Haut, die Farbe der Augen und Haare, die Struktur der letzteren, die Gesichtsformation, zumal Augenbrauenbogen, Nase, Backen- und Kieferknochen, ferner Blutüberfüllung oder Blutarmut des Antlitzes — alles dies kehrt oft bei mehreren Generationen auf's Frappanteste wieder. Bisweilen erkennt man schon im ersten Moment diese „Familienähnlichkeit";

Kinder erscheinen uns dann wie Miniaturausgaben der Eltern, wie Kopien im verjüngten Maßstabe. Und diese Aehnlichkeit beschränkt sich nicht auf die Wiederkehr von Form oder Farbe, sie erstreckt sich auch auf bestimmte Körperfunktionen. Der Charakter der Handschrift, die Art der Stimme, Linkshändigkeit, besondere Geruchsfeinheit, gutes musikalisches Gehör, Geschidlichkeit in gewissen Handleistungen, Gewandtheit sogenannter „Artisten", mechanisches Talent und dergleichen hat man durch Generationen sich forterben sehen.

Aber auch krankhafte Neigungen können sich auf die Nachkommen übertragen, wie das Essen thoniger Erde bei brasilianischen Volksstämmen oder die unüberwindliche Vorliebe für den Alkohol. Die Worte, welche Mephistopheles an den Schüler richtet:

Es erben sich Gesetz und Rechte
Wie eine ewige Krankheit fort,
Sie schleppen von Geschlecht sich zu Geschlechte —

zeigen deutlich, daß das Bild der Krankheits-Vererbung ein längst geläufiges ist. In der Tat ist die Erblichkeit bei wirklichen Krankheitszuständen konstatirt. Blutarmut und Tuberkulose, Taubheit und Blindheit, Nerven- und Geisteskrankheiten sind dafür klassische Beispiele; aber auch ererbte Anlage zu bösartigen Geschwülsten, wie Krebs gehört hierher. Es giebt Familien, in denen vorzeitiger Haarschwund, Warzen und Muttermäler zu Hause sind, andere, in denen die Kinder denselben unreinen, häßlichen Teint, Gesichtsröte, Mitesser, „Blüten" und sonstige Zeichen verdorbener Säfte zeigen, wie die Eltern, andere, in denen bestimmte Formen der Farbenblindheit sich wiederholen. Nicht immer äußert sich die ererbte Krankheits-Anlage in frühester Jugend oder in den ersten Jahrzehnten; sie kann lange schlummern und dann mit einem Male aus diesem latenten Zustande erwachen.

Auch die psychische Vererbung ist eine feststehende Tatsache, über die man sich nicht wundern wird, wenn man erwägt, daß die geistigen Funktionen durch die Beschaffenheit des Nervensystems bedingt, von dieser abhängig sind. „Jede Grenzlinie zwischen Physiologie und Psychologie ist eine künstliche. Das seelische Leben löst sich vom körperlichen langsam und stufenweise los, ohne daß man sagen könnte, wo und wie es entsteht." Mit diesen treffenden Worten Ribots ist zugleich das Wesen der psychischen Vererbung skizzirt. Denn sicher beruht sie z. T. nicht blos auf dem Vorbilde oder der Erziehung, sondern auf einem bestimmten Bau des Gehirns, auf der Funktion seiner Ganglien, der höheren Erregbarkeit gewisser Nervenbahnen, wohl auch auf stärkerer Entwicklung einzelner Gehirnteile, worauf schon Weismann hingewiesen hat.

Wie sich das Centralorgan der Psyche, das Gehirn gestaltet hat, so funktionirt es. Die Qualität des Seelen-Instrumentes ist es, welche in erster Linie für die Seelen-Tätigkeit den Ausschlag giebt, ganz wie für das Spiel des Künstlers. Auch dieses kommt auf einer edlen, alten Geige aus

der Werkstätte eines Amati oder Guarnerio mit ihrer durch Jahrhunderte langes Spiel beinflußten feinen Holzstructur anders zur Geltung, als auf der billigen neuen Geige einer modernen Fabrik. Freilich läßt sich nicht leugnen, daß ein vollendeter Spieler selbst einem minderwertigen Instrumente noch schöne Töne entlocken kann, während ein Stümper selbst mit der besten Violine keinen Eindruck macht. Immerhin ist das Gehirn für die Vererbung gewisser Eigenschaften des Geistes, Gemüts und Charakters die Grundbedingung. Es muß eine Wiedererweckung bestimmter psychischer Leistungen der Eltern und Großeltern um so leichter veranlassen, als es ein sehr impressionables, d. h. allen Eindrücken leicht folgendes Organ ist.

So sehen wir denn tatsächlich, daß rein geistige Eigenschaften sich vererben. Die Art des Denkens und Sprechens, Urteils- und Einbildungskraft, Intelligenz und Phantasie finden sich wieder, aber auch Begabung und besondere Talente, Neigungen und Liebhabereien, ja selbst eigenartige Befähigungen, wie starkes Gedächtniß. In gewissen Familien ist der Sinn für Handel, in anderen der für Kunst und Litteratur, wieder in anderen der für Politik zu Hause. Gewiß ist in manchen Fällen auch der Einfluß des Beispiels, die Summe der Jugendeindrücke, die geistige Atmosphäre, in der das Kind aufwuchs, die Familientradition, das frühzeitige Vertrautwerden mit bestimmten technischen und geistigen Richtungen nicht ohne Einfluß. Oft ist es schwer, zu entscheiden, was von den geistigen Eigenschaften auf Rechnung der Vererbung, was auf die späteren Aneignens und Erwerbens zu setzen ist. Schön und wahr werden immer des Dichters Worte bleiben:

Was Du ererbt von Deinen Vätern hast,
Erwirb es, um es zu besitzen.

Auch vererbtes Talent muß erst noch ausgebildet werden, wenn es sich fruchtbringend ausgestalten soll. Was sich forterbt, ist überhaupt nur die Anlage, der Antrieb, die Neigung zu gewissen Betätigungen des Geistes. Diese selbst können erst durch Erfahrung erlernt, erst durch Uebung in feste Gestalt gebracht werden. Wenn Vater, Mutter oder Großeltern noch so begabt sind, der Sohn und Enkel muß, wenn die geistige Saat auch bei ihm aufgehen soll, die eigene Arbeit hinzufügen. Dem Sohn eines genialen Bildhauers entstehen nicht gleich herrliche Werke auf dem Modellirtisch, es gewinnen seine Ideen nicht ohne Weiteres, wie durch ein göttliches Wunder, die künstlerische Form. Er muß von vorn anfangen mit dem Technischen, mit dem Handwerk des Künstlers, wird aber leichter zum Ziele gelangen vermöge der günstigen Struktur seines Gehirns, seiner Nerven und — allerdings auch zugleich vermöge der erziehenden Kraft des Vorbildes.

Häufig finden wir in der einen Familie ritterlichen Sinn, Mäcenatentum, Vorliebe für Künste und Wissenschaften forterben, in der andern staatsmännisches Geschick oder kriegerische Tatkraft. Wir finden Familien, in denen die Tonkunst heimisch ist, wie die Bachs und Mozarts, oder die Kunst des Geigenbaues, wie unter den Amati, Stradivarius und Steiner

oder die Technik, wie bei den Siemens. Wir finden ausgesprochene Gelehrten-Familien und wieder andere, in denen die schöne Litteratur heimisch ist. Familien von bildenden Künstlern sind nichts Seltenes: die van Eyck, die Holländer, Achenbach und Begas sind Beispiele dafür. Auch das dichterische Talent tritt bisweilen mehrfach in einer Familie auf. Wieder eine andere giebt der Welt Staatsmänner, wie die Gens Cornelia und Flavia, die Medici. Aehnliches gilt von Feldherren, die mehrfach aus ein und derselben Familie hervorgingen, wie aus den Ptolemäern, Scipionen, Carolingern, Hohenzollern und Bonapartes. Diese nur auf gutes Glück herausgegriffenen Beispiele, die sich hundertfach vermehren ließen, sind ja nicht alle voll beweiskräftig für geistige Vererbung. Sicher haben oft auch Zeitströmungen, äußere Einflüsse, Geschmacksrichtungen, geschichtliche Ereignisse, Familien-Ueberlieferungen u. s. w. ihren Anteil daran. Vielleicht spielt sogar hier und da der Zufall mit. Ja, es ließen sich wohl auch — als Gegenprobe — zahlreiche Beispiele berühmter Söhne und Töchter unbedeutender Eltern, sowie unbedeutende ja selbst verkommene Söhne eines berühmten Vaters anführen. Gewiß tauchen manche geniale Menschen auf, in deren Vorfahren nicht die Spur eines Genius zu entdecken ist, oder es erlischt mit ihnen die geistige Größe eines Hauses. In manchen Fällen, wo kein männlicher Stammhalter existirt, findet man bisweilen eine ungewöhnliche Begabung der Töchter, auf die sie sich von Vater und Großvater vererbt hat.

Manchmal sind es äußere Umstände, die auf bestimmten Gebieten große Menschen förmlich züchten: In Kriegen entstehen hervorragende Feldherren, Leuchten der Kriegs-Chirurgie und der Krankenpflege, durch Akademieen bedeutende Gelehrte und Denker; aus der Pflege der Naturwissenschaften entwickeln sich epochemachende Forscher, aus der Frauenbewegung hochbegabte Frauen. Aber die Regel ist doch immer die Vererbung des Talentes, das sich verschieden äußern kann und doch eine gemeinsame Wurzel hat. Schlagende Beispiele hierfür sind die Mendelssohn, die Lessing, die Wislicenus u. A., bei denen sich zugleich die Vielseitigkeit der geistigen Erblichkeit zeigt. Ob der Einfluß des Vaters bedeutender ist, wie bei Mirabeau, Feuerbach u. A., oder der mütterliche, wie bei Mrs. Newton, Laetitia oder der Frau Rat Goethe, ist im Grunde gleich; genug daß er existirt und sich in den Nachkommen deutlich äußert.

Wie diese Vererbung zu Stande kommt, darüber können wir höchstens Vermutungen hegen. Von Haus aus ist das Denken, die Grundlage jeder geistigen Leistung, nicht angelegt; es existirt nicht als etwas Fertiges, sondern entwickelt sich bei jedem Menschen neu aus Uranlagen. Nur diese Anlagen, diese Fähigkeiten zur Bildung von Ideen und Vorstellungen, werden vererbt. Mit Herbert Spencer und Stuart Mill müssen wir annehmen, daß in begabten Familien von Generation zu Generation eine Steigerung der psychischen Leistung, eine höhere Gewöhnung des Gehirns an solche, ein

Vererben der von den Vorfahren übernommenen größeren Leistungsfähigkeit eintritt. Die heutige Naturwissenschaft zwingt uns, auch bezüglich der psychischen Vererbung eine Entwickelungs-Theorie anzunehmen.

Freilich äußert sich die Vererbung geistiger Eigenschaften, ebenso wie die der körperlichen, nicht immer in aufsteigender, fortschreitender Richtung. Die in der Natur nicht seltenen Fehl- und Rückschläge kommen auch hier vor. Wir dürfen nicht die angeborenen Triebe des Menschen, den Rest seiner Tier-Natur, vergessen, die sich keineswegs immer nach der Seite seines edlen Wesens hin bewegen, wie Liebe, Scham, und dergl., sondern nur zu oft im Sinne des Unedlen, Rohen, als Selbsterhaltung, Nachahmung, Haß, Rache, Grausamkeit sich äußern. Bei aller höheren Bildung vermag er nicht immer, sich denselben zu entziehen, sie zu unterdrücken. Sie kommen bei dem Einen oder Andern wider seinen Willen, ohne sein volles Bewußtsein, hier und da selbst in elementarer Weise zum Durchbruch. Das instinktive Sittlichkeitsgefühl, der instinktive moralische Defekt sind solche erhebende oder traurige Erbstücke, die den Menschen entweder zu einem Beglücker seiner Zeit, zu einer idealen Erscheinung, oder zu einem Uebeltäter und Verbrecher, zu einem Schrecken seiner Mitmenschen stempeln können.

Auch die Vererbung von Regungen des Gemüts kann sich nach der lichten oder dunklen Seite hin manifestiren. Die edelsten seelischen Empfindungen, die Vornehmheit der Gesinnung, die Wärme des Temperaments können sich auf den Sohn und Enkel übertragen. Leider aber können sich auf ihn auch krankhafte Gemütszustände vererben, und zwar nicht blos sogenannte „Eigenheiten", wie Idiosynkrasien, Sonderlingswesen, Beschränktheit, Starrköpfigkeit, launisches Wechseln der Stimmung, sondern auch ausgesprochene Geistes- und Gemütskrankheiten. Hier bildet die „erbliche Belastung" eines der traurigsten Kapitel der Pathologie. In einzelnen Fällen zeigen sich solche Vererbungen schon frühzeitig, in anderen treten sie erst in einem gewissen Alter auf, nachdem die Anlagen vielleicht mehrere Jahrzehnte nur angedeutet waren.

Von Interesse ist die Vererbung von Charakterzügen. Oft hat mit ihnen der Wille nichts zu tun, oder er wird durch einen inneren Zwang überwogen, welcher den Menschen nötigt, so und nicht anders zu handeln. In der Kriminalpsychologie der neueren Zeit ist ja mit dieser Art von ererbten Anlagen ein gewisser Mißbrauch getrieben worden, so daß man z. B. die angeborenen Triebe zum Bösen, die angeborene Veranlagung zum Verbrechen als etwas über jeden Zweifel Erhabenes, Feststehendes — gewissermaßen als ein praktisches Beispiel der „Erbsünde" — anzunehmen geneigt war. Man hat sich trotz der geistreichen Verfechter dieser Lehre, unter denen Lombroso der Beharrlichste ist, nicht recht überzeugen können, daß der Mensch zu Tugenden und Lastern von Geburt an prädestinirt, gewissermaßen für Beide nicht verantwortlich sei, weil er unter dem Zwange einer bestimmten Organisation seines Gehirns stehe. Ueber die Gefährlich-

keit eines Verallgemeinerns solcher Theorien für die Strafrechtspflege ist man nicht im Zweifel. Man weiß, daß Erziehungsfehler, Lebensschicksale, Umgang u. s. w. mindestens den gleichen Einfluß auf den Menschen haben wie moralische Degeneration, die er ererbt hat. Man weiß, daß starke Naturen im Kampf der Vererbung und angeborenen Eigenart mit äußeren Verhältnissen Sieger bleiben, schwache erliegen. Gewiß ist der Erblichkeits-Einfluß in einzelnen Fällen so mächtig, daß der Wille ihn nicht mehr besiegen kann; in anderen aber ist dieser Wille sehr schwach oder völlig unentwickelt. Die jugendlichen Verbrecher illustriren das Gesagte in oft sehr schmerzlicher Weise. —

Erfreulicher als vererbte Neigung zu Menschenfeindlichkeit, Leichtsinn, Geiz, Spiel- und Trunksucht oder ähnlichen Nachtseiten des menschlichen Wesens ist die Vererbung edler Eigenschaften. Ein erfreulich heiteres Temperament, Leutseligkeit und Wohlwollen, gerades offenes Wesen, Bestimmtheit, Solidität, Gemeinsinn, Tatkraft rc. sind solche bisweilen angeborene Züge, die mancher Familie erblich zu eigen sind. Hier begegnen wir der Tapferkeit und Ritterlichkeit, dort der Freude an Sport und Jagd. Die ersten Neigungen dafür finden sich oft schon in früher Kindheit angedeutet. Auch hier wieder spielen freilich Erziehung und Vorbild, Ehrgeiz und Familienanschauung eine große Rolle; möglich, daß sie der ursprünglichen Anlage erst die definitive Richtung und Schulung geben. Offizierskinder können bisweilen nicht früh genug reiten oder schießen; Kinder von Seeleuten und Fischern sind „geborene Wasserratten" und liefern manches Seitenstück zum „feinen Hydriot". Der Parvenu kann, auch wenn er zu Millionen gelangt ist, seine ererbten und angeborenen Hausknechtsmanieren trotz aller oberflächlichen Uebertünchung nicht verleugnen. Irgend ein reichgewordener Spekulant aus niederer Sphäre, der sich durch glückliche, wenn auch vielleicht nicht immer saubere Manipulationen zum Nabob herausgebildet hat, wird vergeblich den Kavalier oder Patrizier zu spielen versuchen; das angestammte ordinäre Wesen dringt doch bei jeder Gelegenheit durch wie eine schlechte Grundirung bei einem übermalten Oelbilde. Erfreulicher ist das Gegenbild, indem sich wahre Bildung, Geistesaristokratie, Feinheit und Vornehmheit der Gesinnung auch in bescheidenen Verhältnissen, dank der Tradition, auf Kinder und Enkel forterben. Während der Emporkömmling noch im dritten und vierten Glied, trotz äußeren Glanzes, innerlich Plebejer bleibt, zeigt der Sohn eines hochgebildeten Mannes noch in seinen Nachkommen — in Folge der Vererbung — die Spuren geistiger Noblesse.

Leider sind die Besitzer eines glückliches Erbes geistiger Güter die Minderzahl. Die meisten Menschen sind *in sich* nicht gefestigt, nicht *innerlich* veredelt; ihr Charakter ist nur mehr oder weniger stark vergoldet oder Talmi, kein echtes Gold. Die schlimmen Triebe vieler Menschen sind nicht tot; sie schlummern nur auf dem Grunde der Seele. Ihre wilde, bestialische Urnatur kommt leicht durch äußere Erschütterungen, durch Aufruhr, Krieg,

Volks-Agitation und Sinken des allgemeinen ethischen Niveau wieder an die Oberfläche. Nur der Erbe guter Gesinnungen weiß diese atavistischen Züge zu unterdrücken und sich gerade in solchen Momenten seiner edlen Abstammung zu erinnern. Das sind solche Menschen, von denen Wilhelm von Humboldt mit Recht sagt: „Wenn man einem reinen großen Charakter lange zur Seite steht, geht's wie ein Hauch von ihm auf uns über."

Um das Wesen der Vererbung näher kennen zu lernen, giebt es nichts Lehrreicheres als die Tierwelt; denn hier ist das Uebertragen gewisser Eigenschaften durch rationelle Züchtung seit den urältesten Zeiten bekannt. Schon die Bibel berichtet uns von solchen Experimenten, und bereits seit Jahrhunderten ist das Princip der Züchter bewährt, nur die stärksten, schönsten oder mit den erwünschten Eigenschaften am deutlichsten begabten Thiere hierzu auszuwählen. Die praktische Verwirklichung der Vererbungstheorie in Gestalt natürlicher Zuchtwahl ist alten Datums. Schon lange Zeit vor Darwin wurde sie in ihrer Bedeutung geschätzt. Lewy hat bereits 1764, Burdach und Giron de Buzaraingues 1826 und 1828, Prosper Lukas 1847 dieses Thema behandelt. Buffon und Cuvier kannten die „hérédité naturelle" sehr wohl. Darwin aber gebührt das Verdienst, diese Lehre fester begründet, im Sinne der modernen Naturwissenschaft ausgebaut zu haben.

Man kann an unseren bekannten Haustieren verfolgen, wie sie sich durch Züchtung, d. h. also durch Vererbung bestimmter Eigenschaften, auf die ihre Besitzer Wert legten, nach und nach umgestaltet haben, so daß sie jetzt ihrem Urahn kaum noch ähnlich sehen. Der Esel würde seinen Stammvater, das gestreifte Zebra, kaum noch mit verwandtschaftlichen Gefühlen begrüßen, ja sich vor ihm fürchten, unser einhufiges Pferd würde das dreizehige Urpferd der Tertiärzeit nicht wiedererkennen, und unseren zahlreichen Spielarten der Taube würde die Felsentaube, von der sie alle abstammen, fremd erscheinen: Und doch haben diese Tatsachen der Ummodelung durch das Vererben eine große Bedeutung. Sie werden um so interessanter, als manchmal ein solches Individuum wieder in den Urtypus zurückfällt, als erinnerte sich seine Natur der Stammeltern. Etwas ganz Alltägliches sind die Züchtungs-Resultate beim Pferd, Schwein, Rind und Huhn, bei denen je nach Bedarf Fett, Muskeln, Sehnen, Haarbeschaffenheit, Kraft, Schnelligkeit, Ausdauer, Milchproduktion oder dergl. künstlich verstärkt wurden. Von den hornlosen Rindern Paraguays, von den Otter- und Merino-Schafen in Massachusetts behauptet man allen Ernstes, daß sie von einzelnen, mit ungewöhnlichen Eigenschaften begabten Tieren abstammen. Wie sehr sich manche Charaktere eines Tieres durch Zuchtwahl steigern können, beweisen die imponirenden Schwanzfedern des Japanisch-Koreanischen Haushahns. In andern Fällen wirkt die Kultur in negativem Sinne. Es können Organe durch Vernachlässigung und Nichtgebrauch allmählich, auch wenn sie erhalten bleiben, ihre Tätigkeit einbüßen oder durch Einbuße der Tätigkeit ver-

kümmern. Die zahme Gans und Ente hat im Laufe der Jahrhunderte, indem sie sich vorwiegend der Füße bediente, den Gebrauch der Flügel nahezu verlernt.

Ein weiteres Beispiel praktisch durchgeführter Vererbung ist die Dressur. Sie liefert das merkwürdige Ergebniß, daß durch langes Fortsetzen der Uebung sich in den betreffenden Tier-Generationen, vielleicht durch eine Steigerung in den Keim-Anlagen, gewisse Fähigkeiten und Talente derartig fixiren und forterben, daß dadurch die Dressur der Nachkommen sehr erleichtert wird. Der edle Stamm mancher Pferde bekundet sich schon in den jungen Tieren, wenn deren Anlagen ausgebildet werden. Die Jungen des Jagdhundes bringen Spürsinn, Leichtigkeit des Erlernens ihrer künftigen Funktionen, wie Stellen des Wildes, Apportiren 2c. mit ins Leben. Der Pudel ist schon von Haus aus ein munterer, anstelliger und gelehriger Gesell, und die Brieftaube läßt sich leicht abrichten, während dies bei anderen Taubenarten nicht gelingt. Natürlich kommen bei vielen Tieren neben ererbten oder anerzogenen Talenten auch deren natürliche Instinkte mit in Frage, ja diese spielen sogar bei der Vererbung gewisser Eigenschaften unzweifelhaft eine hervorragende Rolle. Mag man diese Instinkte als einfache Reflex-Handlungen auffassen, die mit der Intelligenz nichts zu tun haben, oder als Aeußerungen einer unbewußten, durch die Organisation bedingten, an Vernunft grenzenden Intelligenz, immer wird man staunend sehen, daß bestimmte Instinkte sich bei bestimmten Tieren wiederholen, ihnen erb- und eigentümlich sind. Ob der Zweck ihres Handelns ihnen immer bewußt ist, oder ob es sich um einen unbewußten seelischen Antrieb handelt, der vielleicht nur auf einer „mechanisch gewordenen Anlage des Gehirns“ beruht, wird sich schwerlich entscheiden lassen. Aber die Tatsache ist unzweifelhaft, daß schon das junge Tier bisweilen eine eminente Begabung für die oft nicht nur zweckmäßigen, sondern auch sehr komplicirten Fertigkeiten seiner Eltern und Voreltern dokumentirt. Zu diesen ererbten, instinktiven Anlagen gesellt sich freilich noch ein gewisser Unterricht, den das junge Tier von seinen Eltern erhält, eine Ausbildung durch lehrreiches Beispiel, zu dessen Nachahmung es angeleitet wird. Allerdings läßt sich diese Unterweisung nicht in jedem Falle nachweisen, oft aber annehmen. Die junge Spinne, die ihr kunstreiches Netz webt, die Biene, welche — unter weiser Ersparniß von Wachs — ihre sechseckigen Zellen Wand an Wand zusammenbaut, der junge Hund, welcher fast „von selbst“ das Bitten, das Apportiren und sonstige kleine Künste producirt, der junge Biber, der schon nach 2—3 Jahren ein geschickter Holzbearbeiter geworden ist, die Amazonen-Ameise, welche Larven der schwarzgrauen Ameise raubt, um sich daraus Arbeiter zu erziehen, die zahlreichen Vogelarten mit ihren oft so sinnreich konstruirten, zweckmäßigen Nestbauten — alles dies sind Beispiele von Vererbung und Ausbildung wunderbarer Instinkte, denen wir nur staunend gegenüberstehen können.

Selbst die Art, wie sich das Tier, ganz seinen Vorfahren gleich, er-

nährt, wie es scheu vor dem Menschen flieht, obwohl es ihn noch gar nicht kennt, wie es sich vor seinen Feinden schützt, wie es seine Brut unterbringt, ist der Hauptsache nach ererbter Instinkt, vielleicht durch gesammelte Erfahrung der Vorfahren verstärkt und so auf den Keim übertragen. Hierher gehört wohl auch die feinere Ausbildung der Sinne, wie beim Jagdhunde, bei der Brieftaube, bei den in Massenkolonien nistenden Vogelschaaren, deren jedes das eigene Nest aus Tausenden heraus findet. Daß nicht immer angelernte Instinkte vorliegen, sondern wirklich „angeborene,“ also Ergebnisse von „Naturzüchtung“, sehen wir daran, daß manches Tier gewisse Handlungen nur einmal im Leben vollzieht, wie die Bienenkönigin die Eier-Ablage, das Nachtpfauenauge seine kunstvolle Verpuppung, manche Raupe ihr kompliciertes Gespinnst. Bei diesen Leistungen niederer Tiere kann von Einübung keine Rede sein, während dem Menschen irgendwelche schwierigere oder ungewohnte Leistungen nur durch Uebung gelingen würden. Wenn der Hirt aus seiner Schaf-Heerde, trotzdem alle Individuen einen allgemeinen, gemeinsamen Charakter haben, doch die einzelnen an speciellen, individuellen Eigenschaften herausfindet, so ist dies nicht Instinkt, sondern Uebung, gerade wie ein bedeutender Musiker noch Vierteltöne heraushört und des Malers Auge für feinste Farbennüancen, das des Mikroskopikers für die minimalsten Größen und Formdifferenzen eingeschult ist. Wichtig ist, daß sich neben natürlichen Instinkten auch manche erst künstlich hervorgerufene oder durch Zähmung und Abrichtung erst beigebrachte an den durch Kultur stark veränderten, seit Jahrhunderten in menschlicher Gemeinschaft lebenden Tieren vorfinden.

Man hat die Frage aufgeworfen: Vererben sich Eigenschaften des Tierkörpers, welche durch Gebrauch oder Nichtgebrauch verändert wurden, derart, daß späteren Generationen die durch den Nützlichkeitsgrad in Aufwärts- oder Abwärts-Entwickelung erworbenen Aenderungen nach und nach feststehend werden? Schon Lamarck hat auf diese Erscheinung, welche, obwohl noch nicht sicher und fest begründet, doch nach unsern gegenwärtigen naturwissenschaftlichen Anschauungen als sehr wahrscheinlich bezeichnet werden muß, hingewiesen. Es ist bekannt, daß man die Länge des Giraffenhalses, des Elephantenrüssels, der Ameisenbär-Zunge, des Schnabels und der Stelzbeine der Sumpfvögel u. s. w. auf die Notwendigkeit, unter gewissen schwierigen Bedingungen die Nahrung zu gewinnen, zurückgeführt hat. Auch das Auftreten der Schwimmhaut hat man durch die Notwendigkeit der Fortbewegung im Wasser zu erklären gesucht. Das Verschwinden der Flügel bei manchen Käfern, die Verkümmerung derselben beim Strauß und Pinguin, den Schwund der Augen bei Höhlenbewohnern, der Beine bei den Schlangen ꝛc. hat man als natürliche Konsequenzen der Tatsache bezeichnet, daß die betr. Organe entbehrlich und inaktiv wurden, ihre „biologische Bedeutung“ verloren, während andererseits, wo solche in höherem Grade notwendig wurden, sie zu größerer Aktivität und Entwickelung gelangten. Tast-, Hör- und Riech-

organe, Veränderungen der Beine und dergl. hatten in diesen Umständen ihren Grund und vererbten sich — einmal zu Stande gekommen — weiter. So schwand der Chitin-Panzer mancher Krebs- und Käferarten, gehörnte Tiere wurden hörnerlos, andere verloren ihr Haarkleid oder ihre Beine. Dagegen erhielten manche Tiefsee-Tiere, die, nach unsern Kenntnissen in tiefer Nacht leben, riesengroße oder teleskopisch verlängerte Augen, um die schwachen Lichtspuren jener Untiefen noch auffangen zu können. In's Endlose würden sich die Belege für alles dies hier Gesagte vermehren lassen. Hier war es also die Zweckmäßigkeits-Frage, welche manche Teile untergehen oder zunehmen ließ oder veränderte. Es war nur eine logische Folge, daß die konservirende Wirkung der Naturzüchtung durch natürliche Auswahl der zweckmäßiger und vollkommener entwickelten Individuen die schwächeren, weniger tauglichen nach und nach ausmerzte.

Anders liegt die Frage, ob zufällig erworbene Veränderungen, Verstümmelungen und dergl. sich forterben. Diese Frage wird allseitig verneint. Die Beispiele, welche man zu ihren Gunsten anführt, sind weder beweiskräftig noch sicher beglaubigt. Eine Katze, der zufällig der Schwanz abgehackt wurde, ein durch Verletzung verkrümmter Finger sollte sich mit gleicher Mißgestalt fortgeerbt haben. Alles dies ist fraglich. Im Leipziger Zoologischen Garten befand sich ein prächtiger Löwe, dem aber durch einen Unfall der Schweif bis auf einen kurzen Stumpf abgequetscht worden war. Von seinen zahlreichen Kindern und Enkeln hatte keines die gleiche Verstümmelung aufzuweisen. Wenn sich in einer Familie ein und dieselbe Mißbildung durch mehrere Generationen wiederholt, wie Plattfuß, Ueberzähligkeit oder unregelmäßiger Bau von Fingern und Zehen, weißen Haar-Inseln 2c., so kann diese zweifellose Tatsache nur auf einer bleibenden Veränderung des Keims und seiner Entwickelung beruhen. Dieser hält die Tendenz zu Mißbildungen derselben Organe lange und zähe fest, so daß sie auch bei neuen Individuen sich wiederholen. Offenbar liegen die Mißbildungen schon in der Keim-Anlage vorgebildet, so daß — was man allerdings nur vermuten kann — schon diese nicht mehr normal ist.

Ebenso mannigfaltig und erstaunlich, wie bei den Tieren, äußert sich die Vererbung in der Pflanzenwelt. Aber sie ist weniger auffällig und wird für gewöhnlich als etwas ganz Selbstverständliches hingenommen. Und doch zeigt sich, wie Herder es treffend ausdrückt,

„Schon im Blatt des Baumes hoher Bau,
Schon im Keim der Früchte volle Kraft" —.

wie sich aus dem für unser Auge anscheinend gleichen Keime in ganz charakteristischer Weise diese oder jene Pflanze entwickelt, in Wuchs und Farbe, in Blättern, Blüten und Früchten ihren Vorgängerinnen typisch gleichend, wie sich das neue Pflanzen-Individuum der Stammpflanze ähnlich entwickelt, um auch seinerseits wieder mittelst einer Keimzelle seine Eigenschaften bis ins Einzelne weiterzuvererben, schon dies sich endlos vollziehende,

ewig neue Schöpfungswunder ist für uns ein Rätsel. Noch verwickelter wird dieser Proceß, wenn wir sehen, daß alle durch die Kultur erzielten Veredelungen der Blumen, der Fruchtbäume, der Gemüse sich zu bleibenden neuen Formen herausbilden, aus denen nur beim „Verwildern“ durch Rückschlag wieder die alten Urformen entstehen. Und wie erstaunlich ist das Forterben von künstlich erzeugten Varietäten, wie die Rotbuche, die Trauerweide, die bunte Fülle der verschiedenen neuen Blumen- und Obst-Sorten. Wie wäre die Zier-Gartenkunst, wie die Gemüse-Kultur denkbar ohne die Sicherheit, daß künstlich hervorgerufene Arten zu bestimmten Dauerformen werden, daß in dem steten Wechseln und Verändern doch ein festes Gesetz waltet? Das ist ja eben die Errungenschaft, daß die gewonnene neue Art auch in dem neuen Sinne sich fortpflanzt, und zwar lediglich durch Veränderungen des Keims.

Freilich in das Wesen des Keims, aus dem sich so verschiedenartige Organismen entwickeln, sind wir noch nicht eingedrungen. Es ist für uns noch ein Geheimniß, trotzdem die hervorragendsten Gelehrten unablässig bemüht waren, es zu ergründen. „Ignorabimus!“ — „Wir werden es niemals wissen“ — sagt mutlos der Eine. „Sciemus!“ „Wir werden es noch erfahren!“ ruft vertrauensvoll der Andere. Alle aber, selbst ein Darwin und ein Haeckel, haben dafür nur „Staunen“ und „Bewunderung“, ja Montaigne nennt es ein „monstre“.

Die kleine Eizelle mit ihrer Hülle, ihrem Protoplasma und Kern läßt uns nicht ahnen, welche Kräfte in ihr schlummern, was sich aus ihr nach einem bis in's Detail bereits feststehenden Plane in größter Regelmäßigkeit und Exaktheit entwickeln wird. Ob es der Keim eines Menschen, eines Tieres, einer Pflanze ist, das Individuum, von dem er stammte, reproducirt er auch wieder, nicht nur im Ganzen oder Großen, sondern auch mit allen Eigenschaften der Rasse, der Familieneigenart. „Jede Zelle stammt von einer Zelle.“ Dieser grundlegende Ausspruch Virchows ist zu einem bisher unerschütterten Gesetze geworden. Nie hat man das Entstehen einer organischen, lebenden, mit Vermehrungs- und Bildungsfähigkeit ausgestatteten Zelle aus Molekülen, aus nicht organisirten, formlosen Massen beobachtet. Niemals ist ein Faust'scher Homunculus wirklich aus einer Retorte hervorgegangen. Woraus die ersten Zellenkeime sich entwickelten, wie die erste Bildung eines aus Zellen bestehenden Organismus zu Stande kommen konnte, wie wir uns das erste Erwachen der Lebenskraft in der Zelle zu denken haben — wer könnte es sagen? Was wir sehen, sind nur die gröbsten Aenderungen in der Verteilung und Gruppirung des Protoplasma, die ersten Stadien der Entwickelung eines Individuums, also nur die Wirkungen der Urkraft. Aber unergründlich ist für uns, wie es möglich sein kann, daß in dem Keime die vollständig vorgezeichnete Anlage des Individuums, aller seiner Charaktere unsichtbar gegeben ist, welche treibende, ordnende Kraft den Aus- und Aufbau so leitet, daß der Sproß dem Vorfahren ähnelt, daß

die Individualität sich in den maßgebenden Charakteren und selbst in den unscheinbarsten Einzelheiten kopirt.

Daß die Keimzelle ein Stück des Vorfahren und gerade dadurch die Kontinuität, das Ununterbrochene des Stammbaums zu erklären ist, macht uns den Prozeß zwar etwas verständlicher, erklärt ihn uns aber nicht. Nur so viel ist, wie Weismann mit Recht hervorhebt, klar, daß jede Keimzelle zweierlei Material enthalten muß, teils solches für den Körper des neuen Individuums, teils solches für eine neue Keimzelle, also Körper- und Keimplasma. Natürlich muß auch diese neue Keimzelle beiderlei Material in gleicher Anordnung enthalten. So wiederholt sich, für unser Auge verborgen, für unseren Geist unfaßbar, mit fast absoluter Sicherheit und minutiöser Genauigkeit, täglich millionenfach eine Schöpfung im Kleinen, ganz wie seit undenklichen Zeiten. Genau vererbt die kleine Zelle alle Eigenschaften des Individuums, alle Varietäten. Mit Regelmäßigkeit und Exaktheit reproducirt sie das Bild des Vorgängers. Mißbildungen, in denen die Natur „irrt", gehören zu den Ausnahmen und Seltenheiten. Auch die inneren Organe, ja die feinste mikroskopische Struktur, Alles entwickelt sich aus verschwindend geringfügigen Elementen. Nur wenn der Keim sich verändert, können auch Teile des Individuums sich verändern. Die Fortpflanzung des Keims durch unzählige Generationen bezeichnet Weismann als ein „Wachstum über das Maß des Individuums hinaus".

Vielleicht setzen uns fortgesetzte Beobachtungen allmählich in den Stand, statt geistreicher Theorien Tatsachen zu gewinnen, uns schrittweise der Erkenntniß zu nähern. Für den Menschen, auf den es uns doch in erster Linie ankommt, steht zweierlei fest: Was er ist, das ist er teils durch Vererbung, teils durch späteres Aneignen. Von größtem Einfluß auf ihn ist das Material, das ihm schon in der Keimzelle mit auf die Welt gegeben wurde. Aber dieses Material ist nicht starr, nicht unabänderlich; es kann sich im Sinne der Vervollkommnung fortentwickeln oder es kann im Sinne der Verschlechterung verderben. Es können durch die Einflüsse des Lebens die „Sünden der Väter" getilgt werden oder ungünstige Eigenschaften trotz Alter und Erziehung immer wieder die Oberhand gewinnen. Meist aber ist der Veredelungsprozeß ein sehr langsamer. Das Gemeine, das Gewöhnliche der Abstammung haftet ungemein hartnäckig. Das Ordinäre verliert sich beispielsweise bei reich gewordenen Emporkömmlingen zwar zunächst von ihrem Aeußern, doch auch hier langsam; noch langsamer aber aus der Gesinnung, dem Denken und Handeln. Die Eierschalen der niederen Herkunft tragen solche Leute noch lange mit sich herum. Die alten Eigenschaften können oberflächlich verdeckt sein; vertilgt sind sie nicht. In anderen Fällen wiederum sind äußere Faktoren stark genug, um die ursprüngliche Keimanlage umzumodeln, die Degeneration in eine Regeneration zu verwandeln.

Die Kinder sind ein Spiegel, aus dem den Eltern ihr eigenes Bild, bisweilen nicht zu ihrer ungemischten Freude, zurückstrahlt. Ribot hat

ganz Recht, wenn er sagt: „In dem neugeborenen Kinde schlummern die Erfahrungen und Eigenschaften zahlloser Generationen; die ganze Vergangenheit hat Anteil an seiner Bildung." Natürlich kann sich dieser Anteil, wie Moreau de Tours, Morel u. A. nachgewiesen haben, in gutem wie in schlechtem Sinne äußern und die erblichen Art-Eigenschaften dementsprechend beeinflussen. Der Vorrat an körperlichen, geistigen und sittlichen Qualitäten, der sich in einer Familie durch Jahrhunderte angesammelt hat, kann sich vermehren, vermindern oder verschieben. Es können Familien Genies oder Cretins produciren, je nach der Art der „angehäuften" Eigenschaften.

Die Wiederkehr erblicher Züge ist beim Durchschnittsmenschen die Regel. Treten Aenderungen ein, so vollziehen sie sich meist nur langsam, nicht sprungweise. Doch blitzt manchmal aus der ärmlichsten Hütte, aus bedrängtesten Verhältnissen ein die Welt erleuchtendes Genie auf, und manches „geborene Genie" wird, vorzeitig dahinwelkend, vom Sturme des Lebens herabgeschüttelt, ehe noch die Blüte sich zur Frucht ausbilden konnte.

Wie beim einzelnen Menschen, ist auch bei Völkern die Vererbung bedeutungsvoll, ja für deren Kulturentwicklung ausschlaggebend. Auf ihr beruht die Vervollkommnung des Menschengeschlechts, seine Erhebung aus rohen, tierähnlichen Zuständen. Gehirn und Sprache, Bildung und Geschicklichkeit, Sittlichkeits- und Rechtsgefühl gelangen, indem sich das Errungene in der Generationenfolge fortsetzt und mehrt, zu höheren Graden der Veredelung. Wie sich der Gebildete von heute im Aeußeren vom Urmenschen unterscheidet, so ist auch seine ganze Denk- und Fühlweise eine andere geworden. Charakter und Intelligenz haben ihre kindliche Beschaffenheit, die moralischen Antriebe ihre Roheit verloren. Leider ist die neuere Zeit reich an Rückfällen in einen ethischen Atavismus, den man überwunden glaubte. Aber es sind Ausnahmen, die hoffentlich vorübergehen. Allerdings kann der notwendige Veredelungsproceß der Menschheit durch Infektion der ethischen Anschauungen und durch geistige Vergiftung der Jugend mit humanitätswidrigen Lehren wieder um ein Jahrhundert aufgehalten werden. Der aufsteigenden Entwickelung kann eine Periode des Absteigens folgen. Aber das wird nicht von Dauer sein. Erziehung und Intelligenz sind doch zu mächtig geworden, als daß Errungenschaften höherer Art wieder verloren gehen könnten. Sie sind eine Art Fideikommiß der Menschheit geworden, das sich unveräußerlich forterbt von Geschlecht zu Geschlecht und das selbst durch eine zeitweilige Mißwirtschaft nicht völlig ruinirt werden kann, weil es auf dem unwandelbarsten aller Gesetze beruht — dem Naturgesetz.





Modernste Münchener Malerei.

Von

Erich Felder.

— München. —

Es wäre höchst erfreulich, wenn die Tageskritik etwas weniger kritisiren wollte.

Ich spreche da nicht vom Standpunkte des Künstlers, der den Schriftsteller allenfalls als Censor gelten lassen mag, wenn dieser seine „Mentions honorables“ austeilt, ihn jedoch (mit mehr Recht) für unberufen erachtet, coram publico als Nichtzünftiger den Fachmann zu rügen.

Die Kritik ist aber zunächst für das Publikum da, und dieses wird durch hochnotpeinliche Exekutionen am schnellsten elektrisirt. Das erklärt Vieles: Während es nicht immer angeht, sich einem mündlichen Vortrage unbemerkt zu entziehen, genügt buchstäblich ein „Augenblick“, um über ein paar unbequeme Zeitungsspalten hinwegzugleiten; und während dem Redner die ganze Tonskala zu Gebote steht, ist der Schreibende, um mich malerisch auszudrücken, auf die „Schwarz-Weiß-Wirkung“ beschränkt. Er greift daher leicht zu möglichst drastischen Kontrasten.

Freilich: Cui prodest? Dem Kritiker? Zugegeben, soweit es sich um die urteilslose Menge handelt. Aber gerade das Publikum ist es doch schließlich, das urteilen soll, und darum liegt der Nutzen der Kunstkritik für die Allgemeinheit nicht in ihrer censirenden oder recensirenden Tätigkeit, sondern in der Aufklärung über die Tendenzen des Künstlers.

Wie viel in dieser Richtung für die moderne Malerei noch zu tun bleibt, beweist u. A. der Ausspruch, den ein social wie geistig hochstehender Mäcen mir gegenüber erst kürzlich tat.

„Wie?“ meinte er, „der Professor, den ich gestern bei der Fürstin M. traf, ist Secessionist? — Der ist ja aber ein höchst anständiger Mensch!!“

Es giebt also selbst noch hochgebildete Kunstfreunde, die zwischen den neun Buchstaben des vielmißbrauchten Wortes „Secession“ unheimliche Schlangen zischeln hören, und es ist daher immer noch nicht überflüssig zu betonen, daß diese historische Bezeichnung in München wenigstens die Elite der bildenden Künstler ohne Unterschied der Richtung bedeutet, mit Ausnahme einiger, der Halbvergangenheit angehöriger Größen, einer Anzahl im gesellschaftlichen Sinne beliebter Routiniers und der urwüchsigen Talente der kleinen, freizügigen Vereinigung der „Scholle“.

Wenn von modernster Münchener Kunst die Rede ist, darf man an den ragenden Säulen der Künstlergenossenschaft und den tüchtigen Könnern der Luitpoldgruppe hochachtungsvoll vorübergehen. Nach der Zukunft müssen wir hinschauen, um die Gegenwart richtig zu deuten.

Es ist der Lenztraum jedes Kunstjüngers, in der Secession Aufnahme zu finden. Die ganze Jugend drängt nach der engen Pforte hin, die sich doch nur arbeitgewohnten Händen öffnet; die Secession darf denn auch als Maßstab für die Weiterentwickelung der Münchener Kunst betrachtet werden. Während die Genossenschaft in ihrem weiten Herzen und den nahezu 80 Sälen ihres gläsernen Hauses Raum hat, alle Kunstwerke (und vieles Andere) aufzunehmen, bietet jene schon durch die strenge Sichtung und rationelle Anordnung günstigere Vorbedingungen des künstlerischen Genusses, so sehr auch die vorlaute Buntheit ihrer Säle eine harmonische Ausgestaltung erschwert.

Dem Kunstwerke schon in der Ausstellung jenes Milieu zu bieten, für das es geschaffen wurde, wäre ein Ideal um so erstrebenswerter, je bewußter die moderne Kunst auf malerische Wirkungen ausgeht.

So ausgeprägt der National-Charakter der hiesigen und auswärtigen Mitglieder der Münchener Secession auch sei, sie alle wurzeln in einer Zeit, die im Bilde wie im Schrifttum weniger auf die Neuheit des Motives Wert legt, als auf die Art der Wiedergabe, von packender Naturschilderung bis zu feinster Stimmungsanalyse. In letzterer Hinsicht repräsentiren die in jeder Secessionsausstellung vertretenen Werke der Engländer und Schotten ein Stück Geschichte dieser nun 10jährigen Künstlervereinigung, da sie den britischen Einfluß auf die koloristische Verfeinerung der Münchener Kunst ad oculos demonstriren. Die Suggestion, welche die formvollendetste germanische Nation auf einen großen Teil der Deutschen ausübt, hier war sie freudig zu begrüßen, denn es handelte sich nicht um die blinde Nachahmung einer angelsächsischen Eigentümlichkeit, sondern um die Ausbildung der germanischen Eigenart. Lebt und webt doch der feierliche Ernst, die stille Verträumtheit, die fesselnde Harmonie der nordischen Natur in den Landschaften der modernen Schotten.

Die Beziehungen zu Paris sind in der Münchener Kunst wie in der gesammten modernen Malerei an den bahnbrechenden Fortschritten der Freilichtmalerei leicht kenntlich, und wo die Stimmung am gehaltreichsten ist, fühlen wir uns von einem Hauche des Geistes von Barbizon umweht.

Der unleugbar bestehenden Analogie der feinsten Münchener Koloristen mit der von Cézannes abstammenden Generation von heute oder morgen ist sich München kaum bewußt, da die Vuillards, die Bonnards und Vallotons hier größtenteils unbekannt sind.

Und das ist zu bedauern, denn sie müssen ernst genommen werden. Daß ein Wiener Publikum sie vielfach lächerlich fand, beweist höchstens, daß die Farbexperimente mancher Franzosen mehr der mathematischen Berechnung als der deutschen Empfindung entsprechen.

In der Münchener Secession kommen die Sensationsjäger keinesfalls auf ihre Kosten, weder durch die Art der Wiedergabe (denn die Werke sprechen deutsch, ohne ein treffendes Fremdwort am rechten Platze zu verschmähen), noch durch die Wahl der Motive, für die rein malerische Gesichtspunkte den Ausschlag geben.

Dies gilt auch für jene Künstler, die dem dichterischen Schwung ihrer Phantasie einen großen Teil ihrer Gemeinde verdanken. Uhde, der Prediger des Evangeliums, bekennt seinen starken Glauben an das Ueberirdische heute als Sonnen-Anbeter und wirkt so eindrucksvoller denn je, und wenn Stuck, der Erneuerer der Antike, auf die ihm eigene großzügige Formbeherrschung verzichtet, um das gegenständliche Motiv in erster Linie zu betonen, dann verläßt selbst diesen Stärksten seine Simsonskraft. Habermann wieder vereinigt wie Keiner die erlesensten Finessen der Koloristik mit der eisernen Faust eines Götz von Berlichingen.

In der Betonung der rein malerischen Qualitäten also sind die Führer der Secession einig, aber „ein Unterschied ist da".

Es lohnt sich, ihn zu erörtern, da er in den meisten Kontroversen zum Gegensatze zugespitzt wird, während es sich tatsächlich nur um verschiedene Etappen desselben Weges handelt. Er führt von der raffinirtesten Handhabung der Maltechnik zur Tendenz, durch das Ausdrucksmittel der Farbe zunächst, Persönliches zu sagen.

Auch unsere farbenfrohesten Künstler werden sich hierbei mehr und mehr bewußt, daß Zurückhaltung in der Anwendung der Mittel eine wertvolle Kraftersparniß und Förderung der Harmonie bedeute.

L. Herterich z. B., um einen der Persönlichsten zu nennen, giebt mit sprühendem Temperament seiner Vorliebe für feurig leuchtende Orangetöne Raum. Auf seinem Atelierbild („Schaukelpferd") erzielt er als der in allen Praktiken geübte Farbenmagier den gewollten Effekt durch den scharfen Kontrast des einfallenden bläulichen Lichtes, während auf einer seiner letzten Studien aus Kallmünz schon der Gegensatz eines sonnbeschienenen Hemdes

zum schwarzgrauen Hintergrunde genügt, um die Lieblingsfarbe ohne koloristische Kraftausdrücke gleich einleuchtend zur Geltung zu bringen.

Und seine „Zimmerleute“, deren Ton sich vom gedämpften Braun der Grundstimmung zum rotgelb gleißenden Querschnitt der Hobelbalken zuspitzt, sie verschmelzen bei rechter Entfernung und rechter Beleuchtung zu voller Einheitlichkeit.

So führt die erste Etappe von der bloßen Technik durch Vereinfachung zur Veredlung in Farbe und Form.

Est, est! So gern viele Kritiker den einzig möglichen Fortschritt in der Rückkehr zur litterarischen Malerei erblicken möchten. (Kein Wunder: kommt doch diese der litterarischen Behandlung weit williger entgegen als die Erörterung koloristischer Probleme!)

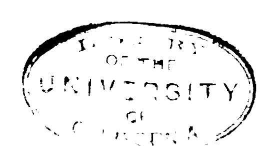
Zwei Richtungen der Secession sind besonders charakteristisch für die Entwickelung der Münchener Malerei. Die eine, deren Hauptvertreter Meister Zügel ist, strebt nach plastischer Naturwiedergabe und intensivster Leuchtkraft, sie giebt die Natur im Sinne der französischen Impressionisten der 70er Jahre, die nun auch im modernen Berlin schon entdeckt sind, nach dem Grundsatze wieder: „Ich trag' es vor, wie ich's geschrieben fand.“ Also der Naturalismus, wie er, auch in der Litteratur, vor einigen Jahrzehnten als reinigendes Gewitter begrüßt wurde!

In der Tat, die Schneelandschaften des famosen Zügel-Schülers Hayek z. B. wirken zum Frösteln echt, und dennoch sind sie typisch dafür, daß der Verzicht auf alle Illusion nicht der Inbegriff der Naturwahrheit ist. Die bei Neuschnee durch die simultane Kontrastwirkung hervorgebrachten violetten Töne sind mit gesunder Naturempfindung beobachtet; setzt nun aber der Maler die in der Natur durch Illusion erzeugte violette Farbe derb auf die Leinwand, statt auch auf dem Bilde die Kontrasterzeugung teilweise dem Auge des Beschauers zu überlassen, dann stimmt die Rechnung nicht — die Gegensätze wirken übertrieben.

Hierin sind manche Jünger dieser technisch hervorragenden Schule päpstlicher als der Papst; Heinrich Zügel, der Herr und Meister, den die Münchener im vergangenen Sommer nach längerer Pause freudig wieder begrüßten, er erscheint hier, er erschien bei der vorjährigen Karlsruher Jubiläums-Ausstellung zumal bei aller Plastik und Leuchtkraft weit weniger verschwenderisch im Aufwande seiner Mittel.

Freilich bleibt abzuwarten, inwieweit Zufälligkeiten hier im Spiele sind; Zügel läßt beim Malen die Sonne auf seine Leinwand strahlen; dadurch wirken die Bilder dann im Ausstellungsraum, als wären sie leicht nachgedunkelt.

Sogar wo es sich um die möglichst eindringliche, sinnfällige Wiedergabe des Naturausschnittes handelt, ist die Anwendung der stärksten Gegensätze der Töne nicht von Nöten, und auch hier bedeutet es stets einen Gewinn, „wenn etwas im Bilde überflüssig wird“. Die subtile Berechnung



der feinsten Kontrastwirkungen wird aber um so unentbehrlicher, je schärfer der Künstler die harmonische Gesammtwirkung des Bildes im Auge behält, die vom einheitlichen Tonklange bedingt ist und vom Rhythmus der Linie.

Hierin unterscheidet sich die zweite führende Gruppe der Münchener Secession, jene der Dachauer oder Neu-Dachauer, von Zügel und seiner Schule. Auch sie haben sich die Technik der französischen Impressionisten zu Eigen gemacht, um deren Werk zunächst durch Verfeinerung der Farbe und Vereinfachung der Form weiter auszubauen. Eingedenk des Wortes Délacroix', „daß der Einfluß der hauptsächlichsten Linien in der Komposition ein immenser ist", gehen sie von der primitiven Form aus und bilden so den Formsinn; nun gilt es, die Hauptform durch organisch eingefügte Zutaten zu bereichern, ohne die Ruhe des Gesammteindruckes zu trüben. Darin zeigt sich die Meisterschaft Ludwig Dills, des ehemaligen Präsidenten und Mitschöpfers der Secession, der noch jetzt als Karlsruher Akademie-Professor allsommerlich am Ufer der Amper in unermüdlichem Schaffen seine Erholung findet.

Seine Werke, aus denen uns die feierlichen Moll-Klänge eines vielstimmigen Chorales entgegentönen, sie setzen das Dachauer Princip restlos in die Tat um, aus der Fülle der Naturerscheinungen die große Harmonie herauszuempfinden. Die Nachlaßwerke des frühverstorbenen Dachauer Meisters Arthur Langhammer gehören in der feinsinnigen Abwägung der Tonwerte zu den glücklichsten Eingebungen einer wählerischen Koloristik; gànz Seele, scheinen sie freilich manchmal zu zerflattern wie flüchtiger Blütenstaub. Das hat den Mitkämpfer des Dahingeschiedenen, Adolf Hölzel, den scharfsichtigen Beobachter der künstlerischen Konstellationen, darauf geführt, nun einmal die geschlossene Form mit hanebüchener Kantigkeit zu betonen. Hierzu wählte er für die letzte Ausstellung mit Vorbedacht dekorative Werke, die sich der Architektur anzupassen haben und daher die formale Tendenz einleuchtender zum Ausdrucke bringen als das Staffeleibild.

So behalten die Dachauer Eklektiker, „toujours en vedette", Angesichts der individuellen Leistung des Einzelnen stets das Ganze im Auge; dabei erstreckt sich die Berechnung der technischen Hilfsmittel auf alle Einzelheiten, bis auf Glas und Rahmen. Letzteren fällt die hier besonders wichtige Aufgabe zu, den schädlichen Einfluß der grellen Wandfarben nach Möglichkeit zu paralysiren, während das Glas durch Ablenkung der weißen Lichtstrahlen vermöge der regelmäßigen Reflexion den gedämpften Tonklang voll zur Geltung bringt.

So gewiß die systematische Ausnützung aller zu Gebote stehenden Mittel die erhöhte Wirkung des Kunstwerkes verbürgt, ebenso sicher ist Halbwissen gerade bei diesen feinkoloristischen Tendenzen schlimmer als naive Urwüchsigkeit.

Wenn z. B. die inducirende Farbe die beabsichtigte Kontrastwirkung

auf die neutrale Fläche verfehlt, erscheint diese stumpf und farblos; die unverdaute geistige Kost zeitigt jenes graue Elend, das die ganze Dachauer Richtung mit Unrecht diskreditirt.

Böcklin, der größte Landschafter der Neuzeit, betonte, das alles Malen Rechnen bedeute. Die richtige Anwendung des malerischen Wissens besteht im Vergleiche der Tonverhältnisse des Bildes mit jenen der Erscheinungswelt. Das Studium der Natur, des größten Beispieles aller Form- und Tonprobleme, bildet denn auch in unserer Aera der gesteigerten koloristischen Empfindung die solide Basis, auf der sich die Fülle der Motive in unbegrenzter Mannigfaltigkeit entwickeln kann.

Die Künstler, die im Interieur und Porträt das organisch gefügte Ganze im Auge haben, gehen von dem gleichen Standpunkte aus, wie der künstlerisch veranlagte Naturbeobachter, der mit einem Blicke das sich ihm bietende Gesammtbild umspannt. Ebenso wie der Beschauer immer einen bestimmten Punkt am schärfsten in's Auge faßt, neben dem die übrigen Teile des Gesichtsfeldes mehr oder minder verschwimmen, so hebt auch der moderne Porträtist das malerische Hauptmoment hervor, dem sich die Nebensachen unterzuordnen haben. Welcher Münchener Kunstfreund dächte da nicht an den hier wirkenden und lehrenden Oesterreicher Heinrich Knirr, den Hevesi den „westeuropäischen Whistler" nennt? In dem angedeuteten Sinne erscheint er sogar naturwahrer als z. B. die great attraction der letzten internationalen Ausstellungen, Ignatio Zuloaga, der mit erstaunlicher Treffsicherheit lauter Hauptfiguren als Knalleffekte nebeneinander stellt; ganz abgesehen davon, daß es sich bei Knirr um rhythmisch wie klanglich wohllautende Farbendichtungen, beim Spanier um wahre Farbenorgien handelt, die uns Deutschen denn doch zu bunt sind.

Hier darf freilich nicht übersehen werden, daß die Verschiedenartigkeit des Volks- und Naturcharakters eine verschiedene Entwickelung der Empfindung im Gefolge hat.

Man wird mir einwenden, die Kunst sei international, und fürwahr: bestimmte gemeinsame Kriterien der größten Kunstwerke lassen sich für den schönen Gedanken in's Treffen führen, daß die ewige Glückspenderin der Menschheit über Raum und Zeit erhaben sei; die Idee dieser großen Geistergemeinschaft („seid umschlungen, Millionen") ist die höchste Apotheose der Kunst.

Wo es sich aber darum handelt, dem Neuen, Fremdartigen zu seinem Rechte zu verhelfen, da wird man die unterscheidenden Merkmale betonen und hervorheben müssen, daß jede Kunst ihre Zeit und jede Zeit ihre Kunst hat, und in analogem Sinne dürfen wir beim Vergleiche der germanischen und romanischen Naturauffassung die nationalen Besonderheiten nicht außer Acht lassen.

Jene modernen Pariser, deren koloristische Technik sich auf die von Chevreul festgelegten simultanen Kontraste gründet, erscheinen ungleich farbiger

als die Deutschen, die den gleichen Principien huldigen. Es sind eben romanische Künstler, deren nervöse Eindrucksfähigkeit durch die berauschende Atmosphäre von Paris gesteigert wird.

Im „Garten Europas“ gar zaubert ein im Glanze der Opale und Türkisen leuchtendes Meer, der verschwenderische Blumenflor der Riviera, die farbenfrohe Buntheit der Volkstrachten, der Prunk der in Gold und Purpur prangenden römischen Kirche, die in echt malerischem Sinne durch das Auge zur Empfindung spricht, blendende, berückende Eindrücke vor die schönheitsdürstenden Sinne. Die Koloristen der großen Zeit haben diese Fülle der Gesichte zur reichsten Harmonie verschmolzen, die modernen Nachkommen der großen Ahnen freilich erscheinen dem deutschen Auge allzu aufdringlich; wollte aber der Italiener auf die lebhafte Farbengebung verzichten, er handelte gegen seine Empfindung.

Die an Frankreich grenzenden südlichen Provinzen der Niederlande, die zur Blütezeit der vlämischen Malerei unter spanischer Herrschaft standen und das heutige Belgien bilden, verleugnen ihre Verwandtschaft mit den Romanen nicht. Die Holländer hingegen wurden schon durch die sparsamen Reize ihrer Natur von jeher auf eine schärfere Beobachtung der diskreten Farbenwirkungen, der einfachen Linie hingeführt. Hier zeigt sich, daß ein mäßiger Reichtum dem Ueberflusse oft vorzuziehen ist. Durch Abwägung der feinsten Kontraste sind die Niederländer die unbestrittenen Meister der Helldunkel-Wirkungen geworden; wenn sie aber, gegen ihre Natur, national und farbig zugleich sein wollen, wie einige der neuesten „Individualisten“, dann werden sie leicht roh.

Die Deutschen, anpassungsfähiger als ihre holländischen Vettern, waren stets geneigt, sich fremde Manieren anzueignen, wie in früheren Jahrhunderten von den Italienern, so in den letzten Decennien von Frankreich und Großbritannien.

Nun, wenn die ausländischen Manieren die besseren sind, ist dieser kosmopolitische Zug nur zu begrüßen.

Die Bereicherung der malerischen Ausdrucksmittel soll aber doch schließlich dahin führen, die deutsche Art um so beredter zur Geltung zu bringen, deren Kern nicht in der äußeren Herbheit und Derbheit liegt.

Das liebevolle Studium der deutschen Natur allein führt zur nationalen Kunst. Als echte Kinder ihres Landes fühlen sich unsere Maler von ihrem inneren Drange immer wieder zum Dämmerlichte der lauschigen Waldeinsamkeit, zur Märchenstimmung des stillen Weihers, zum Feiertagszauber der träumenden Flur unwiderstehlich hingezogen; schon Cranach, der deutscheste der Deutschen, wird von Richard Muther als berufener Interpret des geheimnißvollen Waldwebens gepriesen.

Durch die hingebende Erforschung des Seelengehaltes unserer schweigsamen Natur hat die Landschaft allmählich den innigen, sinnigen Klang des

heimischen Volksliedes wiedergefunden, und so ist die modernste Koloristik die Blüte einer Kunst, die tief im deutschen Boden wurzelt.

Die Verwandtschaft mit einzelnen alten Meistern ist nicht zu verkennen; wer z. B. die Passionsbilder des Ulmers M. Schaffner (1508—1535) aus dem Kloster Weddenhausen betrachtet, fühlt sich in schier überraschender Weise an die fein abgewogenen Tonharmonien der späten Enkel gemahnt.

Auch sie beseelt das deutsche Streben nach der Darstellungsmöglichkeit des Uebersinnlichen, und sie gehen dabei logischer Weise von ihren formalen Errungenschaften aus, um besonders fesselnden Linien- und Tonproblemen, die sie in der Natur erlauscht und zur Bildwirkung verwertet haben, je nach Grundton und Hauptform biblische oder mythologische Motive unterzulegen. Wie sich der über dem Wiesenteppich schwebende Abendnebel dem Wanderer allmählich zum Elfenreigen gestaltet, beginnt in der modernsten Kunst das Uebernatürliche als Endergebniß sinnlicher Wahrnehmungen in die Erscheinung zu treten.

Dieser logische Hergang ist ja nicht immer der chronologische. So sagte mir Stuck, Form und Gegenstand erstehe wie durch Eingebung gleichzeitig vor seinem geistigen Auge. Hingegen war ich kürzlich Zeuge, wie ein namhafter Meister sich entschloß, seine in den Linien- und Tonverhältnissen fast fertige Landschaft durch Ausgestaltung der Hauptform zu einer — „Flucht nach Aegypten" umzuschaffen, richtiger gesagt: durchzubilden.

Vom Studium der modernen Technik zu ihrer Anwendung auf die Eigenart des deutschen Naturcharakters, von der Betonung der harmonischen Bildwirkung zur Erweiterung des Stoffkreises — auf diesem mit deutscher Gründlichkeit durchmessenen Wege strebt München einer Kunst zu, die universell ist und deutsch im Geiste zugleich. Bei jeder dieser Etappen ließen sich bekannte Namen aufzählen, allein, es war nicht meine Absicht, Einzelne zu „nennen" oder zu kritisiren, sondern an besonders charakteristischen Beispielen die Richtung zu skizziren, nach der sich die modernste Münchener Malerei entwickelt. Aus der noch immer führenden Stellung Münchens ergiebt sich die Bedeutung der angedeuteten Symptome für die deutsche Kunst.

Wir dürfen und sollen mit gerechtem Selbstbewußtsein von „nationaler Kunst" reden, aber — auf der Kunst liegt der Ton!

Eigensinnige Beschränkung auf lokale Stoffkreise und Manieren wäre Partikularismus, mechanische Aneignung fremder Eigenart unter Preisgabe der eigenen Persönlichkeit wäre Ausländerei — auch ein paar deutsche Eigenschaften, jawohl, aber auf die brauchen wir nicht allzu stolz zu sein!



Sprachgebrechen.

Von

Alphons Fuld.

— Mombach-Mainz. —

Die Nachrichten über Sprachgebrechliche reichen bis in das entlegenste Altertum zurück. Schon in der Bibel heißt es von Moses, daß der gottgesandte Prophet eine schwere Zunge hatte; und im Buche der Richter wird von dem Kampf der Gileaditer und Ephraiter erzählt, wie die Männer von Gilead alle verdächtigen Wanderer, welche die Furt des Jordan überschreiten wollten, aufforderten, das Wort „Schibolet" auszusprechen. Sprach der Fremde nun „Sibolet", so wurde er als Ephraiter erkannt und niedergemacht. Allbekannt ist auch Plutarchs Erzählung von des Demosthenes Selbstheilung, die so manchem „Erfinder" als Vorbild und Muster einer Heilmethode vorgeschwebt haben mag.

So weitverbreitet nun auch die Sprachgebrechen schon in den ältesten Zeiten gewesen zu sein scheinen, wenn wir aus den Bemerkungen und Anspielungen der zeitgenössischen Schriftsteller einen Schluß ziehen dürfen, so wenig ist für die wissenschaftliche Erkenntniß dieser Störungen bis in die neueste Zeit hinein Brauchbares geleistet worden. Allerdings begegnen wir schon bei Hippokrates durchaus einwandsfreien Beobachtungen, und die Auffassung des genialen Arztes von der centralen Entstehung des Stotterübels steht turmhoch über den Theorien und Hypothesen seiner Nachfolger; aber aus der ganzen Reihe der folgenden Jahrhunderte ist kaum ein Schriftsteller zu nennen, dessen Beobachtungen und Forschungen einen Fortschritt gegenüber den Anschauungen des Hippokrates bedeuten könnten. Erst mit dem Beginn des vorigen Jahrhunderts wird die Arbeit auf diesem Gebiet

eine regere. Allerdings sind es nur vereinzelte Forscher, welche das brachliegende Feld anzubauen suchen und unter diesen verhältnißmäßig wenige Vertreter der medicinischen Wissenschaft. Wir begegnen hier wieder der gleichen Erscheinung, wie auf dem Gebiete der geistigen Störungen; die Mehrzahl der Aerzte meint, daß nur der Leib das Objekt ihrer Forschung und Tätigkeit bilde, die seelischen Zustände und die Aeußerungen des Seelenlebens bleiben ihrem Interesse, wie ihrem Verständniß gleich fern. Und wie diese schroff dualistische Auffassung es verschuldet hat, daß die Irren Jahrhunderte lang als Sünder, als Besessene, als von Gott Gestrafte angesehen und behandelt wurden, so ist sie auch die Ursache, daß die vornehmste Aeußerung psychischen Lebens, die menschliche Sprache, in ihren Abnormitäten und Störungen dem größten Teil der Aerzte bis zum heutigen Tage ein unbekanntes Land geblieben ist.

In der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts war das Interesse der Aerzte an den Störungen der Sprache ein ungleich regeres als vordem und nachher; mancher wirkliche Fortschritt ist aus dieser Zeit zu verzeichnen. Vor Allem hat man die Art der einzelnen Sprachfehler besser von einander zu unterscheiden gelernt, und namentlich wurde das Stotterübel von dem Stammeln und ähnlichen Störungen streng abgegrenzt. Auch für die Behandlung Sprachgebrechlicher ist diese Periode nicht unfruchtbar gewesen; man fing an, sich von grob empirischen Regeln und Methoden mehr zu emancipiren und nach logisch durchdachtem, auf tieferer Erkenntniß des Leidens gegründetem Plane vorzugehen. Da trat in den vierziger Jahren ein verhängnißvoller Umschwung ein; der berühmte Chirurg Dieffenbach versuchte es, dem praktisch bedeutsamsten Sprachfehler, dem Stotterübel, auf operativem Wege zu Leibe zu gehen. Wie er selber erzählt, kam er auf diesen Gedanken, als ihn ein Schielender mit stark stotternder Sprache um Hilfe gegen sein Augenleiden anging. Dieffenbach meinte nun, daß eine gewisse Aehnlichkeit in dem Wesen der beiden Krankheiten bestehe, und er hoffte, ähnlich wie bei dem krampfhaften Schielen, durch Unterbrechung der Nervenleitung in einem mitbeteiligten Organ eine Umstimmung und Aufhebung des abnormen Zustandes nach rück- und vorwärts bewirken zu können; so kam er dazu, bei Stotternden die Durchschneidung der Zungenwurzel vorzunehmen. Es ist bezeichnend für das geringe Maß von Kritik in der damaligen Zeit, daß man sich auf rein theoretische Annahmen und Schlüsse hin zu einer gewagten, damals sogar noch recht gefährlichen Operation entschließen konnte. Dieffenbachs Vorgehen fand bei einer großen Anzahl von Chirurgen Beifall; nicht nur in Deutschland, auch in Frankreich und England wurden alsbald, seinem Beispiel folgend, die Zungenwurzel oder die Zungenbasis bei Stotterern durchschnitten oder auch am Gaumen und an den Gaumenmandeln Operationen vorgenommen. Der Rückschlag blieb natürlich nicht aus. Die Besserungen und scheinbaren Heilungen, welche manche Operirte unter dem kolossalen psychischen Eindruck der Operation erkennen ließen,

hielten nicht lange vor; nach der Heilung der Wunde kehrte das alte Uebel in der Regel bald wieder. Es ist nur zu begreiflich, daß nach solchem Mißerfolg das Interesse weiter ärztlicher Kreise an der Behandlung von Sprachgebrechen geringer wurde, als je zuvor, und daß auch das Vertrauen des Publikums auf das bescheidenste Maß herabsank. Von wenigen Ausnahmen abgesehen, beschäftigten sich nun bis vor kurzer Zeit nur noch Nichtärzte, Pädagogen, Taubstummenlehrer und andere Laien, mit der Behandlung Sprachgebrechlicher. Dagegen wäre ja an und für sich nichts einzuwenden; wer mit den genügenden Kenntnissen ausgestattet, die Befähigung in sich fühlt, unser Können in theoretischer oder praktischer Beziehung zu fördern, dessen Mitarbeit sollte die zünftige Wissenschaft nicht zurückweisen, und es würde ihr dies auf die Dauer auch garnicht gelingen, wie die schließlichen Erfolge eines Prießnitz, eines Thure Brandt und Anderer beweisen. Bedenklich bleibt bei solcher Laienarbeit nur, daß, von einzelnen rühmlichen Ausnahmen abgesehen, den meisten Empirikern jede tiefere physiologische und pathologische Kenntniß abgeht und daß darum ihre Anschauungen und Beobachtungen allzusehr an der Oberfläche haften und den Stempel des Einseitigen an sich tragen. Um einen Leidenden zu behandeln, dazu genügt nicht eine rein specialistische Kenntniß des Organes und der Organfunktionen, die gerade geschädigt sind; jedes Leiden, selbst ein rein locales, zieht allmählich den ganzen Organismus in Mitleidenschaft, und manches scheinbar örtliche Leiden hat seinen letzten Grund in Abnormitäten und Störungen der gesammten körperlichen oder psychischen Konstitution. Mit der Beherrschung der Sprachphysiologie allein ist es darum nicht gethan, wenn die Behandlung Sprachgebrechlicher wirklich rationell sein soll, dazu sind unbedingt allgemeine physiologische, pathologische und psychologische Kenntnisse nothwendig; hieran fehlt es bei den meisten nichtärztlichen Heilkünstlern, oder wie sie sich lieber nennen, Heilpädagogen. Hat doch vor nicht langer Zeit ein im Uebrigen sehr verdienstvoller und ernsthafter Pädagoge gemeint, das Stottern sei überhaupt keine Krankheit, sondern im Grunde eine auf übler Angewohnheit und mangelhafter Erziehung beruhende Störung. Daß solche laienhafte Auffassungen uns einer tieferen Erkenntniß des Wesens der Störung nicht näher bringen, wird jedem Urteilsfähigen klar sein.

Im Laufe des letzten Jahrzehnts haben sich die Aerzte, angeregt durch die Veröffentlichungen Gutzmanns und durch die von vielen Gemeindeverwaltungen gegen die Sprachgebrechen unter der Schuljugend ergriffenen Maßnahmen, wieder in größerer Zahl dem Studium dieses Gegenstandes zugewandt. Es ist wohl zu hoffen, daß diese Bemühungen, im Verein mit den Arbeiten wirklich sachkundiger Laien, unsere Kenntnisse vertiefen und uns dem Ziele einer rationellen Bekämpfung der Sprachfehler näher bringen werden. Die folgenden Zeilen sollen einem weiteren Kreise die Orientirung über die wichtigsten Sprachgebrechen und die bei ihrer Beurteilung in Be-

tracht zu ziehenden Verhältnisse ermöglichen. Es wird bei der noch bestehenden bedeutenden Dissonanz der Anschauungen nicht zu vermeiden sein, daß die Ausführungen das Gepräge der subjektiven Auffassung des Verfassers tragen, doch wird der Leser in der Lage sein, das Tatsächliche von dem Erschlossenen und rein Theoretischen zu unterscheiden und sich damit, soweit dies ohne unmittelbare Anschauung eben möglich ist, ein eigenes Urteil zu bilden.

Die Worte „Stottern" und „Stammeln" werden nicht nur in der Umgangssprache, sondern selbst in der Litteratur auch heute noch oft genug mit einander verwechselt und, wie zwei Synonyme, zur Charakterisirung desselben Zustandes gebraucht; es sind aber Bezeichnungen für zwei streng von einander zu unterscheidende Anomalien. Das Stotterübel äußert sich in den reinen Fällen nur in der kontinuirlichen Rede; der Stotterer kann jeden einzelnen Laut vollkommen korrekt bilden, sein Leiden tritt nur dann in die Erscheinung, wenn er den Versuch macht, die Laute zu Silben und Worten zu verbinden. Er bleibt dann an einzelnen Lauten hängen, er stößt an, wie man zu sagen pflegt, sein Sprachorgan führt entweder rasch hintereinander mehrere krampfähnliche Bewegungen aus, wobei der einzelne Laut oder die einzelne Silbe mehrmals wiederholt wird, oder das Sprachorgan verharrt sekundenlang in der Bildung eines einzelnen Lautes, um erst hierauf zu der Aussprache des nächstfolgenden überzugehen. Ganz anders liegen die Verhältnisse bei dem Stammler. Der Stammler kann fließend sprechen, er ist nirgends in der Rede durch Einflüsse, die scheinbar außerhalb seines Willens liegen, gehemmt, Laut reiht sich an Laut, Silbe an Silbe, wie bei dem Normalsprechenden, aber die **Bildung** einzelner Laute ist unvollkommen, unkorrekt, oder ganz unmöglich, und dies ist nicht allein in der kontinuirlichen Rede der Fall, sondern auch, wenn der Stammler die einzelnen Laute **isolirt** zu bilden versucht. Der Stotterer steht nur **zeitweise** unter der Herrschaft seines Leidens, und es ist bald dieser, bald jener Laut, der ihm Schwierigkeiten macht; der Stammler zeigt immer bei demselben Laut die gleiche Anomalie, sein Leiden bietet immer dasselbe gleichmäßige und einförmige Bild. Stottern ist eine zeitweise auftretende Störung der Rede, Stammeln ist ein ständiger Fehler in der Aussprache.

Fehlerhafte Aussprache kann zunächst ihren Grund haben in mangelhaftem Gehör; daraus ergiebt sich ein Zustand, der trotz äußerer Aehnlichkeit mit dem eigentlichen Stammeln natürlich nichts zu tun hat. Das Stammeln im engeren Sinne kann bedingt sein durch Erkrankungen oder Entwickelungsstörungen des centralen Nervensystems, oder durch angeborene oder erworbene Anomalien der Sprachorgane, insbesondere des Artikulationsapparates, die Störung wird dann als „organisches Stammeln" bezeichnet; endlich — und das ist der häufigste Fall — ist das Uebel rein funktionell, es fehlen alle Abnormitäten des Nervensystems, Atmungs-, Stimm- und Artikulationsapparat

sind vollkommen normal angelegt und funktioniren korrekt, trotzdem ist die Bildung einzelner Laute unmöglich, oder sie erfolgt unrichtig und verkehrt, oder endlich ein Laut wird mit einem anderen vertauscht. Das Leiden hat keine organische Grundlage, es ist nur die Folge mangelhafter Erziehung, geringer Aufmerksamkeit, schlechten Beispiels oder eines gewissen Ungeschicks der Sprachorgane. Es giebt kaum einen Laut, dessen Bildung nicht in dem einen oder anderen Falle einmal gestört sein könnte, am häufigsten sind es die Konsonanten, weit seltener die Vokale. Es ist bekannt, daß jedes Kind während einer gewissen Zeit seiner Sprachentwickelung zu den Stammlern gehört. Viele Kinder stammeln auch noch mit dem Eintritt in das schulpflichtige Alter. Durch verkehrte Behandlung, zu Hause wie in der Schule, kann außerordentlich viel während dieses Stadiums geschadet werden, es kann hier der Grund gelegt werden zu dauerndem, hartnäckigem Stammeln, oder zu einem noch viel schlimmeren Uebel, zum Stottern. In den höchsten Graden des Stammelns, wie sie, abgesehen von Idioten, nur bei Kindern vorkommen, fehlen die meisten Laute gänzlich, der Sprachschatz beschränkt sich auf einige Vokale und ein oder den anderen Konsonanten, die Sprache ist nur dem Kundigen, oder den nächsten Angehörigen einigermaßen verständlich. Solche Zustände sind natürlich sehr ernst und erheischen dringende Abhilfe, ein derartiges Kind ist auch bei normaler Intelligenz nicht unterrichtsfähig, weil die Kontrole über Auffassung und sein Wissen unmöglich ist. Bei der Unfähigkeit, sich sprachlich auszudrücken, fehlt auch jeder Anstoß, die Gedanken logisch zu ordnen; die geistige Entwickelung muß auch bei guten Anlagen zurückbleiben. Schließlich können selbst die wenigen, dürftigen Laute und überhaupt jedes Verlangen, zu sprechen oder, gehörte Laute nachzuahmen, fehlen, das Kind ist stumm, obwohl es gut hört und normale Intelligenz besitzt, es ist „hörstumm“, wie man mit einem sprachlich inkorrekten, aber leider einmal eingebürgerten Ausdruck diesen Zustand genannt hat.

Ueber das Wesen des Stammelns und über die Art seiner Behandlung herrschen bei der Durchsichtigkeit der Verhältnisse keine erheblichen Meinungsverschiedenheiten. Notwendig ist natürlich die Feststellung der Ursache des Sprachfehlers; es muß Klarheit darüber gewonnen werden, ob er durch centralen Defekt oder durch organische Mängel bedingt ist, oder ob er zu den funktionellen gehört. Eine solche Untersuchung kann nur der sachverständige Arzt ausführen, wie auch etwaige operative Eingriffe, oder die Konstruktion besonderer Apparate zur Ausgleichung eines Defektes seine Tätigkeit, oder wenigstens seine Unterstützung verlangen. Im Uebrigen stehen wir aber durchaus auf dem Standpunkt, daß die Beseitigung der verschiedenen Fehler der Aussprache eine rein pädagogische Aufgabe ist und kein ärztliches Wissen erfordert; es genügt die Kenntniß vom Bau und der Funktionirung des Sprachorgans und von der physiologischen Bildung der verschiedenen Laute. Natürlich muß auch eine gewisse pädagogische Begabung

vorhanden sein; Taubstummenlehrer, überhaupt Pädagogen mit sprach-physiologischen Kenntnissen werden immer die geeignetsten Persönlichkeiten sein. Die Erfolge der didaktischen Behandlung sind durchaus befriedigend; namentlich bei Erwachsenen gelingt es sehr rasch — oft in wenigen Stunden — ein manchmal überaus peinliches Uebel zu beseitigen. Schwieriger ist es bei Kindern, denen man die Bildung eines Lautes theoretisch nicht klar machen kann, und denen überhaupt das Verständniß für die Notwendigkeit des ganzen Unterrichtes abgeht. Bei hinreichender Geduld erreicht man aber auch hier sehr schöne Resultate, selbst bei Schwachsinnigen läßt sich, wie die Erfahrung bewiesen hat, Vieles bessern.

Es war wohl verhängnißvoll für die Therapie des Stotterübels, daß man vielfach die an Stammelnden gewonnenen Erfahrungen ohne Weiteres auf die Stotterer übertrug und geglaubt hat, durch unterrichtliche Behandlung des Leidens Herr werden zu können. Ein großer Teil der allzuvielen „Methoden", welche für die Behandlung Stotternder empfohlen und angewandt worden sind, verrät deutlich diese Herkunft und beweist, daß der Erfinder mittelbar oder unmittelbar die Erfahrungen beim Unterricht von Taubstummen oder Stammelnden verwertet hat. —

Ueber das Wesen des Stotterns existiren fast so viele Theorien, als Schriftsteller auf diesem Gebiete aufgetreten sind; es liegt nicht in unserer Absicht und hätte auch wenig Zweck, sie alle auch nur in Kürze hier anzuführen. Fast alle Erklärungsversuche, namentlich aus früherer Zeit, greifen einzelne, besonders prägnante Symptome heraus, die an einer größeren Anzahl Leidender beobachtet worden sind, und stellen diese als die wesentlichste Erscheinung des Uebels hin: je nach der allgemein physiologischen Bildung und nach der Beobachtungsgabe des Einzelnen trägt seine Theorie den Tatsachen mehr oder weniger Rechnung. Man hat oft beobachtet, daß der Stotterer beim Sprechen unzweckmäßig atmet, daß er bald mit leerer, bald mit übermäßig gefüllter Lunge zu reden versucht, daß er zugleich mit der Einatmung sprechen will, oder schon im Beginn der Rede den größten Theil seiner Lungenluft verschwenderisch ausgiebt. Viele haben darum die Störungen der Atmung für das primäre und wesentlichste Moment des Stotterns gehalten. Man hat auch direkt von Krämpfen der Atmungsmuskeln, besonders des Zwerchfells gesprochen, und ein vor einigen Jahren verstorbener, viel beschäftigter Heilkünstler, der — ob de jure oder nur de facto ist mir unbekannt — den Titel eines großherzoglichen Spracharztes führte, hat sogar diesen isolirten Krampf des Zwerchfells, bevor er die didaktische Behandlung des Uebels begann, zunächst durch Eingeben einer von ihm erfundenen Tinktur „geheilt". Andere haben richtig beobachtet, daß der Leidende im Stotteranfall oft das Gefühl hat, wie wenn ihm die Kehle zugeschnürt wäre, mit anderen Worten, daß er mit aller Kraft die Stimmbänder zusammenpreßt; sie haben darum alle Erscheinungen aus einem primären Krampf der Stimmbänder erklären wollen, andere

endlich haben Krämpfe im Artikulationsapparat für das Wesentlichste gehalten. Wir sehen also, es lassen sich in allen Gebieten des Sprachorganismus, im Atmungsorgan, im Stimm- wie im Artikulationsapparat, bald in diesem, bald in jenem, bald in allen zugleich, Störungen beobachten, und es ist durchaus verkehrt, die Funktionsanomalien in einem einzelnen Gebiet als die Hauptsache hinzustellen; alle diese Funktionsstörungen haben, wie gegenwärtig auch die meisten Beobachter annehmen, die gleiche Bedeutung und den gleichen Wert.

Ueber die letzte Ursache jener abnormen Bewegungserscheinungen haben sich manche Beobachter überhaupt keine Rechenschaft abzulegen gesucht, andere haben ganz willkürliche, haltlose Erklärungsversuche vorgebracht; die von der Mehrzahl der Fachmänner heute angenommene Theorie rührt von Kußmaul her. Kußmaul definirt das Stottern als eine „spastische Koordinationsneurose", er hält die Stotterbewegungen für Krämpfe, welche in dem Sprechapparat auftreten, sobald seine verschiedenen Teilgebiete in harmonisch in einander greifender, „koordinirter" Weise funktioniren sollen. Nach Kußmauls Meinung ist bei dem Stotterer nur die Silbenbildung gestört und diejenige Stätte des centralen Nervensystems, welche dieser Funktion vorsteht, das syllabäre Koordinationscentrum, befindet sich im Zustand der reizbaren Schwäche, sodaß beim Versuch der Silbenbildung Krämpfe in den von ihm regierten Muskelgebieten auftreten. Auch Gutzmann, der bekannteste von den modernen Bearbeitern dieses Gebietes, hält das Stottern für eine spastische Koordinationsneurose, natürlich, den erweiterten Kenntnissen entsprechend, nicht mehr mit der irrtümlichen Einschränkung, daß nur die Silbenbildung einen Stotteranfall hervorrufe; Gutzmann meint, in Folge einer Schwäche des Willens, eines centralen Defektes führe beim Stotterer die koordinirte Aktion des Sprechapparates zu Krämpfen in den betreffenden Muskelgebieten.

Es kann hier unsere Aufgabe nicht sein, auch alle anderen Erklärungsversuche noch zu erwähnen, oder an den aufgeführten eingehende Kritik zu üben; wir beschränken uns darauf, an der Hand der Tatsachen die Schwächen der heute von Vielen angenommenen Theorien zu beleuchten und diejenige Anschauung ausführlicher zu erörtern, die uns den Tatsachen am meisten Rechnung zu tragen scheint. Man erlebt es häufig, daß ein Unterschied gemacht wird zwischen verschiedenen Kategorien der Stotterer, namentlich zwischen solchen, die vorzugsweise bei Konsonanten anstoßen, und andern, denen die Vokale die Hauptschwierigkeit machen; eine derartige Unterscheidung erscheint wohl der oberflächlichen Beurteilung erlaubt, wenn auch ihre praktische Bedeutung gleich Null ist, vom wissenschaftlichen Standpunkt läßt sie sich aber nicht aufrecht erhalten. Es ist wohl richtig, daß die meisten Stotterer an Konsonanten, namentlich zu Beginn eines Wortes oder Satzes hängen bleiben, die Bildung des Konsonanten selber macht ihnen aber keine Schwierigkeit, sie sprechen ihn ja wiederholt aus, bis ihnen auch die Aussprache

des ganzen Wortes gelingt, oder sie verweilen, in den höheren Graden des Uebels, mit aller Anstrengung in der Lautstellung der Konsonanten, bis ihnen der Uebergang zu dem folgenden Laut möglich wird. Dem sogenannten Vokalstotterer, der übrigens seltener vorkommt, macht der Vokal als solcher eben so wenig irgendwelche Schwierigkeit, er spricht ihn wiederholt aus, oder er bildet wenigstens die entsprechende Mundstellung vollkommen richtig, preßt aber die Stimmbänder so energisch zusammen, daß der Vokal erst nach einiger Zeit, nach Lockerung des Verschlusses hörbar wird. Man kann eine strenge Sonderung zwischen Konsonanten- und Vokalstotterern nicht durchführen, derselbe Kranke kann bald bei Konsonanten, bald bei Vokalen, bald an diesem, bald an jenem Laut hängen bleiben, darin sind die mannigfachsten Kombinationen und oft genug ein fortwährender Wechsel zu beobachten. Ueberdies sind Konsonanten und Vokale lautphysiologisch keine streng von einander geschiedenen Phänomene, der Uebergang zwischen beiden Gruppen ist ein allmählicher, fließender. Um so bedenklicher erscheint es, eine Einteilung auf die mehr konventionelle als physiologische Scheidung der Sprachelemente zu gründen.

Es sind, wie wir gesehen haben, überhaupt nicht die Laute als solche, die dem Stotterer Schwierigkeiten machen, es ist auch nicht, wie Kußmaul meinte, die Silbenbildung, denn es giebt genug Stotterer, die ein oder mehrere Silben und selbst ganze Worte mehrmals wiederholen, bis sie ihre Rede weiter führen können, es ist auch kein Mißverhältniß zwischen Konsonantenbildung und Vokalisation, wie Merkel meinte, und wie neuerdings Liebmann wieder annimmt; dieser Meinung widerspricht das sogenannte Vokalstottern. All diese Anschauungen schmiegen sich allzusehr an einzelne wohl recht häufige Symptome an, ohne die anderen, ebenfalls oft genug zu beobachtenden Erscheinungen gebührend zu berücksichtigen. Wenn wir uns in's Gedächtniß zurückrufen, daß die überwiegende Mehrzahl der Stotterer alle Laute korrekt bildet, und wenn wir weiter beachten, daß bald ein Konsonant, bald ein Vokal, bald eine ganze Silbe zum Stein des Anstoßes wird, dann müssen wir wohl zu dem Schluß kommen, daß weder die Laut- noch die Silbenbildung den Stotteranfall hervorruft, sondern, daß bei dem Stotterer zeitweise der Uebergang von einem Laut zu dem nächstfolgenden erschwert, bezw. gehemmt ist.

Einer unbefangenen Beurteilung des Stotterübels steht hindernd im Wege die weitverbreitete Meinung, daß die Stotterbewegungen Krämpfe seien. In allen Gebieten des Sprachorgans glaubt man während des Stotteranfalls Krämpfe zu sehen, und man sucht nun deren Ursache bald in einer reizbaren Schwäche des Koordinationsapparates oder des Gehirns überhaupt, bald in gesteigerter Erregbarkeit des Rückenmarks, in einer Schwäche der Atmung oder in anderen Einflüssen. Von den neueren Autoren hat sich namentlich Denhardt mit Entschiedenheit gegen diese Auffassung ausgesprochen; ohne mir Denhardts Argumente, die mir nicht stichhaltig scheinen, zu eigen

zu machen, bin ich selber vor einigen Jahren gegen die Anschauung aufgetreten, als ob es sich bei den eigentlichen Stotterbewegungen, also bei den im Sprachorgan selber zu beobachtenden Bewegungen um echte Krämpfe handle, während ich die sekundären, bei jedem stärkeren Anfall in der mimischen Gesichtsmuskulatur, in Armen, Beinen und anderen Körpergebieten auftretenden genannten Mitbewegungen großenteils den krampfhaften Bewegungen zurechne. Der äußere Eindruck einer Bewegung kann keinen Aufschluß darüber geben, ob sie willkürlich oder unwillkürlich vor sich geht, es kann auch der Gesunde Krämpfe täuschend ähnlich nachahmen; der zweifellos krampfähnliche Eindruck, welchen die Stotterbewegungen hervorrufen, beweist also zunächst nichts. Krämpfe sind abnorme Muskelkontraktionen, die entweder durch einen krankhaften Reiz hervorgerufen sind, oder bei denen die Größe der Wirkung in einem entschiedenen Mißverhältniß zur Größe des physiologischen Reizes steht. Für unseren Fall käme nur der zweite Punkt in Betracht, daß nämlich die Stotterbewegungen in einem entschiedenen Mißverhältniß zu dem physiologischen Willensreiz stünden. Nichts in der Erscheinung eines Stotternden liefert uns für eine solche Annahme einen Anhalt, im Gegenteil, jeder erwachsene urteilsfähige Stotterer klagt uns, daß er mit kolossaler Anstrengung, mit Einsetzung all seiner Willenskraft zu sprechen versucht, er ist sich aber auch bewußt, seine Willenskraft an der falschen Stelle einzusetzen; auch das Mienenspiel des Stotterers lehrt uns, daß sich die Bewegungserscheinungen keineswegs gegen seinen Willen abspielen, man liest dem Leidenden die Willensanstrengung, die Aktivität förmlich vom Gesicht ab. Auch die oben erwähnten Mitbewegungen sprechen dagegen; wenn wir eine schwere Last heben, wenn wir irgend ein Hinderniß mit unserer Muskelkraft bewältigen wollen, dann unterstützen wir unsere Bemühungen durch zum Teil unwillkürliche Bewegungen, wir beißen die Zähne aufeinander, wir klemmen die Lippen ein, wir ballen die Faust und dergl. m. Ganz Aehnliches beobachten wir auch bei dem Stotterer während des Anfalles; derartige Mitbewegungen dienen uns aber immer nur zur Unterstützung einer erheblichen Kraftleistung, zur Unterdrückung eines Krampfes wären sie zwecklos. Besonders wichtig erscheint auch die Beobachtung, daß der Leidende einen schon beginnenden sogenannten Krampf unterdrücken kann, ohne die Intention des Sprechens aufzugeben; er beginnt z. B. bei dem Wort „Brand" das B mit starkem Aufeinanderpressen der Lippen zu bilden, ein Blick des Arztes erinnert ihn an den Fehler, den er gerade machen will, sofort unterdrückt er die allzu energische Muskelanstrengung und geht ohne Pause in die direkte Bildung des Konsonanten über. Aus diesen und noch manchen anderen Gründen glaube ich daran festhalten zu sollen, daß die Stotterbewegungen nicht zu den echten Krämpfen gehören. Wie sind sie aber alsdann aufzufassen, in welche Kategorie pathologischer Bewegungen soll man sie nun unterbringen?

Die Sprache in mechanischem Sinne ist eine Aneinanderreihung

einzelner Laute zu Silben und Worten; jeder einzelne Laut ist das Resultat der harmonischen, kongruenten Tätigkeit der drei Muskelgebiete des Sprachorgans, also eine koordinirte Muskelleistung. Der Regulirung solcher koordinirter Bewegungen dient ein besonderes Nervencentrum, das wahrscheinlich im verlängerten Rückenmark gelegen ist; die Tätigkeit dieses Centrums ist in den typischen Fällen, wo jeder Laut korrekt gebildet wird, nicht alterirt. Das Zustandekommen der Sprache verlangt aber weiter, daß die einzelnen Laute von bestimmter Dauer und Stärke sind und sich in bestimmter Zeitfolge aneinander reihen; auch diesen Vorgang muß ein besonderes, wohl im Großhirn liegendes Centrum reguliren. Es ist nun nicht zu verkennen, daß die Tätigkeit gerade dieses Koordinationscentrums im Stotteranfall gestört ist; es besteht eine Hemmung in der normalen Dauer und der richtigen zeitlichen Aufeinanderfolge der Lautmechanismen. Während dieser Hemmung treten nun im Sprachorgan ungeordnete Bewegungen auf, ungeordnet in dem Sinne, daß sich die Bewegungen weder der Dauer noch der Richtung nach gesetzmäßig in die komplicirte Wortbewegung einreihen, sie beginnen wohl richtig, werden aber nicht korrekt zu Ende geführt, denn das Ziel, der Uebergang in die folgende Lautbewegung wird nicht erreicht. Die Produktion eines Wortes ist wie das Gehen, Schreiben u. s. w. eine kombinirte Bewegung, im Verhältniß zu welcher die Laute Teilbewegungen darstellen. Diese Teilbewegungen erfolgen in Bezug auf den ganzen Bewegungskomplex unkoordinirt, sie erreichen ihr Ziel erst nach mehrfachen Versuchen, oder auch sie erfolgen unter so übertriebener Anstrengung, daß die Erreichung des Zieles auf diesem Wege unmöglich ist und erst nach Aufhebung der Innervation gelingt. Bei manchen organischen Erkrankungen des Gehirns und des Rückenmarkes kann man in anderen Muskelgebieten Aehnliches beobachten. Fordert man z. B. einen an Rückendarre (Tabes dorsalis) leidenden Kranken auf, nach einem bestimmten Punkte hinzugreifen, dann gelingt ihm dies erst, nachdem er ein paar Mal hastig daneben gegriffen, oder auch er schießt mit überenergischer Willensanstrengung weit am Ziel vorbei und muß den Versuch noch einmal wiederholen. Die Kontraktion des einzelnen Muskels kann dabei durchaus korrekt vor sich gehen, aber der ganze Bewegungskomplex ist ungeordnet, weil das Ineinanderwirken, die Harmonie der Einzelbewegungen gestört ist. Man nennt Bewegungen dieser Art ataktische, und zu ihnen habe ich seiner Zeit die abnormen Bewegungen des Stotterers in Parallele gesetzt, ich halte dieselben nicht für krampfhafte, sondern für ataktische, und zwar scheint die Ataxie bedingt durch eine zeitweise im Koordinationscentrum des Großhirns auftretende Hemmung. Als Stütze für meine Auffassung führe ich noch an, daß wirkliches Stottern öfters im Verein mit unzweifelhaft ataktischen Störungen vorkommt, z. B. im Alkoholrausch, im Verlauf der progressiven Paralyse 2c.

Wie kommt nun jene Hemmung im Großhirn zu Stande? Eine organische

Erkrankung liegt nicht vor, das beweist nicht nur der Mangel jeder konstanten anatomischen Veränderung, sowie die Heilbarkeit des Leidens, sondern auch sein wechselndes, intermittirendes Auftreten; es handelt sich also um eine rein funktionelle Störung, d. h. um eine Anomalie, der vielleicht irgendwelche Ernährungsstörungen, molekulare Veränderungen, Alterationen der Blutversorgung, aber keinerlei gröbere anatomische Veränderungen zu Grunde liegen. Das auffallendste Phänomen, welches jeder Stotterer zeigt und das auch dem urteilsfähigen Leidenden selber auffällt, ist die Abhängigkeit des Uebels von psychischen Einflüssen; es ließen sich dafür die Beispiele zu Hunderten anführen, und alle Monographien des Leidens enthalten deren übergenug. Die meisten Leidenden stottern vorwiegend im Verkehr mit Fremden und Höherstehenden, andere aber wieder unter solchen Umständen gerade nicht, sondern nur in der Unterhaltung mit ihren Angehörigen; der eine stottert nur in Gegenwart einer bestimmten Person, vor der er besonderen Respekt hat, oder deren Einfluß für seine Zukunft entscheidend ist, der andere spricht fließend im Dunklen, oder wenn er ganz allein ist, das Leiden tritt aber sofort auf, wenn er sich beobachtet glaubt. Mancher kann ohne Anstoß sprechen, wenn er irgend einen Gegenstand in der Hand hält, oder unauffällige Bewegungen damit ausführt, oder wenn er mit den Händen etwas lebhaft agirt, ein anderer wieder stellt sich vor, wie wenn er das, was er sagen möchte, niedergeschrieben vor sich sähe, und liest es nun im Geiste ab. Fast alle älteren Stotterer verfügen über solche Hilfsmittel. Beim Flüstern und Singen wird nur höchst selten angestoßen, das Lesen fällt beinahe Allen leichter als die freie Rede. Mancher Stotterer fürchtet sich nur vor einzelnen bestimmten Lauten oder Worten und stößt auch meistens nur bei diesen an; aber er zählt uns nicht selten im Laufe der Unterhaltung ganz geläufig alle Worte und Laute auf, die ihm Schwierigkeiten bieten; die „schwierigen" Laute und Worte können auch jederzeit unter dem Einfluß ganz nebensächlicher Umstände wechseln.

Alle derartigen Erscheinungen lassen sich absolut nicht erklären, wenn man eine reizbare Schwäche gewisser Nervencentren oder dergleichen annimmt, sie sind nur dann verständlich, wenn man sich der Erkenntniß nicht verschließt, daß das Stottern ein durch Vorstellungen bedingtes Leiden ist. Es giebt eine Unmasse von Krankheitserscheinungen, Krämpfe, Lähmungen, Störungen der Empfindung und dergleichen, die bei neurasthenischen Personen einzig durch abnorme Vorstellungen hervorgerufen werden, zu ihnen gehört auch das Stotterübel. Es geht nicht an, die psychischen Anomalien des Stotterns einfach als Sekundärerscheinungen hinzustellen; gewiß treten unter dem deprimirenden Eindruck, an einem so auffälligen, peinlichen Uebel zu leiden, mannigfache sekundäre psychische Veränderungen auf; der Stotteranfall könnte aber nicht durch ganz nebensächliche, seelische Einflüsse hervorgerufen oder unterdrückt werden, wenn er nicht auch seinen letzten Grund in psychischen Vorgängen hätte. Es ist ja gewiß richtig, daß viele Stotterer keine

Angst vor dem Sprechakt haben, im Gegenteil, es giebt nicht wenige, deren Kritiklosigkeit soweit geht, daß sie sich sehr gern reden hören; ein Angstgefühl ist aber auch garnicht notwendig, es genügt die bloße Vorstellung, über gewisse Laute nicht hinwegzukönnen, in der Rede stocken zu müssen, um den Koordinationsmechanismus in Unordnung zu bringen; solche Vorstellungen können auch bei recht jungen Kindern schon bestehen, wenn diese sich auch nicht so klar darüber sind, daß sie genaue Auskunft zu geben vermöchten. Daß die Mehrzahl der Stotterer beim Flüstern und Singen nicht anstößt, liegt wohl daran, daß ihre Gedanken dabei auf einen anderen Punkt hingelenkt sind; der Flüsternde muß seine ganze Aufmerksamkeit auf die richtige Aktion der Stimm- und Atemmuskulatur koncentriren, um nicht in die laute Sprache zu verfallen, der Sänger steht gleichsam unter einem fremden Willen, dem er sich fügen muß, wenn der Gesang überhaupt gelingen soll. Gerade der Umstand, daß es von diesen Regeln auch Ausnahmen giebt, daß manche Stotterer so sehr von ihrer abnormen Vorstellung beherrscht sind, daß sie auch beim Flüstern und Singen, ja, selbst beim einfachen Lautiren anstoßen, beweist, daß sich das Leiden eben nicht aus rein mechanischen Vorgängen erklären läßt.

Man muß wohl unterscheiden zwischen dem eigentlichen Stotterübel und der bloßen Disposition; unter den noch in der Sprachentwickelung stehenden Kindern findet man sehr viele, die zeitweise mit ihrer Sprache nicht recht fortkommen, deren Gedanken dem Sprechakt voraus eilen, oder deren Sprachorgane noch so ungeschickt sind, daß sie auch den mit normaler Schnelligkeit sich abwickelnden Vorstellungsreihen nicht recht folgen können. Solche Kinder verfallen öfter in wirkliches Stottern; das passirt ja auch manchem Erwachsenen mit nicht besonders gewandtem Sprachorgan, wenn er aufgeregt ist, oder vor einem größeren Kreis sprechen soll. Derartige Personen kann man noch nicht Stotterer nennen, sie werden es allerdings leicht unter dem Einfluß schwächender Krankheiten oder deprimirender Erlebnisse, oder wenn sie zu Hause und in der Schule unvernünftig behandelt werden, wenn man sie wegen ihrer Sprache verspottet oder streng bestraft, wenn man sie direkt auf die Fehler ihrer Rede hinweist, oder sie ihnen gar spöttisch wiederholt. Von Stottern kann man aber nur dann sprechen, wenn jene Störungen der Rede nicht etwa nur hin und wieder bei größerer Erregung oder Befangenheit, namentlich im Stadium der Sprachentwickelung, auftreten, sondern wenn sie auch ohne solche gröbere Veranlassungen, scheinbar ohne jeden Grund, wie unter einem Zwange, zum Ausbruch kommen.

Die psychische Grundlage des Uebels ist schon von Merkel geahnt, von Klenke, Schrank, Wyneken richtig erkannt worden, in neuerer Zeit ist namentlich Denhardt energisch dafür eingetreten. Eine Psychose, wie Denhardt meint, ist nun das Stottern allerdings nicht; in der Psyche zeitweise auftauchende abnorme Vorstellungen kommen bei vielen nervösen Personen vor, ohne daß man darum von wirklicher Geistesstörung sprechen

könnte; in der Sache selbst schließen wir uns aber der Auffassung Denhardts an.

Eine abnorme Vorstellung kann nur in einem neuropathischen Individuum zur Herrschaft gelangen; die nervöse Konstitution des Stotterers ist denn auch unverkennbar und oft genug geschildert. Daneben muß man aber noch eine individuelle, meistens erbliche Disposition annehmen, sonst müßte das Leiden viel häufiger und namentlich beim weiblichen Geschlecht verbreiteter sein. Worin diese Disposition besteht, darüber kann man nur Vermutungen äußern; wahrscheinlich in einer angeborenen Schwäche des Koordinationscentrums, die als eine gewisse Ungeschicklichkeit des Sprachorgans zum Ausdruck kommt. Diese Ungeschicklichkeit ist in der Tat, wie schon erwähnt, oft genug zu beobachten. Auch ohne besondere Disposition kann übrigens bei nervösen Individuen das Uebel durch anfangs absichtliche Nachahmung zur Entstehung kommen.

Die Auffassung des Stotterns als eines durch Vorstellungen bedingten Leidens zeigt uns auch den Weg, den alle Bemühungen zur Verhütung oder Heilung des Uebels einzuschlagen haben. So zahllos, wie die Autoren, die sich mit dem Gegenstand beschäftigt haben, sind auch die Heilmethoden, welche schon angegeben worden sind. Es ist ja begreiflich, daß bei einem in der Psyche wurzelnden Uebel jedes Heilverfahren, selbst wenn es von ganz unsinnigen Voraussetzungen ausgeht, zum Ziele führen kann, wenn nur der Leidende der Kur, oder dem Heilkünstler das nötige Vertrauen entgegenbringt. Statistiken, namentlich Sammelstatistiken sind darum unseres Erachtens ohne vielen Wert, wenn sie den Vorzug irgend eines Verfahrens beleuchten sollen, sie beweisen nur die größere oder geringere Geschicklichkeit des betr. Spracharztes. Besonders mißtrauisch muß man gegen Statistiken sein, die vorwiegend bei der Behandlung von Kindern gewonnen wurden, da Kinder kritiklos und gewöhnlich sehr leicht psychisch zu beherrschen sind. — Es ist immer fehlerhaft, für die Behandlung irgend einer Krankheit einen bis in seine Einzelheiten genau ausgearbeiteten Heilplan ein für alle Mal aufzustellen, der mit unwesentlichen Modifikationen in jedem Einzelfalle immer wieder anzuwenden wäre; jeder Kranke, namentlich aber ein psychisch Leidender, muß als Persönlichkeit entsprechend seinen Anlagen und Neigungen, seinem Temperament und seinen Anschauungen behandelt werden, die Behandlung muß mit einem Wort eine individualisirende sein. Alles Schablonisiren ist hier vom Uebel; nur allgemeine Normen, die in der principiellen Auffassung des Leidens ihre Grundlage haben, lassen sich darum festsetzen, jedes weitere Specialisiren, jeder Versuch, eine sogenannte „Methode" aufzustellen, ist widersinnig.

Alle Heilverfahren tragen bewußt oder unbewußt dem Princip der Uebung Rechnung. Das ist auch vollkommen rationell; der durch irgendwelche Einflüsse zeitweise inkorrekt funktionirende Mechanismus soll geübt werden, über die störenden Einflüsse Herr zu werden, er soll wieder daran

gewöhnt werden, scheinbar automatisch, wie bei Gesunden zu arbeiten.

Insofern ist die Uebung gerechtfertigt, und sie ist außerdem noch unentbehrlich, weil bei dem Kranken nur auf diese Weise die Ueberzeugung gefestigt werden kann, daß er die Fähigkeit der normalen Rede wirklich besitzt. Man darf aber die Uebung nicht als das einzige und jedenfalls nicht als das Grundprincip der Behandlung hinstellen. Man sollte nicht den Kranken mit der Einübung der einzelnen Elemente der Lautsprache, mit Atmungs-, Stimm- und Artikulationsübungen, mit Exercitien in der Bildung von Lauten und ihrer mannigfachen Kombinationen aufhalten und quälen. All diese Fähigkeiten besitzt der Kranke schon, die Lautbildung macht ihm keine Schwierigkeiten, seine Atmung, seine Silbenbildung, selbst seine Rede ist außerhalb des Anfalles korrekt, es ist mindestens überflüssig, ihm, wie es heute so oft geschieht, die Elemente der Sprache nach Art eines systematischen Lehrganges einüben zu wollen. Es ist zwecklos, dem Kranken die physiologische Bildung jedes einzelnen Lautes zu erklären, damit er „bewußt physiologisch“ spreche; so zu reden bringt kein Mensch fertig und, wenn er es versucht, so spricht er unnatürlich und manierirt. Woran es dem Kranken gebricht, das ist das Vertrauen in seine Sprechfähigkeit; hier muß der Hebel angesetzt werden, man muß die Ueberzeugung in ihm festigen, daß kein reales Hinderniß für den ungestörten Ablauf des Sprechmechanismus vorliegt, man muß ihm den Beweis liefern, daß er nicht zu stottern braucht, wenn er sich bestrebt, so zu sprechen, wie der Gesunde. Man muß dem Kranken helfen, jedes Bedenken, so oft es in ihm auftauchen will, zu überwinden. An Stelle der abnormen Vorstellungen muß der Gedanke „ich kann korrekt sprechen“ zur Herrschaft gelangen. Wie die psychische Behandlung durchzuführen ist, dafür lassen sich keine besonderen Gesetze aufstellen, das richtet sich durchaus nach der Persönlichkeit des Patienten und — seines Arztes. Viele Wege führen nach Rom, es ist ganz unberechtigt, eine einzige Methode als die allein seligmachende hinzustellen.

Besonders wichtig erscheint die Verhütung des Uebels; es ist ja um Vieles leichter, bei erkannter Disposition der Entstehung eines Leidens vorzubeugen, wie das einmal zur Entwickelung gelangte definitiv und von Grund aus zu beseitigen. Die wirksamste Prophylaxe liegt in der vernunftgemäßen Behandlung des Kindes im Hause und in der Schule. Es ist ein großer Fehler, mit Strenge gegen ein im Sprechen ungeschicktes Kind vorzugehen, ihm gar das Gesagte stotternd zu wiederholen. Das Kind soll überhaupt nicht zum Bewußtsein seiner Disposition kommen, sonst wird es sehr bald zum wirklichen, psychischen Stotterer. Man soll dem Kinde beim Sprechen helfen, man soll es zur Ruhe mahnen, wenn es aufgeregt ist, man soll es bei schwierigeren Worten, an denen es hängen bleibt, nicht zappeln und stottern lassen, sondern ihm das beabsichtigte Wort vorsprechen, den angefangenen Satz mit ihm zu Ende führen. Die ganze Einwirkung soll, dem Kinde un-

bewußt, in unterhaltender, spielender Manier geübt werden; so wird es in vielen Fällen gelingen, die Sprachentwickelung in die richtigen Bahnen zu lenken, ohne daß es zum Auftreten des Uebels kommt. Die gleichen Grundsätze müssen auch für die Schule maßgebend sein, denn viele Kinder werden erst mit Beginn des Schulbesuchs zu eigentlichen Stotterern; woran dies liegt, das wird nach allem bisher Erörterten wohl klar sein. Auch in der Schule soll dem Kinde die Beeinflussung nicht deutlich zum Bewußtsein kommen; beim Unterricht in allen möglichen Fächern, nicht nur beim Lese- und Anschauungsunterricht, bietet sich dem Lehrer mannigfache Gelegenheit, in der Weise, wie wir es oben angedeutet haben, für reine Lautsprache und korrekte Sprachentwickelung besorgt zu sein. Konsequent durchführen läßt sich diese Aufgabe aber nicht bei dem gewöhnlichen Unterricht in den großen Klassen der Elementarschule; wir halten es darum für unumgänglich notwendig, daß für die sprachgebrechlichen Schüler besondere Hilfsklassen eingerichtet werden. Hier findet der Lehrer nicht nur kursorisch oder wie in einem auf einige Wochen komprimirten Kursus Gelegenheit, dauernd die Sprache seiner Zöglinge zu beaufsichtigen, zu verbessern und das Uebel im Keim zu ersticken. Stammelnde und zum Stottern disponirte Kinder würden den gleichen Vorteil von dem Unterricht in einer solchen Hilfsklasse haben. Auch dort, wo wirkliches Stottern vorliegt, wo das Uebel schon psychisch geworden ist, wird der Besuch der Hilfsklasse, wenn der Lehrer seine Sache gut versteht, meistens zum Ziele führen; wo es nicht der Fall ist, da ist jedenfalls eine besonders eingehende, persönliche, ärztliche Behandlung notwendig.

Man hat im Laufe der letzten Jahre an vielen Orten unseres Vaterlandes sogenannte Schülerkurse eingerichtet, man hat die stotternden Schüler in besondere Kurse vereinigt und sie von Lehrern, die in der Gutzmann'schen Methode ausgebildet sind, behandeln, bezw. unterrichten lassen. Es ist gewiß sehr erfreulich, daß damit von Seiten der Gemeindebehörden die Pflicht und die Notwendigkeit anerkannt worden ist, aus öffentlichen Mitteln etwas gegen die Sprachgebrechen unter der Schuljugend zu unternehmen, doch bezweifle ich, ob der eingeschlagene Weg der richtige ist. Vor Allem scheint mir die Gefahr zu bestehen, daß auch zum Stottern nur disponirte Kinder zur Teilnahme an solchen Kursen veranlaßt werden. Es könnte dadurch gerade das, was streng verhütet werden muß, eintreten; das Kind käme erst jetzt zum Bewußtsein seiner mangelhaften Sprache, und diese deprimirende Vorstellung könnte trotz aller Augenblickserfolge in späterer Zeit wieder einmal die Herrschaft gewinnen; Stotterer werden ja bekanntlich sehr leicht rückfällig. Ob eine solch' strenge Auswahl der einzelnen Kinder immer stattfindet, und ob sie überhaupt von den damit betrauten Lehrern und Aerzten nach Maßgabe ihres Wissens auf diesem Specialgebiet geleistet werden kann, das entzieht sich meiner Kenntniß, erscheint mir aber recht zweifelhaft. Wo wirkliches Stottern vorliegt, mögen die Kurse, so lange

die von uns postulirten Hilfsschulen noch ein frommer Wunsch sind, nützlich wirken, doch bleibt es immer bedauerlich, daß in ihnen mit einem unendlichen Aufwand an Zeit und Mühe für Lehrer, wie für Schüler, ein Resultat erzielt wird, das auf anderem Wege mindestens eben so gut und rascher erreicht werden könnte; der Grundsatz „cito, tuto et jucunde" sollte doch auch dem sprachgebrechlichen Kinde zu Gute kommen.

Durch ihre weite Verbreitung und durch die großen Schwierigkeiten für Erziehung und Erwerbsfähigkeit der Betroffenen sind die Sprachgebrechen ein Uebel von weit höherer socialer Bedeutung, als es dem Uneingeweihten scheinen möchte. Wir hoffen, daß der Leser aus unseren Ausführungen die Ueberzeugung gewonnen haben wird, daß eine wirklich kausale, bis auf den Grund gehende Bekämpfung des Stotterübels nur dann möglich sein wird, wenn man sich zur Errichtung von Hilfsklassen für Sprachgebrechliche entschließt. Ueberall stellt die Heilkunst heute die Prophylaxis an die erste Stelle. Temporärer Unterricht in einem Kurse mag wohl dem einen oder anderen Kinde frommen; für die Masse der Sprachgebrechlichen und der zu Sprachgebrechen Disponirten wird Dauerndes nur dann zu erreichen sein, wenn sie recht lange Zeit hindurch dem Einfluß und der ständigen Ueberwachung einer wirklich sachkundigen Persönlichkeit anvertraut sind.





Züge märkischen Bauernlebens vergangener Zeiten.

Von

W. Bruchmüller.

— Leipzig-Reudnitz. —

Drei durchgreifende Umwälzungen sind es vor Allem gewesen, die das Aussehen und die Struktur der Bevölkerung, besonders der ländlichen Bevölkerung, des deutschen Ostens, seitdem diese Gegenden in das hellere Licht der Geschichte treten, tiefgreifend verändert, ja zum Teil von Grund aus neu gestaltet haben. Diese drei Erschütterungen sind einmal: die Kolonisirung und Germanisirung dieser Gegenden etwa von dem 11. bis zum 14. Jahrhundert, durch die die alte slavische Bevölkerung zum Teil vernichtet und verdrängt, zum weitaus größeren Teil aber von der neu hinzutretenden deutschen Einwanderung aufgesogen und mit dieser zu einer Mischrasse vorwiegend deutschen Charakters, aber mit einer bald stärkeren, bald schwächeren Beimischung slavischen Blutes verschmolzen wurde. An zweiter Stelle sind dann die Einflüsse zu nennen, die die kirchliche Revolution des 16. Jahrhunderts und in ihrem Gefolge vor Allem der dreißigjährige Krieg auf die Gestaltung der Lage des ostdeutschen Bauernstandes ausgeübt haben. Am Ende dieser Periode können wir den alten Bauernstand Nordostdeutschlands für so gut wie vernichtet ansehen. Seine alte rechtliche und sociale Position war dahin, von ihm selbst waren nur noch Trümmer auf der Scholle haften geblieben. Was sich an seiner Stelle aus dem Schutt der Zeiten wieder erhob, war eine ganz oder doch fast ganz neue Bildung. Auf dem alten Boden unter veränderten und zwar noch wesentlich verschlechterten Verhältnissen neue Repräsentanten, die nunmehr berufen waren, von Frischem einen ostdeutschen Bauernstand zu bilden und darzustellen.

Als die dritte einschneidende Umwälzung endlich wird man die Bauernbefreiung mit ihren Folge- und Begleiterscheinungen während der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts zu nennen haben. Sie hat einen großen Teil der alten seßhaften ländlichen Bauernbevölkerung mobilisirt und der Heimat entfremdet, sowie einen ganz neuen Stand der Landbewohnerschaft, den der landlosen oder landarmen Landarbeiterschaft geschaffen. Die guten wie die bösen Wirkungen dieser Reformen sind in der Jetztzeit noch nicht abgeschlossen, sondern wirken noch ständig fort. Sie bilden einen wesentlichen Teil der heutigen Agrarfrage.

Man wird sich nun freilich nicht vorzustellen haben, daß diese genannten Umwälzungen jedesmal plötzlich eintraten, gewissermaßen ex abrupto vom Himmel fielen, sondern sie sind im Gegenteil von langer Hand her angebahnt worden, ehe sie scharf und auch den Zeitgenossen erkenntlich in die Erscheinung traten, und ihre Wirkungen haben sich lange und nachhaltig fühlbar gemacht. Man muß sich daher die Struktur der von ihnen beeinflußten Bevölkerungsgruppen als in einer bald schnelleren, bald langsameren, aber beständigen Umbildung begriffen vorstellen. Die Germanisirungsperiode z. B. umfaßt mehrere Jahrhunderte, und bald nach ihrem Abschluß, ja zum Teil schon in ihr setzen bereits jene Einflüsse auf eine langsame Verschlechterung der rechtlichen und socialen Lage des neugebildeten Bauernstandes ein, die ihren Abschluß in der Periode der Reformation und des dreißigjährigen Krieges fanden. Kaum aber war dann nach dem Friedensschluß des Jahres 1648 in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts die erste notdürftige Neuregelung der Verhältnisse und die Neubesetzung des wüsten Landes durchgeführt, so setzten auch schon besonders in Brandenburg-Preußen wieder jene Bestrebungen ein, die auf die Hebung des gedrückten und verachteten Bauernstandes abzielten. Hierher sind z. B. die Bemühungen Friedrichs des Großen und seiner Vorgänger um die rechtliche Hebung des Bauernstandes gegenüber dem Adel, vor Allem aber die Kolonisationen dieser Fürsten, in erster Linie wieder die des großen Königs selbst, zu zählen. Sie führten der alten ländlichen Bevölkerung fortgesetzt einen Strom neuen gesunden Blutes und ein Moment größerer wirtschaftlicher Selbstständigkeit in den rechtlich und wirtschaftlich besser gestellten neuen Ansiedlern zu. Ihren Abschluß fanden, wie schon gesagt, diese Strebungen in der Aufhebung der Grundlasten und der sogenannten Bauernbefreiung, deren Einflüsse noch heute fortwirken.

Wir haben oben ausgeführt, daß am Ende des dreißigjährigen Krieges nur noch wenige Trümmer der alten ländlichen Bevölkerung in der Mark vorhanden waren, und auf dem Schutte der Vergangenheit fast ganz neue Gestaltungen geschaffen werden mußten. Die Bauernschaft, die aus ihnen und in ihnen emporwuchs, war eine fast vollkommen neue, die wenig mit der alten zu schaffen und außer einer noch stark verschlechterten rechtlichen Lage wenig von ihrer Vorgängerin überkommen hatte. In der Darstellung

der älteren seit der Kolonisationszeit her sich fortwährend schrittweise verschlechternden rechtlichen und socialen Stellung dieser älteren Bauernschaft können wir uns deshalb kurz fassen, wenn wir es im Nachfolgenden unternehmen wollen, einige Züge aus dem Dasein der märkischen Bauernschaft nach dem dreißigjährigen Kriege näher auszuführen*).

Die während der Kolonisationszeit von den Grundherren, den Landesfürsten, den Klöstern und dem Adel in's alte Slavengebiet gezogenen Bauern wurden in der Regel zu Erbzinsrecht auf den ihnen zugewiesenen Hufen eingesetzt, d. h. zu einem dem vollen Eigentum nicht gleich, aber sehr nahe kommenden Besitzrecht. Sie besaßen ihr Gut erblich, konnten es frei veräußern und verlassen, mußten aber dem Grundherrn von ihren Hufen einen Hufenzins zahlen. Daneben waren sie dem Landesherrn zur Zahlung der Bede, sowie zu bestimmten öffentlichen Diensten im Interesse des Staates, besonders der Landesverteidigung verpflichtet und hatten an die Kirche den Zehnten zu entrichten. Stellenweise kam auch wohl schon lassitischer**) Besitz vor, der sich wahrscheinlich aus dem Sitzenbleiben von Slaven auf ihren alten Stellen erklärt. Persönlich waren die Bauern durchaus frei, und auch die alte Hörigkeit der Slaven verschwand allmählich, wenigstens zum Teil, unter dem Einfluß des mit den Deutschen eingewanderten deutschen Rechtes.

Während nun z. B. in Pommern bereits in der Kolonisationsperiode sich eine Grundherrlichkeit auch des kleineren Landadels voll ausgebildet hatte und die Bauern schon vollständig die Hintersassen, wenn auch persönlich freie, dieser ihrer Grundherren geworden waren, ist in der Mark diese Entwickelung nicht gleichzeitig und nicht überall gleichmäßig vor sich gegangen. Am Beginn der Reformationsperiode war aber auch in der Mark der Begriff der Gutsherrschaft ausgebildet. Die Gutsherrschaften waren die Obrigkeit, die Bauern die Untertanen, die subditi nobilium geworden. Gleichzeitig bereitete sich damit ein socialer und dann auch langsam ein wirtschaftlicher Niedergang des Bauerntums vor. Die gutsherrliche Fläche wuchs, wenn auch noch in bescheidenen Grenzen, seit dem 13. und 14.

*) Wer sich über diese hier also nur kurz zu skizzirende ältere Entwickelung eingehender unterrichten will, der sei dafür auf meine kleine Monographie verwiesen: Die Folgen der Reformation und des dreißigjährigen Krieges für die ländliche Verfassung und die Lage des Bauernstandes im östlichen Deutschand besonders in Brandenburg und Pommern. Krossen a. O., Verlag von R. Zeidler, Preis 1 Mk., in der diese Entwickelung in einer die Ergebnisse der erschienenen Einzelforschungen zusammenfassenden Darstellung im Zusammenhange gegeben ist.

**) Lassitischen Besitz oder Laßbesitz nennt man dasjenige Besitzverhältniß, in dem das betreffende Gut dem Grundherrn gehört, der es dem Lassiten gegen bestimmte Abgaben und Dienste zur Nutznießung überläßt, wodurch der Inhaber auch noch in ein persönliches Abhängigkeitsverhältniß zum Herrn tritt, wogegen ihm keinerlei Eigentums- oder Verfügungsrecht im Todes- oder Verkaufsfalle zusteht. Man unterscheidet zwischen erblichem und nichterblichem Laßbesitz.

Jahrhundert auf Kosten des Bauernlandes, und die Bauern wurden bereits zur Bestellung des vergrößerten Gutsareals stärker herangezogen. Dieses Anwachsen der Gutsfläche wurde zum Teil dadurch veranlaßt, daß die militärische Bedeutung des Adels mit dem Aufkommen der Söldnerheere und des Geschützwesens zurückging und seine finanziellen Mittel durch das allgemeine Sinken des Geldwertes am Ausgang des Mittelalters geschmälert wurden, während sich gleichzeitig unter dem Einfluß der aufblühenden Städte allgemein die Kosten für Luxus- und Bildungsbedürfnisse steigerten. Diese Gründe veranlaßten den Adel des Ostens, mehr und mehr eigene Landwirtschaft zu treiben. Als weiterer Ansporn nach dieser Richtung wirkte, daß dem Adel durch die Säkularisationen des Reformationszeitalters die Versorgung seiner jüngeren Mitglieder in den geistlichen Stiftern abgeschnitten wurde. Eine wirklich ertragreiche Landwirtschaft aber konnte der Adel nicht treiben, ohne eine großartige Erweiterung seines Gutslandes auf Kosten des Bauernstandes und ohne eine Verschärfung der von diesem zu leistenden Dienste, was wiederum eine Verschlechterung des bäuerlichen Besitzrechtes und eine Beschränkung der bäuerlichen persönlichen Freiheit zur Folge haben mußte. Jetzt wurde das Recht des freien Zuges und die Benutzung des Rechtsweges für den Bauern gegen seinen Gutsherrn beschränkt, und für den Adel das Auskaufungsrecht an Bauernstellen zur Errichtung eines Rittersitzes gesetzlich festgelegt (Märkischer Landtagsabschied vom Jahre 1540). Wie ausgiebig dieses Recht benutzt wurde, zeigt z. B. die Mittelmark, wo in ca. fünfzig Jahren vor dem dreißigjährigen Kriege das gutsherrliche Areal um die Hälfte, von 3256 Hufen auf 4750 wuchs. Immerhin war damals die bäuerliche Untertänigkeit in der Mark aber noch eine rein dingliche, wie sie es in der Altmark auch geblieben ist, während sie sich nach dem dreißigjährigen Kriege in der übrigen Mark zu einer persönlichen verschärfte.

Das Bedürfniß des Adels nach vermehrten bäuerlichen Dienstleistungen auf der erweiterten Gutsfläche führte von selbst, da ja auch die Zahl der Bauernstellen sich gleichzeitig vermindern mußte, zu einer Erweiterung und Verschärfung der bäuerlichen Dienste. An die Stelle der gemessenen Dienste traten an vielen Stellen ungemessene. Der Gesindezwangsdienst für die Kinder der Bauern bürgerte sich ein, und die Bindung an die Scholle, die dem Bauern den Abzug nur gegen Stellung eines Ersatzmannes und die Niederlassung an anderer Stelle nur gegen Abzugsschein der alten Herrschaft gestattete, engte seine persönliche Freiheit mehr und mehr ein. Dagegen darf die wirtschaftliche Lage des märkischen Bauern vor dem großen Kriege im Allgemeinen noch eine relativ günstige genannt werden. Jeden materiellen Wohlstand und jeden Rest eines noch besseren bäuerlichen Rechtes haben dann die Kriegsjahre des dreißigjährigen Krieges vernichtet.

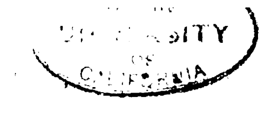
Welche Ausdehnung die Verwüstung des Landes während des Krieges angenommen hatte, sei hier nur mit einigen Ziffern belegt: Nach dem Be-

richt der Hofkammer waren im Jahre 1652 in sämmtlichen Aemtern der Kur- und Neumark von 3000 vor dem Kriege vorhandenen Ackerleuten nur noch 1550 auf ihren Stellen, von 3097 Kossäten nur noch 1769. Zieht man in Betracht, daß die Amtsdörfer in der Regel noch die besten und am stärksten besetzten waren, so kann man eine Abnahme der ackerbautreibenden Bevölkerung um mindestens die Hälfte annehmen. Im Teltow waren von 1175 Bauern- und 750 Kossätenstellen 841 resp. 420 wüst geworden. Im Niederbarnim waren von 927 Bauern und 706 Kossäten nur noch 407 resp. 340 übrig geblieben. Im Oberbarnim waren schon im Jahre 1634 von 4278½ Hufen ein Drittel, nämlich 1403½ wüst. In der Grafschaft Ruppin waren beim Regierungsantritt des Großen Kurfürsten überhaupt nur noch 4 Dörfer bewohnt.

Schon während des Krieges und besonders nach dem Friedensschlusse war es deshalb die Hauptaufgabe des Landes- und besonders der einzelnen Gutsherren, die verwaist gewordenen Bauernstellen frisch zu besetzen, um neue Kräfte für die Bestellung des Ackers zu gewinnen und wieder Zinse und Abgaben zu erhalten. Aber diejenigen, die sich zur Annahme einer Bauern- oder Kossätenstelle meldeten, waren meist vollständig mittellos, städtisches und ländliches Proletariat, verlaufene Soldaten, denen der Friede das bisherige wilde Handwerk verdorben hatte u. s. w. Sie alle mußten ebenso wie die meisten der noch vorhandenen Bauern mit allem Inventar, Vieh und Saatkorn neu ausgestattet und ihre Höfe neu aufgebaut oder doch reparirt werden. Wurde nun der neue Bauer in einen solchen Hof gegen ein geringes Geld, das er meistens noch schuldig blieb, eingesetzt, so erhielt er diesen Hof von der Herrschaft, der man eine gewisse Vorsicht gegenüber den einigermaßen zweifelhaften Elementen der Neuansiedler nicht verübeln darf, nicht zum Eigentum, sondern nur zum Nießgebrauch, so daß er jeden Augenblick von seiner Scholle nach dem Willen der Gutsherrschaft wieder vertrieben werden konnte. In der Regel galt freilich in der Mark für diesen bäuerlichen Laßbesitz, der mit verschwindenden Ausnahmen, die wir sofort kennen lernen werden, jetzt die herrschende Form bäuerlichen Besitzrechtes war, eine bedingte Erblichkeit, die aber durch das Auswahlsrecht der Herrschaft unter den Kindern des Erblassers noch beschränkt wurde.

Ueber die Klassen der ländlichen märkischen Bevölkerung nach dem dreißigjährigen Kriege giebt uns die im Jahre 1678 von Friedrich Müller geschriebene Practica civilis rerum Marchiarum Auskunft:

Müller kennt drei Klassen der ländlichen Bevölkerung: 1. die plene liberi, die ihre Aecker erb- und eigentümlich besitzen, sie leisten davon nicht die gewöhnlichen Dienste und Abgaben, sondern gehen in der Regel zu Lehn, hauptsächlich wird diese Klasse vertreten durch die Lehnschulzen. Diesen plene liberi stehen gegenüber 2. die Leibeigenen. Sie sind zwar nicht Sklaven secundum prisci iuris rationem, haben aber imaginem quandam servitutis, weil sie und ihre Kinder ihrer Herrschaft persönlich unter-



worfen sind. „Quidquid possident, precario sub certis servitiis ac praestationibus tenent et ad resignationem pro lubitu dominorum factam discedere ac praedia cum inventario reddere coacti sunt.“ (Was sie besitzen, haben sie leihweise inne für bestimmte Dienste und Leistungen, sie sind nach dem Belieben ihrer Herrschaft gezwungen, zu verzichten [auf ihre Stelle], wegzuziehen und die Güter mit dem Inventar zurückzugeben.) Ihre Dienste können beliebig gesteigert werden, sie dürfen gegen den Willen der Herrschaft nicht abziehen und haben außer für Heiraten mit Leibeigenen einen Heiratskonsens ihrer Herrschaft nötig. Schon die Gesindeordnungen gleich nach dem dreißigjährigen Kriege und der Landtagsabschied vom Jahre 1683 erwähnen die „Dienstbarkeit und Schollenpflichtigkeit“. Aber erst im Jahre 1681 werden die persönlichen Verhältnisse der Leibeigenen in der Gesindeordnung ausführlicher dargestellt. Diese Darstellung stimmt mit der Müllers vollkommen überein. Ob die Leibeigenen auch in der Mark, wie z. B. in Schwedisch-Pommern, ohne ihr Gut verkauft werden konnten, ist nicht zu erweisen. Die Gesindeordnung vom Jahre 1681 besagt nur, daß die Leibeigenen von einem Hof in den anderen und von einem Dorf in das andere versetzt werden durften. Müller kennt die Leibeigenschaft nur in der Uckermark und der Neumark, sie scheint aber auch in Beeskow und Storkow eingeführt gewesen zu sein. Wie weit sie in der Neumark verbreitet gewesen, ist fraglich. Jedenfalls war sie herrschend in den drei nördlichen Kreisen, und seit der Gesindeordnung vom Jahre 1685 auch im Cottbusschen; sonst war sie wohl nur lokal vorhanden. Zwischen diesen beiden Klassen, den Lehnschulzen und den Leibeigenen, stehen nach Müller 3. die gemeinen Bauern sive coloni: Sie sind „non vere liberi, non vere servi, ratione status pro liberis, ratione servitorum pro servis habendi, magis in libertatem quam in servitutem inclinantes.“ (Sie sind nicht wirklich frei, nicht wirklich Sklaven; nach Maßgabe ihres Standes sind sie für frei, nach Maßgabe ihrer Dienste für Leibeigene zu erachten, doch nähern sie sich mehr den Freien als den Sklaven.) Sie können vor Gericht klagen und verklagt werden, sie haben das Recht der väterlichen Gewalt und Eigentum an ihrem Vermögen, sie können Verträge abschließen, Erben werden und einsetzen; doch sind sie in ihrer Freiheit beschränkt, sie dürfen nicht mutwillig gegen ihre Obrigkeit klagen und nur gegen die Stellung eines Gewährsmannes den Hof verlassen. Ihre Kinder müssen sich in „statu coelibatus“ der Herrschaft auf drei Jahre zu Zwangsdienst anbieten. Seit den Gesindeordnungen aus den Jahren 1651 und 1681 können sich die Kinder auch nicht nach dem Tode der Eltern durch Verzicht auf den Hof von diesem Dienst befreien. Außerdem sind die Kinder, wenn der Vater stirbt, zur Annahme des Hofes verpflichtet. Nach dem Edikt vom Jahre 1670 für die Mittelmark muß dann auch noch ein zweiter Sohn ein wüstes Gut unter der Herrschaft annehmen. Dieses Edikt vom Jahre 1670 zeigt aber zugleich, daß noch eine andere

Auffassung neben der Müllers bestand, indem nach ihm die Kinder ganz auf die väterliche Erbschaft und damit auch auf das väterliche Gut verzichten konnten. Zuerst findet sich diese Ansicht ausgesprochen in der Gesindeordnung vom Jahre 1651, also bald nach dem dreißigjährigen Kriege. Zugleich wurde aber auch die Frist für die Entschließung auf ein Vierteljahr festgesetzt und bestimmt, daß, wenn die Erben inzwischen auch nur das Geringste aus dem Hof veräußern würden, dies für eine Annahmeerklärung angesehen werden solle. Bei einer Ausschlagung der Erbschaft mußte alles Vieh und alle fahrende Habe des Toten beim Gute bleiben, außerdem nützte hinsichtlich des Gesindezwangsdienstes die Ausschlagung der Erbschaft nichts. Durch die Gesindeordnung vom Jahre 1681 wurde für die Mittelmark und Priegnitz die ganze Bauernfamilie noch schärfer von dem Gutsherrn abhängig gemacht, nach ihr sollte jedes Kind verpflichtet sein, einen Hof anzunehmen, und die Obrigkeit sollte keine ledigen Leute in ihrem Bezirk dulden, diese sollten vielmehr gezwungen werden, mit zwanzig Jahren „sich zu verheiraten und zu setzen". Sicher wollte man mit dieser Maßregel Kräfte für die Neubesetzung des Landes gewinnen. Die Gesindeordnung für die Neumark vom Jahre 1646 ist im Wesentlichen gleich der für die Kurmark, nur daß damals schon die Bauernkinder in der Neumark zur Annahme eines wüsten Hofes verpflichtet sind. Im Jahre 1653 verschärfte der Neumärkische Landtagsreceß den Gesindezwangsdienst noch bedeutend, der dreijährige Zwangsdienst wurde jetzt aufgehoben und an Stelle dessen die Dienstzeit so lange ausgedehnt, „als die Kinder sich in anderen Diensten aufhalten und ihr eigen Hauswesen noch nicht angefangen, es seyen ihre Eltern noch am Leben oder verstorben." Die Gesindeordnung vom Jahre 1685 stimmt im Wesentlichen mit der vom Jahre 1681 überein, doch werden in ersterer strenge Strafen gegen das Entlaufen der Untertanen festgesetzt. Die Gesindeordnung vom Jahre 1685 für Cottbus und die für Crossen und Züllichau vom Jahre 1686 sind im Wesentlichen der für die übrige Neumark analog. In der letzteren finden sich auch die strengen Strafbestimmungen gegen das Entlaufen der Untertanen, doch wird dagegen in ihr ausdrücklich hervorgehoben, daß ein Bauer, der sein Gut an einen tüchtigen Gewährsmann veräußert hat, mit Einwilligung der Herrschaft frei abziehen kann, wenn er außer dem Abzugsgeld noch ein Loskaufgeld für seine Kinder zahlt. Allem Anscheine nach haben sich aber im Laufe der Zeit die besonderen Bestimmungen dieser Gesindeordnung für Crossen vom Jahre 1686 gegen die allgemeinen Bestimmungen für die Neumark ausgeglichen, denn im Jahre 1757 wird in dem von uns noch öfters zu nennenden Kurtschower Kurrendebuch zu der Verfügung, daß jährlich an dem Sonntage, da der Michaelistag gefeiert werde, die Gesindeordnung von der Kanzel verlesen werden solle, bemerkt, daß von der Crossnischen Gesindeordnung nur selten ein Exemplar aufzutreiben sei. Falls in den Akten wenigstens Auszüge vorhanden seien, sollten diese gelegentlich mitgeteilt werden. Soweit die Dar-

stellung der allgemeinen Rechtsverhältnisse des märkischen Bauernstandes wie sie sich aus den Wirnissen des dreißigjährigen Krieges nach der Neuansetzung heraus entwickelten. In dem Folgenden wollen wir an der Hand von Akten, die uns zur Verfügung standen, einige Einzelzüge aus dem Leben der Bauern in einigen Dörfern des schon genannten Crossnischen Kreises in der Neumark darstellen, die das Bild, das wir bisher gewonnen, noch stärker beleben und im Einzelnen schärfer ausführen können.

Ueber die schon oben berührte Neuansetzung haben wir einige nicht unwichtige Nachrichten aus Trebichow*), die um so wertvoller sind, als sie einen bisher, meines Wissens wenigstens, völlig unbekannten Vorgang beleuchten. Hier hat nämlich die Kirchenkasse den Gutsherrn bei der Neubesetzung unterstützt, indem auch sie aus ihren Mitteln mehrere Kossäten neu ansetzte und ausstattete, wofür diese dann zwar der Kirche die Summe zurückzahlen und verzinsen sollten, im Uebrigen aber Untertanen des Gutsherrn wurden. So finden sich in der Kirchenrechnung aus dem Jahre 1655 mehrere Posten angeführt, die Einwohner von Trebichow der Kirchenkasse für Vorschüsse zur Neueinrichtung nach dem Kriege schuldeten, einmal z. B. 13 Taler für zwei Ochsen. Das wichtigste Aktenstück über ähnliche Vorgänge schon während der Kriegszeiten teile ich hier mit, es ist datirt vom 16. Juli 1635. „Verzeichnis wegen der verlaufenen Untertanen zu Trebkow, was dieselben in den Garten bekommen, so sie hineingetreten und was sie auch der Kirche sind schuldig geblieben, wie folget: Erstlichen Lehmann, als er in Barthels Garten betreten, darinnen gefunden 3 Ochsen, 5 Kälber und 5 Kühe, die Scheune voll Getreide, 2 Kessel, ein Kessel von 2 Bornkannen Wasser, ein Fischkessel, ein Bett, wie auch sonst alles, was im Haus und Hof gewesen, mitbekommen. Darüber ist der Garten der Kirche schuldig verblieben 12 Thaler, ohne die Zinsen, welche Lehmann nicht verrichtet. Wiederum, wie Lehmann das Weib aus Fischers Garten genommen, hat er zu dem Garten 4 Rinder bekommen, wie auch die Scheune voll Getreide und all das Hausrat, was im Garten gewesen, von welchem er nichts heraus hat geben dürfen, sondern nur der Kirche 6 Thaler herausbezahlen sollte, welches er auch nicht richtig gemacht hat. (Derselbe Lehmann hat also hiernach zwei Wirtschaften erhalten, ein Vorgang, der sich häufig findet, da die Ertragsfähigkeit der Aecker stark zurückgegangen war.) Andreas Bache, als er in den Garten getreten, ist der Garten von den Gerichten gewürdiget worden um ? Thaler, darinnen befunden die Scheune voll Getreide und allerlei Hausgeräthe, was in solchem Garten gemeiniglich gebraucht wird, darüber ist der Garten der Kirche 6 Thaler und der Herrschaft 6 Thaler schuldig gewesen, welche Schuld bar hat sollen bezahlen, darauf er nicht mehr entrichtet, als der Herrschaft

*) Trebichow wie die im Folgenden genannten Ortschaften sind Dörfer des rechts der Oder gelegenen nordwestlichen Teiles des Kreises Crossen. Das hier verarbeitete Material entstammt den Pfarrarchiven der Dörfer.

6 Thaler und der Kirche die 6 Thaler nebst dem Zins schuldig verblieben, so geschehen und geschrieben 17. Juli 1635."

Ob die Bauern in Folge derartiger Beihilfen, die in unserer Gegend vielleicht auch an anderen Stellen geleistet worden sind, neben den an die Pfarre zu entrichtenden Abgaben auch zu Diensten an diese verpflichtet waren, können wir nicht behaupten. Tatsache ist nur, daß in Kurtschow sowohl wie in Zettitz die Bauern gewisse Ackerdienste für die Pfarre zu leisten hatten. So heißt es in der Matrikel vom Jahre 1701 von den Kurtschower Pfarrländereien: „Diese Landungen sollen von der Gemeinde, welche dafür den Lohn von dem Allmächtigen zu hoffen hat, der ihre Aecker dagegen reichlich segnen wird, umsonst beschicket werden." Noch genauere Angaben über diese Dienste enthält ein im Jahre 1775 verfaßtes „Zettitzsches Pfarr-Inventarium, sowie solches ad Acta Consistorii et Inspectionis eingesandt worden". In diesem heißt es: „In Zettitz müssen Dienste tun, der Schmied, alle frei Leute, Hirten, zwei Büdner, Spittel-Leute, Mann, Weib und Kind, jedes einen halben Tag, wovor sie Essen bekommen. In Skyren desgleichen nur keine Büdner. Auch die Kinder, die bereits zum heiligen Abendmahl gegangen, müssen diesen Dienst tun." Im Uebrigen bestanden neben diesen naturgemäß nur geringen Diensten, die an die Pfarre zu leistenden Lasten nur in der Lieferung der Decima in Getreide, wozu jedoch nur die Bauern und Kossäten verpflichtet waren, während die Büdner, die sogenannten Freileute sowie die Schäfer und Dorfhandwerker von dieser Abgabe befreit waren, wofür sie gewöhnlich bei Amtshandlungen die doppelten Accidentien der Decimanten zu zahlen hatten. Der Gutsherrschaft gegenüber bestanden die bäuerlichen Leistungen dagegen hauptsächlich in Diensten, die sich für unsere Gegend, wie wir oben gesehen haben, zu „ungemessenen", d. h. zu nach Bedarf zu leistenden ohne jede bestimmte Zeitfixirung ausgewachsen hatten. Daß trotz dieser drückenden Abhängigkeit der Bauern von ihrer Herrschaft das Verhältniß recht oft ein patriarchalisch gutes war, kann man schon aus den Taufregistern jener Zeit ersehen, in denen sehr häufig die Mitglieder der Adelsfamilie als Paten bei den Kindern ihrer Untertanen verzeichnet stehen! Im Allgemeinen wird in der Tat festzuhalten sein, daß die Bauern dort, wo die Gutsherrschaft selbst am Orte ansässig war, in der Regel noch eine verhältnißmäßig bessere Behandlung zu erwarten hatten, als sie ihnen in den Dörfern zu Teil wurde, in denen Pächter oder Verwalter die Güter von Kommunen oder Stiftungen inne hatten. Doch haben wir auch Fälle zu verzeichnen, in denen von der ortsansässigen Herrschaft mit voller Strenge auf dem Schein ihres Rechtes bestanden, ja mit unmenschlicher Rücksichtslosigkeit die Pflichten gegen die Untertanen verletzt wurden. Solche Fälle werden sich gewiß nur zu oft ereignet haben, da gute oder schlechte Behandlung so ziemlich ausschließlich in das Gutbefinden der Herrschaft gestellt, während dem Bauern der Klageweg an höhere Instanzen sehr erschwert war. Für das soeben hier Gesagte nur

zwei Beispiele aus Kurtschow. Wir haben bereits oben gesehen, daß jeder Untertan für den Abzug der schriftlichen Erlaubniß seiner Herrschaft benötigte, von der er sich durch eine gewisse Summe loszukaufen hatte, ebenso bedurfte es zur Heirat eines besonderen Heiratskonsenses der Herrschaft.

Nach einer im Kurtschower Kurrendebuch enthaltenen Verordnung vom Jahre 1755 mußte Derjenige, der sich in einem anderen Orte trauen lassen wollte, sogar einen „tüchtigen Schein" nicht nur von seiner Herrschaft, sondern auch von dem Prediger seines alten Wohnortes, „daß er daselbst los und frei sei", bei dem betreffenden Geistlichen vorzeigen, ehe dieser ihn trauen durfte. In einer solchen Angelegenheit haben wir vom 18. April 1758 einen Brief des Kurtschower Pastors Deutschmann an den Herrn Magister Bessert, Prediger in Frankfurt an der Oder: „Hochehrwürdiger, Hochgelehrter Herr. Es wird Euer Hochehrwürden bekannt sein, daß sich ein gewisser Untertan von hier Namens Georg Cleiche mit seiner Braut Margarethe Renngen zu Frankfurt verehelichen will. Da nun sponsus letzthin bei mir war und von mir ein testimonium proclamationis verlangte, so habe demselben zwar insoweit eins gegeben, daß wann keine Hindernisse seiner Heirat wegen unter der Zeit sollen vorfallen, die ich zur rechten Zeit melden würde, derselbe copuliert werden könnte. Mithin erkenne solches noch vor kein testimonium integritatis. Ich habe dieses erwähnte Brautpaar vorig Sonntag als D. Jubilate zum ersten Male hier in Curtschow aufgeboten, ich höre aber, daß derselbe von der Untertänigkeit alhier noch nicht los. Da nun die hiesige Herrschaft die Frau Landrätin v. Löben allererst den Loßkauf von ihrem Untertan als gegenwärtig sponso verlangt, so habe solches Euer Hochehrwürden pflichtmäßig zu notifizieren nicht ermangeln wollen. Sponsus wird also seiner Untertänigkeit wegen allererst Richtigkeit bei der hiesigen Herrschaft machen müssen. Im Fall solches vor dem 3. Aufgebot nicht geschiehet, so wird das letzmalige Aufgebot hier nicht geschehen können und Euer Hochehrwürden werden die Gewogenheit haben, die Copulation bis Austrag der Sache gütigst zu verzögern."

Von einem bösen Fall der Vernachlässigung gutsherrlicher Pflichten gegen einen im Hofdienst verunglückten Untertanen giebt uns das Kurtschower Kirchenbuch aus dem Jahre 1803 Nachricht. Dort heißt es: „Am 25. April † allhier der Kossäte Schliewentz in einem Alter von 56 Jahren. Er war von seiner Herrschaft den 21. December in der allerstrengsten Kälte — die an diesem Tage war — in die Stadt auf Hofedienst geschickt worden. Er kam auch glücklich bis nach Radenickel, kehrte im Kruge ein, setzte sich still im Winkel, ging ohne ein Wort zu sagen Abends um sieben Uhr dort fort. Unterwegens muß die zunehmende Kälte ihn betäubt haben, daß er zu Boden gefallen doch nach kurzer Zeit wieder aufgeweckt ist, und weil seine Füße völlig erfroren auf seinen Knieen bis in's Dorf gekrochen. Denn diese und die Finger waren ganz erfroren. Bey seiner Zuhausekunft, welche um 4 Uhr Morgens erst war, legte ihn seine Frau in's Bette und

da sie die wie Horn so hart gefrorenen Stiefel nicht ausziehen können, hat sie auf Anraten Anderer sie mit warmem Wasser aufgethauet, wodurch das Unglück vergrößert worden. Beim Ausziehen der Stiefel waren seine Füße ganz schwarz. Da sich Niemand seiner annahm, und die Herrschaft aus Vorwand: er habe sich betrunken, ihm das gerechte Mitleiden versagte, nahm sich der Pastor seiner an, holte 16 Wochen für ihn den Doktor Hempel aus Crossen, der beide Füße abgenommen, starb endlich doch, hatte nur für 1 Gr. Schnaps und 6 Pfg. Brot verzehrt nach genauer Erkundigung. Betrunken wäre er nicht von Crossen $1^1/_2$ Meile bis Radenickel gekommen."

Um ein anschauliches Bild von dem Alltagsleben und -Treiben dieser gedrückten Bauernbevölkerung zu gewinnen, müssen wir sie jetzt bei ihrer wirtschaftlichen Tätigkeit ein wenig näher beobachten und den damaligen bäuerlichen Betrieb der Landwirtschaft verfolgen. Ich habe zu diesem Zweck zunächst mit Hilfe der Kirchenbücher der Parochie Kurtschow, die damals die Dörfer Kurtschow, Radenickel, Trebichow und Heidenau umfaßte, aus den Verzeichnissen der Getrauten, Getauften und Begrabenen für ein Jahrzehnt, nämlich für die Jahre 1754—1763, die die lückenlosesten Buchungen aufwiesen, eine Art dörflicher Berufsstatistik herauszuheben versucht. Diese Arbeit war eine äußerst mühsame und zeitraubende, doch hoffe ich, daß gerade ein Ueberblick über die berufliche Zusammensetzung der Dorfbewohner und die Abstufung in dem am stärksten vertretenen Berufe des Ackerbauers dazu beitragen wird, das Bild dieser Zeit recht lebendig zu machen.

Die Obrigkeit des Dorfes ist jedes Mal die Gutsherrschaft. In der Parochie Kurtschow finden wir eine solche in Kurtschow und in Trebichow, das Dorf Radenickel gehört der Kurtschower, Heidenau der Trebichower Herrschaft. Der Gutsherr ist der Grund-, Erb- und Gerichtsherr seiner Dörfer, er besitzt das Patronat über die Kirche, Pfarre und Schule, erhält Dienste und Abgaben von den Bauern, hat das niedere Gericht über sie und besitzt ein Eigentumsrecht, wie wir gesehen haben, nicht nur an seinem Rittergut, sondern auch an allen Bauernstellen des Dorfes. Der Sitz des Predigers für unsere vier Dörfer ist Kurtschow, hier allein giebt es auch einen Küster und Schulmeister, während in den anderen drei Dörfern ein Schulhalter den Kindern den dürftigen Unterricht erteilt. Um die Verwaltung und Polizei zu üben, steht an der Spitze jedes Dorfes der Schulze. Sein Amt ist nicht erblich, er gehört also nicht in die Klasse der plene liberi, der Lehnschulzen. Ihm zur Seite stehen zwei Gerichtsmänner. Als ein weiterer Dorfbeamter wird in Trebichow noch ein Nachtwächter erwähnt. Einen Krug besitzt von den vier Dörfern nur das kleinste von ihnen, Heidenau, nicht. Die ackerbautreibende Bevölkerung sondert sich in folgende sechs Klassen, wobei zu bemerken, daß oft auch die noch zu nennenden Handwerker nebenbei Büdner oder Hausmänner sind: 1) Bauern, sie giebt es nur in Kurtschow und Radenickel, und zwar in Kurtschow 15, in

Radenickel 10; 2) Kossäten, in Trebichow 17, in Heidenau 10, in Kurtschow 8, in Radenickel 6; 3) Büdner, in Radenickel 2, in Trebichow 1; 4) Hausmänner, in Heidenau 9, in Trebichow 4, in Kurtschow 3, in Radenickel 1; 5) Mieter, in Radenickel 2; 6) Freileute, deren rechtliche Stellung unklar ist, in Trebichow 2. Handwerker und Gewerbetreibende sind nur schwach vertreten, am meisten noch in Trebichow. Dort giebt es einen Lust- und Ziergärtner auf dem Hofe, einen Stell- und Rademacher, einen Schneider, einen Schmied, einen Tischler, einen Müller, drei Teerschwäler, die ebenfalls das Prädikat Meister führen, einen im Dorf, einen in der Trebichower Teerbude, einen in der Frankerey. In Radenickel finden sich ein Stell- und Rademacher, in Heidenau ein Schneider, in Kurtschow ein Schmied und auf dem Hofe ein Brauer. Außerdem giebt es in diesen Dörfern noch eine ganze Reihe von Personen, die zu dem Rittergute in näherer amtlicher Beziehung stehen. Da sind außer den zahlreichen Schäfern: in Heidenau ein Gutspächter, in allen vier Dörfern ein Verwalter oder Wirtschafter, auch Vogt genannt, der in Kurtschow zugleich Winzler ist. In Heidenau giebt es ständig auch einen Großknecht auf dem Hofe. Meier finden wir zwei in Trebichow, einen auf dem Hofe selbst und einen auf dem Vorwerk, außerdem noch drei Jäger, zum Schluß noch Diener und Kutscher, deren Zahl nicht fest zu bestimmen ist. Eine andere zahlreiche Klasse der ländlichen Bevölkerung bilden die Schäfer und Hirten, sie zerfallen in Hof- und Dorfschäfer. In Heidenau giebt es deren drei, einen Hofschäfer, einen Hofschäferknecht und einen Dorfschäfer; in Radenickel sechs, ohne Angabe, wie viel von ihnen zum Hofe und wieviel zum Dorf gehören, drei Schäfer, einen Schäferknecht und zwei Hirten; in Trebichow fünf, zwei Viehhirten auf dem Hofe, einen auf der Kapelle, einem Vorwerk, einen Pächter auf der Merzschäferei nebst einem Schäferknecht; in Kurtschow endlich acht, zwei Schäfer und zwei Schäferknechte auf dem Hofe, zwei Dorfhirten, einen Dorfschäfer und einen besonderen Bauernschäfer. Von allen diesen Dorfbewohnern bis hinauf zum Bauern sind viele Personen zugleich Soldaten, die einem Regiment angehören, aber für Friedenszeiten beurlaubt sind, sodaß sie nur einige Male im Jahre zu kurzen Uebungen verpflichtet sind, im Kriegsfall aber sofort zur Armee eilen müssen. Ihre Anzahl ist natürlich stets eine schwankende.

Angeschlossen sei hier gleich eine Beobachtung, die ich bei der Zusammenstellung der eben gegebenen Berufsstatistik über die in dieser Zeit gebräuchlichen Vornamen gemacht habe. Die Zahl der überhaupt vorkommenden Namen ist eine recht beschränkte. Ich habe in den zehn von mir durchgesehenen Jahren überhaupt nur zwanzig verschiedene Vornamen gefunden, von denen jedoch neun nur einmal vorkommen, also kaum mit zu berücksichtigen sind. Vielfach sind Fremde, z. B. Gutsbeamte, die Träger solcher seltenen Namen. Diese nur ein Mal vorkommenden Namen sind die Doppelnamen: Matthias Lorenz und Dietrich August, dann die einfachen:

Erdmann, Heinrich, Paul, Balzer, David, Adam und endlich auch sonderbarer Weise der jetzt recht gebräuchliche Name Gottlieb. Zweimal kommt der Name Samuel vor, dreimal die Namen Caspar und Gottfried, fünfmal Andreas, achtmal Christian. Häufige Namen sind Hans, Martin, Christoph, Friedrich, Georg und Michel. Die bei Weitem häufigsten Namen sind Hans und Martin, über ein Fünftel aller Leute in der von mir untersuchten Zeit heißen Hans, über ein Sechstel Martin.

Doch kehren wir nach dieser Abschweifung zu unserer Betrachtung der bäuerlichen Wirtschaft zurück. Das herrschende Flursystem war naturgemäß das der Dreifelderwirtschaft, nach dem das gesammte Ackerland in drei Felder geteilt war, auf deren jedem jeder einzelne Bauer einen gewissen, freilich oft wieder in viele kleine Parzellen zersplitterten Anteil besaß. Von diesen drei Feldern wurden im Turnus wechselnd jährlich eins mit Winterung und eins mit Sommerung bestellt, während das dritte brach lag und zur Weide diente. Wie zerrissen und zerstückelt damals häufig die einzelnen zu einer Wirtschaft gehörigen Ackerstreifen durcheinander lagen, davon giebt uns ein Verzeichniß der einzelnen Stücke des Kurtschower Pfarrlandes ein deutliches Bild. Man erinnere sich dabei daran, daß in unserer Gegend die Pfarrwirtschaften im Allgemeinen den vollen, bäuerlichen Durchschnittswirtschaften gleich standen. Man wird sich vergegenwärtigen können, wie schwierig und wenig lohnend die Bewirtschaftung bei einem derartigen Feldsystem sein mußte, wenn man die nachstehende Aufzeichnung des Kurtschower Pfarrers Stein aus dem Jahre 1776 über die Pfarrliegenschaften und sonstigen Weide- und Holzgerechtsame gelesen hat.

Auf die Weidemut (gemeinsame Weide) ist der Pfarrer berechtigt zu treiben a) 4 Stück Ochsen und 2 Pferde in das Feld zu treiben und darin zu hüten. b) Frei Holz zur Feuerung zu holen. c) 100 Stück Schafe nach alter Observanz zu halten. Die Weidemut bestehet in 2 Hufen, Aussaat 18 Scheffel Berliner Maß, 3 Felder. A. Das große Feld, in demselben an Acker befindlich: a) Hinter Jones zwischen Georg Woite und dem Schleißwege 3 Gewende von 2 Beete breit. b) auf den Baronen (Flurname) zwischen Kirsts und Jones 5 Gewende von 4 Beeten schlechtes Land, das andere verwachsen. c) Auf dem Finkenhalt zwischen Raban und Horn ein kleines Gewende, das andere bis an den Weg Sandland. d) Auf den Linsken zwischen Deschan und Rumpel 5 Gewende von 4 Beeten breit, das andere verwachsen.

B. Das Mittelfeld.

a) Das sogenannte Feldstück, zwischen Stenicke und Woite $3^1/_2$ Gewende von 4 Beeten breit, wo auch ein Feldgarten ist, b) in den Striemen ein Gewende von 4 Beeten breit zwischen den in diesem Felde obgenannten Nachbarn, das andere verwachsen. c) Der Rohrpful sammt den sogen. Prutken 2 Beete breit ohngefähr 4 Gewende zwischen Woite und Fest. d) Die Klösgen 1 Gewende von 4 Beeten breit zwischen der Herrschaft

und Stenike. e) Die Matzebdel 5 Gewende von 4 Beeten zwischen Deschan und dem anstoßenden Feld oder vielmehr Haidestück. f) Das Haidestück zwischen Jone und Fest ein Gewende sehr schlechtes Land.

C. Das kleine Feld.

a) Das Werderstück von dem herrschaftlichen Garten an bis an den Haferteich 6 Gewende von 4 Beeten zwischen Jone und Fest, etwas ist am Ende verwachsen. b) Die Weißken 2 Gewende von 2 Beeten breit zwischen Fechner und Rumpel, das andere verwachsen. c) Hinter Kutschans 1 Beet von 1 1/2 Metze Aussaat zwischen Woite und Stenike. d) an Horns Strauch 2 Gewende von 4 Beeten, wozu auch die sog. Mahlhaufen gehören zwischen der Herrschaft und Kirst. e) Die krumme Wütsche 3 Gewende schlechtes Land, das andere verwachsen zwischen Pfuhl und der Herrschaft."

Was der Bauer auf seinem derartig in kleine Parzellen zerteilten Lande erbaute, war in erster Linie Roggen und Hafer, daneben auch Gerste, weiter Erbsen, Wicken, Hirse, Haidekorn und Flachs. Gänzlich vermissen wir den auch heute noch in dieser Gegend wenig gebauten Weizen. Vollständig fehlt auch noch die Frucht, die heute fast zur Hauptfrucht neben dem Roggen geworden ist und die segensreiche Mission erfüllt, recht oft einen Ausfall der Körnerernte wieder auszugleichen und dadurch Jahre mit gänzlicher Mißernte zu verhüten, die Kartoffel. Wenn wir die Blätter der Messower Pfarrannalen, eines über hundert Jahre lang von drei Messower Pfarrern von cirka 1650—1750 geführten Jahrbuches, verfolgen, tritt uns diese segensreiche ausgleichende Bedeutung der Kartoffel deutlich vor die Augen. Was wissen uns diese Blätter in den Jahren von 1667 bis 1750 nicht Alles zu erzählen von Mißernten, Teuerung, Hungersnöten, Dürre, Hochwasser und Ueberschwemmungen, Viehsterben u. s. w., und wie selten hören wir etwas von guten Ernten. Hier sei nur eine knappe Zusammenstellung aus diesen Notizen gegeben: Als Jahre mit sehr dürftiger Ernte oder vollständigem Mißwachs werden uns genannt: 1698, 1709, 1713, 1719, 1726, 1728, 1731, 1738, 1739, 1740, 1746 und 1748, als besondere Teuerungs- und Notstandsjahre sind hervorzuheben die Jahre 1693, 1719 und 1725. Von dem Jahre 1719 z. B. wird uns da berichtet, daß eine schreckliche Hitze einen großen Mißwachs an allen Feldfrüchten veranlaßt hatte, woraus eine harte Teuerung und ein besonders starker Futtermangel sich ergab; das Schock Stroh kostete bis zu 12 Talern und war bald überhaupt nicht mehr zu erlangen. Vielfach mußten deshalb die Strohdächer abgedeckt werden, um das Vieh mit dem Stroh und Rohr dieser Dächer zu füttern, während die Menschen sich mit einem Brot aus Eicheln und Baumrinde behelfen mußten. Von guten Ernten hören wir dagegen nur aus den Jahren 1721, 1722, 1723, 1747 und 1750. Durch besondere Dürre ausgezeichnet waren die Jahre 1667, 1678, 1706, 1707, 1727 und 1738, dagegen brachten Hochwasser und im Gefolge davon

Dammbrüche und Ueberschwemmungen in dem Odergebiet unserer Gegend die Jahre 1668, 1694, 1698, 1709, 1713, 1725, 1736, 1743, 1744 und 1748. Heuschrecken-, Mäuse- und sonstige Ungezieferplagen begegnen uns in den Jahren 1680, 1727 und 1730. Aus den Jahren 1694 und 1709 wird uns von großem Viehsterben berichtet. Im Allgemeinen war der Viehbestand des Bauern in jener Zeit kein besonders großer. In stärkerer Zahl wurden neben dem bescheidenen Rindvieh- und Pferdebestand nur die Schafe gehalten. In den Pfarrwirtschaften, die uns beim Fehlen näherer Angaben von bäuerlichen Wirtschaften, immer wieder die Anhaltspunkte geben müssen, wurden Heerden von 50—100 Stück gehalten, auch die Schweinezucht kam daneben in Betracht, da mehrere Male in den Messower Pfarrannalen über den Ausfall der Eichel- und Buchmast Klage geführt wird.

Eine bessere Reihe von Jahren für unsere Landbevölkerung stellen die Jahre von 1769—1777 dar, über die uns ebenfalls noch an anderer Stelle des Messower Pfarrarchivs Aufzeichnungen erhalten sind. In diesem Zeitabschnitt wird uns von fünf guten, beziehungsweise leidlichen Ernten berichtet, während nur drei Mißernten gemeldet werden. Für diese Jahre haben wir auch fortlaufende Preisangaben für das Getreide mit Ausnahme eines Jahres überkommen, weshalb wir hier noch eine kurze Betrachtung über die Getreidepreise, die sich ebenfalls als sehr schwankende, wie die Ernten, darstellen, anknüpfen wollen. Die Preise des Jahres 1774 werden uns ausdrücklich als „ordinäre“, also als Durchschnittspreise bezeichnet, von ihnen sei deshalb ausgegangen: Es kostet in diesem Jahre der Berliner Scheffel Roggen 1 Thaler, der Berliner Scheffel Gerste 20 Groschen. — In älterer Zeit war in unserer Gegend noch ein besonderes Getreidemaß, der Crossener oder große Scheffel, in Gebrauch, auf den 2,34 Berliner oder kleine Scheffel kamen. — Als billige Jahre gegenüber den Durchschnittspreisen des Jahres 1774 dürfen gelten die Jahre 1769 und 1773 sowie die Jahre 1776—1778. Im Jahre 1769 kostet der Scheffel Roggen nur 14 Groschen 13 Pfennige, im Jahre 1773 Roggen: 22 Gr., Gerste: 16 Gr. Hafer: 12 Gr. und Erbsen: 1 Thl. 12 Gr. In den Jahren von 1776 bis 1778 kostet der Scheffel Roggen 18, 16 und wieder 18 Gr., Erbsen durchgängig 20 Gr., Gerste 1776: 16 Gr., 1777: 14 Gr., Hafer 1776: 10—12 Gr., 1778: 10 Gr., endlich Hirse, deren Preis nur dieses eine Mal genannt wird, 1778: 14 Gr. Aus den früheren Jahren werden uns als wohlfeile besonders gekennzeichnet die Jahre 1706, 1722 und 1723; im Jahre 1706 kostet der Scheffel Roggen 1 Thl., Gerste 20 Gr., Hafer 14—16 Gr., in den Jahren 1722 und 1723 kostet der Scheffel Roggen nur 14—16 Gr., Gerste 14 Gr. und Hafer 10 Gr. Als Scheffel ist hier noch der große Scheffel Crossnischen Maßes gedacht, in den zuletzt genannten Jahren war, wie es in den Messower Pfarrannalen heißt, das Land „mit Ueberfluß gesegnet“, und während sonst stets die wohlfeile Zeit mit Freude begrüßt wird, heißt es deshalb diesmal an derselben Stelle:

„waren Vieh und Viktualien so wohlfeil, das fast nichts gelöset werden kunte.“ Auch das Jahr 1750 muß in die Reihe der billigen Jahre gestellt werden, damals kostete der kleine Scheffel Roggen und Gerste 12 Gr., Erbsen 16 Gr. Ganz andere Preise herrschten aber in den schlimmen Teuerungsjahren 1693, 1719, 1725 und auch 1746. Im Jahre 1693 galt der große Scheffel Roggen z. B. 3 Thl. und darüber, im Jahre 1719 sogar 5 Thlr. 8 Gr., im Jahre 1725 der große Scheffel Roggen 2 Thlr. und darüber, der kleine Scheffel 1 Thl. und das gleiche Maß von Gerste 14 Gr., von Hafer 16 Gr. Man sieht, daß in den ca. fünfzig Jahren von 1725—1774 das Durchschnittspreisniveau sich bereits stark verschoben hat; während 1725 der Preis von 1 Thl. für den kleinen Scheffel Roggen noch für hoch gilt, wird der gleiche Preis 1774 bereits als „ordinär“ bezeichnet. Im Jahre 1746 endlich galten der kleine Scheffel Roggen: 1 Thl. 12 Gr., Gerste: 1 Thl. 4 Gr., Erbsen: 3 Thl.

Ueber Sitten und Gebräuche, Feste und Vergnügungen der Bauern wissen unsere geistlichen Quellen so gut wie nichts zu berichten. Nicht dieses Fehlen, sondern das Gegenteil müßte überraschen; denn die Kirche, die katholische wie die evangelische, hat jeder Zeit offen oder unausgesprochen alle derartigen Sitten und Gebräuche bekämpft. Die katholische Kirche der älteren Periode des Mittelalters sah in ihnen nicht ganz ohne Unrecht Reste alten volkstümlichen Heidenglaubens. Und die katholische Kirche der späteren Jahrhunderte setzte diesen Kampf gewohnheitsmäßig fort, als diese Reste längst einen durchaus harmlosen Charakter gewonnen hatten. Die Reformationskirchen aber traten in diese Erbschaft ein aus mißverstandenem Puritanismus und der blindlings und ungeschickt in die gleiche Kerbe hauenden weltlichen Gewalt zu Liebe, der jede selbstständige Eigenart ein Greuel deuchte. Bis in die jüngste Zeit ist nach dieser Richtung hin gesündigt worden, und erst in jüngster Zeit lassen sich einige Spuren der Besserung hier und da bemerken, leider in vielen Fällen zu spät, da sich einmal aus dem Volksbewußtsein ausgerottete Sitten nicht wieder künstlich beleben lassen.

Für das eben Gesagte nur ein Beleg, den man freilich überallher gewinnen könnte, auch aus unseren Akten. Das Kurtschower Kurrendebuch enthält folgendes Königliche Edikt an den Superintendenten der Crossener Diöcese vom 4. März 1756: „Obwohl durch die sub dato Cöln (an der Spree) den 4. Februar 1659 und 9. Februar 1670 emanirten Edikte verordnet worden, daß bei angehender Fastenzeit sich Niemand, wer der auch sei, in Städten und auf dem platten Lande unterfangen solle, einiges Fastnachtsspiel, Aufzüge, Mummerei, Gaukelei, Procession mit der Musik über den Gassen, Sollicitirung einiges Geldes oder Viktualien, Schmausereien, Zechen, Zusammenkünfte auf Handwerksherbergen, Krügen, Wein-, Bier- und Branntweinhäusern vorzunehmen, zu üben, anzustellen oder zu bewerkstelligen, sondern ein Jeder den Gottesdienst abwarten, kein Aergerniß geben und seine Geschäfte nicht versäumen soll, als worüber die Obrikeiten fest-

halten, genau inquiriren und die Verbrecher mit Geldstrafen oder Gefängniß ansehen sollen, so vernehmen wir doch höchst mißfällig, daß diese heilsame Mandate an einigen Orten und sonderlich auf dem platten Lande größtenteils außer Augen gesetzt und die Fastnachtsgreuel betrieben werden. Wann wir aber hierunter nachzusehen keineswegs gemeint sind und die Fastnachtsüppigkeiten schlechterdings weder vor oder in der Fastenzeit dulden wollen, so erinnern wir die darwider ergangene Verordnungen besonders oben erwähnte unterm 4. Februar 1659 und 9. Februar 1670 emanirte Edikte hierdurch und befehlen nochmals selbigen überall nachzuleben, widrigenfalls die Uebertreter derselben, besonders aber die Anführer und Urheber zu gewärtigen haben, daß sie denselbigen gemäß auf das Nachdrücklichste werden bestraft werden."

Das Gegenteil von dem, was man mit einem derartigen Vorgehen erstrebte und erstrebt, wurde erreicht. Das dörfliche Leben wurde immer mehr seiner volkstümlichen Züge entkleidet, es verarmte und verrohte. An die Stelle der nach oben hin Anstoß erregenden, bedeutungsvollen Aufzüge, Spiele und Tänze im Freien trat der Schnapsgenuß und der Tanz im engen verräucherten Wirtshaus, oft die einzigen Freuden und Abwechselungen in dem schweren und öden Alltagseinerlei des Dörflers. Was sich an „Vergnügungen" hinter den Mauern der Krugstube abspielte, war ja nun freilich den Augen der Oeffentlichkeit mehr entrückt, aber sittlicher war es dadurch nicht geworden. Wenn wir an der Hand unserer Kirchenbücher deshalb zurückverfolgen, wie die heute so oft beklagte Unsittlichkeit auf dem Lande auch schon vor hundert, vor zweihundert und vor zweihundertfünfzig Jahren den Zorn und Schmerz der geistlichen Hirten weckte, so können wir die oben gekennzeichneten Maßregeln der weltlichen und geistlichen Obrigkeit, so gut sie gemeint sein mögen, nicht ganz von der Mitschuld an den gerügten sittlichen Mißständen freisprechen. Gegen diese Mißstände, die übrigens in der von uns betrachteten Zeit keineswegs geringer als heute waren, wurde nun mit Maßregeln der Kirchenzucht einzuschreiten versucht. Mit einer kurzen Hervorhebung einiger solcher Maßregeln wollen wir unsere Betrachtung über das Leben der Bauern abschließen. Gegen das Fluchen und Schwören der Bauern sowie das Versäumen der Predigt am Sonntag verordnet die älteste Matrikel von Messow aus dem Jahre 1590 Folgendes: „Wir die jetzo anhero verordnete geistliche Visitatores legen auch anstatt Unsers Gnädigsten Herrn, des Kurfürsten zu Brandenburg, und Kraft unseres habenden Befehles dem Schulzen und gemeinen Bauern dieses Dorfes hiermit auf, daß sie fleißig zur Kirchen gehen und Gottes Wort hören, auch sich bei seinem Namen zu fluchen, zu schwören und Gotteslästerungen zu treiben, enthalten sollen. Und da Jemand unter ihnen die Predigt ohne genugsame erhebliche Ursache versäumen oder Gottes Namen im fluchen und schwören mißbrauchen würde, den oder dieselben sollen sie jedesmal um drei Silbergroschen strafen, die Hälfte den Kirchenvätern zur

Erbauung der Kirchen, die andere Hälfte aber den gemeinen Bauern zu vorbenannten bei Meidung der Pfändung zu erlegen." Von einigen wegen ähnlicher Vergehen verhängten Geldstrafen meldet uns das Zettitzer Kirchenrechnungsbuch aus der Mitte des 17. Jahrhunderts. Da hat z. B. „Baltzer Gierke, weil er am Sonntag in die Stadt gefahren, 2 Groschen, des Pfarrers Knecht, daß er in der Kirchen unter der Predigt gescherzet mit anderen Knechten, auch 2 Groschen und Matthiß Stengel contra sextum praeceptum nach abgerechneten Unkosten 3 Thaler 12 Groschen entrichtet an die Kirchenkasse."

In ernsteren Fällen oder bei besonders hartnäckigen, rückfälligen Sündern traten auch strengere Strafen, wie Ausschließung vom heiligen Abendmahl, von der Patenschaft und Versagung des kirchlichen Begräbnisses ein. Letztere Strafe wurde z. B. stets auch über geisteskranke Selbstmörder verhängt.

War eine Geisteskrankheit nicht nachzuweisen, so wurde die Leiche des Selbstmörders sogar von dem Henker, wie der Ausdruck in den Messower Pfarrannalen lautet, nach ihrem Begräbnißplatz „infam hingeschleift".

Im Allgemeinen gewinnt man aus dem reichhaltigen über den Zeitraum von über anderthalb Jahrhunderten sich erstreckenden Material unserer Quellen den Eindruck, daß die Kriminalität der damaligen Landbevölkerung keine große gewesen ist. Neben einigen Brandstiftungen, Diebstählen und ganz vereinzelten Totschlägen wissen unsere Quellen fast nur von Vergehungen „contra sextum praeceptum" zu berichten, Vergehungen, die wohl niemals auszurotten sein werden, so lange das Menschengeschlecht sich fortpflanzt.





Das Land der unbegrenzten Möglichkeiten.

Von

Hans Lindau.

— Berlin. —

The American State is a peculiar organism unlike anything in modern Europe, or in the ancient world.
James Bryce,
The American Commonwealth, vol. II, p. 4.)

s ist schon eine Weile her. Da war ich auch einmal drüben. Fünf Monate in rascher Fahrt von New-York südwärts nach Florida, durch Texas und Mexiko bis zur schönen Hauptstadt Mexiko, wo wir etwa vier Wochen rasteten, dann nordwestlich nach Arizona und San Franzisko und schließlich zurück über Tacoma mit der Northern Pacific vorbei an den Wundern des Yellowstoneparks und an den Riesenwasserfällen des Niagara. Treue Leser dieser Zeitschrift erinnern sich vielleicht noch einiger hier veröffentlichter Aufzeichnungen der Reiseeindrücke meines Vaters*). Ich war damals ein Kind von fünfzehn Jahren. Ich brachte ein dickes Reisetagebuch heim. Das war das greifbare Erträgniß nebst einigen Skizzen und verunglückten Photographien. Das Reisetagebuch, in das ich seit über zehn Jahren kaum wieder einen Blick getan habe, liegt vor mir. Wenn ich darin blättere, steigen mir Erinnerungen daraus entgegen, wie ein Duft, fast allzu stark, daß ich die Augen schließen möchte. Ich lege es wieder bei Seite. — Die Skizzenbücher und Aquarellen — damals wollte ich Maler werden; gute Leute sind immer so ermutigend zu Dilettanten, vielleicht zu ermutigend — haben zum Teil ein ehrsames

*) Paul Lindau, Hauptstadt Mexiko, Juli 1891, Porfirio Diaz, September 1891, Bilder aus dem Nordwesten der Vereinigten Staaten, Juli, August, September 1892.

Unterkommen bei gütigen Liebhabern gefunden. Die Photographien — es ist die ruhmloseste aller Sammlungen, die ich kenne. Woran es gelegen hat, ob an dem Apparat oder an mir, ich weiß es nicht. Ich sehe nur, daß das Resultat beschämend ausfiel. Die meisten Landschaften stellen Himmel dar, bestenfalls Telegraphendrähte. Und dabei hatte ich so herrliche Dinge vor mir. Aber das war vielleicht der Ring des Polykrates. Alles gewähren einem die Götter nicht. Ich hatte so viel Schönes gesehen. Gute Photographieen waren mir nicht beschieden. Ach Gott, ich fürchte beinahe, es wird so weiter gehen. Von all dem, das mir jetzt die Seele füllt, wird vielleicht, wie auf jenen Photographieen der Telegraphendrähte, nichts den rechten Abdruck auf meinem Schreibpapier finden, und ich werde den Apparat vielleicht auch in diesem Falle falsch gehalten haben und meinem armen Leser Dinge erzählen, die er niemals zu wissen begehrte und dabei die wissenswürdigsten Neuigkeiten in's kühle Grab mitnehmen, woran ich keine Freude hab'.

Amerika! — Ja, womit fing es doch an? Lang, lang ist's her. Mit alten Büchern zur Weihnachszeit, Lederstrumpf in den Weihnachtsferien gelesen, im Bett des Morgens schon, am Tag dann mit einem Indianerbogen und Pfeilen hantirt, grimmiges Gesichterschneiden — und ein „Hugh" der Ueberraschung öfters ausgestoßen, weil ich das von den Indianern so gelesen hatte. Dann kamen, eine gute Weile später, Bret Harte und Mark Twain. Der Indianerhäuptling verschwand, an seine Stelle rückte der blasirte, elegante Spieler des wilden Westens. Ein novellenhaftes Liebeselement raubte der Stimmung schon die holde Unverforenheit des Kindlichen. Ein Glück nur war es, daß der interessante blasse Mann nicht allein das Feld beherrschte. Neben ihm tummelten sich noch viele andere sonderbare Phantasiegestalten.

Das war die Zeit, in die meine große Reise fiel und ein wenig als Kehrbesen in der Rumpelkammer solcher Träume wirkte. Es kam ein Tag, an dem ich Benjamin Franklin lieber las als Bret Harte. So hatte auch in diesem Falle das kleine Einzelleben sein Zeitalter der Verstandesaufklärung, ganz wie es Ernst Häckels biogenetisches Grundgesetz fordert. Nicht ohne Kämpfe ging das freilich ab und nicht ohne Rückfälle; aber schließlich siegte der vortreffliche Benjamin Franklin auf der ganzen Linie.

Ich bin der echte Amerikaner, sagte er zu mir. Vergiß nun Lederstrumpf und vergiß den interessanten, blassen Spieler! Ich bin der Mann der Neuzeit, ein verständiger, wohlwollender, mit Ernst und Fleiß auf seinen Vorteil, aber auch auf die allgemeine Wohlfahrt bedachter Mann. Komm Du in meine Schule! Nichts Uebermenschliches kann und will ich Dich lehren, aber gesunde Selbstzufriedenheit in Deinem Berufe, das Gefühl der treuen Pflichterfüllung und der tapferen Tüchtigkeit im Kleinen wie im Großen. Gott hat mir ein reiches, schönes, langes Leben verliehen. Ich habe es für Dich und Deinesgleichen beschrieben. Noch einmal lebt' ich es gerne!

So sprach der Alte und gewann mein Herz. Es war mir aber, als wäre die Fee der Poesie in der Nähe gewesen und hätte hämisch gelacht und gerufen: Wie vortrefflich ist dieser Benjamin Franklin, ei seht mir doch: wie verwünscht vortrefflich! Der wird Dich wohl in das neue Land führen, das vergangenheitslose, kalte, das Land ohne Ruinen. — Ich geh' jetzt in mein altes Wien, weißt Du, wo der liebe Schubert wohnte, und da plaudere ich mit Hugo von Hofmannsthal. Dir aber rate ich, laß Dir doch Deinen Bentham neu einbinden! —

So hatte diese ruchlose Göttin, wie eben Göttinnen sind, gesprochen, und meinte obendrein, etwas Witziges geäußert zu haben, das mich verletzen sollte. Ich tat aber nichts dergleichen, sondern wandte mich wieder um und sagte: Du hast ganz Recht, verehrtester Benjamin. Auch Goethe und Gustav Freytag scheinen mir in Deinem Sinne zu wirken.

Obwohl ich aber solches dachte, tat es mir doch ein wenig weh im Herzen, daß die Fee der Poesie mich so schnöde verlassen wollte, und daß sie mich so höhnisch an Amerika, als das Land ohne Ruinen verwiesen hatte, was, wie ich später merkte, abgesehen von sonstiger Torheit, auch nicht einmal buchstäblich stimmte; denn die spanischen Bauwerke sind doch bereits jahrhundertealte Ruinen. Geraume Zeit sollte indessen verstreichen, bis ein neuer Name diesem poesielosen Weltteile einen ungeahnten poetischen Glanz verlieh und diesmal in Bevorzugung vor Europa. Der Glanz breitete sich allerdings nicht von weiter Vergangenheitsbetrachtung her über die Landesbezeichnung aus, entstieg vielmehr der Zukunftserwartung. Amerika ward mit Frohlocken begrüßt in seiner eignen Poesie, und nun hieß es „das Land der unbegrenzten Möglichkeiten“.

Ein guter Stern scheint uns im Westen aufzugehen. Es steckt in dem hier erblickbaren Zusammenhange der Dinge eine verehrungswürdige lichte Kraft, die sich schwer vollkommen schildern läßt, von der man aber von vornherein fühlen kann, daß sie zum Guten uns hinlenkt. In Anlehnung an die antike Mythologie könnte man in dem hier sichtbar werdenden Weltgestirne die veredelte Gestalt des Götterboten, des allzeit gefälligen und vermittelnden Gottes, Hermes begrüßen.

Er war im Olymp dereinst ein Diener der Götter, aber es liegt in der tiefen Weisheit der Entwicklung, daß aus dem tätigen Diener einmal der **Herr** aller untätigen Götter werden muß. Wenn ein Gott Aussicht hatte auf die Führerschaft unter den antiken Göttern, so war es dieser freundlichste und intelligenteste der Olympier, Hermes. Nicht der Gott des kämpfenden Widerspruchs, der sich selbst einmal aufheben muß, Ares, auch nicht der schwärmende Dionysos, oder Apollo mit erdentferntem Idealismus, dürfte im Stande sein, die Herrschaft der entthronten Naturgötter Zeus, Pluto und Poseidon zu behaupten, sondern Hermes allein, weil er die sittlichste Gestalt werden kann; es liegt in seinem Wesen begründet, daß er der Gott des allumfassenden Friedens wird.

Als der Brücken schlagende, verbindende, im Dienste aller höchsten Interessen unermüdlich wirksame Geist bringt er immer energischer die Intelligenz der Menschheit zu harmonischem Wachstume. Die große, öde, weite Erde, auf der dereinst die Recken so vereinzelt breitspurig daherschritten, wird gleichsam kleiner. Die Teile rücken näher aneinander; das trennende Meer wird zur Straße, und die Anzahl von Individuen, deren Geisteswert in ihrem Zusammenhangsbewußtsein mit der Gemeinschaft, ihrer tiefen moralischen Selbstzucht, zu finden ist, nimmt zu, ohne Ende. Die ganze Erde bekommt so ein, ich möchte sagen, intelligenteres Aussehen. Es verschwinden mehr und mehr die nichtssagenden Flächen, und der lebendige Geist blickt aus allen Falten und Grübchen dieses alten runzligen Erdgesichtes, und dergestalt wird die Erde vielleicht den Zügen ihres einst jungen, nun aber mit ihr zum greisen Herrscher ausreifenden Beschirmers, des geistvollsten der Götter, immer ähnlicher. Schon geht die Post von uns über Sibirien nach Ostasien. So klein und eng wird jetzt die tote Erde, so schnell überschreitbar. Und das kommt, weil der lebendige Erdgeist, weil Hermes, weil unser Verstand, proportional dieser Erdverkleinerung, an Größe, Kraft und Güte zunimmt.

— Auch Güte?

Ich glaube, man kann Güte unter Anderem so definiren: es ist die Macht, die durch innere Folgerichtigkeit unsterblich bleibt. In jedem Konflikte gegnerischer Mächte überlebt etwas Bleibenswertes, das ist das Gute, es ist das Element der Zukunft, das in gröberer Hülle schlummerte. Die Hülle wird abgestreift, und der Inhalt kommt allmählich reiner an den Tag. Vielleicht kennen wir bereits die Richtung, in der der Inhalt dieses Elementes zu suchen ist, wenn es uns schwachen Menschenkindern auch selten möglich scheint, in vollster Konsequenz dies zu verfolgen. Es bleibt die ethische Idee, die allein ihre letzten Folgerungen vertragen dürfte, ohne daß sie sich selbst zerstört; denn sie bildet die ewige Negation aller Negation, die unendliche, fromme Bejahung aller gottgegebenen Werte, ich meine: die Idee der Liebe, d. i. der weisen Duldsamkeit, Gnade, Schönheit.

* * *

„Mit der Annäherung wird das Kleine schneller groß als das Große, weil dieses, als in der Ferne schon groß, die Annäherung verträgt, und weil sich bei zu großer Nähe seine oberen Teile mehr verjüngen als bei dem Kleinen.“ So schreibt einmal Adalbert Stifter, als er vom Wiener Stephansturme spricht. Er führt in seiner anziehenden Weise aus, wie dieser Turm in der Ferne zunächst nur als eine feine Pappel unter andern erscheine. Dann aber beim Näherkommen werden die andern Pappeln alle groß und grün, nur jene ferne bläuliche Linie bleibt sich immer gleich. Es dauert lange, ehe sie sich zu einer schärferen Gestalt vervollkommnet.

Etwas Aehnliches habe ich auch auf Spaziergängen Leuchtkörpern gegenüber wahrgenommen. Die stärksten Kräfte erscheinen in der Nähe weniger imposant, als sie es verdienen. So das Licht eines Leuchtturms, das doch viel weiter hinaus sichtbar ist als alle benachbarten Lichter. Erst in größerer Entfernung schrumpfen die kleinen Nachbarn sozusagen zu ihrer wahren Unbedeutendheit zusammen, und das große Licht bleibt in ruhiger Wirkungskraft bestehen. Das Gleichnis liegt nahe, daß auch geistige Werte sich ähnlich verhalten.

Ich ging einmal Abends an der Berliner Siegessäule vorüber und sah die im Mondlicht erglänzende Göttin Viktoria; in einiger Entfernung von ihr stand der Mond am Himmel, und ungefähr in gleichem Abstande vom Monde, wie die Viktoria von diesem Gestirne zu stehen schien, erblickte ich einen einsamen Stern am Nachthimmel. Die scheinbare Gleichheit der Entfernungen zwischen diesen Körpern, die doch in Wirklichkeit eine so ungeheure Verschiedenheit verbarg, brachte mich auf die Vorstellung einer großartigen Lichttreppe oder einer Leiter mit gleichscheinender, in Wirklichkeit aber ungemein zunehmender Sprossenweite. Der erste Stufenschritt führt von der Siegesgöttin zum Monde, der zweite zu jenem fernen Sterne, der dritte . . . Es war ein Weg in's Unendliche des räumlich Weiten. Und wieder lag das Gleichniß nahe: steht es nicht ebenso mit der Leiter der geistigen Werte? Kurzsichtig ist doch alle Philosophie der Geschichte, die nicht mit unbegrenzten Möglichkeiten rechnet. Alles Errungene ist immer wieder und wieder nur ein Anfang, nur eine Ansatzstelle der fortschreitenden Geisteskräfte in der niemals vollendeten Entwicklung.

Vor uns liegt nun ein Buch, das einen seltsam ergreifenden Titel führt. Es heißt „das Land der unbegrenzten Möglichkeiten". Wohl mancher scharfsichtige und redegewandte Schriftsteller ist schon nach Amerika gefahren und hat seine Eindrücke trefflich geschildert. Wir besitzen eine nicht unansehnliche Litteratur dieser Gattung, und es wäre wohl eine interessante Aufgabe, den Bericht über diese Litteratur einmal in zusammenhängender Weise zu übernehmen. Was ist da nicht Alles gesagt worden, seit Tocqueville oder gar etwa seit 1749 Kalms „Reisen im nördlichen Amerika" bis auf die vortreffliche wissenschaftliche Arbeit über das Staatswesen von Bryce oder die modernsten Aufsehen erregenden Leistungen des eleganten Bourget (D'Outre mer) oder des so jung dahingeschiedenen Wilhelm von Polenz (Das Land der Zukunft)!

Schon 1845 hören wir in der Vorrede zu seinem Amerikawerke Friedrich von Raumer sagen: „Meine geschichtlichen Arbeiten führten mich von der alten zur mittleren, endlich zur neuen und neuesten Geschichte. Hier wird gewöhnlich die französische Revolution von Bewunderern als das Höchste menschlicher Entwicklung bezeichnet, von den Gegnern aber als ein unwiderleglicher Beweis menschlicher Torheit und Sündhaftigkeit verdammt. Jenen scheint, über das Erreichte hinaus, kaum ein weiterer Fortschritt möglich; diese verzweifeln an aller Zukunft. Beide Ansichten genügten mir

in keiner Weise, und je mehr ich wünschte, die wahrhafte Gegenwart und die wahrscheinliche Zukunft der Menschheit kennen zu lernen, desto mehr überzeugte ich mich, daß diese keineswegs allein in Europa liege, und daß man über den Glanz oder die Gräuel der französischen Revolution viel zu sehr die germanisch-amerikanische aus den Augen verloren habe. — Lernbegierig nahm ich nacheinander unzählige Reisebeschreibungen zur Hand . . ."

So beginnt Raumer. Wie eine Lawine wächst die Litteratur über Amerika dann an im neunzehnten Jahrhundert. Da lese ich einen feinen Aufsatz von Saint-Beuve zwanzig Jahre nach Raumer — doch dies ist ein Pleonasmus, denn was wäre nicht fein aus Sainte-Beuves Feder? — Sainte-Beuve spricht von Ernest Duvergier de Hauranne, der interessante Briefe: „Huit mois en Amérique" veröffentlicht hat*). Es sind Augenblicksbilder. Die rasche unbesonnene Art wird mit dem so anders verfahrenden Tocqueville verglichen. Zwischen dem jungen Reisenden von 1831 und dem „heutigen" — welch Unterschied! Doch auch dies Heute ist ja nun lange, lange ein Gestern geworden.

Ich nehme auf's Geratewohl ein neueres Werk zur Hand. Es ist das aus den vorzüglichen Beiträgen für die „Kölnische Zeitung" (1873—4) hervorgegangene kleine Büchlein „Städte- und Kulturbilder aus Nordamerika". Der es schrieb, Friedrich Ratzel, wohl zweifellos einer der geistreichsten aller Geographen, weist auf Gesichtspunkte hin, deren Bedeutung unverlierbar bleibt. Schön heißt es gleich im Anfang: „Jeder Kulturkeim, der bei uns sich mühsam aus dem dürren vielverschlungenen Gestrüpp, das Jahrhunderte haben aufwachsen lassen, aus Schutt und Staub hervorarbeiten muß und oft genug erstickt, ehe er nur an's Licht kommt, — dort gedeiht er im frischen, unverdorbenen, jugendkräftigen Boden so üppig wie auf dem schwarzen Prairieboden der Mais und der Weizen."

Diese wenigen Stichproben aus der vorrätigen Amerikalitteratur mögen hier genügen. Das gewaltige Gebirge liegt da vor uns in der Ferne. Kaum scheinen wir ihm näher gekommen. Nur das Kleine überrascht uns ja durch sein verhältnißmäßig plötzliches Ansteigen zu überblickbarer Höhe; das Große — und das Land der unbegrenzten Möglichkeiten ist riesengroß — wird in seiner wahren Bedeutung daran erkannt, daß es allen, die sich ihm nähern, immer wieder rätselhaft unübersehbar erscheint. Unendliche Zukunftsgedanken mischen sich hier in die Vision. Es ist deswegen wohl niemals eine bessere Bezeichnung von Amerika gegeben worden als dies Titelwort des Goldberger'schen Buches. In dem so geprägten Ausdruck erscheint nur in etwas veredelter Fassung gesagt, was die Brust

*) Nouveaux Lundis Bd. X, 280 ff. Vgl. auch Causeries du Lundi, t. V, 33 ff. (31. XII. 1860, 7. I 1861), im gleichen Bande über Lacordaires Lobrede auf Tocqueville 122 ff. Vgl. auch John Stuart Mill, Dissertations and Discussions, Political, Philosophical, and Historical. (De Tocqueville on Democracy in America).

jedes Amerikaners erfüllt, wenn man ihn prophetisch aussprechen hört:
„This country has a big future.“

Geheimrat Ludwig Max Goldberger entschloß sich im Frühsommer des Jahres 1901 dazu, aus eigener Wahrnehmung das Land unseres größten Wettbewerbers auf dem Weltmarkt kennen zu lernen. Er vollführte sein Vorhaben nicht ohne vorheriges Einverständniß mit der Regierung, der nichts erwünschter sein konnte, als Berichte von einem so sachverständigen Kopfe in so wichtigen Dingen zu erhalten. Goldberger weilte acht Monate in den Vereinigten Staaten. Allseitig fand er das liebenswürdigste Entgegenkommen, und so war es diesem in den Augen der Amerikaner durch seine Klugheit und Tüchtigkeit wohl kaum minder als durch seine officielle Autorität ausgezeichneten Manne vergönnt, einen geradezu einzig dastehenden Grundriß gewisser nationalökonomischer Verhältnisse zu entwerfen.

Klar, vernünftig und stilistisch formvollendet ist das Buch geschrieben. Gleich die ersten Sätze geben ein sicheres Bild des Ganzen.

„Der Zaubergarten der Vereinigten Staaten hat auf einem wunderbar reichen Boden Wunderwerke des Menschengeistes entstehen sehen, und nicht das kleinste Wunder liegt darin, daß die höchste Anspannung, die darauf sann, durch Maschinenkräfte den Arbeiter abzulösen, in der Annäherung an das erstrebte Ziel immer mehr Händen nährende und fruchtbare Arbeit gab. Nicht ausschließlich segensvolle Kräfte wirken in jenem Zaubergarten; nicht Alles ist eitel Licht und Sonne. Aber im Großen und Ganzen strahlt aus der neuen Welt auf die Mutter ihrer Kultur, die alte Welt, heller Glanz zurück, weit mehr dazu angetan, unserer Spannkraft neuen Antrieb zu geben, als uns mit verzagender Mißgunst zu erfüllen.“

Robert Schumann hat einmal gesagt, er könne an den ersten Takten erkennen, wen er vor sich habe. Etwas Aehnliches läßt sich wohl auch für den Schriftsteller cum grano salis behaupten. Ich erinnere mich noch sehr wohl der freudigen Ergriffenheit, als ich die citirten Sätze das erste Mal in einem Feuilleton der „Woche“ (Juli 1902) las. Die schmucklose Einfachheit und Schönheit der Diktion fiel mir sogleich auf und erhöhte das Interesse, das ich den Erörterungen entgegenbrachte. Ich las begierig weiter und war entzückt von der Art, wie sich hier sachverständiger Scharfblick mit der Kunst des eleganten Vortrags vereinigte.

„Es ist völlig verkehrt, bei der Beurteilung des außerordentlichen Aufschwungs, den die ökonomischen Verhältnisse in den V. St. genommen haben, zu glauben, daß hier nur Zufälligkeiten ausschlaggebend gewesen seien. Wie töricht solche Auffassung wäre, ergiebt ein zusammenfassender Rückblick auf die Vorkommnisse des Jahres 1901 und die der ersten Hälfte dieses Jahres. Im Vorjahr die Ermordung des Präsidenten Mac Kinley, eine schlechte Maisernte, eine ernste Erschütterung am Kupfermarkt, der berüchtigte „Northern Pacific Corner“ mit seinen verlustbringenden Folgen in den Kreisen der Börse und des Privatpublikums, dann andauernd Arbeiterstreiks

innerhalb wesentlicher Produktions- und Verkehrsgebiete — wahrlich Momente, die geeignet gewesen wären, im Einzelnen und Ganzen zerstörend zu wirken und nachzuwirken, wäre die Grundlage des Wirtschaftskörpers nicht an sich gesund und gefestigt. Auch ist es grundfalsch, wie es bei uns vielfach geschieht, von bevorstehenden schweren Krisen und dgl. mehr mit besonderer Betonung zu sprechen. Ich stelle nicht in Abrede, daß in den Vereinigten Staaten wie in jedem anderen zu hoher Blüte gelangten Staatswesen einmal Rückschläge kommen müssen. Solche Winterstürme sind drüben gerade so unausbleiblich, wie sie es anderwärts gewesen sind, und manche Anzeichen hierfür sind auch in dem Zaubergarten der Union vorhanden. Aber das Land ist mit einem so staunenswerten Ueberschuß an Bodenschätzen gesegnet, es ist mit so unermeßlichen Hilfsquellen ausgestattet, seine Industrien sind mit einer so bewunderungswürdigen Vervollkommnung der maschinellen Technik ausgerüstet, daß hier jedem Wintersturm — man denke nur an die schnelle Wandlung nach der Reaktion Mitte der 1890er Jahre — rascher, als man es sich versieht, der verjüngende Frühling und mit ihm neues und befruchtendes Leben auch in Zukunft folgen dürfte.

„Das Land der unbegrenzten Möglichkeiten! . . .

Es folgt nun eine lange Reihe interessantester statistischer Daten. Sie sprechen mit lauter Stimme alle von der Kraft und dem Wachstum der großen Macht, die wir als Hermes feierten. Gelegentlich unterbricht der Autor wohl einmal seine Angaben durch den pathetisch anmutenden Refrain: „Das Land der unbegrenzten Möglichkeiten!“ —

Die maßvolle Weise, in der von diesem Kunstmittel Gebrauch gemacht wird, wirkt dabei äußerst anziehend; die ganze Arbeit ist eben das Erzeugniß nicht nur umfangreicher Kenntniß, sondern auch erlesener Bildung des Geschmacks und Geistes.

„Der aufmerksame Leser wird durch die mitgeteilten Ziffern, die ich ohne weiteren Kommentar gebe, leicht erfassen, wie großartig die Entwicklung der amerikanischen Erzeugung in verhältnißmäßig kurzer Zeit gewesen ist. Das kann man sich allerdings schon daheim am grünen Tisch klarmachen. Doch das Erreichbare ist noch nicht abgeschlossen, und das wird einem erst klar, unheimlich klar, wenn man das Land von der atlantischen bis zur pacifischen Küste durchreist, wenn man in die Werkstätten amerikanischen Gewerbefleißes eintritt, wenn man sich den kommerziellen Betrieben prüfend nähert und mit den Männern Fühlung nimmt, die die wirtschaftliche Größe der V. St. zu fördern, rastlos — zuweilen wohl auch rücksichtslos mitgeholfen haben. Und in nüchterner Abwägung des also Beobachteten halte ich mich allerdings zu dem Bekenntniß verpflichtet, daß, je mehr ich gesehen und kennen gelernt habe, und je weiter ich nach dem Westen der V. St. vorgerückt bin, das friedliche Wirtschafts-Arsenal, das bis zu weittragenden Höhen sich streckt, die unbegrenzten Schätze und das Bestreben, sie zu entwickeln und dienstbar zu machen, die großen Dimensionen im Personen- und

Gütertransport der Eisenbahnen, mich überwältigt und mir gezeigt haben, daß man dem Staatssekretär der V. St. zustimmen darf, der erst jüngst von „the giant strength of the nation“ — von einer „Riesenstärke der amerikanischen Nation“ — gesprochen hat.

„Von keinem einengenden Bureaukratismus gehindert und immer von Frischem einsetzend, sind die Männer in Ost und West bemüht, den Verkehr auszugestalten und ihm gesicherte Formen zu geben. Die Eisenbahnen hatten allezeit, freilich im härtesten Konkurrenzkampf, durch anhaltende Ermäßigung der Frachtkosten der Industrie weitestgehende Vorteile geboten. Angesichts der derzeitigen glänzenden Gesammtwirtschaftslage betrachten es die Bahnverwaltungen als eine ihrer vornehmsten und auch finanziell erreichbaren Aufgaben, ihre Anlagen und das rollende Material zu verbessern und zu ergänzen. Wenn man die Herstellungs- und Ausrüstungskosten der amerikanischen Bahnen mit den entsprechenden Kosten der europäischen Bahnen im Verhältniß der Meilenzahl in Vergleich zieht, so hätten — freilich ohne Berücksichtigung des Unterschieds der Grunderwerbskosten — viele Milliarden Dollars in Amerika mehr aufgewandt werden müssen, wenn man daselbst mit der gleich peinlichen Behandlung und sorgfältigen, oft reichen Ausführung, wie in Europa, die Bahnen von vornherein angelegt und ausgestattet hätte. Dies war eben nicht geschehen. Verbindungsglieder sollten geschaffen werden. Das war in der Hauptsache Alles. Hielten die Verbindungsglieder nicht dicht, so konnten sie in zukünftigen guten Zeiten gefestigt werden. In dem Bau der Neben- und auch oft der Haupt-Stationsgebäude waltete die größte Einfachheit vor. Gewöhnlich nur Bretterschuppen, die nicht einmal Wetter und Wind zu trotzen im Stande sind, ohne jeden Komfort. Alles so billig wie möglich — bei verhältnißmäßig hohen Kapitalisationen, in denen Unternehmer und Promotoren späterhin ihren Nutzen finden wollten.

„Mit Stolz blickt der Amerikaner auf das von ihm Erworbene und auf die eigene Kraft, auf die er sich gestellt hat. ‚Wir sind fleißig,‘ sagte mir ein amerikanischer Staatsmann, ‚leben unserer Arbeit und denken an unseren großen Benjamin Franklin, den sein Vater in dem Kerzenladen in Boston mit den Worten der Bibel zu ermahnen pflegte: Siehst Du einen Mann, der in seinem Geschäft fleißig ist — vor Königen kann er stehen!‘“

Der Verfasser unterbricht sich hier, um nun hervorzuheben, was ihm bei der Beobachtung der ökonomischen Verhältnisse der Vereinigten Staaten von Amerika besonders bemerkenswert erschienen ist: „Mehr als in irgend einem andern Land der Welt tritt auf dem Gebiet von Verkehr, Handel und Industrie hier gerade jetzt die Gewalt einzelner Personen in den Vordergrund.“ Später hören wir noch manches über die „Captains of Industry“, wie Carlyle sie geistreich nannte. Die Demokratie treibt also solche Blüten? Hier stecken offenbar sehr interessante Probleme. Herbert Spencer scheint mit seiner individualistischen Weisheit in der Praxis gegen die allzu wenig dem Segen der Freiheit vertrauenden Staatssocialisten Recht zu behalten.

Freiheit und Gleichheit gehen ihren welthistorischen Gang. Niemand kann ihn dauernd aufhalten. In diesem Sinne ist ja bereits Alexis de Tocquevilles Buch de la Démocratie en Amérique abgefaßt. Er beginnt: „Parmi les objets nouveaux qui, pendant mon séjour aux Etats-Unis, ont attiré mon attention, aucun n'a plus vivement frappé mes regards que l'égalité des conditions. Je découvris, sans peine, l'influence prodigieuse qu'exerce le premier fait sur la marche de la société . . .“ Das ist Tocquevilles fruchtbare Grundidee: l'égalité des conditions. Er nennt diese Urtatsache auch le fait générateur. Es ist ihm die Quelle, aus der alles Erstaunliche dieses Landes fließt. Man lese nur einmal die Einleitung. Wie wenig veraltet ist manches in der Ausführung von Anno 1835, wenn die Gleichheit der Bedingungen freilich auch durch die starken Vermögensunterschiede, die sich herausgebildet haben, beeinträchtigt erscheint. Wie interessant ist der historische Rückblick auf sieben Jahrhunderte französischer Geschichte, wie feinsinnig weiß Tocqueville nachzuweisen, daß Alles, was an großen Dingen in der Welt geschah, dem Fortschritt der Demokratie hat dienen müssen. Erst war das Privileg der Geburt so unendlich wichtig, aber im Laufe der Zeiten wurde diese Wichtigkeit durch tausend historische Konstellationen erschüttert und immer mehr und mehr untergraben. Da kam gegen das Grundeigentum zunächst die Geistlichkeit hoch, dann der Richterstand, endlich der Handel und die Wissenschaft und Künste. Immer freier werden die Kräfte der einzelnen tüchtigen Persönlichkeit. Tocqueville steht in ehrfurchtsvollem Erstaunen vor diesem unaufhaltsamen Fortschritt. Sein Buch ist geschrieben „sous l'impression d'une sorte de terreur réligieuse produite dans l'âme de l'auteur par la vue de cette révolution irrésistible qui marche depuis tant de siècles à travers tous les obstacles.“ Hiergegen kämpfen heißt gegen Gottes Vorsehung streiten. — Und doch sieht Tocqueville begreiflicher Weise nicht Alles nur in rosigem Lichte. Im Gegenteil. Er geht so weit, den Segen dieser Bewegung überhaupt leise anzuzweifeln. Aber er ist nicht ruchlos. Der vornehme Mann, dessen edle Gesinnung aus so mancher Zeile zu uns spricht, will lieber an seiner Einsicht als an der göttlichen Gerechtigkeit zweifeln. Und in der trübsten Stimmung erstrahlt nun auf einmal ein wundersames Licht. Es ist das ganz meisterhaft in der Ouvertüre des Buches herausgearbeitet. Nicht anders als Lohengrins Erzählung von seinem Gral beginnt es plötzlich: „Il est un pays dans le monde . . .“ Nicht umsonst ist Alexis de Tocqueville, wie man zu sagen pflegt, unsterblich.

Und dieser Tocqueville, ernst und ängstlich, eiferte, wie aus Briefen hervorgeht, dem genialen Montesquieu nach. Es ist eigentümlich, daß die großen Arbeiten über das römische Weltreich den Blick auf Amerika gleichsam als Erholungs- oder Gegenfarbe herauszuforbern scheinen. Auch der moderne Tocqueville: James Bryce, hat sich mit dem römischen Reiche beschäftigt, freilich dem mittelalterlichen heiligen römischen Reiche, ehe er die ameri-

kanische Staatsmaschine zu schildern versuchte. Das grandiose römische Weltreich ist eben das einzig annähernd ebenbürtige Vorbild in der Geschichte — oder vielmehr sein Anblick lehrt uns, wie wenig ebenbürtig es ist, weil Amerika eine noch nicht dagewesene Machtkonfiguration bezeichnet.

Beim Lesen des vortrefflichen Goldberger'schen Werkes hat mich, muß ich offen gestehen, ein religiöses Gefühl der Begeisterung für die Menschheit ergriffen. Alles Schöne, alles Edle, was wir im Heldentum vergangener Zeiten bewundern, es wird ein schwacher, blasser Traum angesichts der im größten Stile immer herrlicheren Zukunft, die der unerschöpfliche Energievorrat der Geister und der unversiegbare Wagemut unserer Nachwelt sich erschließen wird. Wir leben Alle, überall, in einem Lande der unbegrenzten Möglichkeiten.

Was nun aber wieder das Buch, das diesen Titel führt, anbelangt, so kann man es aufschlagen, wo man will, man findet es interessant; und da es leichter ist, ein Buch aufzuschlagen als, wie Goethe fordert, in's volle Menschenleben hineinzugreifen, um Interessantes zu entdecken, so denke ich von der Gelegenheit, auch einmal Interessantes darzubieten, hier reichlichen Gebrauch zu machen.

Ueber das Problem, das Spencer unter der Rubrik overlegislation — Uebergesetzgebung — so energisch antipolitisch behandelt hat, hören wir bei Goldberger Folgendes: „Der freien wirtschaftlichen Betätigung ist in den Vereinigten Staaten nirgends hemmender Zwang angetan. Die Regierung der Einzelstaaten wie die Bundesregierung ist mit den Bürgern eins in dem Bestreben, die wirtschaftliche Größe des Landes zu heben. Verkehrs- oder Baubeschränkungen bestehen nur in verhältnißmäßig geringem Umfang übrigens nicht gleichmäßig in den verschiedenen Einzelstaaten.

„Wer in dem hierfür geeigneten Bezirk ein Grundstück besitzt, darf darauf ein Geschäftsgebäude so hoch errichten, wie er mag, und keine andere Grenze als die der technischen Möglichkeit ist ihm dabei gestellt. Wer ein Waarenhaus einrichtet, der tut es nach den ihm bekannten oder von ihm vorausgesetzten Wünschen des Publikums, und keine Behörde mischt sich aus Gründen der Sicherheit ein. Der Unternehmer wird nicht bevormundet, und das Publikum auch nicht, das selbst die Augen offen zu halten gewöhnt ist und in dieser Gewöhnung erhalten werden soll. Die Erziehung stellt den Menschen auf sich selbst und giebt ihm für Denken und Handeln die Lebensregel: „Hilf Dir selbst!'"

An einer anderen Stelle heißt es: „Jedem Amerikaner gilt es als ein unantastbares Grundrecht, daß die Ausübung von Handel und Gewerbe frei sein müsse. Aus diesem Grundrecht ergiebt sich mit gleicher Schlußsicherheit, daß die Gesetzgebung in die Freiheit der gewerblichen Verabredung nicht hemmend eingreifen darf, wie daß die gewerbliche Verabredung unter keinen Umständen befugt ist, den freien Wettbewerb, dessen Fortdauer im öffentlichen Interesse liegt, zu beeinträchtigen oder gar aufzuheben." Ich blättere

weiter und finde wieder: „. . . . daß in Amerika der Entwicklung der menschlichen Individualität größere Freiheit gewährleistet ist. In dieser Freiheit vermögen die Menschen sich selbstständiger zu entfalten und ihre Kräfte besser zu stählen, zu ihrem eigenen Glück und zum allgemeinen Besten." Doch meint Goldberger, daß es für einen Arbeiter, der Einblick in das amerikanische Wesen gewonnen hätte und in die Heimat zurückkehrte, am Ende doch nicht so ganz unerfreulich sein würde, wenn er seinen Berufsgenossen im Hinblick auf die drüben fast völlig fehlenden Fürsorge-Einrichtungen sagen könnte, Amerika habe es doch nicht in allen Stücken besser als Europa.

Aeußerst anziehend sind die Schilderungen des kenntnißreichen Verfassers über das Verhältniß von Arbeit und Persönlichkeit. Man müsse „das Volk der Vereinigten Staaten bei der Arbeit selbst gesehen haben, um begreiflich zu finden, daß es leisten konnte, was es geleistet hat und zu leisten fortfährt. Maschinen überall, um im Großen zu schaffen, und die Arbeitsteilung so sehr durchgeführt, daß schließlich der Mensch selbst entweder zur Maschine oder zum Aufseher einer Maschine geworden ist. Im Gegensatz zu Europa, wo in langem geschichtlichen Werdegang die selbstständige Individualität eine der schönsten und edelsten Blüten der Ausbildung war, hatte in den V. St. ursprünglich die seltsame Paarung von Freiheit und harter wirtschaftlicher Notwendigkeit, die wunderliche Verbindung einer menschliche Satzungen nur in beschränktestem Umfange kennenden und anerkennenden Selbstwilligkeit mit rücksichtslosem Zielbewußtsein dahin geführt, daß ein Volk von selbstherrlichen Individuen bei der schaffenden Tätigkeit auf alles Eigensein verzichtete und sich ganz und gar in den Dienst des Arbeitszweckes stellte. Wo es möglich ist, die Arbeit in einzelne Handgriffe zu zerlegen, da wird der einzelne Handgriff zum Beruf gemacht, weil damit eine Uebung gewonnen wird, die eine größere Sicherheit in diesem Handgriff giebt und seine häufigere Wiederholung in einem bestimmten Zeitmaß zuläßt. Der Leiter der „Westinghouse Electric Mfg. Co." in Pittsburg, ein Deutsch-Amerikaner, sagte mir: ‚Der große Erfolg des amerikanischen Wettbewerbs beruht, abgesehen von den unermeßlichen Schätzen des Bodens, zum Teil auf dem maschinellen Ersatz der Menschenhände, auf Schnellbetrieb, auf Koncentration des Betriebs — zum Teil aber auch, und zu einem wesentlichen Teil, in der Specialisirung der Arbeitsgebiete*) und vor Allem in der notwendigen Specialisirung der Arbeiter, denen wir doch ganz andere Löhne zahlen als Sie drüben! Unsere Arbeiter bleiben in der gleichen Werkstätte, an derselben Drehbank, an demselben Kran, an derselben Maschine; sie werden nie von einer Abteilung in die andere geschickt, sie werden immer zu der gleichen Arbeit verwendet. So gewinnen sie an der

*) Vgl. hierzu Karl Büchers lehrreiche Ausführungen über die verschiedenen Arten der Arbeitsteilung in der „Entstehung der Volkswirtschaft", vielleicht seit Adam Smith das Beste über dieses Thema.

Stelle, an der sie stehen, eine außergewöhnliche Fertigkeit — sie werden Specialisten in ihrem Fach, in dem Bereich ihrer Arbeit, und leisten durch die jahrelang betätigte Uebung quantitativ und qualitativ in acht Stunden vielleicht mehr als ein Arbeiter drüben in der doppelten Zeit! So fallen die höheren Löhne für uns gar nicht in die Wagschale!"

„Zweckentsprechend verfahren — das ist der Grundsatz der Industrie in den Vereinigten Staaten. Man ist auf das Aeußerste sparsam bei der Produktion, aber nicht, indem man kargt, sondern indem man keine Ausgabe scheut, die irgend einen Ertrag verspricht. Der Amerikaner wirft eine eben erst gekaufte Maschine zum alten Eisen, wenn sie nicht zweckentsprechend ist, um alsbald ein besseres Modell zu erstehen; er hat das Herz, überall die teuersten und besten Specialmaschinen anzuschaffen."

„Beinahe jegliches Streben nach Höherem," heißt es an anderer Stelle von den Amerikanern im Gegensatze zu den Orientalen, „baut sich auf der Grundlage strenger, selbstbewußter Arbeit auf, auf Arbeit vom Morgen bis zum Abend. Jung und Alt, Arm und Reich arbeitet. Jeder ist emsig wie ein Sklave; aber zugleich erfüllt vom Geiste der Freiheit, erblickt er in der Arbeit keinen Zwang, sondern Lebensbedürfniß. Je größer die Probleme, um so eifriger werden Nerven, Hirn und Muskeln angespannt; und von Aufgabe zu Aufgabe eilen, um sie alle mit Beharrlichkeit und Ernst überwinden zu können, erscheint als der wahre Lebensgenuß."

Man möchte an die letzten Worte des alten Faust denken. —

Nicht der geringste Vorzug des Goldberger'schen Buches ist die gewandte Einführung der redenden Amerikaner. Man hört sie sprechen, diese Yankees mit ihrer prachtvollen Vernünftigkeit und ihrem nicht ganz unberechtigten Selbstbewußtsein. Der Autor ist viel zu fein, um nicht mit überlegener Klugheit auch an seinen Lieblingen gelegentlich Kritik zu üben, und es kommt hierbei zu den hübschesten Wendungen. So (S. 144): „Es geht ein Zug ungraziösen, beinahe rohen Abenteurertums durch das Ganze." (Cripple Crecker Bezirk). Oder er spricht ironisch von dem „amerikanischen Trieb nach großzügiger Aufmachung" anläßlich der ebenso amüsanten, wie gründlich herzerwärmenden Schilderung jenes gloriosen Empfangs des Prinzen Heinrich, bei dem die „Captains of Industry" sich einfanden.

„Wir könnten schon jetzt viele Artikel nach Europa bringen," läßt Goldberger einen seiner redend eingeführten Amerikaner sagen, „mit Nutzen selbst in die durch Zölle geschützten Länder. Wir tun es aber nicht, da der europäische Kaufmann viel eigener ist, selbst bei billiger Ware, als seine Kollegen anderwärts. Er hat wohl mehr Zeit, die Waren zu prüfen und so etwaige Mängel herauszufinden. Kleinigkeiten, gegen die er Einspruch erhebt, übersehen wir gewöhnlich, vielleicht weil die zum Grübeln und Fehlerfinden aufgewandte Zeit bei uns größeren Wert hat, als eine Reklamation einbringen kann."

Das ist der große Geschäftsstil, und wie Alles, was groß ist, gehört er ins Land der unbegrenzten Möglichkeiten. Amerika erscheint gelegentlich als der schallverstärkende Hintergrund für manche vortreffliche Moralpredigt. Schon mancher kluge Mann — und auch manche kluge Frau, daß ich Mme. de Staël nicht vergesse, — haben seit Tacitus ihre guten Ratschläge in der Form eines liebenswürdigen Gemäldes anderer Sitten und Zustände dargeboten. Aber Goldbergers „Land der unbegrenzten Möglichkeiten" ist nicht schlechthin die Insel Utopia. Vieles findet die sachverständigste Kritik.

Was den obenberührten Mangel an Fürsorgeeinrichtungen anbelangt, so läßt sich da ja vielleicht geltend machen, daß „man vermeint, selbst den Schein bekämpfen zu müssen, als sei man nicht stark genug, sich aus eigener Kraft vor den Folgen der Krankheit oder der Erwerbsunfähigkeit zu sichern. Dem amerikanischen Arbeiter würde vielleicht auch die zugewiesene Wohnung nicht behagen, und noch deutlicher als seine deutschen Berufsgenossen würde er in seinem ausgeprägten und aufrechten Selbstbewußtsein es empfinden, daß ein derartiger Besitz, so Angenehmes er auch mit sich bringt, doch zugleich auch einen nicht immer willkommenen Druck zum Festhalten an dem bisherigen Arbeitsverhältniß und seinen manchmal einseitig festgesetzten Bedingungen in sich schließen kann. Dabei will der Arbeiter drüben wirtschaftlich sein, um sein eigenes Haus zu erwerben, es nach seinem Geschmack einzurichten und auszustatten." — Ganz im Geiste Herbert Spencers. —

Hier also ließe sich manches pro et contra erörtern. Schlimmer steht es schon mit gewissen anderen Sorglosigkeiten der Kommune: das geringe Beamtenpersonal auf den Bahnen, die dem an patriarchalische Polizeibevormundung Gewöhnten ganz unglaublich anmutende Waghalsigkeit des Verkehrs u. s. w. Die Mißstände des Steuersystems werden scharf kritisirt. Was der Autor über diese und jene wichtigen finanziellen Principien spricht, wird den Fachmann sicherlich in hohem Grade fesseln. Schon dem Laien muß auffallen, wie reinlich klar die Darstellung sich bewegt. Bisweilen, wenn Persönlichkeiten charakterisirt werden — einmal wird sogar ein Bildniß des Präsidenten entworfen —, mußte ich unwillkürlich an die Art und Weise denken, wie sehr kluge Diplomaten und Historiker dergleichen zu leisten pflegen.

Zwei Anliegen werden in dem Buche vom Autor besonders hervorgehoben. Es handelt sich erstens um Beseitigung der falschen Furcht vor einer sog. „amerikanischen Gefahr", zweitens um Reformen in der Organisation unserer wirtschaftlichen Interessenvertretung.

Goldbergers Buch lehrt, daß es grundfalsch ist, an der gesunden Kraft des amerikanischen Staates zu zweifeln, daß es aber da nichts zu fürchten giebt. Es wird die echte Hermesweisheit verkündet. „Dauernd läßt sich ein Güteraustausch nur dann erhalten, wenn alle Teile daraus Nutzen ziehen."

Was Geheimrat Goldberger an praktischen Reformvorschlägen andeutet, wird voraussichtlich, da es aus dem Munde des amtlich hierfür in's Auge

7*

gefaßten Mannes kommt — der Verfasser gehörte, wie weiland Tocqueville, einem Ausschusse an, diesmal aber stand die Vorbereitung und Begutachtung handelspolitischer Maßnahmen in Frage — an entscheidender Stelle nicht unbeherzigt verhallen.

* * *

Es wäre eine interessante Arbeit, die aber viel feine Kenntniß der Geistesgeschichte erforderte, einmal zu untersuchen, wie bereits im Großen und Ganzen die Weltteile auf einander eingewirkt, was sie sich einander gleichsam erzählt haben können. Lange hat Europa das große Wort geführt. Europa bildete das Centrum der Geschichte, seitdem Herodot der Muse Clio überhaupt einmal die Zunge löste. Von Afrika sagte Plinius, es brächte immer etwas Neues. Gewiß haben wir von allen Seiten viel zu erwarten, das sich nicht ahnen läßt. Eines aber ist gewiß. Wer heute den Erdgeist auf seinem Werdegange mit Andacht belauschen will, der muß auf Amerika hören. Amerika ist ein Land, wie es noch niemals zuvor auf der Erdenwelt möglich war. Die Beachtung, die dies Land findet und finden muß, ist in ungeheurem Ansteigen begriffen, und, wie Bryce (The American Commonwealth, vol. III, p. 648) richtig sagt: „Changes move faster in our age than they ever moved before, and America is a land of change. No one doubts that fifty years hence it will differ at least as much from what it is now as it differs now from the America which De Tocqueville described. The causes whose action will mould it are far too numerous, too complex, too subtly intermoven for any one to be able to guess what their joint result will be. All we can ever say of the future is that it will be unlike the present."

Wer ein Reisehandbuch über Konstantinopel aus dem 18. Jahrhundert liest, findet sich noch beinahe zurecht. Ein besseres Werk über Konstantinopel als das von Jos. von Hammer aus dem Jahre 1822 ist kaum aufzufinden. Dagegen Amerika!

Im September 1901 habe ich an dieser Stelle über „Osten und Westen" einige Stimmungsergebnisse mitzuteilen versucht. Im Kontraste zu einander lernt man beide Welten gegeneinander abschätzen und die Mannigfaltigkeit der irdischen Gebilde bewundern.

In Konstantinopel hat man bereits Gelegenheit, den vornehmen Orientalen, den Asiaten, kennen zu lernen. Noch eigenartiger freilich tritt der Typus zu Tage in der Religion Buddhas der fernen östlichen Erdbezirke. Die geheime Werkstätte der Natur vermögen wir, die wir selbst aus ihr hervorgegangen sind, nicht zu durchschauen. Wir können sie nur mit Verehrung betrachten. Tiere und Pflanzen schmücken die Welt mit unendlich abgestufter unermeßlicher Mannigfaltigkeit, unergründlichem Formenreichtum. Auch die Ideengeschichte der Menschheit gleicht einem

Naturgarten von nicht erschöpfbarer Fülle und Reichhaltigkeit. Es ist ganz gewiß für den Einzelnen vollständig unmöglich, jedem Baum und Strauch, ja vielleicht auch nur der hervorragendsten Eigenart, die er gewahr wird, immer befriedigend gerecht zu werden. Unser menschliches Augenmaß ist das Produkt vorausgegangener Bewegungen, über die wir in vollem Umfange keine Herrschaft besitzen. Darum wollen wir uns hüten, auch nur dem Anscheine nach, dem Wahne zu verfallen, als verstünden wir es, Alles gleichsam an seinen Ort zu stellen. Das versteht auch der Weiseste nicht. Gerade der Weiseste wird es am entschiedensten, am begründetsten von der Hand weisen, sich als stichhaltigen Beurteiler und Ordner der Ideen aufzuwerfen.

Sollen wir aber darum die Hände in den Schoß legen? Ich meine: Nein. Es wird immer erlaubt sein, den Acker der Menschheit mit den bescheidenen Mitteln, die dem einzelnen Arbeiter gegeben sind, umzupflügen — oder ihn auch nur kreuz und quer wie ein beobachtender Reisender zu durchstreifen. Nicht Jeder kann produzieren, dem fruchtbaren Boden unserer Mutter Natur neue Schätze entlocken oder ihrer Instrumentation im großen Lebensorchester neue Weisen und Klangwirkungen ablauschen. Aber Augen und Ohren, Hand und Fuß weisen, so scheint es, jedes Einzelgeschöpf über sich selbst hinaus und reizen es, die schöne Welt kennen zu lernen, zu durchwandern und am Ende mit unerlöschlicher Frömmigkeit das Unendliche zu bewundern.

Mit der naturgemäßen Einseitigkeit, die das handelnde Leben gebietet, wenden wir uns von der Lehre Buddhas hinweg, denn sie erscheint unsern Herzen unangemessen. Wohl kann Europa sich der asiatischen Kultur nahen, sich vertiefen in die besonderen Verhältnisse eines fremden Wesens durch eigenes Herantreten und Bedenken; aber wir glauben, daß dies einen Vorzug Europas bezeichnet und keinen Nachteil; denn Asien würde sich nicht in gleicher Weise Europa nähern können. Es bleibt und duftet ihm vom Stamme, unbeweglich in seiner Vornehmheit und Schwäche.

Das specifisch Europäische, das sich dem Orient gegenüber in dem erhöhten Lebensgefühl, der gesunden Tatkraft und raschen Beweglichkeit ausdrückt, ist auch nach dem westlichen Erdteil hin verpflanzt worden und dort üppig aufgeschossen. Wollen wir uns einen Gegenpol zu dem ruhesüchtigen Buddhismus aussuchen, so werden wir vielleicht am besten den Amerikanismus dafür wählen.

Zum Frieden treiben beide Geistesrichtungen. Beide Richtungen haben bisher die Kriege und Kämpfe noch nicht beseitigt. Aber wenn wir die „Weltgeschichte“ mit der uns im Blute liegenden Parteilichkeit überschauen, soweit wir blicken, scheint uns doch die eine vornehmlich der Vergangenhei zu gehören, die andere aber der langsam und sicher besser werdenden Zukunft. Nicht ohne Besorgniß blicken wir in's Künftige, allein die Hoffnung darf doch, wie Bryce so schön ausgeführt hat, größer sein als die Besorgniß.

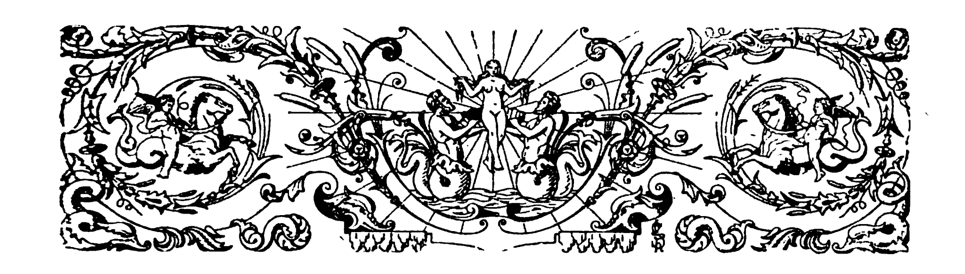
Unvoraussagbare unentwickelte Möglichkeiten schlummern in dem ahnungsvollen Goldglanze über dem großen, weiten Lande. Schon Emerson hoffte im Jahre 1844 manches, was weiter geht, als die Gegenwart hielt. Die hat ja aber niemals ihr letztes Wort gesprochen.

Ich erzählte schon, daß ich das Glück hatte, meinen Vater auf seiner interessanten Reise — sie fiel gerade zehn Jahre vor der so ungemein aufschlußreichen nationalökonomischen Amerikafahrt des Geheimen Kommerzienrates Goldberger — begleiten zu dürfen. Aus einem längeren Dankgedichte an meinen Vater sind mir vier Verszeilen gegenwärtig, die ich vielleicht mit mehr Schwung als Nachdenklichkeit hingeschrieben hatte, und die mir doch eine Stimmung treu zu spiegeln scheinen.

„. . . Da dacht' ich wohl, es ist das Reisen
Das Schönste, was es giebt auf Erden.
Da lernt man alte Dinge preisen,
Und man verehrt das neue Werden."

Für Amerika steht das Letztere obenan. Darf man mit Herbert Spencer an einen Niedergang des Militarismus und eine segensreiche Aufwärtsentwicklung des Industrialismus im Großen und Ganzen glauben, verdrängt Hermes einmal völlig den finsteren Ares, so ist zu hoffen, daß sich dann auch im Hermeswesen, das alle Elemente zur höchsten Menschengüte in sich vereinigt, manches verändert haben wird. Hermes galt für einen listigen, verschlagenen, wohl gar diebischen Gott. Aber der schnellste Weg, die kürzeste Verbindung ist nicht ein schiefes Erreichen, sondern immer der senkrecht gerade Pfad. Zwei windschiefe Gerade — und in der Realität der Dinge findet sich wohl manches, was nicht auf eine Ebene gebracht werden kann, — werden am kürzesten miteinander verbunden durch eine auf beiden Geraden senkrechte Gerade. Möge uns dies Gleichniß lehren, daß es im innersten Wesen des Friedens-Gottes begründet liegt, sich mehr und mehr zu einem Gott der unverzüglichen Aufrichtigkeit, der raschesten Wahrheitsliebe, der umwegslosesten Biederkeit zu entwickeln.





Karl Jaenicke.

Ein Gedenkblatt.

Von

Oskar Wilda.

— Breslau. —

Man pflegt es als ein tragisches Geschick zu empfinden und zu bezeichnen, wenn der Allbezwinger Tod einen blütenreichen Lenz, die Hoffnung eines früchtereichen Sommers, jählings vernichtet, wenn er der Betätigung einer zu Hohem berufenen Begabung vorzeitig ein Ziel setzt, ehe sie sich zur Reife entfalten konnte, wenn eine blühende Jugendkraft vernichtet wird, ehe sie ihr Bestes gegeben, und sie ihre größte Tat und ihr schönstes Lied mit in's Grab nehmen muß. Und doch ist es

---

*) Von Karl Jaenicke sind erschienen die Novellenbände: Justine Dankmar. Eine Berliner Geschichte (1887). — Liebes-Rausch und Tausch u. a. Novellen (enthaltend außer der Titelnovelle: Der Dorfrichter. — Claudine. — Der ‚liebenswürdige‘ Hauptmann. — Das Medaillon) (1887); Das Waldhorn. — Krokonosch und Ziegenrücken. Zwei Novellen aus Schlesiens Bergen (1891). — Frau Sophie Peltner (1897). Alle vier Bände im Verlage der Schlesischen Verlagsanstalt v. S. Schottlaender, Breslau; Der Enthusiast von Fichtenstädtel und andere Novellen (enthaltend neben der Titelnovelle: Eine Beichte. — Im Waffenstillstand. — Der melancholische Sünder), Verlag von Rosenbaum & Hart, Berlin; — der historische Roman: Herzog Heinrich IV. von Breslau. 1900, Verlag von Wilh. Gottl. Korn, Breslau; die Dramen: Die Wittwe von Ephesus. Lustspiel in 1 Akt. Breslau 1888 (nur als Bühnenmanuskript). — Glück. Lustspiel in 3 Aufzügen. 1891. Leipzig, Philipp Reclam jun. Die Falkenburg. Lustspiel in 3 Aufzügen. 1899. Schlesische Verlagsanstalt v. S. Schottlaender. Als Manuskript gedruckt wurden ferner: Flamme und Rauch. Lustspiel in 1 Akt. Von Karl Rath; König Drosselbart. Lustspiel in 5 Akten. 1882; Der Lebenskünstler. Schauspiel in 5 Akten. 1887; Schlößchen Ried. Lustspiel in vier Akten. 1894.

ein weit tragischeres Schicksal, wenn der Mann, der nach langem, mühevollem Ringen den Platz, der ihm gebührt und auf dem er nach seinem Wunsch und nach seiner Kraft wirken kann, errungen, der die Frucht langjähriger Arbeit endlich reifen sieht und nun an ihr, sich selbst und Anderen zur Genugtuung, sich genießend erfreuen möchte, abberufen wird, wenn er, aus der Vollkraft des Schaffens herausgerissen, von der eben erreichten Höhe des Lebens, ehe er des schwer Erkämpften recht froh geworden, unvermittelt in die dunklen Tiefen der ewigen Nacht steigen muß, vielleicht das bittere Wort des todkranken, preisgekrönten Hebbels mit erbleichenden Lippen nachsprechend: „Bald fehlt uns der Wein, bald fehlt uns der Becher."

Mit Wehmut gedenken wir des uns teuren Mannes, dem dieses tragische Geschick beschieden gewesen, gedenken wir Karl Jaenickes, der, kurz nachdem er — wahrlich nicht zu früh für sein langjähriges, von warmer Hingabe und idealem Wollen durchdrungenes beamtliches Wirken — die ehrenvolle Stellung an der Spitze eines großen Gemeinwesens, desjenigen seiner Vaterstadt — denn als solche kann man Breslau, ob auch seine Wiege anderswo gestanden, bezeichnen — erlangt und sich nach Kämpfen und schweren Erfahrungen im Besitze eines ungewöhnlichen Ansehens als Beamter, Dichter und Mensch stolz und glücklich fühlen durfte, jählings Abschied nehmen mußte von Allem. Wir haben hier, in dieser Zeitschrift, besonderen Anlaß des allzu früh Geschiedenen dankbar und verehrend zu gedenken; hat er ihr doch wie Wenige nahe gestanden, seine reiche Begabung, seine Arbeitskraft in ihren Dienst gestellt; seit seinem in „Nord und Süd" im Jahre 1886 mit der Novelle „Justine Dankmar" erfolgten literarischen Debüt ist er ein treuer Mitarbeiter unserer Zeitschrift geblieben, in der ein stattlicher Teil seiner novellistischen Schöpfungen erschienen ist, und an der er in den Jahren 1890/91 auch als Redakteur eine Tätigkeit entfaltet hat, die ihm ebenso zur Befriedigung wie unserer Monatsschrift zum Vorteil gereicht hat und die er s. Z. nur ungern aufgegeben hat.

Seinen äußeren Lebenslauf mögen die folgenden Daten skizziren:

Karl Friedrich Wilhelm Jaenicke wurde am 13. November 1849 als Sohn des 1872 in Breslau verstorbenen Rittergutsbesitzers Wilhelm Jaenicke in Kopojno, einem Dorfe Russisch-Polens, geboren. Durch die polnische Revolution im Jahre 1863 von dort vertrieben, kaufte sich sein Vater in der Provinz Posen an, und Karl Jaenicke, der seine Vorbildung durch Hauslehrer empfangen hatte, besuchte zunächst das Gymnasium zu Krotoschin, dann das zu Posen und schließlich das Magdalenäum zu Breslau, an welchem er 1870 die Reifeprüfung bestand, worauf er sich an der Breslauer Universität dem Studium der deutschen Philologie widmete. Der Ausbruch des Krieges entriß ihn seinen Studien. Als Einjährig-Freiwilliger im 6. Jäger-Bataillon machte er den Feldzug mit, in welchem er u. a. an den Belagerungskämpfen vor Paris teilnahm, und wurde später zum Sekonde-Leutnant d. R. im 23. Infanterie-Regiment ernannt.

Im Jahre 1871 bezog er die Universität Berlin, wo er sich dem Studium der Rechte zuwandte, und bestand am 31. Oktober 1874 das Referendariats-Examen. Nachdem er dann nacheinander am Stadtgericht zu Breslau, am Kreisgericht zu Hirschberg und beim Apellgericht zu Breslau, sowie ein Jahr bei dem Justizrat Hientzsch zu Hirschberg als Referendar gearbeitet, bestand er am 30. April 1879 in Berlin das Assessor-Examen, worauf er, nach mehrmonatiger Tätigkeit am Kreisgericht in Guhrau, im Oktober 1879 zum Stadtrat in Breslau gewählt wurde, als welcher er — nach Ablauf seiner ersten 12jährigen Amtsperiode im Mai 1891 wiedergewählt — mehr als zwanzig Jahre hindurch als Vorsitzender des Gewerbegerichts, als Vorsitzender des Stadtausschusses und als Vorsitzender der Stadtschuldeputation eine Tätigkeit entfaltete, die ebenso von ernstem, aber nie kühlem Pflichtbewußtsein, wie von menschlich warmem Wohlwollen, das nie in dem Beamten den Bureaukraten aufkommen ließ, getragen war. Am 6. November 1902 erfolgte seine Wahl zum Bürgermeister von Breslau, an Stelle des in den Ruhestand tretenden Geh. Regierungsrates von Ysselstein, und am 29. Januar 1903 wurde er feierlich in sein Amt eingeführt; doch nur eine kurze Zeit des Wirkens auf diesem ehren- und verantwortungsvollen Posten war ihm beschieden; noch vor Jahresfrist, am 11. Oktober 1903, kurz vor Vollendung des 54. Lebensjahres erlag er — ganz unerwartet den ihm nahestehenden und befreundeten Personen — einem Herzleiden, das ihn in den letzten Tagen an's Haus gefesselt hatte, ohne ihn doch an der pflichtgetreuen Ausübung seines Amtes, dem sich der kranke fiebernde Mann nicht völlig entziehen wollte, hindern zu können. So kurz diese Spanne Zeit war, so reiche Gelegenheit bot sie ihm, sich des in ihn gesetzten Vertrauens durchaus würdig zu zeigen. In den kritischen Tagen des Juli 1903, da Breslau von einer Hochwasserkatastrophe auf's Aeußerste bedroht wurde, deren Abwehr die intensivste Anspannung aller Kräfte erforderte, hatte Karl Jaenicke während der Abwesenheit des Oberbürgermeisters Dr. Bender die ganze Last einer Verantwortung und einer Aufgabe zu tragen, der er, in Arbeitskraft, praktischer Umsicht, Entschlossenheit und Ausdauer das Höchste leistend, in vollem Maße gerecht wurde. Und die Ausübung seiner amtlichen Funktionen wußte er, der schönheitsliebende warmherzige Poet, oft mit dem ihre Trockenheit verhüllenden Gewande formeller Schöne und liebenswürdigen Humors zu umkleiden, ob es sich nun um Erstattung eines Verwaltungsberichtes oder um die Einführung und rednerische Begrüßung neuer Magistratsmitglieder handelte.

In dem vorstehenden Lebenslauf Jaenickes ist sein amtliches Wirken andeutend gewürdigt worden; wir wenden uns nun der uns näher liegenden und eingehender zu behandelnden Aufgabe zu, das litterarische Wirken, das künstlerische Wesen des Mannes, den Dichter Karl Jaenicke zu charakterisiren.

Karl Jaenickes künstlerische Neigungen waren zunächst dem Theater, im Besonderen der Schauspielkunst zugewandt gewesen. Wie von ihm

nahestehenden Personen berichtet wird, hatte er als Kind oft überraschende Proben eines angeborenen mimischen Talentes gegeben, indem er Besucher des elterlichen Hauses, während derer Anwesenheit der Knabe als stiller Beobachter, anscheinend harmlos und mit sich beschäftigt in einem Winkel hockte, nach ihrem Weggange mit überraschender Treue höchst ergötzlich kopirte. Als er nun während seiner Berliner Studienzeit in einer von Berliner Studenten veranstalteten Dilettanten-Aufführung des „Julius Cäsar" vor einem erlesenen Publikum durch seine über das Dilettantische weit hinausgehende Verkörperung des Mark Anton Aufsehen erregt und namentlich mit seiner Ansprache an das Volk: „Mitbürger, Freunde, Römer, hört mich an" die Hörer zu lebhaftesten spontanen Beifallsäußerungen fortgerissen hatte, deren Gewicht durch eine ehrenvolle Auszeichnung seitens des Protektors der Aufführung, des kunstsinnigen Prinzen Georg von Preußen, verstärkt wurde*), — da glaubte der Jüngling, auf den Brettern, welche die Welt bedeuten, die Befriedigung seines künstlerischen Tatendranges, die Verwirklichung seiner Träume zu finden, die vielleicht weniger dem Ruhme als dem stolzen Glücke galten, das aus dem Machtgefühl, der Wirkung der eigenen Natur auf die große Menge hervorblüht. Und bei der Vereinigung von glänzenden, äußeren Gaben, die ihn für die Bühne prädestinirt erscheinen ließen, mit einer von einem starken inneren Empfinden erwärmten künstlerischen Intelligenz, einer idealen Begeisterung und ernstem Streben konnte er wohl darauf rechnen, sich als ein Berufener zu erweisen und zu den Großen der Bühnenwelt sich aufzuschwingen. Doch den Abmahnungen der Familie schließlich Gehör schenkend, vor Allem dem Willen der geliebten Mutter sich beugend, gab er den Gedanken an den Schauspielerberuf auf, um seine juristischen Studien zu Ende zu führen. Er hat dann später auf anderem Wege — als dramatischer Dichter — versucht, sich die Bühne zu erobern, auf der ihm gleichwohl nicht seine bedeutendsten litterarischen Erfolge beschieden waren. Er hat als Novellist, wenn nicht bei der großen, nur mit starken Mitteln zu bezwingenden Menge, so doch bei einer nicht kleinen Gemeinde feinsinniger und kunstverständiger Litteraturfreunde warme Anerkennung gefunden, und als Lyriker seine tiefsten Wirkungen geübt, die leider auf einen viel zu engen Kreis beschränkt geblieben sind. Ich bin nicht der Einzige, der in Jaenickes Lyrik das Schwergewicht seiner dichterischen Begabung erblickt und sie als den Höhepunkt seines künstlerischen Schaffens einschätzt; und der es lebhaft bedauert, daß der Dichter selbst die offenbare Gunst der lyrischen Muse in so geringem Maße erwidert und auf die Gaben, die sie ihm schenkte, anscheinend so geringen Wert gelegt hat, daß er seine zum Teil in wenig verbreiteten Zeitschriften verzettelten Lieder einer Sammlung und Veröffentlichung in

---

*) Vgl. das Feuilleton. „Karl Jaenicke als Dichter" von J. G. (Julius Gesellhofen) in Nr. 733 der Breslauer Zeitung (18. Oktober 1903).

Buchform nicht für würdig erachtet hat*). Die lyrische Muse war ihm, der ihre Schwestern mit heißerer und ausdauernderer Liebe umwarb, doch, wie die erste, so die treueste und hingebendste Freundin; die diesem Aufsatze angefügten Proben mögen deß zum Zeugniß dienen.

Jaenicke ist zuerst als Erzähler und zwar spät — als ein innerlich gereifter fertiger Mann, mit gefesteter Lebensanschauung, abgeschlossener Charakterbildung — vor die Oeffentlichkeit getreten, in einem Alter, in dem manches schöpferische Genie bereits seine ganze Lebensarbeit getan hatte. Daher kann auch von einer Entwickelung in seinem litterarischen Schaffen, von einem Reifen und Aufsteigen, von einem inneren Sichwandeln nicht die Rede sein, noch weniger von starken Gegensätzen verschiedener, scharf sich abgrenzender Perioden. Mit seinem ersten Werke, der Erzählung „Justine Dankmar", die er im Alter von 37 Jahren veröffentlichte, steht er sofort auf der Höhe seiner Leistungskraft, und wenn man seine späten Schöpfungen mit den ersten vergleicht, so wird man wohl — so namentlich in der 1897 erschienenen Novelle „Frau Sophie Peltner" — ein stärkeres Mitklingen eigener verschwiegener Herzenserlebnisse, eine Vertiefung des seelischen Tones, ein mähliches Ueberwiegen der elegischen Resignation des gesetzteren Mannes über die frische heitere Lebenskraft aufstrebender Jahre empfinden können; — aber im Großen und Ganzen ist Karl Jaenicke sich gleich geblieben: eine sich offen allem Schönen und Begeisternden hingebende und andererseits sich vornehm zurückhaltende Natur, die sich gern in vertrauter Stunde einer gleichgestimmten Seele erschloß, aber sich vor dem Lärm des Marktes scheu zurückzog. Er war im Grunde eine aristokratische Natur in des Wortes bestem und reinstem Sinne, die im Einklang mit seiner ein Idealbild vornehm schöner Männlichkeit repräsentirenden äußeren Erscheinung, sich im Leben wie in der Dichtung nur im Banne der schönen Form wohl fühlte und die Liebe zur Wahrheit und zur ehrlichen Erfassung des Lebens mit dem Streben nach einer diskreten Dämpfung ihrer Aeußerung und ihrer Erscheinungen verband. Eine solche Natur mußte von dem wilden Kampfgeschrei der das Banner des Naturalismus aufpflanzenden litterarischen Revolutionäre, deren entscheidender Vorstoß in die Zeit von Jaenickes litterarischem Auftreten fällt, empfindlich abgestoßen werden; und wenn andere anfängliche Gegner dieser Bewegung schließlich wenigstens teilweise ihre Daseinsberechtigung anerkannten, mit ihr wenigstens zeitweilig paktirten und ihr Zugeständnisse machten, wenn selbst ein Wildenbruch mit seiner „Haubenlerche" ihr seinen Tribut zollte — so blieb Jaenicke seinen Kunstanschauungen, seinem Schönheitsideal, das er in dem apollinischen Goethe verkörpert sah, allezeit treu. Er machte aus seiner Abneigung auch in den

*) Eine Ausgabe von Jaenickes Gedichten wird jetzt von einem seiner Freunde vorbereitet; sie wird im Verlage von Preuß & Jünger in Breslau erscheinen unter dem Titel: Karl Jaenicke, Gedichte aus seinem Nachlaß. Herausgegeben von Carl Biberfeld. (Preis 1.50 Mk., geb. 2,— Mk.)

Zeiten, da die Welt sich vor Gerhart Hauptmann und Ibsen teils in ehrlicher Bewunderung, teils aus Erfolgsanbeterei und verständnißlosem Mitmachen der Mode verneigte, und es gewissermaßen gefährlich war, der herrschenden Meinung zu widersprechen, kein Hehl. Und wer ihn sich darüber äußern hörte, empfand, wie tief das ganze seelische Leben in diesem Mann von seinem ästhetischen Empfinden in allen Fibern durchdrungen war, und wie dessen Verletzung seine innerste Natur in eine qualvolle Erschütterung versetzte, die fast den Eindruck einer körperlichen Schmerzempfindung hervorrief. Dem Schreiber dieses wird die tiefe Erregung unvergeßlich bleiben, in welcher Karl Jaenicke in einer Aufführung von Ibsens Epilog „Wenn wir Toten erwachen", als im Zwischenakte sich die kritischen Orakel teils begeistert und begeisternd, teils in angeregter und anregender Deutungsfreude vernehmen ließen, die leidenschaftlichen Worte hervorstieß: „Das kann nur ein Wahnsinniger geschrieben haben!"

Der große Wolfgang war und blieb für Karl Jaenicke das unerreichte Ideal des Künstlers und Vollmenschen, zu dem er mit unbegrenzter Verehrung aufblickte, zu dem sich immer und immer wieder zu bekennen, er nicht müde ward. Wie sein Arbeitszimmer von einer mächtigen Büste des germanischen Olympiers beherrscht wurde, so schwebt dessen gewaltiger Geist über dem gesammten litterarischen Schaffen Jaenickes. Es giebt kaum eine Schöpfung, in der dieser nicht dem großen Genius seine Huldigung in irgend einer Form erweist, indem er entweder den Sinn einer Erzählung mit einem Goethewort prägnant zusammenfaßt, ein solches als Motto voransetzt oder als autoritative Bekräftigung, als den vollendeten schöneren Ausdruck eigener innerer Erfahrung in's Treffen führt; ja noch mehr: den für's Leben entscheidenden Eindruck, den er von Goethes Persönlichkeit und Dichtung empfangen, ihre wie eine Offenbarung wirkende, die Seele umgestaltende Macht hat er in dem ausschlaggebenden, die Peripetie bezw. die Entscheidung herbeiführenden Einfluß, den er ihnen in seinen Dichtungen einräumt, mehrfach widergespiegelt. In einer heiter spielenden Art geschieht dies in der anmutig frischen Erzählung „Der Enthusiast von Fichtenstädtel", einer jener von liebenswürdigem, schalkhaft spottendem Humor belebten Schöpfungen Jaenickes, in denen der Versuch gemacht wird, in das allzu nüchterne Alltagsleben der Gegenwart den Zauber einer heiteren Romantik hineinzutragen und dem Philistertum mit seinem materiellen, für das Ideale verständnißlosen Krämersinn einen nicht allzu bösartig gemeinten Denkzettel zu verabreichen, während andererseits der Dichter — als Mann des Maßes — auch das entgegengesetzte Extrem: die phrasenhafte Exaltation in Gestalten wie dem Referendar Windhusen in dem einaktigen Lustspiel „Flamme und Rauch", und das Prunken mit den Allüren und den Anschauungen eines sich über Gesetz und Sitte erhaben dünkenden künstlerischen Zigeunertums gern dem Spotte preisgiebt.

Der Enthusiast von Fichtenstädtel, ein junger Regierungsbaumeister, mit

dem den jugendlichen Helden Jaenickes eigenen, leicht entzündlichen, in dem Strahle jeder Schönheit allzu schnell schmelzenden Herzen, findet sich aus dem Dilemma, oder vielmehr Trilemma — denn er hat sich mit fabelhafter Plötzlichkeit in nicht weniger als drei Mädchen der Kleinstadt zugleich verliebt — nur mit Hilfe Goethes heraus. Und der Tag, der ihm Klarheit über sein eigenes Herz und über die wahre Wesensart der drei Holden geben und seine Wahl entscheiden soll, darf kein anderer als Goethes Geburtstag sein. Das von ihm vorgeschlagene, aus „Dichtung und Wahrheit" bekannte Ehespiel dient ihm als Probe, die dann ein völlig negatives Resultat ergiebt. Als gar die brünette Selma, mit den träumerisch großen Augen im blassen Gesicht, hinter deren ruhigem Wesen er eine tiefe Bildung und Belesenheit vermutet, das Gedicht „Füllest wieder Busch und Tal" Albert Träger zuschreiben will und von Goethe die unvorteilhafte Meinung äußert, daß er „doch den Damen gegenüber immer ein bischen unreell gewesen", da ist er so entsetzt, daß er sich nur „der Wissenschaft wegen" dazu entschließen kann, ihr den Kuß, den er bei ihren beiden Konkurrentinnen als Abschluß der Probe gewagt, angedeihen zu lassen. —

In dem Lustspiel „Die Falkenburg", in welchem der Dichter — wie auch in dem Lustspiel „Glück" — mit geistreicher Laune, zugleich aber auch mit sittlichem Ernste in einer Zeit, da wieder die Freigeisterei der Leidenschaft das große Wort führte, die freie Liebe bekämpfte und ad absurdum führte und die Ehe als ein sittliches und sociales Bedürfniß verteidigte, werden die von einem irregeleiteten Idealismus, der nur in der gesetzlich ungebundenen Liebe das wahre Glück des Herzens und der Sinne glaubt finden zu können, geheilten Liebenden durch Goethes berühmten Brief an die Stein vom 12. März 1781 vollends einander in die Arme geführt zu einem die gesetzliche Sanktionirung begehrenden Bunde fürs Leben. — Und wie hier mit versöhnlichem Ausgange wird mit tragischem Ausgange Goethe sozusagen als seelischer deus ex machina auch in der Novelle „Frau Sophie Peltner" — welche die Liebe des ernsten, reifen Mannes behandelt, der, ein geliebter Gatte und glücklicher Familienvater, in fremder Umgebung von dem Wirbelsturm einer neuen Leidenschaft erfaßt wird und ihr erliegt — vom Dichter zu Hilfe gerufen. Hier wird in der weiblichen Heldin eine ganze Persönlichkeit von Grund aus aufgewühlt, wird eine ganze auf religiös-asketischer Grundlage aufgebaute Welt- und Lebensanschauung, das Resultat langjähriger Erziehung im Nu umgestürzt durch den Geist, der aus Goethes Versen als gewaltige neue Offenbarung auf die von der Leidenschaft aufgeweckte Frauenseele einstürmt. Unter dem Eindruck, der aus Gedichten, wie „Die Braut von Korinth" und aus den „Römischen Elegien" sie überschauert, empfindet sie, daß ihre Erzieher, ihr frühzeitig durch den Tod ihr entrissener Gatte, ihre geistlichen Berater sie wie ein Kind behandelt; daß sie Alles von ihr fern gehalten, was das Leben verschönt und lebenswert macht: „Ich habe die Welt gesehen, nicht wie sie ist,

ein Garten voll Sonne und Früchte, voll lebender Schatten und holder Wohlgerüche, sondern als dumpfe Kammer, in die kein Lichtstrahl fällt, in der nur Leiden und Jammer, Kummer und Elend gedeihen. Auf einmal tut sich nun vor mir die sonnige Gotteswelt auf mit ihren unergründlichen Schätzen, und nun muß ich ausgeschlossen sein von allem Genuß, weil ich aus meiner elenden Kammer nicht herauskam." Und als Frau Sophiens geistlicher Freund auf diesen jähen Ausbruch einer außer sich gesetzten Natur in fassungslosem Entsetzen ihr die Frage entgegenwirft: „Wer hat diese Verwirrung angerichtet? Welcher Geist spricht aus Ihnen?" da reicht sie ihm Goethes Gedichte hin: „Hier, dieser große Geist, der Genius der Deutschen, der mich nicht verwirrt, der meine Augen geöffnet hat!" Und ob auch der Kaplan, selbst ein stiller Kämpfer und duldender Ueberwinder, ihr die Notwendigkeit und die Seligkeit der Selbstbesiegung und Entsagung, und dem Manne, für den sie und der für sie entbrannt ist, die Pflicht gegen seine Gattin und Familie entgegenhält; — die Natur fordert ihr Recht; und vor der gebotenen Trennung gehören sie einmal einander an mit Leib und Seele. Aber der Dichter, der hier wie anderswo, so in der Erzählung „Das Medaillon" in dem Novellenbande „Liebes-Rausch und Tausch" und auch in der gleichnamigen Erzählung darin die Allgewalt der Liebe anerkennt, die alle Schranken niederreißt und die Menschen allen Satzungen und Schutzwehren der Moral zum Trotz zu einander zwingt, sie auf Tod und Leben an einander kettet, so sehr er sogar das Recht echter Leidenschaft und gesunder Sinne als etwas Natürliches gegenüber einer sie mit naturwidrigen Fesseln umschnürenden flachen und verlogenen Konvention respektirt, so bekennt er sich doch durch den tragischen Ausgang zu den sittlichen Grundlagen unseres Gesellschaftslebens, das auf der Unverletzlichkeit der Ehe und Familie beruht. Die durch ihre Größe sich rechtfertigende Leidenschaft ist eine Naturmacht, der keine Dämme socialer Institutionen Stand halten können; es ist ein eitel Unterfangen, ihr Klugheit und Moral predigen, ihr als gebietender Ankläger entgegentreten zu wollen; und sie ist im Recht gegenüber einer seelenlosen, nur den äußeren Schein gesellschaftlicher Wohlanständigkeit wahrenden und die Gefühlsmächte berechnend ignorirenden Korrektheit. Die Gefahren und die sittliche Hohlheit eines nur auf äußere Respektabilität und täuschenden Glanz gerichteten Gesellschaftslebens hat Karl Jaenicke in seiner Novelle „Justine Dankmar" mit starken Farben gemalt. Dieses in novellistische Form gekleidete Drama einer Berliner Professorfamilie, in welcher dem Schein das Wesen, dem Ansehen die innere Ehre, der Spekulation die Forderungen des Herzens und der Seele geopfert werden und der litterarische Betrug eines unfähigen, aber ehrgeizigen Gelehrten das Glück der Tochter vernichtet und mit seinem und ihrem Selbstmorde eine schreckliche Sühne findet, war ein heftiger Protest gegen die Lüge und Oberflächlichkeit gewisser vornehmer Gesellschaftsklassen, welche der Stimme der Natur und der Wahrheit ihr Ohr verschließen. Der unter

dem Banne eines übermächtigen Gefühls Stehende darf wie Roeder in der Novelle „Frau Sophie Peltner“ mit bitterem Hohne sich dagegen zur Wehr setzen: „Aber freilich! Die vergänglichen Satzungen menschlicher Moral — selbst wenn sie die heiligsten Rechte des Herzens zerstören und vernichten — stehen über den ewigen Forderungen der Natur! Wir armseliges Geschlecht!“ — Aber die echte, große Leidenschaft, die sich ihr Recht genommen, ist auch willig, einen Augenblick der Paradieseswonne mit dem Leben zu bezahlen — wie Sophie Peltner und Roeder — und durch den freiwilligen Tod die Gültigkeit jener Gesetze und jener gesellschaftlichen Ordnung anzuerkennen, die sie wohl einmal verletzen durfte, gegen die sie aber nicht dauernd sich behaupten kann; denn „das Gesetz hat nur festgehalten“ — so läßt Jaenicke in dem Lustspiel „Die Falkenburg“ den Pastor Trautner als Verteidiger der Ehe plaidiren — „was ein tiefes sittliches Bedürfniß gefordert hat . . . Ich sage Dir, wenn heute die Ehe abgeschafft würde — das erste Paar, das in reiner edler Liebe zu einander entbrennt, würde sie von Neuem begründen.“ —

Ulrike in „Liebes-Rausch und Tausch“, die die Ehe als eine Lüge haßt, an eine glückliche Ehe ebensowenig glaubt, wie an die Dauer der Liebe, die sie als einen vorübergehenden Rausch erklärt und als solchen genießen will, die nur die Mutterliebe als etwas unzerstörbar Heiliges gelten läßt, muß erkennen, daß ihre Theorie falsch gewesen, nachdem der Mann, den sie zur Untreue an seiner Braut verführt und der die durch eine Schuld erkaufte Lust der Sinne mit dem Tode sühnt, ihr entrissen ist. Die Mutterschaft, die sie dem Geliebten verdankt, kann ihr Herz nicht ausfüllen; im Verlangen nach ihm verzehrt sie sich und folgt ihm in kurzer Frist nach. —

Auch in seinem Lustspiel „Glück“ polemisirt in heiterer und doch nachdrücklicher Weise Jaenicke gegen die Forderung der freien Liebe, und der für sie mit seiner in die Praxis umgesetzten Ueberzeugung eintretende Kaufmann Vierling, der noch nie eine glückliche Ehe gesehen zu haben behauptet, muß seinen Sohn Cäsar, den er Anfangs mit Befriedigung in den Fußtapfen des Vaters wandeln sieht, schließlich als einen durch die Liebe und edle Weiblichkeit, — die er bis dahin für „eitel Empfindung der Romantik“ gehalten, — bekehrten Abtrünnigen begrüßen und zudem noch die Erkenntniß hinnehmen, daß die von ihm mit innerer Befriedigung als zerrüttet beurteilten Ehen auf dem festen Fundamente eines durch die Liebe gesicherten Glückes ruhen und seiner Theorie spotten. So läßt denn auch Jaenicke seine glücklichen, nur durch leichte Mißverständnisse zeitweilig entzweiten Eheleute gern als Ehestifter und Beschützer junger Liebenden, deren Vereinigung ein Vorurteil, ein Irrtum, ein überfeines ethisches Empfinden hindert, wirken und insbesondere die Reinheit und überlegene Klugheit edler Frauen im Bunde mit der Naturmacht den Sieg erringen.

Bei Franz Waldau in dem einaktigen Lustspiel „Die Wittwe von Ephesus“ ist die Antipathie gegen die Ehe eine bloß theoretische, er verficht

sie lediglich als moderner Schriftsteller in seinen Novellen, während er sich in Wirklichkeit in seiner Ehe sehr wohl fühlt, und wenn die von seinem Freunde Strauß umworbene junge Wittwe Doris, die sich durch ein sich selbst geleistetes Gelübde gebunden fühlt, in ihrem Widerstreben gegen einen neuen Ehebund durch den unzarten Hinweis Waldaus auf die bekannte Geschichte der Wittwe von Ephesus bestärkt wird, so bleibt doch schließlich mit kluger Hilfe teilnehmender Freunde auch hier die Liebe, deren Naturgewalt über jedes Bedenken schließlich triumphirt, Siegerin. —

Die unglücklichen Ehen beweisen nichts gegen die Ehe, und der Hauptmann in der Novelle „Der ‚liebenswürdige' Hauptmann", einer jener Menschen, „bei denen der allzu sehr erhitzte Idealismus sauer geworden und in Pessimismus umgeschlagen," warnt vergebens auf Grund eigener trauriger Erfahrung seinen jungen Freund, dem er sich — ein vortreffliches humoristisches Motiv — als militärischer Vorgesetzter durch seine allzu große Liebenswürdigkeit und freundschaftliche Anteilnahme lästig macht — vor den Lockungen der Liebe und Ehe. Und doch kann auch dieser Ehefeind, der es nicht ohne Berechtigung ist, den Tod der Gattin nicht verwinden.

Man sieht, daß das Eheproblem den Dichter immer wieder und wieder beschäftigt; und das Verhältniß der Liebe zur Ehe erörtert er wiederholt, indem er jener Auffassung, die in der Ehe den Tod der wahren Liebe erblickt, entgegentritt. Eine Wandlung freilich erfährt sie und muß sie erfahren, und das mangelnde Verständniß dafür bei der Frau, die auch in dem Gatten noch den werbenden Liebhaber wiederfinden will, führt zu dem heiter aufgefaßten und launig gelösten Konflikt des einaktigen Lustspiels „Flamme und Rauch", das unter dem Pseudonym Karl Rath im Lobe-Theater zu Breslau aufgeführt worden ist. —

Mit dem dichterischen Verfechten dieser Anschauungen stellte sich Jaenicke in bewußten Gegensatz zu gewissen Zeitideen — wie namentlich sein mit Ausfällen gegen die Modernen, gegen den pessimistischen Naturalismus und die extremen Emancipationsillusionisten nicht kargendes Lustspiel „Glück" offenbart. Er ließ sich nicht, wie dort sein Professor Böttcher — der ein geistreiches vielgerühmtes Buch über das Glück geschrieben hat, dem doch, wie er am Ende erkennt, das Beste: die Liebe fehlt, — von einer Zeitströmung fortreiben, anstatt über sie hinauszukommen und ruhig über ihr zu stehen. Und hier wie in anderen Dichtungen preist sein lebensfrischer Optimismus als den Quell alles Glückes jene Fröhlichkeit, von der geschrieben steht, daß sie die Mutter aller Tugenden ist. Dieser Frohsinn holt sich, was auch das Leben Trübes bringe, aus dem Umgange mit der Natur immer neue Lebenskräfte; und den Segen und die Poesie ungebundenen Wanderns, das ohne Ziel sich dem Reize des Zufalls und der anregenden Hoffnung auf romantische Abenteuer hingiebt, hat der Dichter tief empfunden und namentlich in seiner prächtigen, köstlich frischen Geschichte „Krokonosch und Ziegenrücken" wiedergegeben, die — gleich der mit ihr

vereinten ernsten, kriminalistisch gefärbten Erzählung „Das Waldhorn", in der dies romantische Musikinstrument zur Posaune des Gerichts wird, — vom Zauber der schlesischen Berge und Wälder erfüllt ist.

Jaenickes lebensfroher Optimismus, den in den späteren Jahren wohl ein zarter Flor still wehmütiger Resignation leicht überschattete, verschloß sich gleichwohl — wie aus einigen der oben erwähnten Schöpfungen bereits ersichtlich — nicht den Nachtseiten des menschlichen Lebens und den düsteren Problemen des Daseins. Wie tief er zuweilen von diesen ergriffen wurde, das lehrt insbesondere die, zwei Bilder in einen Rahmen fassende Doppelnovelle „Im Waffenstillstand" mit dem Goethe'schen Motto: „Wie Einer ist, so ist sein Gott", die zugleich für den von engherzigen Vorurteilen freien, über den Parteien zur Höhe reiner edler Menschlichkeit strebenden Geist des Dichters bezeichnend ist. Wenn er an anderer Stelle, so in der von Laster und wüster Leidenschaft Schreckliches berichtenden Erzählung „Der melancholische Sünder" die furchtbaren Folgen einer verkehrten Erziehung der ihr zu Grunde gelegten formelhaften Religionsübung, die das Verantwortlichkeitsgefühl erstickt und die Vernunft tötet, zuschreibt; so zeigt „Im Waffenstillstand", wie in dem einen Falle der Verlust des Geliebtesten zum Glauben, in dem andern zur Freigeisterei, die keinen Gott in der Welt, sondern nur Gesetze findet, und wie doch beide verschiedene Wege zu dem gleichen schönen Ziele führen können: zu der Betätigung der Goethe'schen Forderung: „Edel sei der Mensch, hilfreich und gut."

Daß Jaenicke selbst krassen und heiklen Sujets nicht ausgewichen ist, das zeigen Novellen wie „Justine Dankmar", wie die bereits erwähnten aus dem Bande „Liebes-Rausch und Tausch", aus welchem noch das Nachtstück „Der Dorfrichter", in welchem ein Vater die Schande seiner Tochter an dem Verführer blutig rächt, und die Novelle „Claudine" hervorzuheben sind, letztere eine der kühnsten und gelungensten Leistungen Jaenicke'scher Erzählerkunst. Ihr Held ist ein junger Student, der sich in die Gemahlin seines Oheims verliebt und zu seinem Entsetzen und seiner Qual entdeckt, daß die von ihm angebetete Frau ihren Gatten mit dessen Freunde, einem Polen, betrügt; bewegte und erschütternde Scenen folgen, die mit einem tief tragischen Ausgang ihren Abschluß finden. —

Freilich erzielt Jaenicke, der naturalistischer Rücksichtslosigkeit abholde, auf den Bahnen der älteren Erzähler wandelnde und dem Heyse'schen Vorbilde in Technik und Stil nachstrebende Novellist, durch Einkleidung, Darstellung und sprachliche Form eine verschönernde Milderung der in dem Stoffe liegenden Wirkung und krassen Momente. Selten nur läßt er uns unmittelbar in das Leben schauen und die Vorgänge in voller Gegenwart ohne Kommentar vor uns sich abwickeln, wie in der Novelle „Justine Dankmar" und in „Frau Sophie Peltner;" zumeist empfangen wir die Begebenheit aus zweiter Hand in der Form der Ich-Erzählung, in die

zuweilen noch eine zweite eingekapselt ist, so daß der Kern mitunter im Verhältniß zu der ihn umkleidenden Schale verhältnißmäßig klein erscheint. Wenn der Erzähler zugleich der Hauptheld der eigentlichen Geschichte ist, oder doch in ihr eine wesentliche Rolle spielt, kann — wenn es der Autor versteht, diesen Erzähler in unbewußter Selbstcharakteristik als eine für sich und seine Schicksale Interesse verdienende Persönlichkeit dem Leser innerlich nahe zu bringen — die Wirkung auf diesen vertieft und seine Anteilnahme verstärkt werden, ganz abgesehen von den mancherlei Vorzügen in psychologischer Hinsicht, welche die Ich-Erzählung bietet. Aber das ist nicht immer der Fall; mitunter ist — wie in dem „Dorfrichter" — der Erzähler im Wesentlichen nur Zuschauer und Berichterstatter, und die Begebenheit erscheint oft allzuweit in die Ferne gerückt, gleichsam durch den blauen Schleier vieler Luftschichten gedämpft. Der Erzähler, der sich als Vermittler zwischen die darzustellenden Vorgänge mit den in ihnen handelnden oder leidenden Personen und den Leser stellt, spielt mitunter eine störende und befremdende Rolle. Jaenicke gewinnt es selten über sich, hinter seinen Gestalten sich verborgen zu halten; selbst in der in objektiv epischer Form gegebenen historischen Erzählung „Herzog Heinrich IV. von Breslau" erinnert er den Leser an sich, indem er als Erläuterer und Erklärer die Begebenheiten und Bräuche der Zeit in Parallele zur Gegenwart bringt und so den Leser in illusionsstörender Weise urplötzlich aus dem 13. Jahrhundert in das 20ste versetzt. So kann er z. B. bei der Schilderung eines jener glänzenden Feste, bei welchen „der Kultus der Schönheit und höfischen Sitte seine üppigsten Blüten trieb", einen ironischen Hinweis auf unser „Zeitalter des Fracks und Cylinders" nicht unterlassen. Die Einkleidung seiner Erzählungen, die sich häufig als eigene Erlebnisse des Dichters charakterisiren, oft als die Frucht von Reisebegegnungen geben, ist der vollen Erschöpfung des Problems, der lichtvollen Herausarbeitung des Wesentlichen nicht immer günstig gewesen und hat auch zu manchen Gezwungenheiten und Unwahrscheinlichkeiten geführt. Die Leute, die nach flüchtiger Reisebekanntschaft so freundlich sind, einem Autor ihre Lebensschicksale und ihr geheimstes Innenleben zu enthüllen, damit er daraus eine Novelle machen kann, die ihm sogar, wie der seine schrecklichsten Verirrungen offenbarende „melancholische Sünder", nach erfolgter Beichte den noch fehlenden Abschluß, und sei es durch einen Selbstmord vor seinen Augen, liefern, sind wohl nicht so häufig, wie man aus der verhältnißmäßig großen Zahl derartiger Erzählungen schließen müßte. Ferner hat ein schätzenswerter Vorzug der Jaenicke'schen Novellen: ihre gefällige sprachliche Fassung, die Heyse'sche Glätte, Abgerundetheit, Formschönheit des auf Auge und Ohr des Lesers Rücksicht nehmenden Stils auch seine Kehrseite. Der gleichmäßig über alle die Klippen und Abgründe der Stoffe, ihre Kanten und ihre schauervollen Tiefen verschleiernd, glänzend hinströmende, nur hier und da stärker geschwellte und lauter tönende Fluß, das, die Schroffen und Härten, die

hervorstechenden Eigenheiten der Gestalten ausgleichend verhüllende Gewand der Sprache lassen die markanten Konturen, die besonderen Züge, die unterscheidenden Merkmale zu sehr in einen allgemeinen Ton verschwimmen; hier würde man zuweilen die Schönheit der Form, die ebenmäßige sprachliche Abrundung, einer schärferen Charakterisirung und Individualisirung zu Liebe gerne geopfert sehen. Aber Jaenicke hat — sei es aus ästhetischem Princip, sei es aus einer nicht zu überwindenden Begrenzung seiner Begabung — die erstere selbst dort gewahrt, wo sie sich nicht motiviren läßt. Auch die Leute des Volkes und die Bewohner des Dorfes und der Berge sprechen nicht die Sprache ihres Milieus und ihrer Bildung, sondern die des Dichters. Er mag wohl aus der Not eine Tugend gemacht haben, wenn er im „Dorfrichter" von dem alten Bauern motivirend bemerkt: „Seine Sprache und Ausdrucksweise verriet eine für einen Bauern nicht gewöhnliche Bildung." Daß er vom Dialekt auch dort, wo seine Verwendung nahe gelegen hätte, keinen Gebrauch machte, wird uns nicht Wunder nehmen. Dem durch Gerhart Hauptmann so hoch zu litterarischen Ehren gekommenen Schläsch', das ihm auch wohl nicht vertraut genug sein mochte und das nicht mit den tiefsten Heimats- und Jugendlauten zu seinem Herzen wie zu dem des Dichters der „Weber" sprach, vermochte er nicht den ihm neuerdings eingeräumten Platz zuzuerkennen. Selbst seine „zwischen Knieholz und Farrenkraut" am Fuße der Schneekoppe groß gewordene Lottel im Lustspiel „Glück", ein echtes frisches Kind der schlesischen Berge, aus denen sie nie herausgekommen, muß ein so reines Hochdeutsch sprechen, daß der Referendar Cäsar Vierling sich verwundert; und man weiß, wohin der Dichter zielt, wenn er dem Mädchen die Sehnsucht nach der Stadt, „in der die Menschen die Sprache sprechen, in der Schiller und Goethe gedichtet haben", in den Mund legt und die Klage: „Hier hör' ich immer nur unser liebes S c h l ä s c h' — G o t t, e s i s t a u c h 'n e g e m ü t l i c h e S p r a c h e, und i c h l i e b e s i e sehr — a b e r i m m e r u n d e w i g?" — Ebenso hat der Dichter darauf verzichtet, in seinem historischen Roman einen archaistischen Ton anzuschlagen, weil, wie er begründend bemerkt, die Sprache der damaligen Zeit von der unserigen grundverschieden sei. Diese Begründung ist nicht überzeugend, denn selbstverständlich kann es sich um eine unveränderte Uebernahme der Sprache einer entlegenen Epoche nicht handeln; das aber schließt die Benutzung der von Meistern der historischen Erzählerkunst mit gutem Erfolge verwendeten Stilmittel zur Erzeugung einer uns der Gegenwart entrückenden illusionsfördernden historischen Stimmung nicht aus; und man darf wohl bedauern, daß Karl Jaenicke den Vorteil einer diskret altertümlich gefärbten Sprache in seinem historischen Roman „H e r z o g H e i n r i c h IV. v o n B r e s l a u" verschmäht hat. Als ein gewichtiger Abschluß steht am Ende seiner erzählenden Dichtungen dieses sein umfangreichstes Werk, in welchem Breslaus Bürgermeister seiner Liebe zu der Oberhauptstadt in dem schönen, von warmer Empfindung beseelten und von echt poetischer

Stimmung überhauchten Prolog Ausdruck gab, einer Liebe, welche die Wahl des Stoffes wohl wesentlich mit bestimmt hat. Freilich besaß dieser Stoff außerdem Vorzüge, die ihn einer Dichternatur wie Jaenicke überaus anziehend erscheinen lassen mußten. Dieser Breslauer Herzog, der nicht nur für seine Stadt und Schlesien so Großes getan und angebahnt, sondern auch als ein Vorkämpfer des Deutschtums gegenüber dem Polentum, und zugleich als starker Verteidiger staatlicher Autorität gegenüber kirchlichen Herrschgelüsten uns entgegentritt und für die Entwicklung des ganzen östlichen Deutschland von tiefgreifendstem Einfluß gewesen, der deshalb heute, da politische Gegensätze jener fernern Zeit wieder drohend akut geworden sind, unser wärmstes Interesse beanspruchen darf, ist so recht ein Held nach dem Herzen unseres Dichters. Sieger im Felde, in der Diplomatie, im Turnier, im Wettkampf der Sänger und bei schönen Frauen, voll stolzer hochfliegender Pläne, fürstlich in Gesinnung und Erscheinung, vereinigt dieser Herrscher alle Tugenden vornehmer bezwingender Männlichkeit. Und Jaenicke hat denn auch diese große und edle Persönlichkeit mit warmer, liebevoller Begeisterung zu einem Idealbilde eines Ritters und Fürsten und Menschen gestaltet, an dem kein Flecken und Fehl ist. In die Erzählung seiner kriegerischen und weitausschauenden politischen Unternehmungen, deren völlige Durchführung der durch tückischen Mord herbeigeführte vorzeitige Tod des edlen Herrschers vereitelt, fügt sich die poetisch anmutende Darstellung seines Liebesverhältnisses zu der Gräfin Berta, die entsagend und auf ihre Frauenpflicht sich besinnend, der schönen Mechthilde von Brandenburg den Platz räumt. Das Volks- und das höfische Leben, Scenen des häuslichen und öffentlichen, des friedlichen und des kriegerischen Treibens, belebt durch charakteristische, die Strömungen der Zeit verkörpernde Gestalten, darunter die flüchtig auftauchende düstere Erscheinung Tannhäusers, ziehen an uns vorüber, ein Bild des 13. Jahrhunderts gebend, das hie und da allerdings noch bestimmteres und tieferes Kolorit haben könnte, wie auch neben dem mit vollem Lichte bestrahlten Helden die andern Gestalten nur in Umrissen gegeben erscheinen, die am meisten bei den beiden Frauengestalten durch feinen und edlen Linienzug fesseln. Ueberhaupt macht auch dieses Werk, das den zum Teil doch spröden historischen Stoff bei aller Hingebung nicht völlig bewältigt und zuweilen den Bericht an Stelle der künstlerischen Gestaltung setzt, durch eine edle Harmonie, durch eine milde Schönheit, eine vornehme Ruhe des Tons und innerliche Wärme einen überaus sympathischen Eindruck.

Einzelne von Jaenickes erzählenden Werken, wie „Justine Dankmar“ und „Das Waldhorn“, verraten durch ihren Aufbau, die Dialogführung, das bewegte Tempo einer in starken Scenen gipfelnden Handlung, daß der Dichter sie ursprünglich als Dramen angelegt hat. Jaenicke hat denn auch nach dem Lorbeer des Dramatikers immer wieder und wieder gestrebt, aber nicht mit dem ersehnten Erfolge. Mehrere seiner Entwürfe sind in seinem

Pulte geblieben, das in Buchform erschienene Lustspiel „Die Falkenburg“ hat die Bühne sich nicht erobern können. Nur drei Stücken ist dies beschieden gewesen: den Einaktern „Flamme und Rauch“ und „Die Wittwe von Ephesus“, welch letzterer das andauerndste Bühnenleben beschieden war, und dem vieraktigen Lustspiel „Glück“. Jaenickes Stücken ist eine echte heitere Lustspielatmosphäre, ein gewählter und fließender Dialog, der dem Banalen und wohlfeilen Späßen niederer Gattung sorglich ausweicht, eine vornehme Haltung nachzurühmen. Aber der Konflikt ist für die Bühne nicht kräftig genug herausgearbeitet und wird zu leicht gelöst; und die Charaktere sind zumeist nicht mit genügender Schärfe gezeichnet. Die bewegteste Handlung und die lebendigsten Gestalten weist „Glück“ auf; hier ist namentlich die Gestalt des alten knorrigen Arztes von besonderem Interesse, zumal ihr des Dichters Schwiegervater Dr. Asch, der in Breslau und darüber hinaus bekannt gewordene alte Achtundvierziger, der auch das Urbild zu L'Arronges Dr. Claus gewesen ist, als Modell gedient hat. Das s. Z. im Deutschen Theater in Berlin und im Breslauer Lobe-Theater zur Aufführung gekommene Lustspiel hat auch in den Liebesscenen ansprechende lyrische Reize. — —

Ich nehme Abschied vom Dichter Jaenicke, und indem ich es tue, steigt das Bild des edlen, vornehm gesinnten, gütigen Menschen, der, wie Schiller es von dem Dichter fordert, mehr wert war, als seine Werke, vor mir auf, und ich empfinde in der Erinnerung wieder den Zauber seiner harmonischen Persönlichkeit, von der ein Hauch des Schönen, des Edlen, der reinen Menschengüte ausging, vor dem alles Niedrige und Gewöhnliche verging. Wie tief dieser Zauber ging, weiß Jeder, der ihm näher zu treten das Glück — als ein solches wird es Jeder schätzen! — gehabt; in wie weite Kreise er gewirkt, das haben wir mit freudiger gerührter Ueberraschung ersehen aus der allgemeinen Teilnahme, mit der die gesammte Breslauer Bürgerschaft das Hinscheiden ihres Bürgermeisters aufnahm, und daraus, wie sie bei der Beerdigung in der ehrfurchtsvollen Haltung einer zahllosen Menschenmenge, in der nichts von müßiger Schaubegierde zu spüren war, zum ergreifenden Ausdruck kam. Wir aber, die ihn näher gekannt, empfanden in tiefer Wehmut die Worte nach, die Felix Dahn an der Bahre des Entschlafenen sprach:

„Ach weh um Dich, vieltrauter, aufrechter treuer Mann,
Der hatte Gold gewonnen, der Dich zum Freund gewann.
Wir rufen's Dir hinunter in Dein verschwiegen Haus:
Dein Platz in unsern Herzen — kein Andrer füllt ihn aus.“



Gedichte.

Von

Karl Jaenicke †.

Aus der Jugendzeit.

Es war ein kleiner Birkenhain,
Abseits von allem Erdentreiben,
Drin konnt' ich stundenlang allein
Als Kind mit meinen Träumen bleiben.
Ein Zauber schien, unsäglich hold,
Dort meine Wildheit einzudämmen,
Sobald des Sommers Sonnengold
Herabglitt an den weißen Stämmen.
Natur ging hier im schlichtsten Kleide,
— Es war im flachen Polenland —
Die Birken standen tief im Sand
Und ringsherum dehnt' sich die Haide.
Von Waldessängern keine Spur,
Kaum hört' ich je den Finken pfeifen,
Mit schwankem Flug den Kiebitz nur
Sah ich im Blau vorüberstreifen.
Von leisem Hauche leicht erregt
Unhörbar war der Wipfel Schaukeln,
Citronenfalter stillbewegt
Im grellen Sonnenlichte gaukeln.

Und lag ich dann im warmen Sand
Und schaute durch die grünen Zweige,
So war's, als ob die Himmelswand
Sich sacht zu mir herniederneige;
Zugleich erklang ein leises Singen,
Einförmig zwar, doch wunderhold,
Davon die Sinne mir vergingen,
Wie wenn ich selbst in diesem Klingen
Zerrinnen und zerfließen sollt'.
Das Heut' und Gestern hörte auf,
Und zwischen Traum und süßem Wachen
Schien meine Seel' den Sternenlauf
Im großen Weltall mitzumachen.
Dem innern Auge sich erschloß
Der Raum in ungemeß'nen Weiten,
Und ohne Furcht und Schmerz genoß
In einer Stund' ich Ewigkeiten.

Indessen lagen hingestreckt
Wie tot, unregbar meine Glieder,
Bis mich ein leises Frösteln weckt'
Zu diesem Erdenleben wieder.
Auf sprang ich dann, und fremd und klein
Erschien mir ringsum das Gelände,
Als ob das Weltall schrumpfte ein,
Und meine Gottheit war zu Ende.
Still sinnend schlich ich mich nach Haus,
Wo längst die Eltern meiner harrten:
„Wie lange bliebst Du wieder aus,
Wildfang! Voll Angst wir Dich erwarten."
Als wär' ihm mein Geheimniß kund,
Sah ich den Vater an erschrocken,
Er aber küßt' mich auf den Mund
Und fuhr mir durch die blonden Locken.

Berglied.

Nun hat die alte Bergespracht,
Der Tannenriesen Wundermacht,
Mich wieder ganz bezwungen!
Hier in dem hohen Felsennest
Ist auch der letzte Klagerest
In meiner Brust verklungen.

Wie liegt die Welt vor mir so weit
In sonnenklarer Heiterkeit,
Die ich so ernst durchschritten:
Als gäb' es nirgendwo ein Herz,
Gequält von Menschenlust und Schmerz
Dort unten in den Hütten.

So weit mein selig Auge schweift,
Ist alles Böse abgestreift,
Das sonst uns will verderben;
Hier, wo mein Haupt im Himmel steht,
Wo Gottes Odem mich umweht,
Muß alles Leid ersterben.

Vorfrühling.

Noch grünt kein Blatt am Baume,
Wie hell die Sonn' auch lacht;
Doch auf der weiten stillen Flur
Spür' Deinen Odem ich, Natur,
Du regst Dich schon im Traume,
Bald, bald bist Du erwacht.

Ich geh mit leisem Zagen,
Voll Ahnung durch das Feld;
Noch liegt es vor mir öd' und kahl,
Doch kündet sanft der Sonnenstrahl:
Bald, bald nach grauen Tagen
Blüht Dir die ganze Welt.

Bekenntniß.

„Mir ward es nicht geoffenbart,
Warum sich hier auf Erden
Mensch immerfort mit Menschen paart,
Um wieder Mensch zu werden.

In jedem glüht ein Fünkchen nur,
Unendlich klein des Feuers,
Dem sich errungen die Struktur
Des Weltenungeheuers.

Was urgewaltig kolossal
Den Weltenraum durchzittert,
Hier wird es milliardenmal
Zerkleinert und zersplittert.

Und jedes Fünkchen, noch so klein,
Mit seinem Wohl und Wehe,
Glaubt eine ganze Welt zu sein,
Um die sich Alles drehe.

Das Glückerjagen ungestüm,
Das Durcheinanderlaufen,
Das ganze tolle Ungetüm
Gleicht einem Ameishaufen.

Das stolze lebende Geschlecht
Mit seinem „hohen Streben“,
Für's kommende ist's grade recht,
Den Dünger abzugeben!“

So spricht der Mensch, dem Erdenleid
Die Welt zerstört zu Plunder,
Er sieht nicht ihre Herrlichkeit,
Die zahllos hohen Wunder.

Er schaut nur grollend in sein Herz,
Horcht seinen bittern Klagen;
Die können ihn nie himmelwärts
Zu lichten Sternen tragen.

Ja, voller Wunder ist die Welt!
Wenn Zweifel sich Dir zeigen:
Blick auf zum nächt'gen Himmelszelt
Und lerne hoffend schweigen.

Verschiedene Wehmut.

Der Jugend Wehmut gleichet dem lauen West,
Der um die braune Knospe der Birke spielt,
Unmutig seufzend, daß noch immer
Nicht das ersehnte Grün hervorsprießt.

Dem linden Schmeichler öffnet nur allzugern
Die kleine, blätterbergende Kammer sich,
Und bald ertönt ein süßes Flüstern
Unter dem grünen, belaubten Dache.

Des Mannes Wehmut ist wie der stille Tag,
Der sich im Herbst oft über die Wälder legt:
Kein Vogel singt; nur hin und wieder
Löst sich ein welkendes Blatt vom Baume.





Gesetz und Liebe.

II.

Ueber Kurd Laßwitz erschien im Septemberhefte 1903 dieser Zeitschrift ein Artikel, der nach mancher Richtung hin der Ergänzung bedürftig scheint. Die folgenden Bemerkungen sollen nicht dem Märchenerzähler, sondern dem Philosophen Laßwitz gelten, und zwar insonderheit dem Verfasser der in zweiter Auflage vorliegenden „Wirklichkeiten*)". Es hat das gewiß große Schwierigkeiten für den Schreiber dieser Zeilen; handelt es sich doch um nichts Geringeres als die Wiedergabe der Weltanschauung eines Mannes, der in der höchsten Blüte und Reife seiner wissenschaftlichen und künstlerischen Kraft stehend uns ein so kostbares kleines Bildchen ruhig und einfach hingemalt hat, als verstünde es sich Alles ganz von selbst, und Gott weiß, daß es sich nicht von selbst versteht, und man wird ja sehen, wie das Wohlgedachte in fremden Adern alsbald mit sich selber hadert und wie — kurzum, es ist ein verzweifelt schweres Geschäft über Meisterwerke zu referiren. Doch täusche ich mich nicht, so nimmt der Mensch auch wohl gern einmal Bericht aus unberufenem Munde entgegen und freut sich der eigenen Aktivität, wo er zu berichtigen und im Stillen seine ergänzenden Anmerkungen zu machen findet. Eins nur geht nicht an, sich aus dem, was ich sagen werde, selbst ein Urteil über das besprochene Buch zu erwerben. Das geht nicht. Ich dürfte kein Wort schreiben, wenn ich nicht hoffen könnte, daß meine Leser auch des besprochenen Buches Leser werden müssen, sofern sie darüber urteilen wollen.

Laßwitz ist ein Kantianer. Wenn man schon ein „ — aner" genannt werden darf, ist das noch nicht das Schlechteste. Aber Laßwitz als kritischer Anhänger des Kriticismus steht nicht völlig auf Kantischer Erde. Er hat ein unendlich feines philosophisches Taktgefühl und kehrt den Kant nur soweit hervor, als er in unsere Zeit hineinpaßt. Dabei klingt selbstverständlich die Sprache durchaus nicht kantisch schwerverständlich, sondern auf's Höchste populär gefällig, wie man zu Kindern spricht, denen Märchen erzählt werden sollen. In dieser Tonart versteht Laßwitz die Geheimnisse des Transcendentalismus zu verraten, als wäre es Alles leichteste Gedankenarbeit. Die eherne Logik seines Geistes befähigt ihn zu diesem höchst virtuosen und unglaublich anmutigen Verfahren.

---

*) Wirklichkeiten. Beiträge zum Weltverständniß. Leipzig, 1903. Verlag von B. Elischer Nachfolger. 448 S. Preis broch. 5 Mk., geb. 6 Mk. — Ein vorzügliches Werk, dem man eine Verbreitung wünschen möchte, wie sie Häckels Welträtsel gefunden haben, ist auch die gekrönte Preisschrift von Kurd Laßwitz: Die Lehre Kants von der Idealität des Raumes und der Zeit im Zusammenhang mit seiner Kritik des Erkennens allgemeinverständlich dargestellt. Berlin 1883. Weidmannsche Buchhandlung. 246 S. — Das Buch kostet zwar auch sechs Mal so viel wie Häckels Welträtsel, aber — Häckels Welträtsel sind immerhin im Verhältniß dazu recht teuer. Und ich konstatiere, daß ich eher zu den Verehrern als zu den Gegnern Häckels gehöre.

Darf ich ganz offen sein — es ist vielleicht schrecklich, aber es ist so — ich lese Kurd Laßwitz zehntausend Mal lieber als den alten Vater Kant. Ich verehre Kant wie Klopstock, ja ich habe sogar Beide, wiewohl ohne vielen Vorteil, gelesen. Aber will ich mir einen frohen Tag machen, dann nehme ich mir doch lieber einen Kant in usum delphini, wie ihn Laßwitz mir beschert, in die Hand. Es ist gewißlich darum kein entnervter, kein verwässerter Kant. Ihm fehlt freilich das niedliche Zöpfchen des Königsberger Magisters, aber mit dem Zöpfchen ist ihm zum Glück auch die unerträgliche Kontrapunktik abhanden gekommen, so daß man ihn doch nun einmal glatt vom Blatte spielen kann und seine Freude erleben.

Soviel über die allgemeine Stimmung. Eilen wir nun zur Beleuchtung im Einzelnen. Ein Gesichtspunkt hierfür ist uns durch das im vorigen Hefte an der Hand Bölsches behandelte Thema Gesetz und Liebe nahe gelegt. Es kann nicht schwer fallen in Anknüpfung an solchen Grundgedanken Kurd Laßwitz das Wort zu lassen. Die erste Abhandlung in den „Wirklichkeiten" heißt sogleich „Die Entdeckung des Gesetzes", und der Anfang ist so charakteristisch liebenswürdig, daß ich ihn schon hersetzen muß, um auf weitere Lektüre Appetit zu erregen.

„Wann es war, weiß ich nicht mehr ganz genau, aber ich war bereits so alt, daß ich das Einmaleins ganz gut auswendig wußte und doch noch ein so kleiner Junge, daß ich mich sehr über die Tüte voll Zuckerplätzchen freute, die ich geschenkt bekommen hatte. Wie viele davon ich schon verspeist hatte, weiß ich auch nicht mehr, aber an den entschwundenen Genuß knüpfte sich etwas Anderes, das ich nicht vergessen habe, weil es mir einen unauslöschlichen Eindruck machte, obwohl es etwas durchaus Selbstverständliches war. Ich kam nämlich auf den nicht fern liegenden Gedanken, nachzusehen, wie viel Plätzchen ich noch übrig habe, und zu diesem Zweck ließ ich sie auf dem Tische in wohlgeordneten Reihen aufmarschiren, bis sie ein richtiges Rechteck bildeten."

So beginnt Laßwitz sein nachdenkliches, tief gründliches, auf der vollsten Beherrschung der naturwissenschaftlichen Geistesbildung und des erkenntnißtheoretischen Kriticismus ruhendes, im Geschmack klassisch gehaltenes Buch. Ich brauchte nicht weiter zu citiren, denn der kluge Leser weiß natürlich, was jetzt kommen wird: das Kind wird die Gesetzmäßigkeit der Zahlenverhältnisse entdecken. — Aber wie entdeckt das Kind das Gesetz? Der gescheite kleine Laßwitz war also ein Wunderknabe? Und das erzählt uns nun der Mann? — Nein, viel hübscher wird die Geschichte, und darum möchte ich fortfahren.

„Und nun fing ich an zu zählen und war schon bis in die Zwanzig gekommen; da ging Jemand am Tische vorüber, warf einen Blick auf meine Schlachtordnung und sagte: „Du hast ja vierzig Stück!" Ich fragte erstaunt: „Wie kannst Du so schnell zählen?" „Nun, es sind doch in jeder Reihe fünf, und nun zähle ich blos die Reihen, sind acht, und fünf mal acht giebt vierzig." Dies imponirte mir ungeheuer, ich traute aber doch nicht recht und zählte weiter; es waren wirklich vierzig."

— Dies „es waren wirklich vierzig," ist köstlich. Denn: kann es uns überraschen? Nein. Anders faßt der kleine Laßwitz die Sache auf. Er wundert sich. Das Sichwundern aber ist der Anfang der Philosophie. In diesem Augenblicke also ward Kurd Laßwitz zum Philosophen.

„Ich wunderte mich und fragte: ‚Woher kommt denn das?' Da mir aber Niemand mehr Antwort gab . . ."

Ich möchte noch einmal unterbrechen. Die Stelle ist wichtig. Bei simplen Sachen sich fragen: Warum? — Das öffnet die Pforten des Himmels. Nichts hat der Weltgeist lieber als solche fragenden Kinder. Meint man, die philisterhafte Selbstverständlichkeit mache den Wert des Daseins aus, so ist man ja unrettbar glücklich philosophisch unfruchtbar. Ich las einmal bei einem Schriftsteller folgende Worte: „Ich, der ich aus der Schwäche meiner Einsicht kein Geheimniß mache, nach welcher ich gemeiniglich dasjenige am wenigsten begreife, was alle Menschen leicht zu verstehen glauben . . ." (Der Schriftsteller, der dies Anno 1763 schrieb, hieß Immanuel Kant.)

„. . . so spielte ich weiter, nahm aus jeder Reihe ein Plätzchen fort und bildete daraus zwei neue Reihen. Nun waren doch blos noch vier in jeder Reihe, und ich konnte mir nicht vorstellen, wie die Rechnung wieder stimmen könne; aber wahrhaftig, ich zählte jetzt zehn Reihen, und vier mal zehn ist vierzig: das wußte ich. Ich begann je sechs in eine Reihe zu legen und behielt vier Stück übrig, die ich passender Weise in den Mund steckte. Nun konnte es doch nicht stimmen? Sechs mal sechs giebt 36; ich zählte nach, und es stimmte wieder! In diesem Augenblicke ging es mir wie eine Offenbarung auf, das unbestimmte Gefühl, daß hier ein wunderbares Geheimniß läge. In diesen Plätzchen — und ich begriff wohl, daß die Operation mit irgend welchen anderen Gegenständen auch gelingen würde — steckte eine Macht, der ich nichts anhaben konnte; wie ich die Dinge auch legte, wieviel ich auch fortnahm, sie gehorchten dem Einmaleins. Und was hatte doch das Einmaleins, das so langweilig in meinem Rechenbuche stand, mit den Zuckerplätzchen zu tun? Was konnten sie davon wissen? Ich stellte die Gruppen zusammen, wie ich wollte, und ich rechnete dann in meinem Kopfe, und was ich rechnete, das erwies sich als erfüllt in der Wirklichkeit. Zum ersten Mal in meinem Leben war mir das Wesen des mathematischen Gesetzes zum Bewußtsein gekommen. Dies ist mir unvergeßlich; und noch oft hat mich dasselbe Gefühl beschlichen, als ich die Methoden der Algebra und Analysis kennen lernte und sah, wie die verschiedensten Arten, die Rechnung anzuordnen, doch zu demselben Resultate führten."

Wie geistreich diese Kindergeschichte der historischen Schilderung zur Einleitung dient, wird nun klar. Laßwitz fährt fort: „Es ist das Gefühl der Bewunderung, das uns gefangen nimmt, so oft wir erfahren, wie die Wirklichkeit einem logischen Gedankengebäude sich fügt, sobald wir erkennen, daß die objektive Realität in den Dingen dem Gesetze des Denkens gehorcht." Von diesem tiefsinnigen Grundthema der kritischen Philosophie handelt nun das ganze Buch. Die objektive Realität gehorcht den Gesetzen des Denkens, weil diese Gesetze eben nur sind die abstrakten Niederschläge unserer Wirklichkeitserkenntniß.

In weniger Strichen gezeichnet läßt sich die Weltanschauung von Kurd Laßwitz etwa so darstellen. Unsere Lebenserfahrung läßt sich scheiden in verschiedene Wirklichkeitswelten, die Welt der Erkenntniß ist die eine Wirklichkeit — hier gilt das Gesetz der unverbrüchlichen Naturordnung in Raum und Zeit, wie es in herrlichster Vollendung überall die Mathematik erst zum Ausdruck bringen kann, — außer dieser Wirklichkeit, — in ihr herrscht ein Naturbegriff, der als das Produkt einer unendlichen Wissenschaftsentwicklung dem Subjekt gegenüber sich loslöst — giebt es die Wirklichkeit der Ideen des Guten und Schönen, Kunst, Sittlichkeit und Religion. In diesem Reiche der Freiheit herrscht nicht das Muß des Gesetzes, sondern das Soll der Liebe.

Laßwitz richtet sich nach dem Bauplan Kants. Die Sonderung der praktischen Vernunftbezirke vollzieht er ganz im Geiste der großen klassischen Zeit.

Interessant ist, wie er die Geschichte der Philosophie als theoretische Welterkenntniß vor uns entrollt; er beginnt mit dem Momente der Menschheitsentwicklung, der dem Momente der Entdeckung des Zahlengesetzes in seinem individuellen Leben entspricht, läuft doch die Kinderpsychologie in gewisser Weise parallel der Völkerpsychologie nach dem phylogenetischen Grundsatz der abgekürzten Rekapitulation; der welthistorische Moment ist die Erklärung Platos, daß die Gottheit stets mathematisch verfahre. Die griechische Philosophie findet aber ihre Fortsetzung erst in der Renaissance der Antike. Aristoteles hatte den Fortschritt durch Vermengung der Gesichtspunkte zurückgehalten, und inzwischen war erst „jene höhere sittliche Aufgabe zu lösen" gewesen, „die Gleichberechtigung der Menschen zum Bewußtsein zu bringen, wie sie in der Grundidee des Christentums enthalten ist". Newton und Leibniz führen dann schärfere Instrumente einer exakten Forschung durch ihre rechnerische Methode ein. Die Technik der Naturbeherrschung wächst im 19. Jahrhundert in's Ungeheure, und wieder neuen sittlichen Aufgaben reift die höher entwickelte Menschheit entgegen. Und hier kann der Gelehrte Laßwitz zum Zukunftspropheten Dichter, Träumer werden, wozu er ja glänzend befähigt ist. H. R. D.



Schwänke und Streiche Nasreddin Khodjas*).

Erzählt von

Ali Nouri.

(Illustrirt von Arthur Sjögren und Vald. Andersen.)

Der Khodja legt Eier.

Unter Akschehirs Frauen blühte lustig der Stadtklatsch, und zum größten Verdruß Nasreddin Khodjas war seine Frau das eifrigste Mitglied der Klatschgesellschaft.

Er konnte noch so vorsichtig und verschwiegen sein, — sie machte aus allem, was innerhalb und außerhalb des Hauses vorging, die wunderbarsten Geschichten, und daß sie ein Ausbund von Neugierde war, versteht sich von selbst.

---

*) Nasreddin Khodja ist unstreitig die beliebteste und bekannteste Gestalt in der türkischen Volkslitteratur.

Die Erzählungen seiner Schelmereien und witzigen Einfälle haben sich von Geschlecht zu Geschlecht fortgepflanzt und üben noch heutigen Tages überall, wo die türkische Sprache geredet wird, eine ungeschwächte Anziehungskraft aus.

Nasreddin Khodja hat vor den meisten ähnlichen Erscheinungen anderer Völker den Vorzug, daß er wirklich gelebt hat (geboren um 1360 in Akschehir bei Konia in Kleinasien). Er ist eine historische Persönlichkeit, die erhöhtes Interesse dadurch gewinnt, daß ihre eigentümliche Gestalt sich von dem Hintergrunde großer weltgeschichtlicher Ereignisse abhebt. Die Erzählungen seiner Erlebnisse geben ein treues Bild türkischer Denkungsart und türkischen Volkswitzes aus jener Zeit, als Timurlenks Riesengestalt seinen Schlagschatten über die ganze alte Welt warf und sie wiederholt in ihren Grundfesten erschütterte.

Eines Tages, als sie besonders aufdringlich wurde und ihren Herrn und Meister mit Bitten bestürmte, ihr doch das Allerneuste aus der Stadt mitzuteilen, gab dieser schließlich nach.

„Ich fürchte nur, liebe Frau, daß Du Deinen Mund nicht halten kannst.“

„Aber, Effendi, wie kannst Du nur an meiner Verschwiegenheit zweifeln? Du weißt doch sehr wohl, daß ich stumm wie das Grab bin.“

„Wenn ich mich nur darauf verlassen kann, so . . . Aber ich weiß wirklich nicht, ob ich darf . . .“

„Du hast also ein großes Geheimniß? Und das solltest Du mir nicht anvertrauen dürfen? Oh, Effendi, wie kannst Du nur so mißtrauisch sein? Ich schwöre Dir, daß auch nicht ein einziges Wort je über meine Lippen kommt!“



Nasreddin Khodja zögerte noch einige Augenblicke, nachdem seine Frau ihm aber in aller Form strengste Verschwiegenheit gelobt und er sich umständlich davon überzeugt hatte, daß ihn niemand belauschte, vertraute er

---

Die Sagen, die sich um Nasreddin Khodja spannen, wurden in Europa wohl zuerst durch eine Arbeit Gallands bekannt, die unter dem Titel „Paroles remarquables et maximes des Orientaux“ im Jahre 1694 in Paris herauskam. Es ist deshalb nicht unwahrscheinlich, daß die Züge Nasreddin Khodjas, die sich bei Florian und La Fontaine wiederfinden, diesen durch die Arbeit Gallands bekannt waren.

Die demnächst im Verlage der Schlesischen Verlagsanstalt v. S. Schottlaender in Breslau erscheinende, von Ali Nouri bearbeitete Sammlung von Nasreddin Khodjas Schwänken und Streichen, von denen wir ein paar Proben mit den Illustrationen bringen, bietet eine ziemlich vollständige Auswahl der übertragbaren witzigen Erzählungen und schelmischen Einfälle des heiteren Schulmeisters, während die bis dahin im Deutschen erschienenen Schwänke Nasreddin Khodjas in ihrer oft zu starken Kürzung und dünnen Auswahl nur eine recht unklare Charakteristik des Meisters und seiner Bedeutung für das türkische Volk geben.

ihr an, daß er am frühen Morgen unter großen Wehen ein Ei gelegt habe, und während er ihr das Ei vorwies und es ihr in Verwahrung gab, sagte er:

„Frau, ich verlasse mich ganz auf Deine Verschwiegenheit. Wenn dies vor der Welt bekannt wird, werde ich zum Gelächter aller Menschen; laß mich daher sehen, daß Du Deine Zunge im Zaume zu halten vermagst."

Ohne ihre Antwort abzuwarten, begab sich dann der Khodja bedächtigen Schrittes in seine Schule.

Die Frau blieb eine Zeit lang in tiefster Verwunderung versunken dastehen.

Das war ein Geheimniß!

Was werden Ayische Kadyn und Fatma Hanem und alle die übrigen Klatschbasen hierzu sagen?! Nase und Mund werden sie weit aufsperren, und sie selbst wird nun mindestens eine ganze Woche der Gegenstand des Neides und der Bewunderung der ganzen Gesellschaft sein.



Schnell, Schnell! Ein Tuch über den Kopf, und dann fort zu Ayische Kadyn, der nächsten Nachbarin! Hier war keine Zeit zu verlieren. Der Triumph war sicher.

Ayische Kadyn hätte die Kaffeekanne, die sie gerade in der Hand hielt, vor Schreck beinahe fallen lassen, mit solcher Gewalt wurde gegen die Tür geklopft.

„Wer ist da?"

„Oeffne, öffne, Nachbarin! Ich bin es!" Und Nasreddins Frau stürzte atemlos in's Zimmer.

„Aber Frau Nachbarin, Frau Nachbarin, was ist denn geschehen?"

„Denke Dir nur, Frau Nachbarin . . . Effendi fängt an, wie eine Henne Eier zu legen. Was sagst Du nur dazu?"

„Das ist ja fast unmöglich . . . Das ist das Merkwürdigste, was ich je in meinem Leben gehört habe! Liebe Nachbarin, das mußt Du mir genauer erzählen!"

„Gewiß werde ich es Dir ganz genau erzählen. Aber es handelt sich um ein Geheimniß, ein großes Geheimniß —"

„Das natürlich zwischen uns bleibt. In dieser Beziehung kennst Du mich doch zur Genüge."

„Gewiß, gewiß — aber sage, ist das nicht merkwürdig? . . . Ich hätte es nicht geglaubt, wenn ich es nicht mit diesen meinen eigenen Augen gesehen hätte . . . Nun sollst Du hören . . . Schon seit längerer Zeit merkte ich, daß mit Effendi nicht Alles in Ordnung war, obgleich er nicht mit der Sprache heraus wollte . . . Aber heute Nacht, verstehst Du, heute Nacht vertraute er es mir an, daß er gestern ein Ei gelegt habe! Ich wußte wirklich nicht, ob ich es glauben durfte, und schloß daher die ganze Nacht kein Auge. Heute in aller Frühe merkte ich aber richtig, wie Effendi sich vor Schmerzen wand und krümmte. Schließlich setzte er sich genau wie eine Henne hin . . . ja, liebste Nachbarin, genau wie eine Henne — das kann ich beschwören, denn ich habe es selbst mit meinen eigenen Augen gesehen . . . und dann legte er dieses Ei . . . hier habe ich es . . . Ist das nicht merkwürdig! Hast Du etwas Aehnliches gehört?"



„Wenn das Fatma Hanem wüßte . . ."

„Wo denkst Du hin, Nachbarin! Das bleibt zwischen uns, ganz zwischen uns . . ."

„Ja natürlich; selbstverständlich!"

„Aber nun muß ich nach Hause, bevor Effendi kommt . . . Heute Nachmittag sprechen wir weiter davon . . ."

„Heute Nachmittag . . . vergiß das nicht; ich habe keine Ruhe, bevor ich nicht ordentlich Bescheid weiß."

Kaum war die Heldin des Tages aus der Tür, als sich Ayische Kadyn das Tuch über den Kopf warf und zu Fatma Hanem eilte, und bevor sie diese verließ, hatte Nasreddin Khodja schon sein drittes Ei gelegt; Fatma Hanem ließ selbstverständlich schleunigst das vierte folgen.



Die Geschichte war nun in den besten Händen und verbreitete sich wie ein Lauffeuer über die gute Stadt Akschehir. Aus den neugierigen Blicken, die sich auf ihn richteten, konnte Nasreddin Khodja schließen, daß der Klatsch im besten Gange war und sein Glück machte. Natürlich war er innerlich darob sehr vergnügt, ohne sich nach außen hin das Geringste merken zu lassen; ja, wenn möglich, schritt er noch tiefsinniger und würdiger einher, als sonst.

Als er am Abend die Tür zum Kaffeehaus öffnete, hörte er seinen Namen in Verbindung mit dem Worte „Eierlegen" und weiter die Anzahl „fünfundsiebzig Eier".

Mit einem würdigen „Selam aleyküm" trat er ein und setzte sich auf seinen gewohnten Platz. Bei seiner Ankunft brach die bis dahin lebhafte Unterhaltung wie mit einem Zauberschlage ab. Bald begann es aber von Neuem hin und her zu zischeln, und wieder drang das Wort „Eier-



legen" an sein Ohr. Die Neugierde war offenbar auf das Aeußerste gespannt, niemand wagte aber, eine Frage an ihn zu richten. Er selbst war verschlossen und wortkarg und schien in tiefe Gedanken versunken. Nach einiger Zeit erhob er sich und verließ das Café früher als gewöhnlich, ohne daß er dem Anschein nach etwas von der Unterhaltung gehört hatte.

Die Eiergeschichte hielt sich während der folgenden Tage in Akschehir als stehender Unterhaltungsstoff und verbreitete sich bald über das ganze Land, wobei die Anzahl der Eier ständig wuchs. Schließlich drang das

Gerücht auch zu den Ohren des Padischahs, und dieser beschloß, den merkwürdigen Mann persönlich in Augenschein zu nehmen.

Als Nasreddin Khodja den Befehl, zum Sultan zu kommen, erhielt, bereitete er sich lächelnd auf die Reise vor. In seinen neuen Pelz gekleidet, setzte er sich auf seinen Esel und folgte dem Sendling des Sultans in die Hauptstadt.

Bei seiner Ankunft am Hofe wurde er zunächst von den Hofleuten angestaunt und erfuhr bei dieser Gelegenheit, daß er schon sechshundertneunundneunzig Eier gelegt habe.

Vor den Sultan geführt, bewahrte er die würdevollste Haltung und grüßte mit Ehrfurcht:

„Selam aleyküm, Padischahim!"

„Ve aleyküm selam, Khodja Effendi! Das Gerücht Deiner Erlebnisse und Deiner Schelmereien hat auch meinen Thron erreicht . . . Sage mir, ist es wahr, daß Du siebenhundert Eier gelegt hast?"

„Der allmächtige Gott weiß es, Padischahim! — Vor einem Augenblick waren es nur sechshundertneunundneunzig . . . Aber jetzt hast Du das siebenhundertste hinzugelegt!"

Der Sultan, der wohl wußte, daß Nasreddin Khodja Recht hatte, antwortete lächelnd:

„Nun wohl; aber wie hängt das mit den sechshundertneunundneunzig zusammen?"

Nasreddin Khodja erzählte nun vor dem Sultan und dem ganzen Hof mit großer Munterkeit, wie die Geschichte begann und wie sie, dank der Schwatzhaftigkeit seiner Frau und der übrigen Kaffeeschwestern, zu solch gewaltigen Dimensionen angewachsen war. Er habe den Gedanken mit dem „Eierlegen" gefaßt, um die Neugierde und unheilbare Klatschsucht seiner Frau zu strafen. Hätte das Gerücht Recht gehabt, so wäre er zu einer Fabel für die ganze Welt geworden; jetzt sei sie es, und ihre Kaffeeschwestern würden ihr schon den geziemenden Empfang bereiten. Außerdem habe er hierdurch viele genußreiche Tage verlebt; er habe mit Vergnügen die eifrigen Bestrebungen der Kaffeeschwestern beobachtet, die Geschichte auszuschmücken und weiter zu verbreiten, ein Vergnügen, das noch dadurch erhöht sei, daß sein Scherz auch dem Landesvater eine kleine Freude bereitet habe.

Der Sultan amüsirte sich sehr über Nasreddin Khodjas Erzählung und sprach ihm seine allerhöchste Zufriedenheit mit seinem lustigen Einfall aus. Er behielt ihn einige Tage am Hof, behandelte ihn auf das Beste und ließ ihn schließlich, mit reichen Gaben beschenkt, nach Hause ziehen.

Der gelehrte Esel.

Eines Tages war Nasreddin Khodjas Esel fortgelaufen, um sich allein auf Abenteuer zu begeben. Der Khodja war natürlich untröstlich und suchte überall nach dem lieben Vieh.



Auf seinem Streifzug fragte er Jeden, dem er begegnete, ob er nicht seinen Esel gesehen habe, aber niemand konnte ihm Bescheid sagen.

Endlich traf er einen seiner Bekannten, der sich über seine Angst belustigte und ihm scherzend antwortete:

„Nein, ich habe ihn nicht gesehen, Khodja! Aber ich habe gehört, daß Dein Esel ‚Despot'*) bei den Griechen geworden ist."

„Das ist wohl möglich," antwortete der Khodja. „Denn als ich Deinen Sohn unterrichtete, war mein Esel immer derjenige von den Beiden, der die Ohren am meisten spitzte." Darauf setzte er ruhig seinen Weg fort.

Der abwesende Esel.

Während Nasreddin Khodja selbst mit Vorliebe von Anderen Sachen entlieh, war er nicht gerade entgegenkommend, wenn man ihn um einen Dienst bat.

So kam eines Tages einer seiner Nachbarn zu ihm mit der Bitte, ihm seinen Esel zu leihen.

Nasreddin schüttelte bedauernd seinen Kopf und sagte:

„Ich würde ihn Dir gerne leihen, aber gerade heute ist er nicht im Stall."

Kaum hatte er zu Ende gesprochen, als vom Stalle her das laute Geschrei des dummen Tieres ertönte.

„Aber, Khodja Effendi, wie kannst Du nur sagen, daß der Esel nicht zu Hause ist?" rief der Mann beleidigt aus. Er ist doch im Stalle, höre nur, wie er schreit!"

Nasreddin Khodja ließ sich aber nicht verblüffen.

„Eine solche Unverschämtheit!" antwortete er mit verletzter Würde und fuhr erregt mit der Hand durch den Bart. „Steht der Kerl da und erklärt mich mit meinem weißen Bart für einen Lügner! Dummer unverschämter Bauernknecht! Wie kannst Du Dich unterstehen, meinem Esel mehr als mir zu glauben?" Und damit schlug er die Tür dem Bauern vor der Nase zu.

*) Eine geistliche Stellung in der griechischen Kirche.



Illustrirte Bibliographie.

Die Kunst der Renaissance in Italien und im Norden. Dritter Teil von Lübkes Grundriß der Kunstgeschichte. Vollständig neu bearbeitet von Prof. Dr. Max Semrau. (Zwölfte Auflage.) Mit 5 farbigen Tafeln, 3 Heliogravüren und 489 Abbildungen im Text. Stuttgart, Paul Neffs Verlag 1903. 558 Seiten.

Habent sua fata libelli! Ein alter, oft citirter Spruch, aber eben darum so oft citirt, weil er sich in seiner bescheidenen Wahrheit so oft aufdrängt. Die Bücher haben ihre Schicksale wie die Menschen, wie Alles, was mit dem Menschen in Berührung geraten kann. Alles das wird historisch. Erinnerungen spinnen darüber ihre feinen Schleierfäden, und dann wächst es uns wohl näher ans Herz als das Neue, das wir leicht nüchtern, kahl, nichtssagend finden. Wieviel Schönheit ahnt auch der Fremde in dem Beziehungsreichtum einer alten Stadt; er braucht ihre Geschichte gar nicht einmal selbst zu kennen. Er sieht es ihr schon an, daß sie viel erlebt hat. Alte Leute mit runzligen Gesichtern braucht man ja auch nicht näher zu kennen und weiß doch, daß sie ein Stückchen Geschichte miterlebt haben. Alles, was lange da war, umschwebt der poetische Zauber. Der sagt viel, der „Abend“ sagt, meint ein junger Dichter.

Daß eine alte Stadt umgebaut wird, das geschieht ja wohl alle Tage. So etwas geht allmählich vor sich, scheint kaum anders möglich. Paris verändert sein Aussehen, wie das alte, verhältnißmäßig auch noch junge Berlin, und der Wiener singt: „Unsre liebe alte Weaner Stadt, die so schön geziert, wird jetzt renovirt.“ Das Fremdwort ist hier recht am Platze, um den kalten Hauch, der vom Begriffe ausgeht, wiederzugeben. Anatole France läßt seinen braven Bergeret viel Gefälliges über die neuen Bauten äußern. Man merkt das Leiden einer feinen Seele, wenn Altes stirbt. Aber Altes muß ja sterben. Im Ganzen weiß die Natur wohl am besten, was Not tut. Und der Tod selbst ist am Ende eine Wohltat.

Daß man alte Bücher umbaut wie alte Häuser, um sich, neuen Bedürfnissen entsprechend, in ihnen einzurichten, ist auch nichts Neues. Manchmal entnimmt der Bearbeiter, der viel Eigenes zu sagen hat und nur eine Anlehnung gleichsam als äußeren Vorwand wünscht, diesen Anhalt einer fremden Sprache. So gab Moses Mendelssohn den Platonischen Phaedon neu, ganz im Geiste seiner Zeit heraus, um seine Unsterblichkeitsideen an der Hand Platos fortzuspinnen. Uns mutet dergleichen heute wohl doppelt historisch an; denn auch die Blätter des 18. Jahrhunderts erscheinen vergilbt und poetisch verklärt durch die zeitliche Ferne. — Die erweiterten Uebersetzungen spielen immer eine gewisse Rolle. Benekes Beethoven oder Büchers Lavelehe sind wohl wertvoller als das unübersetzte Original ohne Erweiterungen. Nun beginnt man aber auch nach Art der Neuauflagen eines lebenden Autors, der, wie gewisse große Geister es gern tun, — man denke z. B. an Wundt

oder auch wieder Bücher oder Kurd Laßwitz — immer in reicherer Entfaltung sein altes Werk herausgiebt, die Arbeiten verstorbener Meister neu in stark erweiterter und veränderter Fassung zu besorgen. Da gleichen die Bücher nun den alten Städten, die mehr als einer Generation ihren Unterschlupf gewähren. Groß ist der Ruhm der Städtegründer, seltener noch der Ruhm, ein solches Werk geschrieben zu haben, das mit der letzten vom Verfasser selbst besorgten Auflage nicht in Trümmer fällt.

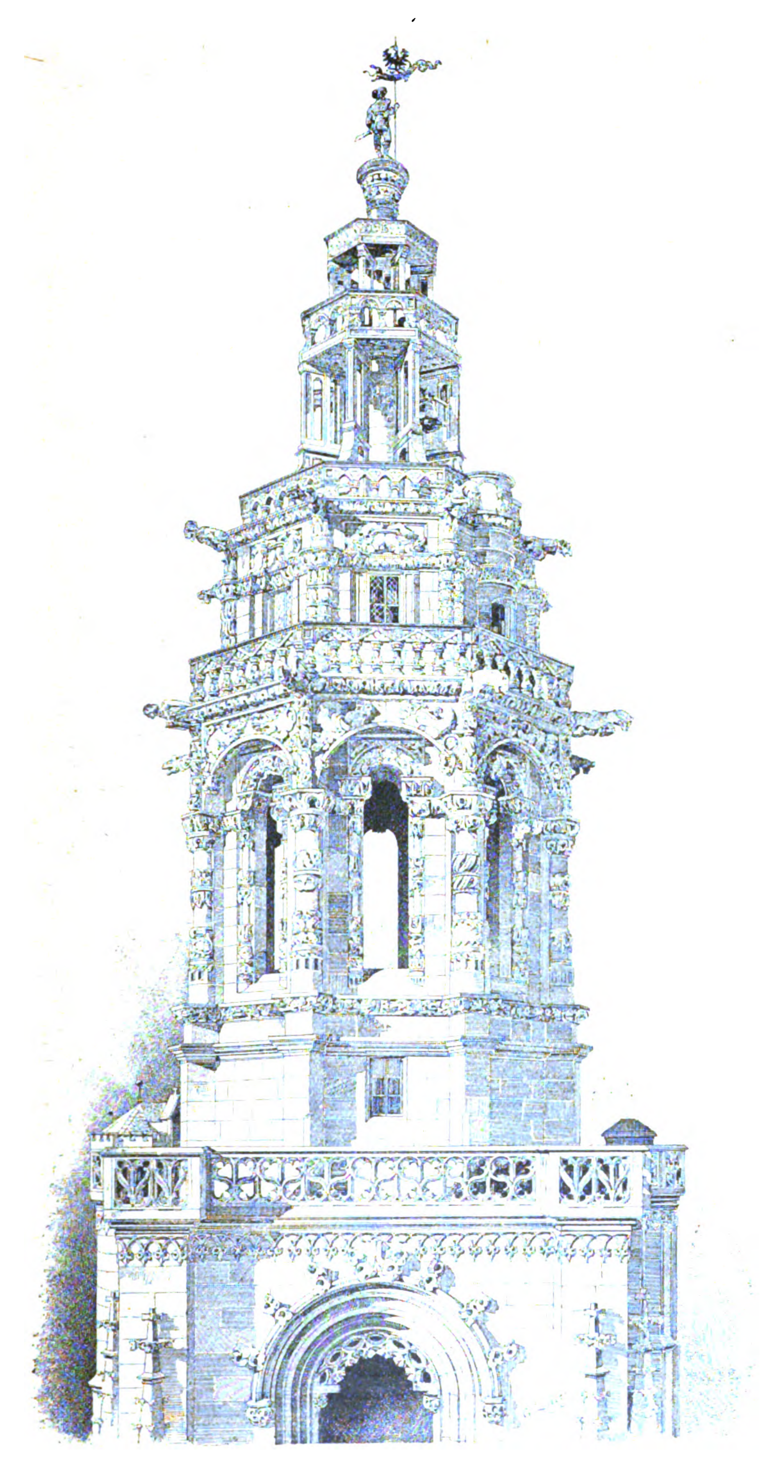
Lübkes Kunstgeschichte hat wie Burckhardts Cicerone einen neuen König gefunden. Als Burckhardt II. bestieg Bode den Thron, als Lübke II. sehen wir den Professor Semrau die Regierung antreten. Semrau ist den Lesern dieser Zeitschrift nicht unbekannt, wofern sie, was wahrlich nicht vermutet werden soll, auch nichts weiter als diese Zeitschrift gelesen haben. In der bei Schottlaender erschienenen Sammlung Schmarsows



Relief von der „Sängertribüne des Luca della Robbia für den Dom zu Florenz.
Aus: Lübke-Semrau, Grundriß der Kunstgeschichte III. Verlag von Paul Neff in Stuttgart.

arbeitete Semrau über Donatello, worüber an dieser Stelle seinerzeit berichtet wurde. Das ist nun schon eine Weile her, aber auch den ersten Band von Semrau-Lübke haben wir hier willkommen geheißen. In dem vorliegenden Bande wird uns die Wunderwelt der Renaissance geschildert. Es ist „ein Buch zum Lesen und Lernen“ nach dem Willen dessen, der es schrieb. Es möge das Werk nicht als ein Bilderbuch aufgenommen werden. Auch nicht als eine Sammlung aphoristischer Essays, ja das am allerwenigsten. So klingt das Vorwort pädagogisch mahnend aus.

Nun, die Versuchung nach der Seite des Bildergenusses ist allerdings zunächst groß. Ehe man das ernste Werk mit Andacht und Gewinn studirt, wird man den Wert des Bilderreichtums ja wohl auch dankbar empfinden dürfen. Es ist gar zu gut dafür gesorgt, daß das Auge nicht leer ausgehe, und wenn man freilich die Anschauung der Meisterwerke selbst noch lieber hätte als diese guten Reproduktionen, so kann man doch schon froh

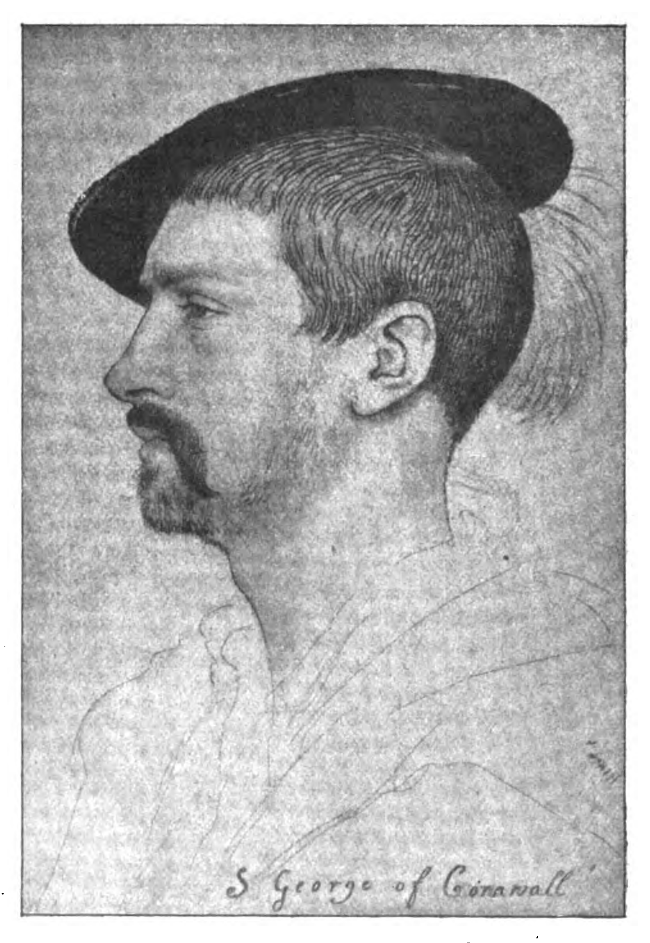


Turm der Kilianskirche in Heilbronn.

Aus: Lübke-Semrau, Grundriß der Kunstgeschichte III. Verlag von Paul Neff in Stuttgart.

darüber sein, wieviel die moderne Technik in dieser Beziehung ermöglicht. Das Buch ist äußerst splendid ausgestattet und bietet selbst dem bereits so verwöhnten Geschmacke unseres Publikums gewiß manche überraschende Befriedigung.

Sehr sorgfältig ist die Anlage der ganzen Arbeit. Ueberall werden dem aufmerksamen Leser, der etwa tiefere Spezialstudien an irgend einer Stelle zu treiben wünscht, die Schlüssel zu weiterer Litteraturerschließung sachverständig in die Hand gegeben. Das Buch ist ein gefälliger stummer Freund und Lehrer. Für die Sorgfalt spricht auch die



Porträtzeichnung von Hans Holbein d. J.
Aus: Lübke-Semrau, Grundriß der Kunstgeschichte III. Verlag von Paul Neff in Stuttgar

Beifügung einer Reihe sauber ausgearbeiteter Verzeichnisse verschiedenen Inhalts, mit der die umfangreiche und so ungemein gehaltvolle Leistung abschließt. Die technischen Ausdrücke sind da registrirt vom Aetzdruck bis zum Zwerchgiebel. Es folgt ein genaues Künstler-Verzeichniß, viele hundert Namen, darauf das Verzeichniß der Illustrationen und ein sehr schätzenswertes Ortsverzeichniß, das uns in den Stand setzt, die Dinge in einem Zusammenhange, der sich praktisch empfiehlt, zu verfolgen. Welche eminent ordnungsstiftende Kraft ruht doch in solchem fleißigen Buche! Der historische Vortrag bringt Licht

in ein Chaos verworrener Einzelnotizen. Es schließt sich Alles zusammen, wird gruppirt und gesondert, bis es einen ästhetisch erfreulichen Eindruck hervorruft, da wir uns an einem zusammenfassenden Rhythmus erlaben können. Die mancherlei im Raum und in der Zeit weit verstreuten Schätze müssen Ordre pariren. Alles Herbeigerufene hat in Reihe und Glied anzumarschiren, daß es eine Lust ist. Die organisirende Gedächtnißarbeit baut sich hier wie überhaupt ihren überschaulichen, wenn ich ein unedles Wort gebrauchen darf, ihren bequemen Kosmos zurecht. So geht es in der civilisirten Menschheit allenthalben zu, und die Künstlergeschichte ist ja so recht ein letzter, raffinirter Civilisationsluxus.

Doch man meine nur nicht, daß das, was sich in der geschickten Behandlung eines Meisters wie selbstverständlich ausnimmt, wahrhaft selbstverständlich wäre. Es ist die Ordnung in Büchern und Gedanken ebenso wenig Allgemeingut der Erde wie die Ordnung in den Städten, und wer vom Orient kommt, kann davon erzählen, daß es gar nicht selbstverständlich ist, einen glatten Fußsteig und eine gute Kanalisation zu haben. Ebenso wird, wer konfuse Bücher gelesen hat — es soll dergleichen, wie man mir sagte, geben —, eine rechte Wohltat empfinden, gerät er auch auf diesem Gebiete mal wieder in sozusagen civilisirtes Gelände mit elektrischen Bahnen, bequemen Postverbindungen, Telephon, Stadtbahn, Eisenbahnen. Lübke-Semrau ist ein Kunst-Grundriß auf der Höhe der modernen Verkehrswirtschaft. Kann man etwas Schmeichelhafteres über ein modernes Geisteswerk äußern? H. L.

A. W. Schlegel und Shakespeare. Ein Beitrag zu Würdigung der Schlegel'schen Uebersetzungen mit drei faksimilirten Seiten seiner Handschrift des Hamlet. Von Rudolf Genée. Berlin, Georg Reimer, 1903. Preis brosch. 1.50 Mk.

Deutschland ist reich an meisterhaften Uebersetzungen aus fremden Sprachen. Ein Uebersetzer hat unsere deutsche Sprache sozusagen geschaffen, ein Uebersetzer freilich ohne Gleichen, ein Meister des Worts, wie er nicht wieder erschienen ist, Martin Luther. Seine Bibelverdeutschung ist wirklich sozusagen hors de concours, wenn man von Uebersetzerleistungen reden will. Aber auch unsere größten selbstständigen Dichter und Denker haben sich oft glücklich und offenbar gern mit Uebersetzungsarbeiten befaßt. Man denke an die vortrefflichen Arbeiten von Schiller und Goethe auf diesem Gebiete. Die Goldschmiedekunst der Sprache wird mit feinen Fingern von den besten schöpferischen Geistern gepflegt, aber kaum minder bedeutsam glanzt diese zarte Kunst in den Werken wohlgelungener Nachdichtung und Reproduktion. Da hat es nun viele große Künstler gegeben, und eine völlige Namenliste aufzusetzen, böte viele Schwierigkeiten. An den bekanntesten Stoffen haben natürlich immer zahlreiche Kräfte sich versucht, und wem hier ein Meisterwerk gelang, fur dessen Unsterblichkeit schien ja gleichsam ausgesorgt zu sein. Eigentümlich schwer wäre dagegen die Stellung der feinen Uebersetzer von Geistesprodukten, die mehr im Verborgenen blühen, zu bestimmen. Die Qualität ihrer Leistung kann eine unvergleichlich hohe sein, doch werden sie immer nur da — da freilich wohl aber auch um so fester — Wurzel fassen, wo Interesse für die berührten Originale lebendig ist. Gottlob Regis' Rabelais-Verdeutschung (1880 verdeutschte ihn auch Gelbcke), Ernst Dohms kongeniale Nachdichtung der Fabeln Lafontaines oder gar seine unübertrefflich gelungene Wiedergabe der Texte einiger Offenbach'scher Opern, diese und ähnliche Produktionen können natürlich nicht die Tragweite einer Schlegel'schen Shakespeare-Verdeutschung oder der Homer-Nachdichtung von Voß erreichen. Die sprachgewandten, formgewandtesten Dichter waren beinahe durchgängig auch große Uebersetzer. Man denke an Bodenstedt, Freiligrath, Fulda, Geibel, Herwegh, Heyse, Leuthold, Mörike, Rückert, Wilbrandt, von sehr vielen anderen zu schweigen. Nur an den bahnbrechenden Herder sei noch erinnert. Und dann giebt es ferner eine Anzahl hervorragender Uebersetzer, die wir, allen voran, Otto Gildemeister, den Genée als den vollkommensten Meister der Uebersetzungskunst nächst Schlegel bezeichnet (S. 21), wie Philaletos, der edle König, im Uebersetzen und, so scheint es, im Uebersetzen allein, ihr Lebenswerk gesehen haben.

Der größte aller Uebersetzer, seinem eigenen Können und der glücklichen Höhe seiner durch den Stoff geschaffenen Stellung nach, ist und bleibt wohl — Luther wie gesagt, hors de concours — August Wilhelm Schlegel. Er sah zwar nicht in seiner Shakespeareübersetzung die Krone seines produktiven Lebens. Genée teilt uns (S. 12 ff.) einen interessanten Brief Schlegels aus dem Jahre 1817 mit, aus dem hervorgeht, daß der Ehrgeiz des genialen Uebersetzers auf andere Leistungen gerichtet war. Indessen geht es

hier nicht nach des Künstlers eigener Wertung seiner Leistungen, sondern die Zeit entscheidet. Es kann geschehen, daß das Urteil der Nachwelt anders ausfällt, als sich's der Lebende träumen läßt. Wenn Schlegel in dem mitgeteilten Briefe sagt: „Am Shakespeare ist weder für meinen Ruhm noch meine Wissenschaft etwas zu gewinnen," so irrte er sich eben. Genée sagt (S. 38): „Nicht der Dichter selbst, sondern die Welt hat seinen Ruf und seinen Ruhm zu bestimmen ... Für uns steht Schlegels Shakespeare höher im Werte als alle seine sonstigen Leistungen, denen er selbst eine größere Bedeutung beilegte. Seine Handschriften aber, die uns auch mit der geistigen Arbeit vertraut machen ... können als ein wahres Lehrbuch für die Kunst des Uebersetzens gelten, freilich nur für diejenigen, denen neben den Hilfsmitteln des schulmäßigen Wissens auch die dichterische Empfindung dafür verliehen ist." Aus einem ungemein liebevollen Studium des Originalmanuskriptes ist die vorliegende Studie Rudolf Genées hervorgegangen. Er fügt ihr einige Seiten aus der Handschrift in faksimilirter Wiedergabe bei und bezeichnet seine Arbeit allzu bescheiden als das erläuternde Begleitschreiben oder den Text zu diesen Blättern. In der Tat kommt es Genée sehr auf den Beweis der augenfälligen Evidenz an. Aus Schlegels Manuskripten soll man sich unmittelbar die rechte Achtung vor seiner Leistung holen. Die Sorgfalt der feilenden Arbeit soll uns mit Respekt vor der feinen, sprachschöpferischen Hand des großen Meisters erfüllen. Und daß dieser Respekt nicht ohne Not gefordert wird, geht dem, der es sonst noch nicht wußte, aus einer Anmerkung auf S. 3 hervor, die auf eine frühere Polemik des verehrungswürdigen Verfassers hinweist, bei der es sich um das unziemliche Verbessern der Schlegel'schen Uebersetzung handelte.

Genée ist der vollkommen loyalen Meinung, man habe nicht die Autorität Schlegels zu respektiren, wo er offenbar sich versehen hat, aber man dürfe nicht leichter Hand in die fein abgetönte, einheitlich stilisirte Leistung aus engherzigen Korrektheitswünschen eingreifen. Der dichterische Takt Schlegels ist eine höhere Instanz als der Gerichtshof der Korrektheit. Es ist daher kein Fortschritt über Schlegels Arbeit hinaus, wenn man ihn sterilisirt, sondern es ist ein bedauerlicher Rückschritt. Das Stadium der Korrektheit ist ein Anfangsstadium. Schlegel hat es auch im Laufe seiner Arbeit durcheilen müssen. Er ist aber nicht dabei stehen geblieben, sondern hat sich zur kongenialen Nachschöpfung durchgerungen. Es muß daher auf den Liebhaber der Kunst ungefähr den nämlichen Eindruck machen, wenn man das schön Verschlegelte wieder korrekt macht — nichts als korrekt macht nämlich — wie wenn ein Schüler die eleganten mathematischen Ausdrücke eines erfahrenen Rechners, die im Laufe der rechnerischen Evolutionen gewonnen worden sind, wieder zurückübersetzt durch weiteres Auflösen in unbrauchbar unförmliche komplizirte Reihen. Es ist eine auftrennende Penelope-Arbeit. Anstatt froh zu sein, daß die Spuren der undeutschen Herkunft von der Meisterhand Schlegels glücklich verwischt sind, meint man Shakespeares Geiste näher zu kommen, indem man ihm leiblich wörtlich näher rückt. Das Gegenteil ist der Fall. Wie ja bekanntlich die winterliche Sonnennähe nicht durch erhöhte Wärme ausgezeichnet ist, so wird man auch von den Strahlen der Sonne Shakespeares am sommerlichsten begrüßt, wenn man sich in einiger Entfernung von ihm bewegt.

Das Gesagte gilt für alle Verdeutschungen. Auch Luthers unvergleichliche Bibelübersetzung ist ja vielfach, und oft mit Recht, verbessert worden. Und doch, wer, der das Herz auf dem rechten Flecke hat, möchte nicht inniglich wünschen: das Wort sie sollen lassen stahn! Luthers Sprache ist die Kraftquelle der redenden deutschen Herzen. Den großen Diktus muß man unbedingt stehen lassen. Man kann ihn nicht verschönern. — Nach Luther kommt eine ganze Weile gar nichts, sehr lange gar nichts. Dann aber kommt Schlegels Shakespeare. Die von Genée uns vor Augen geführten Stellen sind unerhört schön. Es ist der Hamlet-Monolog „Sein oder Nichtsein" und die Anrede Hamlets an den Geist, „deren Worte," wie Genée sich sprachgewaltig ausdrückt (S. 37), „wie aus ehernem Munde gegen die Pforten der Ewigkeit gerichtet sind". Genée enthält sich eines aufdringlichen Kommentars der dargebotenen Schätze. Aber man merkt ihm die rührend warme Freude aus den Augen strahlen, wenn er sagt (S. 31): „Es kann dem Leser selbst hier überlassen bleiben, aus der Vergleichung aller dieser Varianten sich den Genuß zu verschaffen, den uns hier der Einblick in die geistige Arbeit selbst bereitet, und zu sehen, wie unermüdlich er immer wieder besserte, bis er das unantastbar Vollendetste erreichte." Ein ander Mal (S. 23): „In den mit erstaunlicher Beharrlichkeit immer und immer wieder gemachten neuen Versuchen in der Wiedergabe eines Wortes oder in der poetischen Formung einer Verszeile bewundern wir nicht nur die darauf verwendete Sorgfalt, sondern auch die Feinheit der Empfindung und die tiefe Einsicht für das zu Erreichende, so daß uns

der Einblick in die geistige Werkstatt des Uebersetzers einen wahren Hochgenuß bereitet." Und wahrhaft zu Herzen geht es dem Leser, wenn Genée die edle Einfalt bekundet, einmal auch sein Lob der Shakespeare'schen Muse selbst wie in leiser Anbetung zu äußern. Er spricht vom „Sommernachtstraume", von den Elfenchören und wie Schlegel daselbst „erst durch mehrfache Veränderungen die wundervolle Leichtigkeit und den süßen Zauber des Originals in höchster Vollkommenheit erreichte".

Genées Arbeit ist jedoch mehr als ein bloßer lyrischer Erguß, der die Verherrlichung Schlegels in einem großen Reichtum stimmungsvoller und zartsinniger Wendungen predigt. Der Verfasser der „Geschichte der Shakespeare'schen Dramen in Deutschland" bringt uns auch manche wertvolle philologische Notiz. Nur wandeln wir eben an seiner Hand nicht in einem dürren Zettelwalde, sondern es duften uns die Blumen der Poesie allseitig freundlich entgegen. Recht interessant ist die Wiedergabe des Tieck'schen Schlegellobes (S. 18 f.), noch interessanter für den, der sie noch nicht kennt, die Angabe der Arbeitsteilung in der sog. Schlegel-Tieck'schen Shakespeareübersetzung. Es rühren her von Schlegel persönlich: Der Sommernachtstraum. (Das Possenspiel Pyramus und Thisbe ist mit wenigen Veränderungen aus der Wielandischen Uebersetzung beibehalten.) Romeo und Julia. Julius Cäsar. Was Ihr wollt. Der Sturm. Hamlet. Der Kaufmann von Venedig. Wie es Euch gefällt. König Johann. Richard II. Heinrich IV. (I. und II.) Heinrich V. Heinrich VI. (I., II., III). — Ludwig Tieck war nur der Geist über der eigentlichen Arbeit. Die eigentliche Arbeit, die unter der Flagge Tieck segelt, rührt her vom Grafen Wolf von Baudissin, einem außerordentlich begabten Uebersetzer (seine Molière-verdeutschung behauptet sich trotz eines Ludwig Fulda in ihrem Rechte), und der hervorragend veranlagten Tochter Tiecks, die der Vater als „den anderen Uebersetzer" bezeichnete, „der sich nicht nennen will". Dorothea Tieck übersetzte: Coriolan. Die beiden Veroneser. Timon von Athen. Das Wintermärchen. Cymbelin. Macbeth. Gemeinsam mit Baudissin entstanden: Verlorene Liebesmüh. Viel Lärm um Nichts. Zähmung der Widerspenstigen. Baudissin allein schuf: Heinrich VIII. Maß für Maß. Antonius und Kleopatra. Titus Andronikus. Die Komödie der Irrungen. Troilus und Cressida. Die lustigen Weiber von Windsor. König Lear. Othello. — H. L.

Bibliographische Notizen.

Metaphysik. Von Dr. J. Rülf. Fünfter Band. Wissenschaft der Gotteseinheit. Leipzig 1903, Hermann Haacke. Preis 9 Mk.

Dr. B. Rülf, der Sohn des verewigten Verfassers der „Metaphysik", übergiebt uns den das große Werk seines Vaters abschließenden fünften Band, der die Wissenschaft der Gotteseinheit behandelt, mit einem pietätvollen Vorworte. Eine Stelle darin berührte mich seltsam. Es wird von dem „blindwaltenden Geschick" gesprochen, das dem Metaphysiker zu gewissen einleitenden Aeußerungen nicht mehr die Zeit ließ. Diese tief traurige und gewiß von einer gewissen Gefühlsseite aus gesehen unleugbare Aeußerung steht nun aber in einem gewissen Kontrast, wie ich glaube, zu der das ganze Werk durchdringenden Gottesauffassung des verstorbenen Philosophen. Villeicht irre ich mich, aber mir will scheinen, als sei das blinde Schicksalswalten in den Augen des älteren Rülf so blind nicht gewesen, als müsse vielmehr Rülf, der Vater mit Annie Vivanti sprechen: „Der Zufall weiß, was er tut" — oder, was auf dasselbe herauskommt, denn ein Zufall, der weiß, was er tut, ist kein Zufall mehr — mit Lessing: „Zufall ist Gotteslästerung". Das Schicksal sieht, das Schicksal weiß, ja es ist allweise. Es ist ein persönlicher Gott oder eine göttliche, alle Einzelwesen unendlich überragende Persönlichkeit zu verehren.

Vater und Sohn Rülf scheinen sich demnach zu widersprechen? Der Sohn sieht gesenkten Hauptes in die schwarze unbegreiflich dunkle Nacht. So reicht er uns das Buch seines Vaters. Und schlagen wir es auf, dann verschwindet diese Dunkelheit, und ein unendliches Sternenmeer will Hoffnungen rechtfertigen, die alles irdische Wünschen und Glauben unermeßlich übersteigen.

Der Widerspruch ist am Ende doch wohl kein unversöhnlicher. Es ist offenbar in der Natur, die uns geheimnisvoll trägt und hält, sowohl zum Glauben wie zum vorsichtigen Schweigen und Harren die Berechtigung gegeben. Wenn wir von Begriffen sprechen, die jenseits aller klaren sprachlichen Praxis liegen, wie Schicksal

oder Zufall, dann bekommen unsere Redewendungen eben leicht eine große Vieldeutigkeit und, wohl oder übel, Verschwommenheit des Ausdrucks. Es ist, streng genommen, weder richtig. das Schicksal blind, noch es sehend zu nennen, weil diese menschlichen Gleichnisse, das, was wir nicht erfassen, notwendig verfehlen müssen.

H. L.

Hans Thoma und seine Kunst für's Volk. Von Dr. M. Spanier. Verlag von Breitkopf & Härtel, Leipzig. 1903. Preis gebunden 2 Mk.

Es ist ein feiner und guter Gedanke gewesen, dies kleine Buch zu schreiben. Wohl kaum ein Zweiter unserer heutigen Maler steht so warm, so handgreiflich dem Volke gerade gegenüber, wie Hans Thoma. Anspruchslos, schlicht und „bürgerlich" kommt er diesem entgegen. paßt hinein in dessen einfaches Empfinden. Mit seiner reichen frischen Tiefe, in der so viel Kindliches und echt Deutsches liegt, führt er uns in ein uns wohlbekanntes Land sonniger behaglicher Träume.

Die Behandlung von Dr. Spanier berührt uns außerordentlich wohltuend. Das ist eine klare, warmherzige Sprache, die Jedem, auch dem einfachst Gebildeten verständlich ist und zu Herzen geht. Da ist auch nichts von jenen beliebten technischen Ausdrücken, durch welche die Gebildeten ihr Kunstverständnis dokumentiren zu müssen glauben, — vielmehr ein feines liebevolles Eingehen auf das einfache Sehen mit unseren Augen.

Die Reproduktionen sind, wie wir dies ja bei Breitkopf & Härtel nicht anders gewöhnt sind, vorzüglich. Die einzelnen Bilder sind mit viel Liebe und Verständniß ausgesucht und geben einen klaren Ueberblick über Thomas reiches Schaffen. —

G. G.

Familie Roland. Roman von Adolf Wilbrandt. Stuttgart u. Berlin, 1903. Cotta.

So viel Liebes steckt wieder in diesem Wilbrandtschen Roman, so viel Sonnenglanz und Wärme, weiche, süße Melodik des Herzens, die sich auf die Seele legt sanft und zart, und dann kommt auch wieder der menschliche Schmerz herauf mit seinen Tränen, seinen geheimnißvollen Erschütterungen, die Rührung, die Ergriffenheit, die mitleidige Menschenliebe —, viel, viel Töne hat der edle Sänger da auf seiner Harfe, und Alles bildet schließlich eine große, hochaufrauschende Musik in seiner besonderen eigenen Weise, im Wilbrandtstil, dem anmutig lieblichen. „Wilbrandt heiß' ich, Wilbrandt bin ich . . ." Grillparzer hat so ein Gedicht auf Schubert gemacht, und wenn ich an Wilbrandts Büchern mich erquicke, mich an seiner Werke Schönheit beselige und entzücke, muß ich oft an den wundersamen österreichischen Meister der Töne denken, an den holdseligen Schubertklang, den Wienerischen, unvergeßlichen.

Es ist so viel Liebes in diesem Buche. Welch' ein Reichtum! Welche Fülle, Frische und überquellend sonnige Herzensglut der Liebe! Wie flutet es doch da Alles im Lichtleben in einander, geistig feinsinnig, stimmungsvoll.

Der Vorwurf ist vielleicht für solche Kunst beinahe nebensächlich. Man möchte Andante oder Allegro über die einzelnen Teile schreiben. Die Erfindung, die Führung der Handlung ist angesichts der so hohen Meisterschaft der seelischen Farbenmalerei fast belanglos. Man kann das nicht nachmachen. Solche keckste Führung der Linien, Alles nach inneren harmonischen Gesetzen dieser Kunst regiert, läßt den Vergleich mit anderen Romanen kaum zu — nicht zu. Manchmal, wenn die Bonner Landschaft hier mit ein paar weichen, wohligen Zügen hingemalt wird, möchte man vielleicht an Gottfried Keller denken. Die Berge als selige Gegenwart, stumm in der Ferne. — Aber „Wilbrandt heiß' ich, Wilbrandt bin ich —" Schubertmusik. Es bleibt immer das nämliche, süße, volle Schwelgen in der edlen Schönheit dieses persönlichen Stilumfangs. Hell, feurig, wunderlieb! Eine eigne Mischung in Allem.

Soll ich von der Handlung berichten? Wie könnte ich? Es ist Alles viel zu reich und tief, um verkürzt zu werden. Nur so wie es ist, ist es so himmlisch poetisch, anders nicht. Das Massive könnte ich wohl wiedergeben, aber das kann jeder Schuster leisten. An dem Schmetterlinghaften, Leichten, da hängt Wilbrandts Kunst, und die kann ich nicht schildern.

Mir greift er durch all seine Lieblichkeit hindurch wie Schubertsche Musik tief in's Herz, und ich werde, bei aller Freude an der lichten geistigen Anmut dieser zarten, schleierig silbrigen Gestaltung, bisweilen im Innersten seltsam getroffen. Die große Kunst überwältigt mich. Ich sage es ihr zu Ehren, nicht zu meiner Ehre. Es ist eine hohe Kunst, die den Menschen so in ihre Gewalt zwingt.

Wem das nun wie Schwärmerei klingt, dem möchte ich raten, mitzuschwärmen. Die Welt ist schön, ist schwärmerisch schön und

herrlich. Ich vergaß es ganz, bevor ich Wilbrandts Roman gelesen hatte. Ich muß bald wieder etwas von ihm lesen, damit ich es nimmer vergessen kann. H. L.

Blüten aus dem Treibhause der Lyrik. Eine Mustersammlung. 4. Auflage. Mit 49 Illustrationen von Professor Max Klinger. Verlag von Joh. Ambrosius Barth in Leipzig.

Eine wirkliche Mustersammlung von Liebesliedern wird uns hier aufgetischt, die eine boshafte Spottdrossel nach der Weise bekannter Sänger, die man leicht erraten kann, gepfiffen hat. Der Name des losen Vogels ist nicht genannt, wohl aber der des Künstlers, der durch seinen Stift diese lyrischen Schandtaten, die so unbarmherzig die „Mache" in den gefühlvollen Liebesliedern enthüllen, unterstützt hat. Es ist kein Geringerer als der große Meister Max Klinger, der das Büchlein mit zierlichen, vielsagenden Bildern und Vignetten geschmückt hat. Wir sind durch das Entgegenkommen der Verlagshandlung in der Lage, eine Text- und Bildprobe anzufügen:



In ein Stammbuch.

[W]enn die Sonne untergeht,
Ist es Nacht geworden;
Wenn ein Kompaß richtig steht,
Weist er stets nach Norden.

Glaube mir: nicht minder wahr
Bleib' ich Dir ergeben,
Und Dein Bild wird immerdar
Lieblich mich umschweben.

—l—.

Arbeit. Von Ilse Frapan-Akunian. Berlin, Gebrüder Paetel.

Man hört aus diesem Buche eine sehr bewegte, eine sehr hitzige Stimme. Es ist ein Buch von Blut und Nerven, laut, überlaut. Der Parteiwille der Verfasserin pulst mit den heftigen Schlägen mancherlei trüber Erfahrung, hier und da leuchtet ein feines kühles Flämmchen objektiver Ehrlichkeit, das Ganze: grell und unerquicklich laut. Man fühlt, das eigentlich Künstlerische sitzt der Frapan im Verstand, in der Errechnung; es kommt zu kurz. Sie sieht garnicht wenig, aber sie sieht es nicht tief. Ihr Temperament vielleicht macht sie blind, ihr Stil eignet sich vortrefflich für die Tendenz. Vielleicht aber ist sie überhaupt eine von den sehnsuchtsvollen Ewigkeitshoffern, die notwendig Hungerleider bleiben müssen, zum mindesten in artibus. Sie kann wenig und ringt sich viel ab. Das giebt unversöhnliche Mißverhältnisse. A. K. M

Eine Reihe hervorragender Erscheinungen des Büchermarktes, die als Festgeschenke zu empfehlen sind, deren ausführliche Besprechung aber zur Zeit zum Teil nicht möglich ist und für einen späteren Termin aufgeschoben werden muß, sei wenigstens mit einem kurzen Hinweise, der die Aufmerksamkeit auf sie lenken möge, bedacht:

An erster Stelle seien einige der bedeutsamen wissenschaftlichen und schöngeistigen Publikationen des Bibliographischen Instituts in Leipzig, deren inhaltlicher Gediegenheit die bekannte musterhafte Ausstattung entspricht, angeführt: da ist vor Allem Meyers großes Konversations-Lexikon, diese unentbehrliche Fundgrube des Wissens und der Belehrung, zu nennen. Die im Erscheinen begriffene sechste Auflage — von der uns zur Stunde drei Bände (bis zum Stichworte „Chemnitz") vorliegen — zeugt von der unablässigen Bemühung, das gewaltige Werk auf der Höhe der Zeit zu erhalten, innerlich immer harmonischer und zweckdienlicher auszubauen und, den erhöhten und neuen Forderungen der fortschreitenden Entwicklung entsprechend, zu erweitern und zu bereichern. Einen Anhalt dafür, in welchem Maße dies geschehen, möge die Tatsache bieten, daß das Illustrationsmaterial eine Vermehrung von 10000 auf mehr als 11000 Abbildungen, von 950 auf 1100 Tafeln und Sonderbeilagen (mit nahezu 1500 Tafeln), von denen 200 in reichstem Farbendruck ausgeführt sind, erfahren hat. — In zweiter, neubearbeiteter Auflage erscheint das in 16 Lieferungen zu je 1.00 Mark, oder in zwei Leinenbänden zu je 9.50 Mark, von denen der erste vorliegt, später auch in einem Halblederbande (zu 18.00 Mark) erhältliche, von Prof. Hans Meyer herausgegebene schöne Werk: „Das deutsche Volkstum", das auf die Frage: Was ist deutsch?" die bündigste Auskunft giebt, indem es in allen Erscheinungen unseres nationalen Lebens den deutschen Kern an-

schaulich bloßlegt. In der zweiten Auflage ist manches auf Grund inzwischen gewonnenen Materials ergänzt und verbessert worden; zu den früheren Mitarbeitern, den Professoren Hans Meyer, Alfr. Kirchhoff, Oskar Weise, Eugen Mogk, Karl Sell und Dr. Helmolt ist noch Dr. Hans Zimmer getreten, der das Werk um einen Abschnitt: „Die deutsche Erziehung und die deutsche Wissenschaft“ bereichert hat. Eine Reihe von Tafeln in Farbendruck, Holzschnitt und Kupferätzung bringen hervorragende Verkörperungen des deutschen Volkstums zur Anschauung. — Meyers Klassikerausgaben haben durch zwei neue Publikationen einen wertvollen Zuwachs erhalten: durch eine fünfbändige Ausgabe von „Herders Werken“, die in einer von Professor Dr. Matthias getroffenen Auswahl das Beste und Charakteristischeste, mit Einleitungen und Anmerkungen versehen, nebst einem trefflichen Lebensbild Herders, dessen Bildniß der schönen Ausgabe beigegeben ist, bietet und gerade jetzt, da wir an des großen Weimaraners 100. Todestag der reichen schöpferischen Anregung dankbar gedenken, die von ihm bis auf unsere Zeit fortwirkend ausgegangen (s. Hans Lindaus Herder-Aufsatz im Decemberheft von „Nord und Süd), freudig willkommen geheißen werden wird; — sowie durch eine auf fünf Bände berechnete Ausgabe von Grillparzers Hauptwerken, die in den ersten vier Bänden eine Auswahl der bedeutenderen Gedichte und die sämmtlichen großen Dramen des Dichters, im letzten Bande die Erzählungen „Das Kloster bei Sendomor“ und „Der arme Spielmann“ sowie Abschnitte aus den Prosaschriften über Aesthetik, Geschichte und Litteratur sowie einiges aus den persönlichen Erinnerungen des Dichters bringen wird. Erläuterungen unter dem Texte erklären Einzelheiten und erleichtern das Verständniß schwieriger Stellen, und Anmerkungen hinter dem Text bringen litterarische Nachweise, Quellenangaben, Lesarten. Der vorliegende erste, mit dem Bilde des Dichters geschmückte Band enthält eine ausführliche, Grillparzers Leben und Werke behandelnde Einleitung aus der Feder des Herausgebers Rudolf Franz, Gedichte und die „Ahnfrau“. —

Von „Hanfstaengls Maler-Klassikern“ (Verlag von Franz Hanfstaengl in München) ist Band V: „Die Meisterwerke der kgl. Gemälde-Galerie im Haag und der Galerie der Stadt Haarlem erschienen. Wir finden hier in 125 Kunstdrucken die edelsten Schöpfungen der holländischen Malerei vereinigt. Die zumeist ganzseitigen Abbildungen, denen treffliche Originalphotographien Hanfstaengls zu Grunde liegen, wirken in ihrer sorgfältigen Ausführung auf tadellosem Papier ausgezeichnet. Der Genuß dieser Bilder wird durch die von dem bekannten Kunsthistoriker Dr. Karl Voll herrührende Einleitung zu einem vertieften und in erhöhtem Maße nutzbringenden gestaltet. —

Von der schönen, jeden Litteraturfreund und Bibliophilen entzückenden Pantheon-Ausgabe des Verlages S. Fischer in Berlin sind Bd. X. und Bd. XI. erschienen. Der erstere bringt Grillparzers klassisches Liebesdrama „Des Meeres und der Liebe Wellen“, zu dem Hugo von Hofmannsthal, und Goethes Faust II., zu dem Prof. Otto Pniower die Einleitung geschrieben hat. Hat der gefeierte Wiener Poet ein in reichen Farben blühendes und in berauschenden Klängen tönendes Gedicht in Prosa geliefert, so hat der bekannte Litterarhistoriker in seiner Einleitung eine Würdigung und Erklärung des 2. Teiles des Faust gegeben, die uns dies lange Zeit als unklar und senil abgeschätzte Werk in zum Teil ganz neuem Lichte und in seiner ganzen Größe zeigen und nahe bringen. Goethes Bild in Radirung schmückt diese schöne, vornehme Faust-Ausgabe.

Im Verlage von W. Spemann in Stuttgart und Berlin erschienen: „Meister der Tonkunst“ von Karl Reinecke, der die Lebensbilder der drei großen Klassiker Haydn, Mozart, Beethoven und ihrer nächsten Nachfolger: Weber, Schumann, Mendelssohn geschrieben hat in der dankenswerten Absicht, die großen Meister durch gleichsam populär gehaltene Biographien der Gegenwart und einem Publikum recht nahe zu bringen, das mit den umfangreichen und allzu fachwissenschaftlich gehaltenen Lebensbeschreibungen sich nicht befassen kann und mag; — „Leben Shakespeares“ von Robert Hessen, der das gesammte biographische Material unter Ausscheidung fragwürdiger Hypothesen, die andere Shakespeare-Bücher belasten, restlos in einer fortlaufenden Erzählung aufgehen zu lassen bemüht gewesen ist, der er sehr interessante Illustrationen und Dokumente beigefügt hat; — „Das große Welt-Panorama der Reisen, Abenteuer, Wunder, Entdeckungen und Kulturtaten in Wort und Bild“: ein reichhaltiges, interessantes Jahrbuch, das in bunter Mannigfaltigkeit Bilder aus allen Zonen entrollt und zum Teil sein

belehrendes Material in der Form fesselnder Erzählungen bietet; Das goldene Buch der Gesundheit, das Speemanns bekannte nunmehr 6 Bde. umfassende „Hauskunde“ um ein sehr wichtiges und nützliches Werk bereichert, das, von bekannten Fachleuten bearbeitet und überaus praktisch eingerichtet, viel Segen stiften kann; es ist zudem mit einer großen Zahl von Porträts berühmter Aerzte geschmückt. Im Anschluß an diese Werke sei noch Speemanns schöner Kunstkalender für 1904, der jeden Tag einen neuen künstlerischen Eindruck und eine neue künstlerische Anregung giebt, warm empfohlen.

Als Festgeschenk für junge Mädchen dürfen Elise Polkos „Musikalische Märchen“ — diejenige ihrer Schöpfungen, die den andauerndsten und noch heute sich erneuenden Erfolg hat — noch immer auf freundliche Aufnahme rechnen. Die zwei Bände sind in 25. bezw. 15. Auflage in elegantester Ausstattung, geschmückt mit je einem schönen vorzüglich ausgeführten Titelbilde nach R. Poetzelberger und W. Firle, sowie mit Kopfleisten von L. Burger — im Verlage von Joh. Ambrosius Barth in Leipzig erschienen (Preis geb. 12.— Mk.) — Ein reizendes Büchlein verwandter Art sind die aus dem Französischen von Margarete Toussaint in's Deutsche übertragenen, von Adam Röder bevorworteten „Musikalischen Silhouetten“ von Camille Bellaigue. (Mit Illustrationen von Arthur Lewin. Leipzig u. Kattowitz, Carl Siwinna.) Es sind mehr als Silhouetten, die der französische Schriftsteller von alten und neuen Meistern der Tonkunst, daneben auch von solchen Berühmtheiten, die indirekt ihr angehören, wie der Philosoph Hegel, dieweil er „tiefsinnige Dinge über Musik gesagt, die nicht alle unverständlich sind“, bietet; es sind in dem engen Rahmen weniger Seiten sorgfältig und in lebendiger Farbenfrische ausgeführte Miniaturportraits, die die innere Physiognomie der Persönlichkeiten, ihre musikalische Seele in lichtvoller Klarheit enthüllen. Oft weiß der Verfasser mit einem prägnanten, schlagenden Worte die musikalische und menschliche Eigenart eines Meisters der Töne gleichsam plastisch vor uns hinzustellen. Mit Freude muß es uns erfüllen, wie der Franzose den deutschen Tonheroen in warmer Verehrung gerecht wird; man lese z. B. das, was er über Weber gesagt hat, nach, sowie die Würdigung, die der kürzlich von einem deutschen ultramontanen Gelehrten so schmählich verunglimpfte Luther hier erfährt, in Bezug auf den der Verfasser das Lob des „Ketzers“ seitens des flandrischen Musikers Jérôme de Lock citirt. Nicht immer wird man freilich dem Urteil des Verfassers beistimmen können; in der Musik des Rossini'schen Tell wird nicht Jeder die Musik der Berge und Seeen hören und das Geheimniß der Wälder rauschen hören; Mancher wird hier in Rossini nach einem berühmten Urteil nicht mehr als einen geschickten Dekorationsmaler erkennen. Das Büchlein enthält auch manches überraschend Neue oder doch sehr wenig Bekannte; so wird man den heiligen Alfons von Liguori mit einiger Verwunderung in dieser Galerie bedeutender musikalischer Persönlichkeiten entdecken. Das gediegene und geschmackvoll ausgestattete Buch hat Arthur Lewin mit gefälligen „Silhouetten“ — das Wort buchstäblich, d. h. bildlich genommen — geschmückt.

Ein Buch für „Jung und Alt“, das man als ein echtes Familien- und Volksbuch warm empfehlen kann, das insbesondere der reifen weiblichen Jugend in die Hand gegeben zu werden verdient, ist Frida Schanz' Erzählung „Huberta Sollacher“ (Berlin, Trowitzsch & Sohn), eine Waldgeschichte, die mit ihrer frischen, lebendigen Naturschilderung, mit ihren kraftvollen gesunden Gestalten, mit ihrem warmen Humor und ihrer poetischen Beseelung einen tiefen Reiz ausübt. Das geschmackvoll ausgestattete, mit hübschen Illustrationen von W. Gause geschmückte Buch kostet gebunden 5.50 Mk.

Eine neue Sammlung von Jugendschriften giebt der Verlag von Carl Siwinna in Kattowitz unter dem Titel „Phönix-Bibliothek“ heraus. Die in ihr erscheinenden Erzählungen sollen frei sein von phantastischen Erfindungen und sich streng an wirkliche Erlebnisse anschließen, sie sollen mit der Unterhaltung eine nicht aufdringlich vorgebrachte Belehrung verbinden und erziehlich wirken, indem sie durch die vorgeführten Beispiele Tatkraft, Mut und Ausdauer, die den Erfolg verbürgenden männlichen Tugenden, wecken und stärken. Den ersten Band bildet die bereits vorigen Weihnachten erschienene, von Oskar Klaußmann besorgte Jugendausgabe von Christian de Wets Werk: „Der Kampf zwischen Bur und Brite“; ihm sind angereiht worden: „Mit Büchse, Spaten und Ochsenstrick in Südwest-Afrika“, eine auf Grund der Erinnerungen eines Mitgliedes der südwestafrikanischen Schutztruppe von Oskar Klaußmann ent-

worfene Schilderung der Kämpfe gegen Hottentotten und Hereros und belehrende Beschreibung von Land und Leuten; — und „Heiß Flagge und Wimpel“, eine nach Aufzeichnung eines Maaten der Kriegsmarine ebenfalls von A. Oskar Klaußmann hergestellte Beschreibung des Lebens und Treibens eines deutschen Schulschiffes und seiner Fahrt nach Westindien. — Die drei Bücher sind gediegen ausgestattet und mit guten schwarzen und farbigen Illustrationen geschmückt. Ein Jugendbuch von wahrhaft künstlerischem Wert, an dem auch Erwachsene ihre Freude haben werden, ist das von Heinrich Moser und Ullrich Kollbrunner herausgegebene Jugendland, III. Band (München, Verlag von Gebr. Künzli). Künstler wie H. Eichrodt, Fr. Hoch, W. Kuhnert, Hans Looschen, R. Schaupp, Arpad Schmidhammer u. A., Dichter und Schriftsteller wie G. Busse-Palma, J. J. David, Ilse Frapan-Akunian, Otto Hauser, Paul Keller, Detlev von Liliencron, Jul. Rodenberg, Hugo Salus u. A. haben die wertvollen Gaben dieses quantitativ und qualitativ reichen Buches geliefert, das auf's Wärmste empfohlen sei.

Für kleine Knaben und Mädchen haben Helene Stöckl und Frau Juliane in ihrem Büchlein „Zur Freude“ (Verlag von Otto Maier in Ravensburg) 150 kleine Geschichten, die zumeist der Kinderwelt, aber auch der Tierwelt entnommen sind, zum Vorlesen und Nacherzählen für Mütter, Erzieherinnen und Kinderfreunde als auch zum Selbstlesen für Kinder vereinigt. Peter Rosegger hat dem mit zahlreichen Illustrationen geschmückten Büchlein (Preis 3.50 Mk.) ein freundlich Geleitwort auf den Weg gegeben.

Die Zeitschriften-Uebersicht vom Dezember erscheint gleichzeitig mit der vom Januar im nächsten Heft.

Eingegangene Bücher. Besprechung nach Auswahl der Redaction vorbehalten.

Alpine Majestäten und ihr Gefolge. Die Gebirgswelt der Erde in Bildern. Dritter Jahrgang 1903, Heft 9 u. 10. München, Verlag der Vereinigten Kunstanstalten, Akt.-Ges.

Amateur-Photograph, Der. Monatsblatt für Liebhaber der Photographie. Mit Kunstbeilagen u. Text-Illustr. Band XVII. Heft 11. Nov. 1903. Leipzig, Ed. Liesegangs Verlag (M. Eger).

Arbeit, Deutsche. Monatschrift für das geistige Leben der Deutschen in Böhmen. Herausgegeben im Auftrage der Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Litteratur in Böhmen. München, Verlag v. Georg D. W. Callwey.

Archiv für Kriminal-Anthropologie und Kriminalistik. Herausgegeben von Dr. Hans Gross. 13. Band. 4. Heft. Leipzig, Verlag von F. C. W. Vogel.

Bakchen, Die. Tragödie des Euripides. Deutsch von Hans von Arnim. Wien, Alfred Hölder, k. k. Hof- und Universitätsbuchhändler.

Bellaigue, Camille, Musikalische Silhouetten. Mit Autoris. a. d. Französischen übertr. von Margarete Toussaint. Nebst Vorwort von Adam Röder. Mit Illustrt. von Arthur Lewin. Leipzig u. Kattowitz, Carl Siwinna.

Berlepsch, Goswina v., Jakobe. Eine Gestalt und Geschichte aus dem Zürich von ehedem. Zweite Auflage mit Illustrationen. Zürich, Orell Füssli.

Boutet, Frederic, Der wilde Mann vom Tintenholzquai. — Kapitän Fettgans. Autorisirte Uebersetzung von Wilhelm Thal. Minden i. W., F. C. C. Bruns' Verlag.

Braune-Rossla, R., Künstlerseele. Drama in 3 Aufzügen. Dritte Auflage. Leipzig-R., Fischer & Wünscher. 1904.

Brinckmann, John, Kasper-Ohm un ick. Mit einer Einleitung von Otto Weltzien. (Max Hesses Volksbücherei Heft 86 u. 87.) Leipzig, Max Hesses Verlag.

Bruun, Laurids, Der König aller Sünder Roman. Stuttgart 1904. Juncker Verlag.

Dahn, Felix, Meine wälschen Ahnen. Kleine Erzählungen. Leipzig, Breitkopf & Härtel.

Das Soll und Haben von Eichborn u. Co. in Breslau in 175 Jahren. Breslau, Wilh. Gottl. Korn.

Deutsche Rundschau für Geographie und Statistik. Unter Mitwirkung hervorragender Fachmänner herausgegeben von Professor Dr. Friedrich Umlauft. Wien, A. Hartlebens Verlag.

De Wet, General Christian. Der Kampf zwischen Bur und Brite. Für die Jugend frei bearb. v. A. Oskar Klaussmann. Mit Karten und Illustrationen. Kattowitz und Leipzig. Karl Siwinna.

Ebner-Eschenbach, Marie von. Die arme Kleine. Erzählung mit 3 Farbendruckbildern und 22 Textillustrationen von F. Hass. Berlin, Gebr. Paetel.

Engel, Eduard, Byrons Tagebücher und Briefe. Vierte Auflage. Neue völlig umgearbeitete und verdoppelte Ausgabe. (Renaissance-Bibliothek.) Berlin, Leonhard Simion Nachf.

Ex Oriente Lux. Jahrbuch der Deutschen Orient-Mission. Herausgegeben von Dr. Johannes Lepsius. Berlin W. 10. Verlag der Deutschen Orient-Mission.

Eyth, Max, Im Strom unserer Zeit. Aus Briefen eines Ingenieurs. Erster Band: Lehrjahre. Dritte neu bearbeitete Auflage des Wanderbuchs eines Ingenieurs. Heidelberg 1904. Carl Winters Universitätsbuchhandlung.

Falk, Felix, Die Priesterin. Geschichtbuch. Leipzig. Hermann Seemann Nachf.

Feige, Alfred, Das lachende Schlesien. Fröhliche Weisen schlesischer Dichter. Ein Buch für Freunde guten Humors. Als Vortragsgedichte gesammelt. Zweite verbesserte Auflage. Leipzig, Richard Lipinski.

Fischer, Rosa, Oesterreichisches Bauernleben. Mit einer Vorrede von Peter Rosegger. Illustirt von Alexander D. Goltz. Wien, Oesterreichische Verlagsanstalt.

Fridrichowicz, Dr. Eugen, Kurzgefasstes Kompendium der Staatswissenschaften in Frage und Antwort. Band V. Münz-, Bank-, Börsen-, Sparkassen- und Versicherungswesen. Berlin N. W. 7., S. Calvary & Co. 1904.

Frimberger, J. G., Der Binder von Reinthal. Eine Geschichte aus dem niederösterreichischen Weinland. Buchschmuck von Marianne Frimberger. Wien, Oesterreichische Verlagsanstalt.

Geschichte des Märtyrers Mirsa Ibrahim, sowie einige Berichte aus dem Leben christgläubiger Muhammedaner, Die. Mit 14 Abbildungen. Dritte vermehrte Auflage. (Hefte zum Christlichen Orient No. 4.) Berlin W, 10, Lützow-Ufer 5, Verlag Deutsche Orient-Mission E. V.

Grabein, Paul, Im Wechsel der Zeit. Roman. (Vivat Academia! Band III.) Berlin, Verlag von Richard Bong.

Grazie, M. E. delle, Vom Wege. Geschichten und Märchen. Leipzig, Breitkopf & Härtel.

Hauptmann, Carl, Des Königs Harfe. Ein Bühnenspiel. München, Georg D. W. Callwey.

Hedenstjerna, Alfred af. Lebensbilder. Nach dem Manuskript das Verfassers übersetzt von Ernst Brausewetter. Berlin, Ulrich Meyer, Verlagsbuchhandlung. G. m. b. H.

Hellinden, Martin, Der Stern von Hallalat. Roman. Mit Buchschmuck von J. van Taack. Herausgegeben von der deutschen Litteratur-Gesellschaft. München, Allgemeine Verlagsgesellschaft m. b. H.

Henle, Elise, Was soll ich deklamiren? Auslese der besten Deklamationsstücke ernsten und heiteren Inhalts. Unter Mitwirkung der ersten deutschen Bühnengrössen. 6. Auflage. Stuttgart, Schwabachersche Verlagsbuchhdlg.

Hermann, Otto, Zur Frage über die Beschiessung von Paris im Feldzuge 1870/71. Berlin, Mohrenstr. 19, A. Bath.

Hessen, Robert, Leben Shakespeares. Berlin und Stuttgart. W. Spemann. 1904.

Hochland. Blätter für Höhenkunst und Geisteskultur. Herausgegeben von Paul Friedrich und Kurt L. Walter. 7. u. 8. Heft. Dresden, E. Piersons Verlag (R. Lincke, k. k. Hofbuchhändler).

Jander, Dr. E. 500 Jahre Hohenzollernregiment. Eine Reihe vaterländischer Gedichte. Leipzig, Verlag der Dürrschen Buchhandlung.

Jens, Cl. A., Gedichte. Berlin, Verlag von Franz Wunder.

Jugendland. Band III. Ein Buch für die junge Welt und ihre Freunde. Unter Mitwirkung zahlreicher Künstler, Dichter und Dichterinnen aus allen Ländern deutscher Zunge herausgegeben von Heinrich Moser u. Ulrich Kollbrunner. Zürich und München, Gebr. Künzli.

Justi, Ferdinand, Hessisches Trachtenbuch. Dritte Lieferung. Mit 8 Bildern in Farbendruck und 4 Abbildungen im Text. Marburg, N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung.

Kähler, Prof. D., Der gegenwärtige Stand der Theologie. Vortrag gehalten auf der Eisenacher Konferenz am 10. Juni 1903. Berlin, W. 10. Lützow-Ufer 5a, Reich Christi Verlag.

Kaisenberg, Moritz von, Der Roman eines Leutnants vom Husarenregiment Königin und andere Geschichten. Illustrirt von H. Lüders. Hannover, Berenbergsche Buchdruckerei u. Verlagsanst. (Schwede & Wenzel).

Keller, Paul, Die Heimat. Roman. München, Allgemeine Verlags-Gesellschaft m. b. H.

Klaussmann, Oskar, Heiss Flagge und Wimpel. Mit Illustrationen, Farbenbild und Titelzeichnung von Willy Stöwer. Kattowitz u. Leipzig, Carl Siwinna.

— Mit Büchse, Spaten und Ochsenstrick in Südwest-Afrika. Für die reifere Jugend. Mit Kartenskizze und Illustrationen. Titelzeichnung und Farbenbild von A. Dressel. Kattowitz und Leipzig, Carl Siwinna.

Kunst, Badische, 1903. Herausgegeben von Albert Geiger. Karlsruhe, G. Braunsche Hofbuchhandlung.

Lepsius, Johannes, Das Kreuz Christi. Reden und Abhandlungen. Zweite Auflage. Berlin, Reich Christi Verlag.

Lilienfein, Heinrich, Die Heilandsbraut. Ein Drama in drei Aufzügen. Heidelberg. Carl Winters Universitätsbuchhandlung.

— Modernes. Die Tragikomödie seines Lebens. Heidelberg 1904, Carl Winters Universitätsbuchhandlung.

Ludwig, Otto, Die Heiteretei und ihr Widerspiel. Inhalt: Die Heiteretei. — Aus dem Regen in die Traufe. (Max Hesses Volksbücherei No. 82—84.) Leipzig, M. Hesses Verlag.

Lütgert, Professor D., Die Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben. Vortrag gehalten auf der zweiten Eisenacher Gemeinschafts-Konferenz am 9. Juni 1903. Berlin. W. 10. Reich Christi Verlag.

Maler, Deutsche. Sechs Porträts von L. Brieger-Wasservogel. (Ueber Kunst der Neuzeit, 10. Heft.) Strassburg, J. H. Ed. Heitz (Heitz & Mündel).

Die Meisterwerke der Königl. Gemälde-Galerie im Haag und der Galerie der Stadt Haarlem. 125 Kunstdrucke nach den Originalgemälden. Mit einleit. Text von Dr. Karl Voll. München, Franz Hanfstaengl.

Meyer, Hans, Prof. Dr., Das deutsche Volkstum. Zweite, neubearbeitete und vermehrte Auflage. Erster Teil. Mit 1 Karte und 20 Tafeln in Holzschnitt, Kupferätzung und Farbendruck. Leipzig, Bibliogr. Institut.

Monatshefte, Süddeutsche. Unter Mitwirkung von Paul Nikolaus Cossmann, J. Hofmüller, P. Marsop, Fr. Naumann, H. Pfitzner, H. Thoma herausgegeben von Wilhelm Weigand. 1. Jahrgang 1. Heft. Januar 1904, München und Leipzig, Verlag der Süddeutschen Monatshefte G. m. b. H. Im Buchhandel bei Georg Müller.

Morold, Max, Der Totentanz. Ein Tanz- und Singspiel. In Musik gesetzt von Josef Reiter. Wien und Leipzig, Carl Fromme.

Multatuli. Minnebrief und Millionenstudien in Auswahl. Zusammengestellt und aus dem Holländischen übertragen von Paul Seliger. (Max Hesses Volksbücherei Heft 81.) Leipzig, Max Hesses Verlag.

Müller-Amorbach, Wilhelm Schlitzohr. Eine Geschichte aus dem Spessart. Mit Buchschmuck von J. Ulrich. Aschaffenburg, C. Krebs'sche Buchhandlung (W. Hausmann.)

Nievert, H., Was der Westwind erlebte. Skizzen. Halle, Hermann Gesenius.

Novalis' Sämtliche Gedichte. Mit einer Einleitung herausgegeben von Wilhelm Bölsche. (Max Hesses Volksbücherei, Heft 85.) Leipzig, Max Hesses Verlag.

Paul, Adolf, Harpagos. Schauspiel in fünf Akten. Deutsche Original-Ausgabe. Leipzig, Breitkopf & Härtel.

— Karin Månstochter. Schauspiel in 5 Akten. Deutsche Original-Ausgabe. Leipzig, Breitkopf & Härtel.

— König Kristian der Zweite. Schauspiel in fünf Akten. Neue vervollständigte deutsche Originalausgabe. Leipzig, Breitkopf & Hartel.

Perfall, Anton Freiherr von, Kraft und Liebe. Roman. Stuttgart, Adolf Bonz & Co.

Petersen, Marie, Prinzessin Ilse. Ein Märchen aus dem Harzgebirge. Mit Einleitung von Hans Benzmann. (Max Hesses Volksbücherei Heft 88.) Leipzig, Max Hesses Verlag.

Pfordten, Otto von der, Das offene Fenster. Heidelberg, Carl Winters Universitätsbuchhandlung 1904.

Pietsch, Ludwig, Aus der Heimat und der Fremde. Erlebtes und Gesehenes. Berlin, Allgemeiner Verein für deutsche Litteratur.

Reinècke, Carl, Meister der Tonkunst. Mozart; Beethoven; Haydn; Weber; Schumann; Mendelssohn. Berlin u. Stuttgart, W. Spemann.

Sherard, Robert Harborough, Oscar Wilde. Die Geschichte einer unglücklichen Freundschaft. Mit Porträts und Faksimiles. Deutsch von Hermann Freiherrn von Teschenberg. Minden i. W., J. C. C. Bruns Verlag.

St., Die Maljowantzi. (Eine russische Sekte.) Mit 6 Illustrationen im Text. (Hefte zum Christlichen Orient No 5.) Berlin W. 10. Lützow-Ufer 5, Verlag: Deutsche Orient-Mission, E. V.

Stein der Weisen, Der, Illustrirte Halbmonatsschrift für Haus und Familie. Unterhaltung und Belehrung aus allen Gebieten des Wissens. 16. Heft. 16. Jahrgang. 1903/04. Wien, A. Hartlebens Verlag.

Strasburger, Egon Hugo, Kinderlieder. (Volksausgabe der Lieder für Kinderherzen.) Berlin W, 35. Verlag von Ernst Hofmann & Co.

Strecker, Karl, Letzte Stunden. Schauspiel in drei Aufzügen. Nach einem Motiv Ernest Renans. Berlin u. Leipzig, Schuster & Löffler.

Stubenberg, Mathilde Gräfin, Eisblumen. Neue Gedichte. Leipzig, Breitkopf & Härtel.

Tertianer, Julius, Uebungsstoffe zur Repetition der lateinischen Casuslehre. Ein Heft zum Privatstudium der Schüler von Dr. Oskar Dähnhardt. Leipzig, Verlag der Dürrschen Buchhandlung. 1904.

Tieck, Ludwig, Der blonde Eckbert. Die schöne Magelone. (Max Hesses Volksbücherei. Heft 89.) Leipzig, Max Hesses Verlag.

Verne, Julius, Reise-Stipendien. Autorisirte Ausgabe. Erster und zweiter Band. Wien, A. Hartlebens Verlag.

Vierordt, Heinrich, Meilensteine. Dichtungen aus dem Leben. Heidelberg, Carl Winters Universitätsbuchhandlung.

Wasielewski, Waldemar von, Goethe und die Descendenzlehre. Frankfurt a. M., Litterarische Verlags-Anstalt: Rütten & Loening. 1904.

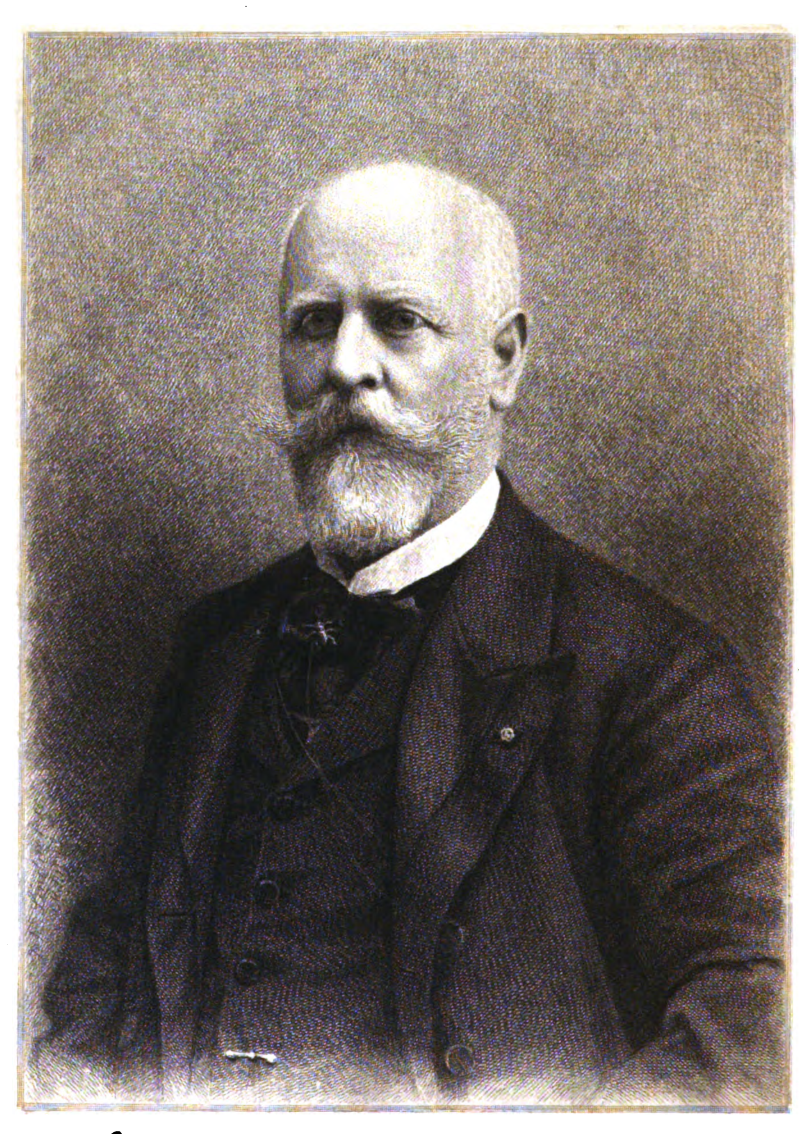
Wieland, Chr. W., Schach Lolo—Pervonte. — Die Wasserkufe. Drei poetische Erzählungen. (Max Hesses Volksbücherei Heft 90.) Leipzig, Max Hesses Verlag.

Wiener, Oskar, Balladen und Schwänke. Mit Bildern von Richard Teschner. Minden i. W., J. C. C. Bruns Verlag, Hofbuchhandlung.

Wir Rheinländer. Eine Sammlung neuerer rheinischer Dichtungen, herausgegeben von Emil Schultze-Malkowsky. Erstes Tausend. Krefeld und Leipzig, Rheinische Verlags-Anstalt G. A. Hohns Söhne.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender, Breslau.



Cléon Rangabé

[illegible]ord [illegible] Süd.



[illegible] deutsche Mo[illegible]t.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

[illegible]III. Ba[illegible]d. — Februar 190[illegible]

Mit [illegible] Portrait in [illegible]



Breslau
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.



Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

CVIII. Band. — Februar 1904. — Heft 323.

(Mit einem Portrait in Radirung: Kleon Rangabé.)



Breslau
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.



Der grüne Zweig.

Schauspiel in drei Aufzügen.

Von

Felix Philippi.

— Berlin. —

Personen:

Johannes Eschenbach, Buchhalter.
Marie, seine Frau.
Hans }
Helene } ihre Kinder.
Charlotte Ebeling, ihre Nichte.
Heinrich Siebenlist, Fabrikbesitzer.
Geheimrat Dieberici.
Frau Schröder, bei Eschenbach bedienstet.

Zeit: Die Gegenwart.
Ort: Die Hauptstadt.

Erster Aufzug.

Bei Johannes Eschenbach.

Geräumiges Zimmer mit nicht zu hoher Decke. In der Mittelwand eine Tür, ebenso links; beide Türen einflügelig. Die Einrichtung bescheiden und ein wenig unmodern. Die Möbel aus Mahagoni. Rechte Seite (vom Zuschauer): ein Fenster mit weißen Mullgardinen und einigen Blumentöpfen, davor ein Tritt mit Stuhl und Nähtisch, dann ein schwerfälliges Büffet, oben eine Glasbowle mit Gläsern. In stumpfer Ecke ein Kleiderschrank, daneben ein Rohrstuhl. Linke Seite: vorne, mehr in der Mitte des Zimmers ein Korblehnstuhl mit weichen Kissen, Fußkissen, daneben ein Tisch mit Medizinflasche, Glas und Löffel; an der linken Ward eine sogenannte Servante (ein Schrank mit Glastür und Seitenwänden aus Glas), mit allerhand Nippes, einer silbernen Vase, Andenken, Geschenken (wie bunte Tassen) und auf einem vergilbten Atlaskissen ein grüner Myrtenkranz; dann die linke Türe; in der linken Ecke schräg gestellt ein altmodisches Sopha mit grünem Ripsüberzug, davor ein runder Ecktisch mit Tischdecke und einem Bassin mit Goldfischen. Ueber dem Tisch eine Petroleumhängelampe. Um den Tisch einige Rohrstühle. Darunter ein Teppich. An der Wand einige altmodisch gerahmte Familienbilder, auch ein großer Buntdruck. Es herrscht die peinlichste Ordnung und Sauberkeit. — Morgen eines Frühjahrstages.

Erste Scene.

Charlotte Ebeling, gleich darauf **Johannes Eschenbach**.

Charlotte (ungefähr 19 Jahre, einfach gekleidet, sitzt am Fenster und rechnet in einem blaugehefteten Ausgabebuch, addirend) . . . 7 . . . 9 . . . 15 . . . 20 . . . (sie schreibt) . . . 3 . . . 8 . . . 13 . . . . (sie wendet das Blatt, schreibt) 3 Mark 14 Pfennige . . . (sie schüttelt den Kopf.)

Johannes Eschenbach (tritt durch die Mitte ein, Mitte der 50, früh gealtert, Haare und Bart stark ergraut, während die buschigen Augenbrauen noch ihre dunkle Farbe behalten haben; er ist sehr accurat, aber ein bischen altväterisch gekleidet, dunkler Anzug, große schwarze Atlaskravatte, lange, goldene Halsuhrkette mit Schieber; er hängt seinen weichen schwarzen Hut auf einen Nagel in der Nähe der Türe, seinen Stock mit weißem Elfenbeinknopf stellt er zwischen Büffet und Kleiderschrank; man sieht, daß das alltägliche Gewohnheiten sind; er geht zu Charlotte und klopft ihr leicht auf die Schulter). Na, stimmt's?

Charlotte (verneint).

Eschenbach. Wo hapert's denn?

Charlotte. Ja! Wenn ich das wüßte! Ich rechne schon seit einer Stunde. Aber die dummen Zahlen sagen's nicht . . .

Eschenbach . . . und die sagen doch so viel! Also, wie hoch beläuft sich denn das Manco, Du kleiner Defraudant?

Charlotte. Auf 35 Pfennige.

Eschenbach (zieht sich seinen Rock aus und reinigt ihn mit einer Bürste, die er aus dem Kleiderschrank nimmt). Das kann unter Umständen ein großer Rechenfehler sein! Mir klappte 'mal bei 'ner Jahresbilanz bei C. M. Kollmann die Geschichte nicht um 82 Pfennige. Drei Nächte mußte ich durcharbeiten, bis ich den Fehler fand. Der lag ganz wo anders, und es handelte sich gleich um Tausende. Na! (er zieht sich jetzt ein verschossenes, an den Ellenbogen geflicktes Jackett an und hängt den Rock in den Kleiderschrank) in die Verlegenheit kannst Du allerdings bei Deinem Etat nicht kommen!

Charlotte (lacht). So leicht nicht!

Eschenbach (tritt zu ihr). 35 Pfennige? Wirst Du wohl 'mal 'ne Tagesration Vollmilch für die Mutter vergessen haben! Zeig' mal her! Schön sauber geschrieben! Alle Achtung! . . . Soll . . . Haben . . . Saldo . . . Uebertrag . . . ganz famos! In meinem Hauptbuch kann's nicht manierlicher aussehen! aber (lachend) ein Deficit von 35 Pfennigen! Da werde ich Dich von Deinem Buchhalterposten entheben müssen und's der Lene übertragen! Bei der würde es klappen! Dafür garantire ich!

Charlotte (steht auf). Das glaube ich! Die hat's auch gelernt!

Eschenbach (liest). Donnerstag: „Apotheke 1 M. 60 Pf. Milch 35 . . . Petersilie 10 . . . Kalbfleisch 70 . . . Kartoffeln 20 . . . Freitag Apotheke 85 . . . Reis 40 . . . Fleisch 70 . . . na, da hast Du's ja! da fehlt ja die Milch!

Charlotte. Wahrhaftig? Ach, das ist ja gar nicht möglich? Ja, ja, ich bin heute so zerstreut!

Eschenbach (schnupft aus einer abgebrauchten Dose). Da komme ich wohl jetzt gerade unrecht? Ich wollte nämlich wegen morgen mit Dir reden! . . . (Er öffnet das Fenster und nickt Jemandem nach unten zu.) 'Morgen, lieber Seebold, 'Morgen! . . . Was? . . . Ja, prachtvolles Wetter! (Zurück.) Ein bischen besser müssen wir doch wohl essen! Ich denke! 'nen Kalbsbraten und vielleicht vom Konditor da drüben 'nen Kuchen! Ja, morgen! Da ist erster Pfingstfeiertag!

Charlotte (innig). Und noch viel, viel mehr!

Eschenbach (umher). Ja, da feiern wir silberne Hochzeit! Wir betrügen zwar den lieben Gott um drei Tage und nehmen uns am Sonntag voraus, was uns eigentlich erst am nächsten Mittwoch zukäme! Na, er wird's hoffentlich nicht merken! (Er tritt an die Servante und klopft an die Glastüre.) Du lieber Gott, da liegt noch der Myrtenkranz, den sie damals getragen hat. . . . Möchtest Du nicht auch bald solch' Ding auf dem Kopfe haben?

Charlotte (leicht). Je nun, wenn's nicht ist, schadet's auch nichts!

Eschenbach. Spiel' mir doch keine Komödie vor! Willst Du am Ende 'ne Nonne werden oder gar 'ne alte Jungfer mit zwei Möpsen und drei Kanarienvögeln? Ist ja doch der Traum aller jungen Mädels, so'n Ding da im Haar zu haben!

Charlotte. Kommt Zeit, kommt Rat!

Eschenbach. Auf deutsch: kommt ein Freier, kommt auch der Kranz! . . . (Er setzt sich in den Lehnstuhl.) Ja, 25 Jahre! Morgen ist gerade Pfingsten, da brauche ich nicht um Urlaub zu betteln und die Lene auch nicht! Und wenn ich's auch wegen der Mutter ganz geheim gehalten habe, damit sie's nicht aufregt und nicht anstrengt . . . Einer oder der Andere wird doch kommen und gratuliren, und bei der Chokolade . . . die muß es natürlich geben, aber mit Schlagsahne, sonst lästern die bösen Zungen in der Nachbarschaft . . . ja, bei der Chokolade wird er dann gerührt von dem Glück und Segen sprechen, die uns „25 Jahre so sichtlich begleitet haben" . . .

Charlotte . . . und der und Jener wird auch von dem Glück sprechen, das Euch noch bevorsteht!

Eschenbach. Dann lügt er ganz bewußt! (Pause.)

Charlotte. Hast gewiß wieder 'mal Aerger im Geschäft gehabt!

Eschenbach. Das wäre doch kein Ausnahmezustand! Aerger habe ich immer! Nur lasse ich Euch nichts merken! . . . Ich will mich, weiß Gott, nicht versündigen! Meine Alte ist die beste Frau auf der weiten Welt! Die ist zum Leiden geboren! Sie hat mir 25 Jahre des reinsten Glücks gegeben. Bis auf die letzten Jahre, wo sie kränkelte und sich grämte, daß sie zu nichts mehr nutze sei! . . . Sag' mal, wie sind denn jetzt eigentlich die Nächte? Frage ich sie selber, so lügt sie mir ja doch nur etwas vor und erzählt mir, sie habe zwölf Stunden lang geschlafen wie so'n Murmeltier; . . . Also, wie schläft sie denn jetzt?

Charlotte (ausweichend). Manchmal . . . hustet sie ein wenig! . . . Uebrigens kommt ja morgen wieder Geheimrat Diederici, um nachzuschauen!

Eschenbach. Sind schon wieder vier Wochen um? . . . Also, sie hustet! Ich wußte schon, warum ich mich seit zwei Jahren mit der kleinen dunklen Kabuse da hinten begnügte! Ich wollte sie mit meiner dämlichen Schnarcherei nicht stören und wollte mich von ihrer Husterei nicht stören lassen. Denn schlafen muß ich, um Morgens frisch zur Arbeit zu sein. Und arbeiten muß ich, damit sie und ich leben können!

Charlotte (leise). Und ich auch!

Eschenbach. Ach was Du! Was Du kleine Krabbe schon kostest! Mach' Dir deswegen keine Sorgen! Ich danke Gott, daß Du nach dem Tode meiner guten Schwester in's Haus kamst und daß Du die Wirtschaft und namentlich die Pflege meiner Frau übernahmst. Ich konnte es nicht! Und die Lene auch nicht! Wir hatten zu arbeiten! Ich hätte jemand Fremdes nehmen müssen! Dafür hätte ich viel Geld geben müssen und wahrscheinlich wenig Dank bekommen. So habe ich Liebe gesäet und Liebe geerntet! Ja, ja! Unglück und Glück führten Dich zu uns! (Er küßt sie auf die Stirn.) Mein Liebling! (Wieder umher.) Nein wahrhaftig, versündigen will ich mich nicht. Auch die Lene macht mir Freude . . . sie ist zwar namentlich in der letzten Zeit recht still und in sich gekehrt, aber sie macht mir Freude. Wenigstens bis jetzt! . . . Aber (stehenbleibend, lebhafter) denk' Dir mal, wenn ich morgen mit meiner Alten da drin vor den Altar trete . . . ja, aus dem Plan mit der kirchlichen Einsegnung kann nichts werden, in unsrer alten Pfarrkirche, in der wir damals getraut wurden, da ist's immer kühl, dahin verliert sich kein Sonnenstrahl, und erkälten darf sich die Mutter nicht . . . na, wir werden's auch mit geringen Kosten schön und feierlich machen . . . wenn ich da drin mit ihr vor den Altar trete und der Geistliche wird uns einsegnen . . . Du kannst es begreifen, wie's mich da wieder packen und schütteln wird, und ich werde die Tränen 'runterwürgen und der Alten einreden, es sei Dank und Rührung, und ich und Du und die Lene werden's wissen, daß es Zorn und Grimm ist! Gegen den Jungen, der damals in die Welt gerannt ist, heimlich, wie ein Dieb . . . und er wird nicht dabei sein am Ehrentage seiner Eltern! Wohl kaum in Gedanken dabei sein!

Charlotte (zaudernd). Hans . . .

Eschenbach. Natürlich! Vor Dir und der Mutter brauche ich nur seinen Namen zu nennen, um zu wissen, daß ich an dem Unglück die Hauptschuld trage!

Charlotte. Wer von uns hätte das wohl je behauptet!

Eschenbach. Mit Worten nicht, aber mit Blicken! Und ich habe, weiß es der Himmel, an ihm meine Pflicht getan! Aber Der! Der lebt in Paris . . . vielleicht in Saus und Braus . . . vielleicht auch in Not und Elend . . . wer kann's wissen? . . . und denkt nicht daran (voll Grimm)

daß da zu Hause zwei Leute leben . . . (sich verbessernd) daß da zu Hause eine Frau lebt, die vor Freude jauchzen würde, wenn er endlich käme, und die sich vor Gram verzehrt, weil er nicht kommt!

Charlotte (leise, nach kurzer Pause). Er kommt!

Eschenbach. Das sagst Du so dahin, weil Du es möchtest!

Charlotte (bestimmt). Er kommt!

Eschenbach (auf sie zu, ihre Hand ergreifend, stürmisch, aber leise). Er kommt?

Charlotte. Ja!

Eschenbach (immer hastiger). Woher weißt Du das?

Charlotte. Er hat mir geschrieben.

Eschenbach (immer drängender). Wann — wann kommt er?

Charlotte. Morgen — vielleicht schon heute!

Eschenbach. Die Stunde! — Die Stunde!

Charlotte. Ich weiß es nicht! aber — er kommt!

Eschenbach (eilt zur linken Türe, um sich zu vergewissern, daß man nichts hören kann, dann zurück, seine Aufregung gewaltsam bemeisternd). Was schreibt er Dir? Zeige mir den Brief!

Charlotte. Ich habe ihn in meinem Zimmer.

Eschenbach. Zeige ihn mir, sonst glaube ich's nicht!

Charlotte. Ich treibe mit solchen Dingen keinen Scherz!

Eschenbach. Er kommt also zufällig?

Charlotte. Nein! Er will bei Eurer silbernen Hochzeit dabei sein!

Eschenbach. Du hast ihn natürlich daran erinnert?

Charlotte. Er hat selber daran gedacht.

Eschenbach (langsamer). Hat selber daran gedacht? — Weiß er von der Mutter Krankheit?

Charlotte. Nein.

Eschenbach. Aber — was treibt ihn her — nach fünf Jahren?

Charlotte. Die Sehnsucht!

Eschenbach (wieder schnell). Das schreibt er? — schrieb's mit diesem Wort?

Charlotte (nickt).

Eschenbach (in langem Sinnen vor sich hinstarrend, seine Züge verklären sich einen Moment, dann langsam). Die Sehnsucht! — (ruhiger) Du hast also regelmäßig Nachricht von ihm gehabt?

Charlotte. Selten! Und dann waren seine Briefe immer sehr kurz. Aber immer fragte er nach Euch!

Eschenbach (bitter). Uns hat er nicht geschrieben!

Charlotte. Aber einen Brief schrieb er mir . . . (Sie nimmt ihn aus der Tasche.) Da! Bitte, lies nur die unterstrichene Stelle!

Eschenbach (lesend). „Glaub mir's, Lotte, ich trete nicht eher vor meinen Vater, bevor ich nicht etwas erreicht habe, bevor ich ihm nicht be-

weisen kann, daß ich damals Recht hatte und nicht er!" (Nach langem Schweigen) Trägst Du den Brief immer bei Dir?

Charlotte. Ja!

Eschenbach. Er ist vor vier Jahren geschrieben?

Charlotte. Ja! Solange trage ich ihn bei mir!

Eschenbach (sieht sie einen Moment an, dann legt er den Brief auf den Tisch).

Charlotte. Gieb ihn mir wieder!

Eschenbach. Laß ihn mir noch!

Charlotte. Der Brief ist mein Eigentum!

Eschenbach. Das versteht sich.

Charlotte. Du darfst auf diesen Brief Hans gegenüber nicht pochen. Das sähe wie ein Verrat von mir aus!

Eschenbach. Laß nur! Die Handschrift ist männlicher geworden! Mehr Kraft, mehr Energie! Und was glaubst Du nun?

Charlotte. Daß er's erreicht hat!

Eschenbach (schwer). Daß er's erreicht hat! Es wäre ein Glück, kaum zu fassen! Weiß es die Mutter schon?

Charlotte. Nein!

Eschenbach. Wir müssen's ihr sagen! — Die plötzliche Freude könnte ihr schaden — sage ihr's — jetzt! jetzt gleich! — Nein, nein, laß nur, ich werde es tun! Hast Du Platz für ihn gemacht?

Charlotte. Oben in seinem Mansardenzimmer.

Eschenbach. Ganz recht. Im Gasthof soll er die erste Nacht nicht schlafen!

Charlotte. Und die zweite?

Eschenbach. Das wird sich finden!

Charlotte. Freust Du Dich denn nicht?

Eschenbach. Ich habe kein Vertrauen!

Charlotte. Ich freue mich für Euch, denn ich fühl's, er wird Euch Segen bringen. (Pause.)

Eschenbach. Wie er wohl aussehen mag! Als neunzehnjähriger Bursch lief er weg und kommt zurück als Mann von vierundzwanzig Jahren! (Bitter) Wahrscheinlich in der üblichen Uniform der verbummelten Malergenies! Mit einem braunen Sammtjacket, mit 'ner flatternden Cravatte und mit Haaren, die ihm bis auf die Schultern fallen!

Charlotte. Du darfst nicht bitter gegen ihn sein!

Eschenbach. So? Darf ich nicht? Willst Du's mir am Ende verbieten?

Charlotte. Das kann ich nicht. Aber ich kann's verhindern. Ich würde unten an der Haustür warten und ihm sagen, daß er umkehren soll. Denn er kommt gewiß, um sich mit Dir auszusöhnen, nicht, um sich von Dir verhöhnen zu lassen! Aber dazu bist Du ja viel zu gut! (Pause.) Wie wirst Du ihn also empfangen?

Eschenbach. Wie er's verdient!

Charlotte (voll Wärme). Nicht, wie er's verdient! Wie er's ersehnt! Vergiß Alles! Oeffne ihm Deine Arme weit, ganz weit, damit er sich endlich ausruhen kann! Nach all der langen Zeit!

Eschenbach (prüft sie lange, dann tritt er auf sie zu). Hebe mal den Kopf! Sieh' mir in die Augen! (Er pocht ihr auf's Herz.) Wenn ich da hineinschauen könnte . . . was würde ich da wohl sehen?

Charlotte. Innigen Dank für Dich!

Eschenbach. Sonst nichts?

Charlotte (ruhig). Sonst nichts!

Eschenbach. Um so besser!

Zweite Scene.

Vorige. Helene durch die Mitte.

Helene Eschenbach (ein schönes Mädchen von 22 Jahren, einfach gekleidet). Guten Tag!

Eschenbach (sich umdrehend). Tag, Lene!

Helene (legt Hut und Schirm ab). Papachen! Du warst aber heute schon so früh fortgegangen, daß ich Dir nicht mal guten Morgen wünschen konnte!

Eschenbach. Hol's nach!

Helene (küßt ihm die Stirn).

Eschenbach (zu der nach links gehenden Charlotte). Na, wohin?

Charlotte. Nach der Mutter sehen!

Eschenbach (den Finger auf den Mund legend). Und kein Wort! Verstanden? Lege für alle Fälle noch ein Gedeck mehr auf! . . . Kannst Dir auch 'ne Schleife in Deinen Wuschelkopf stecken, damit's ein bischen festlicher aussieht!

Charlotte (in der Tür anmutig). Das hätte ich auch ohne Deine Erlaubniß getan! (Ab.)

Dritte Scene.

Vorige ohne Charlotte.

Eschenbach (lächelnd). Glaub's! Daran denken die Weibsleute immer zuerst! . . . (Auf einen fragenden Blick Helenens) Ja, mein Kind, Du wunderst Dich! . . . Wir werden heut wahrscheinlich zu Fünft zu Mittag essen!

Helene (sieht ihn verständnißlos an, dann plötzlich strahlend). Väterchen, er war hier? . . . er hat mit Dir gesprochen?

Eschenbach (bleibt stehen). Wer war hier? . . . . Wer hat mit mir gesprochen?

Helene (wendet enttäuscht und schweigend den Kopf).

Eschenbach. Groß Heil widerfährt heut unserem Hause! Der verlorene Sohn kommt zurück!

Helene (zuerst sprachlos). Hans . . . kommt . . . nach Hause?

Eschenbach. Ja! Der verlorene und hoffentlich reumütige Sohn! Freust Du Dich, ihn wiederzusehen?

Helene (innig, aber mit ganz anderem Ausdruck, wie vorhin). Von ganzem Herzen! Und gar erst die Mutter!

Eschenbach. Ja! Wenn's ihr die Polizei erlaubte, würde sie die ganze Stadt beflaggen lassen! (Er geht umher, dann bleibt er stehen, unentschlossen blickt er sie mehrere Male an, endlich) Sag' mal, Lene, wer ist der junge Mann, von dem Du Dich gestern Abend hast nach Hause begleiten lassen?

Helene (erschrocken). Ich?

Eschenbach. Ja! Du!

Helene. Das muß ein Irrtum sein!

Eschenbach (gütig). Lene! Läugnen ist doch Deiner nicht würdig! Ich habe Dich gesehen! Na, ist's noch ein Irrtum?

Helene (mutig). Nein!

Eschenbach. Mein gutes Kind, Du wirst mich nicht für so abgeschmackt halten, daß ich Dir hier 'ne große Scene vorspiele mit sittlicher Entrüstung und väterlichem Fluch! Das habe ich mal in einem Theaterstück gesehen. Dazu habe ich bei Dir keinen Grund und — auch kein Recht. Ich habe unbedingtes Vertrauen zu Dir, und das verdienst Du! Du hast Achtung vor Deinen Eltern und vor Dir selbst! Durch eisernen Fleiß hast Du Dir als Buchhalterin 'ne hübsche Stellung gemacht. Du bist ein selbstständiger Mensch, bist mündig und eigentlich Niemandem Rechenschaft schuldig. Aber ich denke, wie wir Beide mit einander stehen, wie 'n paar gute Freunde: da solltest Du keine Heimlichkeiten haben! Na also: wer ist's?

Helene. Er heißt Hermann Claudien.

Eschenbach. Am Ende gar verwandt mit dem verstorbenen Oberförster?

Helene. Er ist sein Sohn.

Eschenbach. Famos! Der Alte war ein Ehrenmann! Trotzdem er beim Skat immer unverschämt mogelte und Jagdgeschichten erzählte, daß wir Alle blau anliefen . . . Ihr liebt Euch also?

Helene. Die Frage beantwortet sich doch von selbst!

Eschenbach. Hast Recht! Die Frage ist wirklich überflüssig . . . . Was ist er denn?

Helene. Noch nichts!

Eschenbach. Hm! Das ist nicht sonderlich viel! Was will er denn werden?

Helene. Förster!

Eschenbach. Das vererbt sich immer so fort. Also Staatsdienst?

Helene. Ja! Er ist jetzt auf der Forstakademie in Eberswalde und ist nur über die Ferien hier.

Eschenbach. Das läßt sich hören! So ein Beamter bietet doch immer die beste Garantie. Ist keiner wirtschaftlichen Kalamität unterworfen. Da ist sittlicher Ernst und Pflichtgefühl! Klappt also Alles ganz famos. Wozu dann aber die Heimlichkeit? Warum kommt er nicht zu mir?

Helene (leise). Es fehlt ihm an Mut!

Eschenbach (lacht). Na! Ein sehr feuriger Liebhaber scheint er also nicht zu sein.

Helene. Er hat kein Vermögen und . . .

Eschenbach. Ich habe immer gedacht, das Leben in der Natur machte frei und unabhängig von allem Kleinlichen! Haha! Will in den Wald hinaus und hat keinen Mut. Ich glaube, nein, ich bin ganz sicher: einen stolzen Sechzehnender zu erlegen wird ihm mal mehr Herzklopfen verursachen, als einen so alten mürben Mann!

Helene. Er muß noch sieben Jahre auf den grünen Zweig warten . . .

Eschenbach. Auf den grünen Zweig?

Helene. Ja, Vater, der grüne Zweig auf dem Kragen bedeutet die Ernennung zum Förster.

Eschenbach. Hm! Hm! Alle sehnen sie sich nach dem grünen Zweig, der Eine auf diese, der Andere auf jene Weise! Sieben Jahre? So lange hat Jakob auch um Rahel geworben!

Helene (schüchtern). Und da hofften wir Beide, daß Du uns vielleicht helfen würdest, damit wir früher . . .

Eschenbach (wehmütig). Nein, mein geliebtes Kind, die Hoffnung müßt Ihr Euch aus dem Sinn schlagen. Könnte ich, wie ich wollte, noch heute würde ich Eure Hände ineinander legen. Aber ich habe nichts! Eure Erziehung, das Leben, das dreijährige Studium des Jungen, die Aerzte und Apotheker für die Mutter . . . die haben meine kleinen Ersparnisse aufgefressen. Ratzekahl! (Grimmig) Das Geld! Das niederträchtige Geld! Ueberall hemmt es am Vorwärtskommen und enttäuscht und verbittert und zerstört Hoffnungen! . . . Liebst Du ihn so treu, daß ein jeder Herzschlag ihm gehört? Und er Dich?

Helene (nickt).

Eschenbach. Dann werdet Ihr Euch auch finden! Schick' ihn mal zu mir! Es wird Klarheit schaffen und innere Ruhe! (Er zeigt ihr Hansens Brief.) Na? . . . Ist aus ihm wirklich etwas Tüchtiges geworden, so kann er Euch vielleicht beispringen! Na also, Kopf oben, mein Mädel! Pst! Die Mutter kommt! (Voll Gefühl) Jetzt werde ich mal einem Menschen eine namenlose Freude machen können!

Vierte Scene.

Vorige. Durch die linke Tür wird **Frau Eschenbach**, von **Charlotte** unterstützt, hereingeführt.

Eschenbach (ihr entgegen, in völlig verändertem, heiterstem Ton) Na, Mauserl, da sind wir ja endlich! (Während sie vorgeführt wird) Haben wir mal wieder bis in den hellen Tag hineingedruselt! Was? Aber man sieht's Dir auch an, siehst ja ganz rosig und frisch aus!

Frau Marie Eschenbach (eine kleine zierliche Frau, Mitte der 40er, frühzeitig ergraut, ihr Leiden hat ihre Züge verklärt, sie ist dunkel gekleidet, sie trägt einen kleinen schwarzen Schleier auf dem Kopf; während sie sich langsam in den Lehnstuhl setzt, rückt ihr Helene die Kissen im Rücken zurecht und

Charlotte kniet vor ihr, um ihr das Fußkissen hinzuschieben; heiter lächelnd). Ja, ganz frisch! Gut geschlafen habe ich! . . . Prachtvoll! Zwölf Stunden hintereinander . . . nicht wahr, Lotte?

Charlotte (aufstehend). Gewiß, Tantchen!

Fr. Eschenbach (hustet leicht). Und dieser herrliche Sonnenschein! Wie der in's Zimmer hineinlacht!

Eschenbach. Wollt's mir auch ausbitten! Wenn Johannes und Marie Eschenbach morgen silberne Hochzeit feiern . . . ja, zum Kuckuck, da muß Petrus schönes Wetter machen, sonst verliert der alte Schwerenöter jeden Kredit bei mir! . . . Und Ihr beiden Mamsells werdet wohl auch nichts dagegen haben? Denn helle Fahnen wollt Ihr doch flattern lassen! . . . Bin nur neugierig, wie Du, alter Windbeutel, Dich als Silberbraut 'rausstaffiren wirst! He?

Fr. Eschenbach. Das ist 'ne große Ueberraschung! Nicht wahr, Lene? Du hast doch nicht geplaudert?

Helene. Kein Sterbenswörtchen! Papa, da wirst Du schauen! (Da Fr. Eschenbach hustet, rückt ihr Helene die Kissen bequemer, währenddessen)

Eschenbach (leise und bebend). Meinst Du, daß ich's ihr jetzt sagen kann?

Charlotte (Fr. Eschenbach beobachtend). Noch nicht! Ich gebe Dir schon ein Zeichen!

Eschenbach. Hast Du auf alle Fälle die Medicin zur Hand?

Charlotte. Sie steht dort auf dem Tisch!

Fr. Eschenbach (sich ein wenig umwendend). Na, was habt Ihr denn da zu tuscheln?

Eschenbach (wieder ganz unbefangen). Ja, mein Herz, wir haben auch unsere Geheimnisse, ich und der kleine Hanswurst da!

Fr. Eschenbach (lächelnd). Wird wohl was Rechtes sein! Ihr Beide treibt ja doch nur immer Allotria!

Eschenbach (wechselt einen Blick mit Charlotte). Nur immer Allotria!

Fr. Eschenbach. Und dann glaube ich auch: Ihr habt immer so eine Art Komplott . . . so etwas Heimliches! Da lobe ich mir die Lene . . . die ist immer so klar und so gleichmäßig! Da weiß man immer, woran man ist! Nur lustiger solltest Du sein, Lene, heiterer, sorgloser! Du meine Güte, als ich 22 Jahr alt war . . . den Sonnenschein habe ich mit den Händen aufgefangen . . . über Stock und Stein bin ich gesprungen, nicht wahr, Johannes?

Eschenbach. Das will ich meinen! Das war Euch ein Tollkopf. Den hatte sie voller Narrenspossen!

Fr. Eschenbach (in heiterer Erinnerung). Ja, über Stock und Stein . . . bis ich Dir endlich in die Arme flog!

Eschenbach. Hast Dich wohl da gefunden?

Fr. Eschenbach (ihm die Hand reichend). Glücklich! (Kleine Pause.)

Charlotte (hat keinen Blick von Fr. Eschenbach gelassen, sie steht neben Eschenbach, leise). Jetzt!

Eschenbach (nach tiefem Atemzuge, wieder heiter). Sag' mal Lotte, hast Du denn der Mutter erzählt, daß wir . . . heute noch Besuch bekommen?

Charlotte. Nein . . . das hatte ich . . .

Eschenbach. . . . natürlich verschwitzt! Hast 'nen Kopf wie ein Sieb! Ja, Alte, Besuch giebt's heute . . .

Fr. Eschenbach. Heute ist doch Sonnabend . . . Na ja, da kommt die langweilige Frau Kanzleirat zum Kaffee und stöhnt über die teuren Fleischpreise!

Eschenbach. Nein, die kommt heute nicht!

Fr. Eschenbach. Dann kommt der langweilige Herr Kanzleirat und stöhnt über die teuren Brotpreise!

Eschenbach. Nein, Mauserl, Du bist auf 'ner ganz falschen Fährte!

Fr. Eschenbach. Am Ende gar Herr C. M. Kollmann mit seinen großen Vatermördern? Will uns gewiß zu morgen gratuliren. Nein, diese Ehre, wenn der Principal kommt! Ist auch überall ordentlich Staub gewischt?

Eschenbach (lacht gezwungen). Nein, nein, viel jünger!

Fr. Eschenbach. Ist mir auch, ehrlich gesagt, viel angenehmer! Ich kann die alten Männer nicht leiden! Die sind immer so brummig, und meistens sind sie auch sehr häßlich! . . . Also ein viel jüngerer Mann? Kenne ich ihn?

Eschenbach. O ja!

Fr. Eschenbach. Hier aus der Stadt?

Eschenbach. Hm!

Fr. Eschenbach (heiter). Dieser Besuch scheint ja ein Preisrätsel zu sein! (Sieht Helene an, dann freudig) Lene, mein Kind, sollte es Dir am Ende vor Allem gelten?

Helene. Nein, Muttchen, der Besuch gilt uns Allen!

Fr. Eschenbach (sich umwendend). Mein Gott, was habt Ihr denn? Was tut Ihr denn gar so wichtig mit diesem Besuch? . . . Der Kaiser von Marokko wird's wohl nicht sein! . . . (Sie schaut ihren Mann an, der mutig ihren Blick erträgt, dann die Mädchen, die die Augen niederschlagen; sie starrt träumerisch in's Weite, nach und nach beleben sich ihre Züge, ihr ganzer Körper gewinnt Leben, langsam erhebt sie sich halb, dann keucht sie mühselig) Er?

Helene (hält ihre Hand und drückt sie in die Kissen).

Eschenbach (streichelt ihr den Kopf und küßt sie auf die Stirn). Ja, er! Nicht weinen, Mauserl! Sei mutig und froh und stark! Er kommt zurück und bringt uns Allen Glück und Segen!

Fr. Eschenbach (faltet die Hände, mit einem Blick nach oben, in tiefer Frömmigkeit). Ich danke Dir!

Helene und Charlotte (ein wenig im Hintergrund).

Eschenbach. Jetzt ist alle böse Zeit für Dich vorbei! Und für uns Alle! Ja, Herzchen, jetzt wirst Du wieder ganz gesund! . . . Der Bengel hat sich da in der Welt herumgetrieben . . . na, Jugend will austoben . . .

Fr. Eschenbach (ohne ihn zu hören). Er kommt zurück!

Eschenbach. . . . aber nun kehrt er als gefesteter Mann in sein Elternhaus zurück!

Fr. Eschenbach (wie oben). Er kommt zurück! (Plötzlich) Ist er am Ende schon hier? . . . Johannes . . . ich bitte Dich . . . laß' mich nicht warten! . . . (langsam) Doch nein . . . er ist noch nicht hier . . . das würde ich ja fühlen!

Eschenbach. Lange wird er nicht mehr ausbleiben! . . . . Der Tausendsappermenter! . . . Wir wissen nicht einmal, mit welchem Zuge er kommt! Er will uns überrumpeln . . .

Fr. Eschenbach. . . . mit Glück und Seligkeit!

Charlotte (hat während des Vorigen plötzlich einen Schritt gegen die Mitteltür getan, sie horcht einen Moment, ihr Gesicht verklärt sich, dann schnell und leise). Er hat die Haustüre zugeworfen . . . das ist sein Schritt! (Sie stürzt mit Helene unbeobachtet hinaus, die Mitteltür bleibt offen, so daß man in den kleinen Vorflur sehen kann; währenddessen)

Fr. Eschenbach (in unveränderter Stellung und in immer wachsender Spannung, wie eine Seherin). Hörst Du's? Jetzt . . . jetzt tritt er in's Haus . . .

Eschenbach. Keine Idee! . . . Das ist die Milchfrau, dieses alte Trampeltier.

Fr. Eschenbach. Das ist sein Schritt . . . er kommt die Treppe herauf . . .

Eschenbach (sich bemeisternd, leise). Die Liebe hört scharf! (Dann) Aber Muschi, Geduld! Geduld! Und spare Deine Kräfte für den ersten Sturm! (Währenddessen ist)

Hans (in den Flur getreten und von beiden Mädchen stumm umschlungen worden, dann tritt er auf die Schwelle).

Eschenbach (hat sich jäh umgedreht und geht einige Schritte nach hinten; sie stehen sich gegenüber).

Fünfte Scene.

Vorige. Hans.

Hans Eschenbach (ein hübscher Mensch von 24 Jahren, bleich, kleines Schnurrbärtchen, er ist einfach gekleidet; leise und mit gesenkten Augen). Vater!

Helene und Charlotte (hinter Hans noch im Flur).

Charlotte (hebt bittend die Hände).

Eschenbach (reicht ihm die Hand, ernst und leise). Dein Eingang sei gesegnet! (Sie bleiben einen ganz kurzen Moment stehen.)

Hans (leise). Die Mutter?

Eschenbach (leise). Dort! . . . aber sei mutig! . . . erschrick nicht!

Fr. Eschenbach (immer seliger). Er öffnet die Tür . . . Jetzt tritt er in's Zimmer . . .

Hans (vorstürzend). Mutting!

Fr. Eschenbach (mit überwältigendem Aufschrei). Hans!

Hans (hat den Hut hingeworfen, und ohne sie anzusehen, stürzt er vor ihr nieder, seinen Kopf in ihren Schooß legend).

Fr. Eschenbach (umschlingt ihn stumm, kein Wort wird gesprochen).

Eschenbach (in furchtbarster Erregung zu den Mädchen, barsch und leise). Hier wird nicht geheult! Verstanden?

Fr. Eschenbach (ihn liebkosend). Hänschen! Hanserl! Jungchen! Bist Du endlich wieder da?

Hans (sein Gesicht noch in ihrem Schooß). Ja, Mutting, endlich!

Fr. Eschenbach (überselig). Mutting! Er sagt noch „Mutting"! So schau mich doch mal an, damit ich Deine Augen sehen kann!

Hans (hebt langsam den Kopf und sieht sie mit aller Ueberwindung an).

Fr. Eschenbach (sieht ihm einen Moment in die Augen, dann sicher). Die sind gut geblieben!

Hans (steht auf, übermütig). Und wie gesund und rosig meine Alte aussieht! Du bist ja viel, viel jünger geworden! (Sich nach den Anderen umwendend) Nicht wahr? (Leise, in furchtbarer Qual) O, mein Gott!

Eschenbach und die Mädchen (wenden sich ab).

Fr. Eschenbach. Und nun, mein Jungchen, wie geht's Dir denn? wie geht's Dir denn?

Hans (in heiterstem Frohsinn). Prächtig, Muttchen, ich bin glücklich und zufrieden.

Fr. Eschenbach (glücklich). Wußt' ich's doch! Siehst Du, Johannes, er hat's doch durchgesetzt! (Sie hustet.)

Eschenbach (heiter). Ja, jetzt wird wohl meine gute Zeit bei Dir um sein! Jetzt hat Der Oberwasser!

Fr. Eschenbach (in kindischer Freude). Weiß Gott! und 'nen Schnurrbart hat er bekommen . . . 'nen richtigen Schnurrbart! Hast Du's schon bemerkt, Lotte? (Sie hustet.) Aber ein bischen blaß siehst Du aus? (besorgt) bist Du krank?

Hans. Das macht die schlechte Luft in der großen Stadt und . . . die Arbeit.

Fr. Eschenbach. Bist wohl furchtbar fleißig gewesen? (Sie hustet.)

Charlotte (leise zu Eschenbach). Sie spricht zu viel!

Eschenbach (vortretend). Ja natürlich! Willst ihn wohl gleich ganz und gar mit Beschlag belegen? So 'ne große Generalbeichte? Was? Das fehlte gerade! Und vor lauter Glückseligkeit lassen die drei Weibsleute den armen Kerl verhungern! Gebt ihm lieber was Ordentliches zu essen, das ist nach solcher langen Reise wichtiger!

Fr. Eschenbach (erhebt sich mühsam, von Helene unterstützt). Da hast Du wirklich Recht! Heute lasse ich Dir alle Deine Lieblingsgerichte kochen, alle!

Eschenbach (lacht). Na, na, na, nur nicht alle auf einmal! Und daß

Du mir nicht an den heißen Herd gehst und dann wieder hustest! Sonst giebt's vierzehn Tage Stubenarrest und am Sonntag keine Mehlspeise! — Verstandez-vous?

Fr. Eschenbach (von Lene zur linken Türe geführt). Hat 'nen Schnurrbart! Zu drollig! Aber hübsch ist er geworden! Bildhübsch! (Sie bleibt stehn.) Ißt Du noch Kartoffelklöße gerne, mein Jungchen, mit solcher dicken Mussauce?

Hans. Immer noch, Mutting, immer noch!

Fr. Eschenbach (an der Tür, die Charlotte geöffnet hat). Wenn also kein Pflaumenmus mehr da ist, gleich zum Kaufmann 'rüberschicken (sich in der Tür umwendend), aber blitzsauber ist mein Kerlchen geworden, blitzsauber, (stolz) und er hat's durchgesetzt! (Sie wirft ihm noch eine Kußhand zu, mit Helene und Charlotte ab.)

Sechste Scene.

Eschenbach. Hans.

Eschenbach (nach kurzer Pause). Und jetzt noch einmal: willkommen!

Hans (ergreift stumm Eschenbachs Hand, dann ballt er sein Taschentuch krampfhaft zu einem Knäuel, den er vor den Mund hält, um nicht zu weinen).

Eschenbach. Was hast Du?

Hans. Die Mutter! (leise jammernd) die Mutter!

Eschenbach (schweigt).

Hans. Wie lange ist sie so?

Eschenbach. Seit — fünf Jahren!

Hans (sieht ihn an). Seit fünf Jahren? (Dann nickt er langsam.)

Eschenbach. Ja, den Knax hat sie weg seit damals, als . . (Pause.) Willst Du vielleicht 'ne Cigarre rauchen, so stecke Dir eine an, ich selber rauche nicht mehr!

Hans. Ich rauche nur Cigaretten . . .

Eschenbach. Die sind hier verpönt. Die Alte könnte es nicht aushalten. (Pause, er geht mehrere Male durch's Zimmer, dann bleibt er stehen und sieht ihn lange an.) Du hast der Mutter gesagt, daß es Dir gut geht, daß Du glücklich bist und zufrieden . . . Wieviel darf ich davon glauben?

Hans (nach kurzer Pause, leise, mit gesenkten Augen). Nichts!

Eschenbach (bebt zusammen, dann sich bemeisternd). Du kommst also zurück, wie Du gegangen bist?

Hans. Aermer, Vater, viel ärmer! Aermer an Hoffnungen, aber viel reicher an Enttäuschungen!

Eschenbach. Und warum kamst Du?

Hans. Ich mußte Euch mal wiedersehen!

Eschenbach. Dein kindliches Gefühl kann ich nur loben, nicht Dein Ehrgefühl! Denn Du schriebst: Du würdest nur vor mich treten, wenn Du mir beweisen könntest, daß Du damals Recht hattest, nicht ich! Nicht wahr, das schriebst Du doch?

Hans. Ich hab's auch geglaubt! Weiß es der Himmel, ich hab's geglaubt! (Pause.)

Eschenbach. Du hast Dich also verbummelt?

Hans. Verbummelt? Ich? (Er lacht auf.) Gearbeitet hab' ich Tag und Nacht unter maßlosen Entbehrungen, mit Anspannung aller Kräfte . . . Auf einem Dachboden, den ich mir zum Atelier eingerichtet hatte . . . in Sonnenglut, in eisiger Kälte . . . oft ohne einen Bissen . . . habe ich gearbeitet . . . nur gearbeitet.

Eschenbach. Und . . . der Erfolg?

Hans. Ein lächerliches Hundeleben!

Eschenbach. Und weswegen bist Du nicht einen Schritt vorwärts gekommen?

Hans. Weil ich kein Glück habe!

Eschenbach. Oder vielleicht . . . weil Du kein Talent hast!

Hans. Vater!

Eschenbach. Oder wenigstens nicht genug Talent! Zu der Erkenntniß solltest Du doch nun endlich nach fünf Jahren auch gekommen sein! Bitte, wir wollen uns nicht ereifern! Du kanntest meinen Standpunkt! . . Als ich Dich mit sechzehn Jahren aus der Realschule nahm, wollte ich Dich in's Geschäft stecken, zu C. M. Kollmann! Für einen so mittellosen Jungen, dachte ich, wäre es das Sicherste. Die Luxuspapierbranche spielt jetzt eine wichtige Rolle in unserem Handel. Daß sie einen ungeahnten Aufschwung nehmen kann, dafür kenne ich Beispiele! Da stecktest Du Dich hinter die Mutter, und die überraschte mich plötzlich mit Deinem Plan, Maler zu werden. Mir war's im Grunde des Herzens zuwider! Ich fürchtete vor Allem, es sei weniger wahre Liebe zur Kunst, als der Hang nach einem ungebundenen freien Leben, nach so einem Leben ohne Ernst, ohne Pflichterfüllung! Ich wußte auch garnicht, wie ich die Kosten für das jahrelange Studium würde aufbringen können . . . Aber trotz alledem sagte ich nicht absolut nein! Nicht wahr? So verhielt sich's doch?

Hans. Ja, so war's.

Eschenbach. Von den Zeichnungen, die Du mir vorlegtest, verstand ich nichts. Ich ging also mit Deinen Skizzen zu Professor Simrock von der Akademie. „Ein sehr bescheidenes Talent," sagte er, „das sich auch bei eisernem Fleiße nur immer in sehr bescheidenen Grenzen halten würde!" Das klang nicht sehr ermutigend, nicht wahr?

Hans (bitter). Ja, die Herren von der Akademie, die großen Propheten!

Eschenbach. Nun, es scheint, sie haben Recht behalten! (Pause.) Aber . . . es war Dein Herzenswunsch! Die Mutter und alle Weiber in der Familie lagen mir in den Ohren — die hielten Dich nämlich alle für 'nen zukünftigen Raphael — da gab ich endlich nach! Du hast dann drei Jahre hier studirt. Ich schränkte unseren Haushalt ein, den Mädchen knapste ich

ein neues Kleid ab, ich gewöhnte mir das Rauchen ab, ich gab Abends heimlich jungen Leuten Unterricht in der Buchhaltung . . . die Stunde für 'ne Mark, um die Kosten für Dein Studium aufzubringen! Das dauerte drei Jahre! Die habe ich mit immer größerer Sorge verfolgt, mit wahrer Angst. Der Professor sagte mir, Du machtest keine Fortschritte, nicht die geringsten! Da fragte ich mich im Stillen immer wieder: „Um Gotteswillen, was soll daraus werden?" Heute muß ich Dir's sagen, diese drei Jahre waren der Anfang zu meinem Ruin!

Hans (erschrocken). Vater!

Eschenbach. Ich nahm Dich dann noch einmal in's Gebet, ich riet Dir zur Umkehr, weil es noch Zeit sei! Endlich verlangte ich's von Dir! — Da, eines Morgens warst Du plötzlich verschwunden! Statt Deiner ein Brief, in dem Du voll Trotz und mit wenig Dankbarkeit sagtest: hier sei Dir die Welt zu eng, die Kunst zu zopfig, die Lehrer verhaßt. Du wolltest in Paris Dein Glück auf eigene Faust versuchen! Du hast es versucht, fünf Jahre lang — und nun? (Pause, er geht umher.) Daß Du kein Genie bist, deswegen mache ich Dir wahrhaftig keine Vorwürfe! Du lieber Gott, von wem solltest Du's wohl haben? Von mir sicher nicht, denn ich bin, weiß es der Himmel, kein Genie! Etwa von der Mutter? — Nein, deswegen keinen Vorwurf! (Er bleibt stehen, lebhafter) Daß Du damals davonliefst . . . unbesonnen, töricht . . . wie Du davonliefst . . . ohne Abschied . . . ohne Dank . . . ohne Trost . . . ich will's noch Deiner Jugend zu Gute halten! Aber (in tiefer Erbitterung) daß Du es fertig gebracht hast, Deine Mutter alle die langen Jahre ohne Lebenszeichen zu lassen . . (immer drängender) daß Du der armen Frau das Herz gebrochen hast, (bebend) daß Du mir die Frau, die mein Stolz, mein Glück, mein ganzer Lebensinhalt war, daß Du mir die mit Deinem frevelhaften Leichtsinn zu Grunde gerichtet hast . . . das . . . das verzeihe ich Dir nie! (Pause, dann ruhiger) Das mußte gesagt werden! Ich habe fünf Jahre auf diesen Augenblick gewartet . . . das mußte sein! (Pause.) Ich warte: verantworte Dich!

Hans (schweigt in tiefer Erschütterung).

Eschenbach. Und — ich frage noch einmal — was soll nun weiter werden?

Hans. Ich werde nach Paris zurückgehen . . .

Eschenbach. Was willst Du dort?

Hans. Weiter arbeiten!

Eschenbach (geringschätzig). Wozu?

Hans. Alles kannst Du mir nehmen, Vater, nur Eins nicht, den Glauben an mein Talent! Und wenn mir's alle Akademieprofessoren der Welt absprechen, und wenn ich in Armut und Elend und Enttäuschungen weiter so dahinkeuchen soll — ich glaube an mich, und diesen Glauben kann mir Niemand rauben! Um dort als unbekannter junger Mensch schnell emporzukommen, dazu gehört mehr als Begabung, dazu gehört Geld, dazu gehört Protektion, dazu gehört Schmeicheln und Katzbuckeln, dazu gehört

Glück! Ja, Vater, Du hier in Deinem stillen Winkel, Du ahnst nichts von dem Cliquewesen, von den Kabalen und Ränken, die man dort namentlich gegen uns junge deutsche Künstler spinnt! Und weil ich gegen das Alles machtlos bin, weil ich für das Alles nun einmal nicht geschaffen bin, deswegen bin ich noch nicht auf den grünen Zweig gekommen!

Eschenbach. Ich hab's auch zuerst nicht gekonnt, aber das Leben hat mich gelehrt, unterzuducken und zu gehorchen und mich zu fügen!

Hans. Und Vater — verzeih mir die Frage, sie soll Dich wahrhaftig nicht verletzen — was hat Dir das Alles genützt? Bist Du mit alledem auf den grünen Zweig gekommen?

Eschenbach. Das lag bei mir ganz anders! Du hast Dir die Verhältnisse selbst geschaffen, unter denen Du jetzt so zu leiden hast. Ich war in die Verhältnisse hineingezwungen worden. Ich hatte auch einmal das Sehnen nach dem grünen Zweig, aber ich war zum Lasttier bestimmt und bin ein Lasttier geblieben! Was ich Dir vorher gesagt habe, ist wahr — ich stehe vor dem finanziellen Ruin! Ich habe die unmenschlichsten Opfer gebracht, um mich über Wasser zu halten, es war Alles umsonst! Ich werde von Sorgen förmlich erdrückt. Und, Hans, wir reden jetzt Mann zu Mann, ohne Haß und Groll: heimlich, ganz heimlich, im tiefsten Winkel meines Herzens hatte ich immer gehofft, ich hätte mich damals geirrt, ja, hatte ich immer noch auf ein Wunder gehofft, und dieses Wunder solltest Du mir bringen!

Hans (dumpf). Ich?

Eschenbach. Ja, Du! (Er geht umher, schaut zum Fenster hinaus, dann) Wie lange wirst Du hier bleiben?

Hans. Einige Tage, ich habe ein Bild ausgestellt . . .

Eschenbach. Hast Du denn die geringste Aussicht, ausgezeichnet zu werden?

Hans (bitter). Ach, Du lieber Gott, nicht die geringste. Ich komme mir immer vor, wie ein Mensch, der ganz genau weiß, daß er eine Niete gezogen hat und trotzdem auf das große Loos wartet. Ich will glücklich sein, wenn ich nur in irgend einer Zeitung erwähnt werde! (Voll Hohn) Ich verlange ja garnicht, gelobt zu werden, nur genannt möchte ich werden, nur nicht totgeschwiegen. Ich will versuchen, das Bild an einen Händler loszuschlagen . . . um jeden Preis . . . um 'nen Pappenstiel von 2 bis 300 Francs. Denn ich habe den Rahmen noch nicht bezahlt, und (leise) ich muß doch weiterleben!

Eschenbach (nach kurzer Pause). Ich will Dir zugeben, es macht auf mich den Eindruck, als ob Du's ganz ernst und ehrlich meinst! Aber was nützt das? Bei ruhiger Ueberlegung mußt Du einsehen, daß das nicht so weiter gehen kann. Die Mauer, die Du da einrennen willst, ist stärker als Dein Kopf! Will Dir's gerne glauben, daß der Weg zur Anerkennung oder gar zum Ruhme in der Riesenstadt da nicht mit Rosen bestreut ist, aber ein wirkliches Talent bricht sich immer Bahn! (Er klopft auf den Tisch.)

Das hast Du nicht! Da liegt der wahre Grund! Deswegen kommst Du heute nach fünf Jahren so zurück! (Pause.) Du bist jetzt 24 Jahre, Du kannst Dir also noch Dein Leben zimmern! (Pause, er geht umher und bleibt dann stehen.) Entsinnst Du Dich noch des jungen Siebenlist?

Hans. Der früher auch bei C. M. Kollmann war?

Eschenbach. Derselbe. Vor fünf Jahren, gerade als Du . . . fortgingst, verließ Siebenlist unser Geschäft und errichtete mit einem reichen jungen Mann eine Luxuspapierfabrik. Die hat er zu einer fabelhaften Höhe gebracht, durch seine eminente Begabung, die man beinahe genial nennen könnte, durch seinen Fleiß und wohl auch durch seine brutale Rücksichtslosigkeit! Er streckt seine Fangarme nach allen Richtungen, er hat in der kurzen Zeit die ganze Konkurrenz hier überflügelt, er hat sie, richtiger gesagt, niedergetrampelt!

Hans. Auch Euch?

Eschenbach. Auch uns! C. M. Kollmann, der ja allerdings immer rückständig und zopfig war, kämpft mit schweren Sorgen . . . wenn nicht eine Erfindung ihn herausreißt . . . doch das ist Geschäftssache, das gehört nicht hierher! Dieser Siebenlist braucht, wie ich höre, einen ersten Zeichner. Nicht etwa einen gewöhnlichen Musterzeichner, sondern eine künstlerisch gebildete Kraft!

Hans. Und . . . was soll mich das interessiren?

Eschenbach. Soviel, daß ich Dir rate, Dich an ihn zu wenden!

Hans. Das werde ich nicht tun, niemals!

Eschenbach. Man muß nicht „niemals" sagen, merk Dir das! Der Widerruf fällt einem zu schwer! Du mußt nicht glauben, daß Du da in einer Tretmühle versimpeln sollst, das würde ich Dir nicht zumuten. Du würdest da Deiner Phantasie die Zügel schießen lassen können. Das Geschäft hat eine enorme Ausdehnung mit den verschiedensten Interessen und Anregungen. Sie exportiren nach Japan, nach Australien. Leistest Du ihm etwas, verdient er durch Dich, so kannst Du Deine Zukunft glänzend gestalten. Dann kommst Du auf den grünen Zweig! Wenn er Dich nimmt, es wäre Dein Glück!

Hans. Nein, mein Unglück!

Eschenbach. Würdest Du etwas Unehrenhaftes darin finden?

Hans. Unsittlich wäre es, wenn ich meine Ideale hinwerfen würde!

Eschenbach. Daß man sich von Idealen nicht satt essen kann, ich denke, das hast Du schon gelernt.

Hans. Ich habe auch schon hungern gelernt!

Eschenbach (legt ihm die Hand auf die Schulter). Das erste Mal habe ich mich beschieden, bescheide Du Dich das zweite Mal! Eine Anfrage ist noch keine Verpflichtung. Ich stehe von früher gut mit Siebenlist. Ich werde zu ihm gehen und mit ihm sprechen, und zwar sofort! Nach einer solchen

Stelle strecken sich hunderte Hände. Und es wäre doch schade, wenn ich zu spät käme!

Hans. Tu, was Du willst, ich werde auch tun, was ich will! Bevor ich meine Kunst aufgebe und mich zum Handwerker erniedrige, lieber — weiß Gott — lieber werfe ich den ganzen Plunder hin und mache ein Ende!

Eschenbach (rauh). Red' nicht so dummes Zeug!

Hans. Kümmere Dich nicht mehr um mich. Hier giebt es doch nur zwei Fälle: Entweder ich reiße es durch, und dann sollst Du sehen, wie ich Dir für Alles danke, oder — ich gehe vor die Hunde, und dann war's nicht schade um mich!

Eschenbach (zieht wieder das Jacket aus und den Rock an, den er wieder bürstet). Und damit das nicht geschieht, das „vor die Hunde gehen" . . . werde ich jetzt Vorsehung für Dich spielen! (Er setzt sich den Hut auf und nimmt den Stock.) Noch Eins: Du hast Dich der Mutter gegenüber da eben ganz tapfer gehalten, so muß es auch bleiben, laß sie nichts merken! Hörst Du? Lüge ihr das Blaue vom Himmel 'runter, erzähle ihr, daß Du in Gold und Ruhm schwimmst — sie wird Dir Alles, Alles glauben. Mach' ihr Schnacken vor, damit sie lacht! . . . nur, daß Du mir nicht mit einem Worte, nicht mit einem Blicke sie merken läßt, wie's um Dich steht. Denn allein die Hoffnung auf Dich hält sie noch am Leben! Pst, sie kommt!

Siebente Scene.

Vorige. Frau Eschenbach. Charlotte.

Fr. Eschenbach (wird nach vorne geleitet). Na, da wären wir also, hat ein bischen lange gedauert! Aber dafür wird's auch um so besser schmecken — wenn mir nur die Lene nicht im letzten Augenblick noch etwas verprudelt! Wenn die beim Kochen ihrer Phantasie folgt, na, dann Gnade Gott! (Sie setzt sich in den Lehnstuhl.) Und Ihr, Ihr habt Euch ordentlich ausgeplaudert?

Eschenbach (heiter). Und wie! Nein, Mauserl, kann Dir der Junge Geschichten erzählen! Geschichten! ich habe mich halb tot gelacht!

Charlotte (geht zum Buffet, nimmt aus der linken Schublade ein einfaches, gebrauchtes Tischtuch und beginnt den Mitteltisch zu decken; sie legt vier Servietten in Ringen auf und eine neue Serviette).

Fr. Eschenbach. So! Nun hast Du ihn lange genug gehabt! Jetzt möchte ich auch mal die Schnurren hören . . . ja, ja . . . jetzt möchte ich mich auch mal halbtot lachen!

Eschenbach. Ja, ja, ja! Ich gehe ja schon! Ich will nur noch 'mal schnell in die Fabrik, um nachzusehen, ob's etwas Wichtiges giebt. Um zwei Uhr wird ja heute so wie so geschlossen. Wird wohl bald gegessen, Lotte? Na, falls ich noch nicht da sein sollte, haut nur ordentlich in die Kartoffelklöße ein . . . aber, 'was übrig laßt Ihr mir schon! . . . sonst werde ich unangenehm! Adieu, Mauserl! . . . adieu Hans! Laß' Dir's zum ersten Male nach so langer Zeit hier wieder gut schmecken! . . . Adieu, Wuschelkopf! adieu! adieu! (Mitte ab.)

Achte Scene.

Vorige ohne Eschenbach.

Charlotte (deckt weiter, verrät aber den regsten Anteil an den Vorgängen).

Fr. Eschenbach (sich behaglich im Lehnstuhl zurechtsetzend). Na, mein Liebling, nun komm' mal zu mir, nahe, ganz nahe und nun beichte mal! Die Lotte stört Dich doch nicht?

Hans (heiter). O nein, die kann Alles hören, sie soll Alles hören!

Fr. Eschenbach. Kann mir schon denken, daß Du dem Vater manches verheimlicht hast! Hast ihm gewiß Dies und Jenes rosiger gemalt, als es ist! Aber mir, Deiner Alten, kannst Du ruhig Alles sagen! Das Gute und auch — das Böse! Na also: nun mal ganz ehrlich: hast Du Dich durchgerungen? Geht's Dir gut?

Hans (in heiterstem Frohsinn). Wie mir's geht? Ja, Mutting, wie's einem Menschen nicht besser gehen kann!

Fr. Eschenbach (glücklich). Wahr und wahrhaftig?

Hans (treuherzig). Wahr und wahrhaftig!

Fr. Eschenbach (klatscht in die Hände). Hast Du's gehört, Lotte?

Charlotte (heiter). Ja, freilich, Tantchen! Nicht wahr, das klingt, als ob die Engel im Himmel singen? (Dann geht sie wieder nach hinten, mit ernstem Gesicht Hans beobachtend.)

Hans. Zuerst wollten sie nicht recht an mich glauben . . .

Fr. Eschenbach. Die bösen Leute!

Hans. Aber dann! Dann habe ich ihnen gezeigt, was ich kann! Und dann kamen die Anerkennung und dann der Ruhm und das Geld . . .

Fr. Eschenbach. Also Geld verdienst Du auch schon?

Hans. Das will ich meinen! So viel ich will!

Charlotte (schüttelt nachdenklich den Kopf).

Hans (der einen Moment nicht von Frau Eschenbach beobachtet werden kann, da er ein wenig hinter ihrem Stuhl steht, schöpft Atem; dann aber schnell vortretend, übermütig). Und wenn Du im Sommer nach Paris kommst . . . ja, ja, ohne Widerrede, Du kommst und bringst natürlich die Lotte mit: dann sollst Du mal mein Atelier sehen! Da wirst Du Augen machen, Mutting, Gobelins und alte Rüstungen und herrliche Schränke . . .

Fr. Eschenbach (selig). Muß das schön sein!

Hans. Und ein Bild habe ich jetzt vollendet . . . ein großes, großes Bild in einem prachtvollen Rahmen . . . das hängt im Ehrensaal der Ausstellung . . .

Fr. Eschenbach (immer seliger). Im Ehrensaal!

Hans. Und dafür, Mutting, werde ich mit dem grünen Zweig geschmückt . . . (Hier beginnt der Vorhang ganz langsam zu fallen.)

Fr. Eschenbach. Mit dem grünen Zweig?

Hans. Ja! Mit der größten Zierde, die ein Künstler erreichen kann: mit dem Lorbeer!

Fr. Eschenbach (selig in die Ferne träumend). Mit dem Lorbeer!

Hans (steht jetzt ein wenig hinter ihr und schaut in tiefstem Schmerz auf sie hinunter).

Fr. Eschenbach (in weltvergessener Glückseligkeit). Mein Jungchen, mein Hans bekommt den Lorbeer! . . . (Hier ist der Vorhang langsam gefallen.)

Zweiter Aufzug.

Dieselbe Scenerie.

Der Mittagtisch ist abgedeckt; nur ein Kouvert für Eschenbach liegt noch dort. — Mittag desselben Tages.

Erste Scene.

Hans, gleich darauf **Charlotte**.

Hans (geht unruhig auf und ab, bleibt vor dem an der Wand hängenden Buntdruck stehen, betrachtet ihn und zuckt verächtlich die Achseln, dann nimmt er aus einem billigen Etui eine Cigarette und will sie anzünden, besinnt sich aber und steckt sie wieder ein).

Charlotte (von links in das andere Zimmer sprechend). Frau Schröder! . . . (Etwas lauter.) Frau Schröder!

Fr. Schröders Stimme. Fräuleinchen?

Charlotte. Lassen Sie nur Frau Eschenbach noch ein bischen ruhen! Und wenn sie einschlafen sollte, seien Sie mit dem Aufwaschen recht leise! (Sie tritt ein.) Sie ist nämlich ein bischen angegriffen! Das macht die Freude des Wiedersehens!

Hans. Ich fühle es auch in allen Gliedern! (Tieftraurig.) Mein Gott, Lotte, wie sie sich verändert hat!

Charlotte (leise). Ja, sie ist sehr krank, viel kränker, als es der Vater ahnt!

Hans. Habt Ihr denn einen Arzt? Ich meine: einen, der regelmäßig nach ihr sieht?

Charlotte. Zuerst hatten wir einen. Aber sie konnte ihn nicht leiden. Weil er sie immer so viel fragte! Und dann verordnete er so viel und verbot so viel! Jetzt kommt alle vier Wochen der Geheimrat Diederici.

Hans. Eine Autorität?

Charlotte. Die erste in diesem Fache. Den mag sie gern, weil er ihr scheinbar immer Recht giebt. Morgen ist übrigens wieder sein Tag.

Hans. Und Du hast sie immer treu gepflegt! Lotte, ich danke Dir! (Er giebt ihr die Hand.)

Charlotte (einfach). Ich habe nur meine Pflicht getan! Ich habe so viel Güte von Deinen Eltern genossen, daß das bischen Nachtwachen und Pflegen wahrhaftig nicht der Rede wert ist!

Hans. Wer ist denn die Frau Schröder, mit der Du da eben sprachst?

Charlotte. Eine Aufwartefrau. Die besorgt die gröbste Arbeit.

Hans. Und alles Andere Du!

Charlotte. Ja natürlich! Weil Lene doch den ganzen Tag im Geschäft ist.

Hans. Die hat sich recht verändert!

Charlotte. Sie liebt!

Hans. Das macht sie so traurig?

Charlotte. Es wird wohl nichts daraus werden . . . sie haben Beide nichts!

Hans (nachdenklich). Hm! (Kurze Pause.)

Charlotte. Hast Du Dich schon eingerichtet in Deiner Mansarde?

Hans. Sehr gut!

Charlotte. Du lieber Himmel, viel konnte ich mit dem alten Krimskrams nicht anfangen. Ich mußte es so zusammenstoppeln, wie's eben ging. Aber einen Vorteil hat die Kammer doch: die Sonne kommt herein.

Hans (bitter). Die Sonne kommt herein! . . . Mach' Dir doch deswegen keine Sorgen: für die paar Tage!

Charlotte. Du willst also sobald wieder fortgehen?

Hans. Gleich nach der silbernen Hochzeit . . . Dienstag . . . spätestens Mittwoch. (Pause.)

Charlotte. Hans! Wir sind doch alte Freunde, wir brauchen uns doch nichts weis zu machen. Von der ganzen Geschichte, die Du der Mutter vorgeflunkert hast, glaube ich kein Wort!

Hans. Warum nicht?

Charlotte. Du kannst nicht lügen!

Hans. Du hast Recht! Ich kann nicht lügen! Man merkt's zu bald! Ich kann Dir nur sagen: in Deiner Mansarde da oben wohne ich fürstlich gegen meine Dachluke in Paris.

Charlotte. Wo hast Du denn das teure Reisegeld her?

Hans. Das habe ich mir von einem Freunde geliehen, einem jungen Belgier . . . der hat mich lieb!

Charlotte. Das muß ein sehr netter Mensch sein! Grüß' ihn von mir!

Hans. Ich bin mit dem billigsten Zuge gefahren! Beinahe vier Tage bin ich auf der Bahn gelegen.

Charlotte. Nur Eins möchte ich noch wissen: ist die Geschichte mit dem großen Bilde, das Du ausgestellt hast . . . auch nicht wahr?

Hans. Das ist wahr!

Charlotte. Das habe ich auch geglaubt!

Hans. Ich hab's hingeschickt. Wenn's auch umsonst ist! Denn sie haben's ganz hinten in ein Seitenkabinet gehängt! Totenkammern nennen's wir Malersleute.

Charlotte (wehmütig). Das also ist der „Ehrensaal!"

Hans. Was glaubst Du wohl, Lotte, wie oft ich da in einer dunklen Ecke stand, wo mich Niemand sehen konnte! Da habe ich gewartet und ge-

lauert stundenlang, ob's nicht die Aufmerksamkeit der Besucher erregen würde! Sie gingen Alle vorüber! Und mit jedem Menschen, der da achtlos darüber wegsah, ging ein Stück Hoffnung für mich verloren! Nur ein Mal blieb ein junges Paar vor meinem Bilde stehen. Sie schien's zu interessiren, er aber sagte: „Verrückt, total verrückt! So komm doch endlich!" . . . Morgen ist die Preisverteilung . . . (Höhnisch lachend.) Unter 2500 Ausstellern aus aller Herren Ländern! Ich! Hans Eschenbach! Ich möchte nur die Namen wissen, die da von Kliquen und Protektion und Schwindel über Nacht zu Berühmtheiten fabricirt werden! Denn irgend einen Modeaffen brauchen sie! Den umschwärmen sie dann, und die Weiber verdrehen ihm den Kopf und machen ihn übermütig. Und im nächsten Jahre ist's wieder ein Anderer!

Charlotte. Es giebt also gar keine Gerechtigkeit, keine Anerkennung nach Verdienst?

Hans. Mag sein, daß unter Tausenden 'mal Einer sich mit seinem Talent Bahn bricht . . . nur mit seinem Talent! (Er geht mit den Händen auf dem Rücken durch's Zimmer, dann greift er nervös wieder nach dem Etui, steckt es aber wieder ein.) Daß ich das auch immer vergesse!

Charlotte. Was stellt denn Dein Bild vor?

Hans (näher). Ja, wie soll ich Dir das erklären! Hast Du ein bischen Phantasie, ein bischen Einbildungskraft?

Charlotte. Ich glaube!

Hans. Na also! (Keineswegs in erzählendem Ton) Durch einen tiefen, beinahe ganz dunklen Wald schreitet ein Paar: ein junger Mann und ein junges Mädchen . . . Dornen und Gestrüpp haben ihnen die Kleider vom Leibe gerissen . . . Er blutet aus Wunden an der Stirn und am Herzen. Er ist verzagt und droht zusammenzubrechen. Sie, ein holdes Kind von vielleicht achtzehn Jahren führt ihn mit der linken Hand; mit der vorgestreckten rechten zeigt sie selig und voll Hoffnung nach dem hellen Lichtschimmer, der weit, ganz hinten durch den Wald bricht! . . . Kannst Du Dir's ungefähr vorstellen?

Charlotte. Das muß sehr schön sein? Wie hast Du's genannt?

Hans. Den „Weg zum Glück"! (Pause.)

Charlotte. Hattest Du gute Modelle?

Hans. Mit dem Manne ging's. Nach langem Suchen fand ich endlich einen jungen zerlumpten Italiener mit prachtvollem Kopf und Körper. Bei dem Mädchen war alles Suchen umsonst. Die Gesichter der Pariser Mädchen, die Modell stehen, sind entweder zu kapriciös oder zu lasterhaft. So habe ich mich denn endlich auf meine Phantasie verlassen!

Charlotte. Daß es solche Mädchen giebt, die sich dazu hergeben!

Hans. Ach, es sind nicht die schlimmsten! Lustig leben sie in den Tag hinein, und wenn der Tag auch nur kurz war, sie haben doch gelebt! . . . Manche tun es auch ganz uneigennützig, aus reiner Liebe für den Künstler, um ihm zu helfen!

Charlotte. Das Bild möchte ich wohl gerne sehen!

Hans. Ich hab's photographiren lassen! Es ist das einzige Geschenk, was ich den Eltern zur silbernen Hochzeit mitbringen kann!

Charlotte. Wie werden sie sich freuen!

Hans. Ja, ja, die Mutter schon! Aber der Vater? Der glaubt nie und nimmer an mein Talent! . . . Willst Du's sehen? Ja? Warte einen Augenblick! Ich hab's oben im Koffer. (Er geht schnell durch die Mitteltür nach links, die Tür bleibt offen.)

Charlotte (bleibt einen Moment sinnend stehen, dann geht sie zur linken Türe öffnet sie halb und spricht leise in's Zimmer). Schläft sie? . . . Ja? . . . Gut! Legen Sie ihr lieber noch die blaue Decke über die Kniee! (Sie kommt zurück; man hört Hans eilig die Stufen herunterrennen.)

Hans (mit einem großen, mehrere Male in Seidenpapier eingeschlagenen ungerollten Bilde; während er das Papier behutsam abnimmt, eifrig). Von dem Farbenreiz, von den Lichtkontrasten kannst Du Dir natürlich keinen Begriff machen: Der dunkle schaurige Wald, in dem alle Gefahren lauern und in weiter Ferne das glückverheißende, strahlende, goldige Licht! (Er hält es vor sich hin.) So! . . . Nein, komm lieber ein bischen an's Fenster! So! . . . (während er es ihr hinhält, voll tiefer Wärme und in echter Begeisterung) Ja, Lotte, da habe ich mein ganzes Fühlen und Denken hineingemalt, da habe ich meine ganze Seele, alle meine Hoffnungen und Wünsche hineingelegt!

Charlotte (betrachtet einen Augenblick das Bild, dann schreit sie plötzlich entsetzt auf). Hans! Hans!

Hans. Um Gotteswillen, Lotte, was hast Du denn?

Charlotte (schlägt die Hände vor's Gesicht). Das . . . bin . . . ja ich!

Hans. Aber, Lotte, was fällt Dir ein! . . . Keine Idee! (Pause, dann sehr verlegen) Das heißt: wenn ich's so vergleiche . . . ja, allerdings . . . das Mädchen sieht Dir ein bischen ähnlich . . . je länger ich hinsehe . . . sehr ähnlich . . . nur Deine Stirn ist noch klarer und die Haare ein wenig dunkler . . . (immer schneller) Natürlich ohne jede Absicht . . . das war nur Zufall . . . reiner Zufall . . . Möglich, daß mir Dein Bild vorschwebte . . . aber unbewußt . . . ganz unbewußt . . . ich wollte Dich wahrhaftig nicht kränken . . . das schwöre ich Dir, Lotte! auf mein Wort: ich schwöre Dir's!

Charlotte (wie aus einem Traum erwachend, sieht ihn lange an, dann). Es ist schon vorüber . . . es kam so unerwartet . . . ich war so erschrocken! (Dann mit tiefer Innigkeit.) Ich wollte, Hans, es wäre so, und ich könnte Dir auch den Weg zum Licht zeigen und zum Glück!

Hans (ergreift ihre Hand, dann zieht er sie sanft an sich). Ich glaub's Dir, Lotte, ich weiß ja, Du hast es immer gut mit mir gemeint! (Er küßt sie auf die Stirn, sie schließt einen Moment die Augen; es klingelt draußen.)

Hans (läßt sie aus seinen Armen). Ist das der Vater?

Charlotte. Nein, Helene!

Zweite Scene.

Vorige. Helene (durch die Mitte).

Helene (mit Hut tritt schnell ein). Geheimrat Diederici ist soeben vorgefahren!

Charlotte (schnell). Du mußt Dich irren! Es ist ja erst morgen der Tag!

Helene. Er traf unten im Hausflur mit dem Vater zusammen. Sie kommen langsam die Treppe herauf. Weiß es die Mutter?

Charlotte. Komm' schnell . . . wir müssen sie wecken! (Beide schnell links ab.)

Hans (hat währenddessen versucht, das Bild wieder in Seidenpapier zu wickeln, da ihm aber keine Zeit mehr bleibt, stellt er es schnell unten in der Nähe des Buffets verkehrt hin).

Dritte Scene.

Hans. Geheimrat Diederici. Eschenbach.

Geheimrat Diederici (dem das Gehen sichtlich schwer fällt, vornehmer alter Herr mit durchgeistigten Zügen, tritt auf einen Stock gestützt in die Türe). Ich bitte einen Augenblick!

Eschenbach (will ihm einen Stuhl holen).

Diederici. Nein! nicht nötig! (Er ringt einen Moment nach Atem.) So! Nun ist's schon wieder gut! (Indem er langsam zu dem Lehnstuhl geht) Diese verflixten Treppen soll der Kuckuck holen! (Er setzt sich, dann sehr freundlich) Lieber Herr Eschenbach . . . ich konnte Ihnen das beim Hinaufsteigen nicht sagen . . . da hatte ich Wichtigeres zu tun, nämlich: nach Luft zu schnappen . . . eigentlich waren Sie erst für morgen vorgemerkt. Aber ich muß von hier direkt auf die Bahn . . . ich muß morgen früh in Paris sein . . . da kann nämlich ein Millionär nicht leben und will durchaus nicht sterben . . . nun, hoffentlich kann ich ihm seinen Wunsch erfüllen! Da hätten Sie also bis zu meiner Rückkehr warten müssen, und deshalb überfalle ich Sie schon heute!

Eschenbach. Ich danke Ihnen herzlichst für Ihre große Güte! Aber daß Sie sich noch den Strapazen einer so weiten Reise unterziehen . . . . in Ihrem Alter und bei Ihrer doch nicht allzu festen Gesundheit . . .

Diederici. Das wundert Sie, den bravsten aller Pflichtenmenschen? Man hilft eben seinen Mitmenschen, solange es nur irgend geht! Da muß man nicht auf sich selber achten!

Eschenbach (in Gedanken verloren, während Diederici umständlich seine Brille putzt). Man hilft, solange es eben geht! . . . Muß man nicht . . . . auf sich selber achten! . . .

Diederici (der sich die Brille wieder aufgesetzt hat, sieht plötzlich)

Hans (der sich tief vor ihm verneigt).

Eschenbach. Mein Sohn!

Diederici. Ach, sieh' da, der junge Maler aus Paris! (Er reicht ihm die Hand.) Viel Aehnlichkeit mit der Mutter! Namentlich das Schwärmerische in den Augen! . . . Morgen gerade bei meiner Ankunft hat ja die heitere

Stadt großen Galatag: die Preisverteilung im „Salon“. Na, Sie junger Rafael, werden Sie die große goldene Medaille davontragen?

Hans (die Augen niederschlagend, dann bitter und hart). Nein!

Dieberici (betroffen von der Schärfe der Antwort). Nun ja, ich scherzte ja nur. In so jungen Jahren blüht Einem noch nicht der Lorbeer! (Er steht auf.) Und nun zu unserer lieben Patientin! (Er geht, von Eschenbach begleitet, nach links.) Bleiben Sie nur hier, lieber Herr Eschenbach, (in der halbgeöffneten Tür) ich sehe ja die jungen Damen da drin und, . . . zuviel Menschen möchte ich bei der Untersuchung nicht haben!

Eschenbach. Herr Geheimrat, hoffentlich können Sie mir dieses Mal gute Nachricht bringen. Das Befinden meiner Frau hat sich in den letzten Wochen entschieden gebessert . . .

Dieberici. Um so besser, lieber Freund, um so besser! (Ab.)

Vierte Scene.

Vorige ohne Dieberici, darauf Fr. Schröder.

Eschenbach (geht schnell zur Mitteltür). Frau Schröder! bringen Sie mir schnell etwas zu essen . . . ganz gleich, was! Und ohne lange Umstände, ich falle um vor Hunger! (Er läßt die Türe offen und geht umher.) Siebenlist war nicht im Bureau . . . ich habe ihm ein paar Zeilen hinterlassen, daß ich ihn noch heute Abend sprechen möchte . . . er wird mich, denke ich, also heute noch rufen lassen! . . . Die Stelle ist, so viel ich da heraushören konnte, glücklicherweise noch nicht besetzt. Es sind mehrere hundert Bewerbungen eingegangen, darunter von sehr namhaften Künstlern!

Fr. Schröder (bringt auf einem Brett einen Teller und eine Flasche Bier).

Eschenbach. Schon gut! Nur keine Umstände!

Fr. Schröder (Mitte ab).

Eschenbach (während er sich hinsetzt und nervös und schnell ißt). Ja, bisher sind 411 Bewerbungen eingelaufen . . . davon (pustend) davon sind 14 in die engere Wahl gekommen . . . (er schenkt sich ein) das habe ich schon ausspionirt . . . die Stelle soll unter Umständen glänzend bezahlt werden . . . (Kauend — er horcht nach links.) Und . . . natürlich nicht auf ein Mal . . . aber nach und nach wirst Du auch Interesse nehmen an der weiten Verzweigung des Riesengeschäftes . . . (er steht auf und wischt sich den Mund) und schließlich wirst Du mir noch danken, daß ich . . .

Hans (auf den Buntdruck). Ist das Bild auch ein Produkt des Herrn Siebenlist?

Eschenbach. Ja!

Hans (verächtlich). Ich weiß genug!

Eschenbach (leise, aber in tiefster Bewegung). In drei Teufels Namen, Junge, hilf' mir doch ein bischen! Kannst Du denn nicht begreifen, daß ich mich mit Händen und Füßen dagegen wehre, Dich in's Unglück rennen zu sehen? Soll ich denn wirklich einmal die Augen schließen mit der entsetzlichen Angst,

daß alle Sorgen und Mühen um Euch umsonst gewesen sind? Soll ich Euch denn zurücklassen als enttäuschte, mit Gott und der Welt zerfallene Menschen? Dich und die Lene! Ja, auch die Lene! Sie liebt und möchte glücklich werden. Da er keine Kourage hatte, zu mir zu kommen, so war ich eben bei ihm. Ich wollte Alles in Einem abmachen: Deine und ihre Zukunft und wollte es der Mutter morgen auf den Festtisch legen! . . . ein prachtvoller ehrlicher Mensch. Nur zu zaghaft: er habe nichts, er brächte es nicht über's Herz, ihr all' die Sorgen aufzuladen . . . ein schnelles trauriges Ende der Sache sei besser als ein langes trauriges Leben! . . . wie ich's ihr sagen soll . . . ich weiß es nicht! Die klagt und jammert nicht laut . . . die verblutet sich still! Das Blaue vom Himmel möchte ich herunterholen, um Euch glücklich zu machen! (Umher.) Wenn ich nur einen Ausweg wüßte, wenn ich nur irgend eine Möglichkeit sähe, Euch zu helfen, Geld zu schaffen, damit Ihr . . . Pst!

Fünfte Scene.

Vorige. Diederici. Helene. Charlotte.

Diederici (in die linke Türe sprechend, heiter). Ja, ja! ein famoser junger Mensch, Ihr Sohn! Der wird's gewiß noch weit bringen! Bin sehr zufrieden, dieses Mal, liebe Freundin, sehr zufrieden! Kommen Sie nur mit, meine Damen, damit die Mama jetzt wieder ruhen kann. (Herzlich.) Auf Wiedersehen, liebe Frau Eschenbach, auf baldiges Wiedersehen! (Bei den Worten „Bin sehr zufrieden“ hat)

Eschenbach (sichtlich beglückt aufgeatmet, er eilt Diederici entgegen, hoffnungsvoll). Nun, Herr Geheimrat, Sie machen ein so heiteres, zufriedenes Gesicht, daß ich . .

Diederici (bleibt auf seinen Stock gestützt stehen). So? mache ich das? Das ist so eine Angewohnheit . . . die Kranken sehen es gerne!

Eschenbach (atemlos). Und?

Diederici (sehr ernst). Ja, mein lieber Herr Eschenbach, ich kann es Ihnen nun nicht mehr verhehlen, daß Ihre Frau . . . sehr krank ist!

Eschenbach (am ganzen Leibe bebend, hält sich an seinem Stuhle fest). O mein Gott!

Helene und Charlotte (sind hinter ihn getreten).

Helene (legt ihren Arm in seinen).

Diederici. Ein schweres Herzleiden, dessen Ursprung vielleicht auf fünf Jahre zurückzuführen ist!

Hans (hat Diederici mit Blicken förmlich durchbohrt, dann stöhnt er leise auf).

Diederici. Aber wir haben die Mittel, ihr Leben auf Jahre zu verlängern!

Eschenbach (in rasender Hast). Nennen Sie sie mir, Herr Geheimrat, ich bin zu jedem Opfer bereit!

Diederici (Eschenbach die Hand herzlich drückend). Zunächst also: beschränken Sie die Hochzeitsfeier morgen auf den allerengsten Familienkreis . . .

Eschenbach (bebend). Sie will aber durchaus vom Prediger eingesegnet werden . . .

Diederici. Nun ja, das wollen wir ihr auch natürlich nicht nehmen, das würde sie nur beunruhigen . . . Aber Dienstag, spätestens Mittwoch muß Ihre Frau, natürlich in Begleitung, unter allen Umständen nach Nauheim gebracht werden . . . (auf Charlotte) eine bessere Pflegerin können Sie ja auf der Welt nicht finden! Die Kur werde ich mit dem Kollegen dort brieflich feststellen! Da wird sie mindestens fünf Wochen bleiben, und dann schicken wir sie auf eine lange, lange Zeit an einen schönen ruhigen Ort, über dessen Wahl ich mich noch entscheiden werde!

Eschenbach (wie abwesend). Natürlich! natürlich! . . . entscheiden werde!

Diederici. Und wenn sie ganz ruhig ohne alle Aufregungen und Sorgen den Winter verbringt und wir im nächsten Jahre die Kur wiederholen, nun, mein lieber Freund, dann, hoffe ich, wird sie wieder Jahre lang Ruhe haben!

Eschenbach (mechanisch). Ruhe haben!

Helene (leise). Bedanke Dich!

Eschenbach (bebend). Ich danke . . . Herr Geheimrat . . . ich danke.

Diederici. Keine Ursache! Adieu, meine lieben jungen Damen! (indem er langsam zur Mitteltüre geht, zu Hans) adieu, Herr Eschenbach! Sorgen Sie dafür, daß Sie bald zu Ruhm und Ehren kommen: eine bessere Medicin können wir ihr nicht geben!

Eschenbach (begleitet Diederici in den Flur und verbeugt sich tief vor ihm).

Helene, Charlotte, Hans (stehen in sich gekehrt).

Sechste Scene.

Vorige ohne Diederici.

Eschenbach (wirft die Mitteltür hinter sich zu und rennt wie abwesend durch's Zimmer, ohne auf seine Umgebung zu achten). Nach Nauheim muß sie . . . am Dienstag muß sie fort, spätestens am Mittwoch . . . und dann an einen anderen Ort . . . ja, ja, so sagte er! (er reißt seinen gehäkelten Geldbeutel aus der Tasche) wieviel habe ich denn noch? 20, 30, 50, 60, 70, 75 Mark . . . 76 Mark . . . (er rennt umher) Und keine Aufregungen . . . und keine Sorgen . . . 76 Mark . . ja . . . ja . . . (er kommt am Buffet vorbei und reißt die Schublade auf, Alles mit bebender, gedämpfter Stimme) das Silberzeug zusammengepackt . . . die Messer und Gabeln und Löffel . . . (zornig) Wo ist der große Suppenlöffel? (Er reißt sich schnell die lange Uhrkette ab und wirft sie auch dazu, dann zieht er sich mit aller Anstrengung den Siegelring vom Finger.) Den auch! (auf den Ehering, bebend) den nicht . . . den nicht! Vorwärts daraus ein Packet gemacht . . .

Charlotte (sucht in rastloser Hast nach einer Zeitung).

Eschenbach (in furchtbarer Bitterkeit). Ja, die Herren auf dem Leihamt werden staunen, wenn der Buchhalter Eschenbach damit ankommt! (Auf den Glasschrank) Her mit der Vase! (Helene eilt hin) sie hat guten Silberwert . . .

ich denke, so 150 Mark werde ich . . . werde ich auf das Alles bekommen . . . ja, ja . . . dazu die . . . wieviel sagt' ich? die . . die 76 Mark . . . macht? . . . das macht? (Plötzlich in schrecklichem Zorne, aber immer gedämpft nach oben sprechend.) Nein, ich lasse sie Dir noch nicht . . . ich will nicht . . . hörst Du . . . ich will nicht! . . . Jetzt wollen wir einmal Zwiesprach miteinander halten! Ich habe mein ganzes Leben meine Pflicht getan und habe nie gemurrt und habe mich Dir still gefügt! Jetzt nach 54 Jahren frage ich Dich, was habe ich Dir getan, daß Du mich so hart strafst, daß Du mir mein bischen Glück nicht gönnst, daß Du mir mein Liebstes rauben willst? Was habe ich Dir getan? (Sich wild aufbäumend, in furchtbarer Entschlossenheit) Und ich lasse sie Dir nicht, noch nicht! noch nicht!

Helene (flehend). Väterchen!

Eschenbach. Ruhig, Du Naseweis! (Indem er schluchzend zusammenbricht.) Störe mich nicht . . . in . . . meiner . . . Andacht! (Tiefe Pause.)

Hans (tritt auf ihn zu und legt ihm die Hand auf die Schulter, einfach und entschlossen). Vater! . . . ich nehme die Stellung an . . . unter jeder Bedingung . . . Sofort! Wenn ich ihr auch nicht „Ruhm und Ehre" bieten konnte . . . ich will wenigstens ihr und Dein Leben zu erleichtern suchen!

Eschenbach (hebt langsam den Kopf und sieht ihm lange in die Augen). Wirst Du's auch tragen können?

Hans (beißt sich auf die Lippen, leise). Ich will's versuchen!

Siebente Scene.

Vorige. Fr. Schröder durch die Mitte.

Fr. Schröder (winkt Helenen). Fräulein? Fräulein Helenchen?

Helene . . . ?

Fr. Schröder (leise). Ist Jemand draußen! Möchte unseren Herrn sprechen, er heißt Siebenlist!

Helene (leise). Sie müssen sich verhört haben!

Eschenbach (sich umdrehend). Was ist da zu tuscheln? Was giebt's da?

Helene. Herr Siebenlist ist hier!

Eschenbach (aufatmend). Frau Schröder . . . Lassen Sie den Herrn sofort hereinkommen!

Fr. Schröder (Mitte ab).

Eschenbach (herrisch). Du und Lotte . . . Ihr bleibt jetzt bei der Mutter!

Helene und Charlotte (nach links ab).

Eschenbach (zu Hans). Und wenn die Mutter nicht schläft, mach ihr Narrenspossen vor, wenn Du kannst! Ich werde Dich rufen, wenn ich Dich brauche. (Er nickt ihm gütig zu.)

Hans (links ab).

Achte Scene.

Eschenbach. Siebenlist.

Heinrich Siebenlist (elegant, aber salopp gekleidet, frech, cynisch, dann wieder kalt und berechnend; er hat sich den schnoddrigen Berliner Dialekt angewöhnt, in dem er sich sehr gefällt. Sobald es ihm aber Ernst ist, spricht er reines Hochdeutsch; schnell durch die Mitte). Tag, mein jeliebter Herzensfreund! (Er stellt seinen Cylinder hin, wirft die Handschuhe hinein und drückt Eschenbach die Hand.) Ich denke, ich soll aus den Wolken fallen, als ich nach Hause komme und finde Ihre Zeilen vor! Un nu jar noch so dringlich! noch heute! Nee, diese plötzliche Sehnsucht! Am liebsten möcht ich Ihnen jleich 'nen Kuß jeben! Legen Sie jroßen Wert drauf? Nee — na denn nich! Kann Ihnen auf mein Ehrenwort sagen, ich war paff! Na, und das will bei mir was heißen! Denn wundern tue ich mich eijentlich über jarnischt! (Er setzt sich.) Nu sagen Sie blos, mein Engelchen, wie jeht's? wie steht's? was treiben Se? was tuen Se? was wollen Se? Wohnen hier übrigens sehr nett! Ach ja, kenne ja die Bude noch von früher. Un Alles so propper un ordentlich wie früher! Wette, daß die olle Punschbowle noch da oben auf'm Buffet steht! Richtig! Nee, sie wird nich dastehen! Keen Wunder bei Ihnen! Sie Muster von Ordnung und Sparsamkeit! . . . Also losjeschossen! (Er steckt sich eine Cigarre an.) Aber wenn ich bitten darf, jleich mit beide Beine rin ins Verjniejen!

Eschenbach (der währenddessen seine Fassung wiedergefunden hat). Vor Allem, lieber Siebenlist, danke ich Ihnen, daß Sie gekommen sind . . .

Siebenlist. Hat jarnischt zu sagen! Haben Sie keenen Aschbecher da? Nee, na denn nich! (Er wirft die Asche auf den Boden.)

Eschenbach. Ich wollte Sie um etwas bitten!

Siebenlist. Na, da legste Dich hin! Der alte Eschenbach will mich um 'was bitten! (Er sieht den Buntdruck an der Wand.) Wie kommen Se denn zu der Chose da? Das Ding is ja von uns?

Eschenbach. Das haben Sie mir mal geschenkt!

Siebenlist (in maßlosem Erstaunen). Ich? Wissen Sie das jenau? . . Na, Eschenbach, das können nich viele Menschen sagen, daß sie von mir 'was jeschenkt jekriegt haben! (Er tritt vor das Bild.) Jott bewahre, is das 'n Dreck! Aber'n Jeschäft haben wir damit jemacht: kolossal! Ueber 200000 Stück! (Sich wieder setzend) Ja, die Masse muß es bringen . . . (lacht) manchmal sogar die Konkursmasse!

Eschenbach. Ich muß weit ausholen . . .

Siebenlist (die Beine übereinander schlagend). Na, in Jottes Namen, dann holen Se aus!

Eschenbach. Machen Sie es mir nicht zu schwer, Siebenlist!

Siebenlist (ihn ansehend). Also mit einem Wort: Ihnen is mies!

Eschenbach. Das verstehe ich nicht!

Siebenlist. Ja, wie soll ich Ihnen das erklären? Mies — mies — das is eben mies! . . . Das muß man empfinden, das läßt sich nich

erklären! Sagen Se mal, Eschenbach, haben Se mal 'nen Kater jehabt? so 'nen richtigen, soliden Kater? Nee? Na sehen Se, wenn Se des Morgens aufwachen mit einem Kopp — mit einem Kopp! — un de janze Stube dreht sich immer so rum, un mit einem Male is der Waschtisch oben an der Decke — na also, da is Ihnen mies! Haben Se schon mal bei 'nem Zahnarzt zwei Stunden warten müssen mit' nem hohlen Zahn? — Nee? Schade, da is Ihnen ooch mies! Na warten Se man, ich wer' Ihnen die Sache schon bejreiflich machen: wenn Se zum Bleistift 'nen steinreichen Onkel haben, un Se lassen sich jahrelang von ihm chikaniren und endlich — mit Hängen un Würjen segnet er das Zeitliche und hinterläßt Ihnen — seine Kabinetphotographie mit 'ner eijenhändigen Widmung — un sonst nischt — da is Ihnen noch mießer! Wenn Se aber 'mal Morjens so janz ahnungslos auf's Bureau kommen, un Se hören, daß en Kunde, ohne sein Konto zu bejleichen, seinen Wohnsitz plötzlich nach Südamerika verlegt hat — sehen Se, jeliebter Kronensohn, das ist der Zipfel der Miesigkeit!

Eschenbach. Solche Ueberraschungen sind Ihnen wohl selten passirt?

Siebenlist. Jott sei Dank, nie!

Eschenbach. Uns ist es schon passirt!

Siebenlist. Jott sei Dank, ja!

Eschenbach. Aber Siebenlist, machen Sie sich doch nicht schlechter, als Sie sind! Sie haben doch Mitgefühl mit anderen Menschen?

Siebenlist. Ja, erlauben Se mal, was jehen mich denn die andern Menschen an?

Eschenbach. Nun, darüber habe ich immer anders gedacht und werde mir's wohl kaum noch abgewöhnen.

Siebenlist. Ihr Pech, mein Herzchen! Jewöhnen Se sich's lieber ab, kümmern Se sich um Niemand, dann kommen Se vorwärts! Haben Se keenen Aschbecher da? Nee, denn nich! (Er wirft die Asche auf den Boden.)

Eschenbach (mit schwerem Seufzer). Siebenlist, ich will mit Ihnen wegen meines Sohnes sprechen!

Siebenlist (aufhorchend). Der da . . . warten Se mal . . . in Dingsda . . . in Paris?

Eschenbach. Ich habe ihn hier drei Jahre studiren lassen . . . dann hat er in Paris fünf Jahre auf eigene Faust gearbeitet . . . vorläufig ist er seinen Idealen nachgejagt . . .

Siebenlist. Wem ist er nachgejagt?

Eschenbach. Seinen Idealen!

Siebenlist. I Jott soll mich bewahren! Das giebt's noch? Ihr Filius muß ja ein origineller Kauz sein!

Eschenbach. Ich habe gehört, daß Sie die Stelle des ersten Zeichners zu vergeben haben. Ich bitte Sie, ich poche auf die Jahre, die Sie mit

mir zusammen bei C. M. Kollmann gearbeitet haben, nehmen Sie mir eine große Sorge vom Herzen und geben Sie ihm die Stelle!

Siebenlist. Wissen Se, Eschenbach, Sie sind der ausgesuchteste Schlemihl von janz Mitteleuropa! Natürlich hätte ich ihn meinetwejen ooch mit den Idealen jenommen, notabene, wenn er was kann! Wenn ich höre, daß Einer auf de Feuerlandsinseln en feines Muster in Kopp hat oder jar — na sagen wir mal — (etwas pointirend) en neues Verfahren im Buntdruck entdeckt hat — ich hole ihn mir! Da spielt Jeld keine Rolle! Is mir ooch janz schnuppe, wenn seine janze Bekleidung aus weiter nischt besteht, als aus 'nem Nasenring. Tja! tja! Hätten Se mir die Jeschichte mit Ihrem Jungen nur paar Tage früher jesagt, denn . . .

Eschenbach. Denn?

Siebenlist. Die Stelle ist seit 1½ Stunden besetzt!

Eschenbach (bebend). Besetzt?

Siebenlist. Ja! Jrade als Sie mich nicht zu Hause trafen, verhandelte ich im Centralhotel mit Einem! Ich sage Ihnen, ein helles Luder! Da wird die Konkurrenz, soweit sie überhaupt hier noch existirt, Luftsprünge machen! Ja (er steht auf und zündet sich die Cigarre wieder an) vor 'ner Stunde is der Vertrag unterzeichnet worden . . . vorläufig auf fünf Jahre . . mit einem Bombenjehalt und Jewinnanteil!

Eschenbach. Und das ließe sich gar nicht rückgängig machen?

Siebenlist. Rückgängig machen kann man alle Kontrakte, wenn man will! Wenigstens wenn ich will! Aber da will ich jar nich! Ich bin froh, daß ich den Bruder habe.

Eschenbach. Damit ist für mich eine große Hoffnung zu nichte! — Lieber Siebenlist, ich bin von Sorgen so bedrängt, daß ich weder ein noch aus weiß!

Siebenlist. Na, na, na! En oller Schwarzseher sind Sie immer jewesen! Ich weiß noch ganz jenau von früher her, beim schönsten Sonnenschein haben Sie immer ausjerechnet vom Unterjang der Welt jeredet!

Eschenbach (bebend). Meine Frau ist so schwer krank, der Arzt hat mir soeben gesagt, nur wenn ich sie in's Bad schicke, kann ich sie mir erhalten. Mir fehlen die Mittel dazu! Mein Junge verhungert in Paris . . .

Siebenlist. Kunststück! Mit Idealen!

Eschenbach . . . meine Tochter muß auf den Mann verzichten, den sie liebt, weil ich ihr nichts geben kann! Ach, das Geld! das niederträchtige scheußliche Geld! Das ist eine Erfindung des Satans!

Siebenlist. Das sagen merkwürdiger Weise nur die, die keins haben!

Eschenbach (immer fieberhafter). Von allen Seiten wird mir die Kehle zugeschnürt, die Hypothek auf das Häuschen hier, das ich vor Jahren mit meinen kleinen Ersparnissen erwarb, ich hatte die beiden Läden im letzten halben Jahr nicht vermieten können . . . die Hypothek ist mir gekündigt

worden, weil ich die Zinsen nicht mehr bezahlen konnte, nächsten Mittwoch ist ein Wechsel über 1325 Mark fällig . . . ich kann ihn nicht bezahlen, ich kann das Geld nirgends auftreiben . . . ich weiß nicht, was werden soll! —

Siebenlist. Sie waren doch früher in 'ner Lebensversicherung, die können Sie doch verpfänden!

Eschenbach. Das ist längst geschehen!

Siebenlist. Ach so, um die Ecke! (Pause.) Sagen Sie mal, Eschenbach, Sie müssen doch jetzt bei Kollmann en janz anständiges Jehalt haben? Taxire so 4 Milleken!

Eschenbach. Die hatte ich damals, als Sie noch da waren, jetzt habe ich nur noch 3000.

Siebenlist. Statt sich zu verbessern, machen Sie 'nen Krebs? Das is janz der olle jnietschige C. M. Kollmann, der spart immer an der falschesten Stelle! (Er lacht.) Wissen Sie noch, wie ich C. M. jetauft hatte? Karlchen Miesnick hatte ich ihn jetauft! Großartig, was?

Eschenbach (gezwungen lächelnd). Ja, Sie waren damals ein bischen unverschämt!

Siebenlist (lacht). Das bin ich noch, aber nicht zu knapp!

Eschenbach. Ich habe vor Jahren selbst gebeten, mir die Stelle des Hauptkassirers abzunehmen, und da hat man mir tausend Mark vom Gehalt abgezogen!

Siebenlist (etwas ernster, mit Vermeidung der saloppen Sprechweise). Und warum haben Sie das getan?

Eschenbach (dicht an ihn heran, leise). Ich will Ihnen etwas sagen, Siebenlist, was weder meine Frau noch meine Kinder ahnen! Ich hab's getan, weil ich mich vor mir selbst fürchtete!

Siebenlist. Nanu?

Eschenbach (wie oben). Weil ich, als die Sorgen immer drückender wurden, fürchtete — (ganz leise) ich könnte eines Tages der Versuchung unterliegen!

Siebenlist (voll Bewunderung). Ah! — Donnerwetter! Das nenne ich Selbstkontrolle! Das ist großartig! Das ist einfach kolossal! (Pause, er geht umher, am Buffet vorbei, nimmt die Vase und wiegt sie.) Schönes Silber . . . noch von Großmutter her . . und Alles schon blitzblank für morgen. (Pause.) Sehen Sie mal, geliebter Freund, ich will Ihnen ja in dem Augenblick nicht wehe tun, aber freizusprechen von Schuld sind Sie auch nicht! Ja, ja, sehen Sie mich nur so erstaunt an! Sie sind Ihr ganzes Leben Amboß gewesen, Sie wollten gar nicht mehr sein! Ich nahm mir vor, von dem Tage an, als mir die Hosen hinten nicht mehr zugeknöpft wurden, Hammer zu werden! Machen wir uns doch keinen Mumpitz vor! Was ist denn eigentlich das ganze Leben? Ein Pensum, das wir aufarbeiten müssen! Wie auf der Schule! Der Eine wird immer versetzt, und der

Andere bleibt immer sitzen! Ja, ja, mein vollständiger Ernst! Das ganze Leben ist ja doch nur 'ne Komödie! Nur die Frage, ob man sie auf eigene Kosten aufführt oder auf Anderer Kosten! Sehen Sie, mein guter Eschenbach, Sie haben's immer aus eigenen Kosten bestritten, und ich . . . ich bestreite's auf die Kosten Anderer! Das ist der Unterschied zwischen uns Beiden!

Eschenbach. Ja, Sie haben Recht, ich hatte keine Ellenbogen!

Siebenlist. Die muß man aber in unserer Zeit haben, sonst ist es Essig!

Eschenbach. Ja, Ihnen ist es geglückt! Sie sind in jungen Jahren auf den grünen Zweig gekommen!

Siebenlist (kalt und schneidig). Weil ich mich geregt habe, weil ich nur ein Ziel vor Augen hatte: vorwärts! Ich habe mich um nichts geschert, als um dieses Ziel, ich habe gearbeitet und geschuftet und gehamstert und habe nicht geschlafen . . . und deswegen bin ich in meinen Jahren ein reicher Mann geworden!

Eschenbach. Und auch ein glücklicher Mensch?

Siebenlist. He?

Eschenbach. Ich gebe Ihnen gerne zu: Sie können mit Genugtuung auf Ihre Arbeit zurückblicken! Und doch fehlt Ihnen zum Genuß des Lebens die Familie! Und glauben Sie mir's, Siebenlist, so arm, wie ich hier vor Ihnen stehe mit allen Sorgen und allem Kummer: ich tauschte doch nicht mit Ihnen! Denn Sie sind allein!

Siebenlist. Na wissen Sie was, Eschenbach, mit dem Kapitel habe ich abgeschlossen! Ich hätte ja natürlich nie ein Wort darüber verlauten lassen, aber weil sich die Gelegenheit gerade so giebt: ich bin als junger Dachs öfters hier bei Ihnen gewesen! Gerade bei Beginn meiner Selbstständigkeit! Abends nach Geschäftsschluß! . . . belegte Butterstullen und 'ne Weiße! Da verliebte ich mich in Ihre Tochter! Blödsinnig! Was? Ja, da machen Sie Augen! Und als ich's ihr sagte, da ließ sie mich abfallen, aber . . . elegant!

Eschenbach. Sie hat mir nie davon etwas gesagt!

Siebenlist. Sehen Sie: da war mir mies, sehr mies! Das war die einzige Schwäche meines Lebens!

Eschenbach. Und haben Sie lange gebraucht es zu verwinden?

Siebenlist. Das will ich meinen! Volle vierzehn Tage! Am fünfzehnten Tage aber fiel mir ein neues Plakat ein: dunkelgrün mit goldnen Tupfen! Und darauf ein von einem Pfeil durchbohrtes Herz, das blutet! Es war für 'ne Schnapsfabrik bestimmt! Na, ob's gerade sehr passend für die war . . . darüber läßt sich ja streiten! Aber . . . ein Geschäft habe ich mit dem blutenden Herzen gemacht . . . kolossal! Da war ich geheilt! Sehen Sie, so habe ich selbst aus meinen Schmerzen Nutzen gezogen! Sie sagen: mir fehlt der wahre Lebensgenuß? Glauben

Sie, daß so ein Geschäft, wie ich's in fünf Jahren auf die Beine gestellt habe, keinen Genuß bietet? Die Sammelwut, die Vermehrung des Besitzes, die Vergrößerung des Einflusses, die diabolische Freude, Alles an mich zu reißen, und sollten auch so und so viele Existenzen dabei kaput gehen — denn im Geschäft gehe ich über Leichen — sehen Sie, Eschenbach, das ist mein Lebensgenuß!

Eschenbach. Dann verstehen wir uns auch nicht, Siebenlist!

Siebenlist. Na drum auch! Jetzt weiß ich auch, warum Ihr Sohn den schwunghaften Handel mit Idealen betreibt! Das hat er von Ihnen geerbt! Sie reden immer von dem grünen Zweig! Ist das übrigens nicht aus dem Dings da . . . aus . . . aus dem „Bettelstudent"?

Eschenbach. Das steht im Buche Hiob!

Siebenlist. Na ja, die Bibel war nie meine stärkste Seite! Ja, Sie reden immer von dem grünen Zweig! Ich kann Ihnen sagen, man sitzt da oben sehr bequem!

Eschenbach. Sie waren mit Ihrer großen Begabung auch noch ein Glückspilz! Sie fanden einen reichen Kompagnon . . .

Siebenlist. Mein Alfred Gernsheim! Unter uns gesagt: ein großes Rhinoceros! Sein Vater war Schlächtermeister und fabricirte hier in Berlin echte Braunschweiger Cervelatwürste! Eines Morgens vergaß er das Aufwachen, und mein Alfred erbte ungefähr $1\frac{1}{2}$ Millionen! Der war mir gerade recht! Ich mußte solche Null haben, 'ne Nebenregierung hätte ich nie geduldet! So ist die Sache sehr hübsch bei uns eingeteilt! Weiber, Jagd, Automobil: Konto Gernsheim . . . Arbeit, Arbeit, Arbeit: Konto Siebenlist! So regeln sich bei uns die Ausgaben und die . . . Einnahmen In zwei Jahren habe ich so viel, daß ich meinen Alfred mit's Monocle nicht mehr brauche. Dann fliegt er 'raus! Hui! . . . Nur eine Leidenschaft habe ich: essen! Aber das tue ich schließlich auch nur für's Jeschäft! Wenn ich die Maschine nicht heize, kann ich nich' arbeiten, wenn ich nicht arbeiten kann, kann ich nicht leben! Und leben muß man doch!

Eschenbach (schwer). Ja, leben muß man! (Kurze Pause.) Lieber Siebenlist . . . Sie können sich denken, wie schwer es mir wird, einem so viel älteren Manne: aber . . . ich wollte Sie fragen, ob Sie mir nicht . . .

Siebenlist (schnell auffassend). Nee, mein guter Eschenbach, das will ich nicht! Wiedergeben können Sie mir's ja doch nicht! Dann sind Sie böse mit mir, und dazu habe ich Sie viel zu lieb! (Er geht umher.) Haben Sie keenen Aschbecher da? Nee? na, denn nich! (Er wirft die Asche in die Vase; von jetzt an wieder im saloppen Ton.) Hören Se mal, mein Engelchen, mir schießt da ein Jedanke durch'n Kopf! Jar nich so ohne! Da es mit dem Sohn nischt werden kann: wie wär's denn eijentlich, wenn wir dafür den Vater nehmen würden?

Eschenbach. Ich verstehe Sie nicht . . .

Siebenlist. Was is'n daran nich zu verstehn? Sie machen janz einfach de Klappe bei C. M. Kollmann zu und kommen zu uns! He?

Eschenbach. Sie wissen, daß das unmöglich ist!

Siebenlist. Das Wort kenn' ich nich! Unmöglich is jarnischt, möglich is Alles!

Eschenbach. Aber das nicht! Ich bin 26 Jahre dort; sollte ich jetzt? . . .

Siebenlist. Na natürlich sollen Se!

Eschenbach. Und was würde Herr Kollmann dazu sagen?

Siebenlist. Jedenfalls irgend 'nen Blödsinn! Kann Ihnen doch furchtbar schnuppe sein, was der Taperjreis sagt!

Eschenbach (abwesend). Man verpflanzt einen so alten Baum nicht in ein fremdes Erdreich . . .

Siebenlist. Ich! Ein fremdes Erdreich! Sehe ich aus, wie'n fremdes Erdreich? Da haben Sie's! Das is Ihr Pech, Sie stecken viel zu tief in Jefühlsduseleien! Ausjerechnet: was Karlchen Miesnick dazu sagen wird? Was hält Sie dort? Dankbarkeit? Dankbarkeit is überhaupt Quatsch! Aussicht auf die Zukunft? auf Pension? So weit ich C. M. kenne, nich 'nen Jroschen!

Eschenbach. So ist es allerdings!

Siebenlist. Können Sie sich von Ihrem alten Kamelotjacket nicht trennen? Haben tuen Sie 's jedenfalls noch — nehmen Sie's mit und Ihre ollen Schreibärmel ooch, die mit de Dintenflecke!

Eschenbach. Die Gewohnheit, das alte Geleise . . .

Siebenlist. Na, das soll schon sehr ausgefahren sein! Hab' ich Recht?

Eschenbach (streng). Ich bin dort im Dienst!

Siebenlist (geringschätzig). Ach deswegen! . . . Also mein Herzchen, nu hören Se mal jefälligst zu: was die Fabrikation anbetrifft: Entwürfe, Druck, Maschinen, Papiereinkauf, Engagiren von Leuten, 'rausschmeißen von Leuten . . . na also . . . dafür bin ich da! Ich habe jetzt über 1100 Arbeiter und kenne jeden Einzelnen . . . da verlasse ich mich vollständig auf meine beiden Augen! . . . Aber im Komptoir, da möchte ich so Einen haben, der Alles kontrolirt, durch dessen Hände Alles jeht. Die janze ausländische Korrespondenz . . . französisch, englisch, italienisch . . .

Eschenbach. Ich kenne die Sprachen nicht!

Siebenlist. Dann lernen Se's! In 'nem halben Jahr hatte ich's weg. Das Kunststück kann schließlich jeder Hotelportier. Also Korrespondenz, Buchhaltung, Zahlungen . . . na also: so'n Meechen für Alles. In unserem persönlichen Verhältniß würde sich nich' die Bohne ändern! Auf das „Chef“-spielen pfeife ich! Ich bleibe für Sie „Siebenlist“, nich „Herr“ Siebenlist, und wenn's Ihnen Spaß macht, können Se sogar „Heinrich“ sagen,

janz wie früher! Sie freut's, die Anderen im Personal ärgert's, und mich kostet es nischt! Na, also?

Eschenbach. Ich fühle mich alledem nicht mehr gewachsen. Und außerdem . . .

Siebenlist (hat sich an der ersten Cigarre eine neue angezündet und wirft den Stummel auf die Erde). Na, was denn nu noch?

Eschenbach. Die Leute würden Alle glauben, daß ich Indiskretionen begehe, ja mehr noch: Verrat . . . daß ich absichtlich C. M. Kollmann schaden und Ihnen nützen würde . . .

Siebenlist (sieht ihn scharf an, als ob er sagen wollte: Na, nun kommen wir ja in's richtige Fahrwasser). Ach, Sie oller Angstmeier, so besorgt sind Sie um Ihren guten Ruf? Was wäre denn schließlich dabei, wenn Sie en bischen aus der Schule plauderten! Also . . . Ich gebe Ihnen vorläufig vier Mille . . .

Eschenbach. Ist die Stelle jetzt besetzt?

Siebenlist. Na natürlich!

Eschenbach. Sie müssen doch also meinetwegen einem Anderen plötzlich kündigen?

Siebenlist. Nu wenn schon! Wer'-mich geniren! Wenn Sie heute Ja sagen, fange ich mit dem Anderen morgen Krakehl an, un 'raus is er!

Eschenbach. Nein, lieber Siebenlist, ich danke Ihnen herzlich . . . aber . . . wir Beide passen nicht zusammen!

Siebenlist (die Hände über'm Kopf zusammenschlagend). Mensch! Mensch! Und Sie wundern sich, daß Sie mit Ihrer Principienreiterei noch nich' vorwärts jekommen sind! (Er nimmt den Hut.) Na, dann versauern Se in Jottes Namen weiter bei C. M., bis Ihnen eines schönen Tages vor lauter Sorgen die Puste ausjeht! (Er will gehen.)

Eschenbach. Ich kenne Sie, Siebenlist, ich weiß, Sie gefallen sich in cynischen Redensarten, aber im Grunde sind Sie doch kein schlechter Mensch! Ich bitte Sie noch einmal herzlichst, inständigst, strecken Sie mir 3000 Mark vor! Mir brennt das Feuer unter den Nägeln!

Siebenlist (kalt). Nich' 'nen Pfennig! Für nischt is nischt!

Eschenbach (starrt verzweifelt vor sich hin).

Siebenlist (betrachtet ihn einen Moment sehr scharf, seinen Hut wieder hinsetzend). Also über die Sache mit uns . . . Schwamm drüber! . . . (langsam) Mit Kollmann steht die Sache oberfaul . . . ich bin vollständig orientirt! . . . Da nützt kein Kopfschütteln . . . es ist so! (Von jetzt an mit großer Vorsicht und mit Vermeidung der schnoddrigen Sprechweise.) Auf die Beine helfen kann dem nur noch eine . . . Erfindung, die sein Sohn gemacht hat und die den Alten ein schweres Geld kostet! Stimmt's?

Eschenbach (protestirt lebhaft). Wer hat Ihnen das vorgelogen?

Siebenlist. Tä! tä! So was sickert immer durch! Und mit der Erfindung wollt Ihr in Saint Louis auf der Weltausstellung den Vogel in der Branche abschießen! Stimmt's?

Eschenbach (lebhafter). Ich weiß nichts davon!

Siebenlist. Die Chose soll Hand und Fuß haben . . . Im Buntdruck ein ganz neues Verfahren, das ihm unter Umständen eine Stange Gold einbringen kann! . . . schon patentirt?

Eschenbach (immer lebhafter). Kein Wort weiter darüber!

Siebenlist (unbeirrt). Interessiren tut mich die Geschichte kolossal! Ich sage Ihnen, seitdem ich von der Sache Wind bekommen habe, kann ich keine Nacht mehr schlafen! Das fuchst mich . . . das regt mich auf . . . ich komme mir so dumm vor, daß mich da Einer überflügeln könnte! Er hat Alles auf diese eine Karte gesetzt, aber den Trumpf möchte ich eben in der Hand haben! Ich wüßte nicht, was ich dafür geben würde, wenn ich da mal Einblick nehmen könnte, natürlich ganz unauffällig! Ich ließ es mich schon ein hübsches Stückchen Geld kosten! (Er beobachtet ihn sehr scharf.) Riskiren täte . . . . der Betreffende absolut nichts! Die Sache würde vollständig zwischen ihm und mir bleiben! (pointirt) zwischen ihm und mir!

Eschenbachs (Aufregung wächst immer mehr).

Siebenlist (immer weiter tastend). Fände sich Einer, dem wäre geholfen! Bei solchen Sachen knausere ich nicht . . . So etwa . . . na . . . sagen wir . . . zehn Mille . . . ließe ich springen!

Eschenbach (in furchtbarer Wut losbrechend, aber nicht laut). Mensch! Was erfrechen Sie sich! Glauben Sie etwa, ich fühle nicht, daß Sie mit jedem Worte auf mich zielen? Eine solche Schurkerei trauen Sie mir zu? Hinaus mit Ihnen! Hinaus! sage ich! Beschmutzen Sie nicht meine reine Schwelle!

Siebenlist. Hopla, hopla, edler Minnesänger! Nur immer hübsch kalt Blut!

Eschenbach (noch in voller Wut). Hinaus!

Siebenlist (urgemütlich). Eschenbach, seien Sie doch vernünftig! Beleidigen können Sie mich ja doch nicht . . . in Geschäftssachen kenne ich keine Beleidigungen! Und wenn Sie mir jetzt noch mal die Tür zeigen und ich gehe nicht — was höchst wahrscheinlich ist — na, dann können Sie mich wirklich auf Hausfriedensbruch verklagen . . . die 30 Emchen zahle ich mit Wonne! . . . . Und überhaupt: was wollen Sie denn eigentlich? Habe ich ein Wort von Ihnen gesagt? Das waren doch ganz allgemeine Betrachtungen! . . . 'ne kleine geschäftliche Plauderei, wie sie unter Fachkollegen alle Tage vorkommt!

Eschenbach. Mag sein! Unter Ihresgleichen! Mit mir führt man nicht solche Gespräche! Haben Sie mich verstanden?

Siebenlist. Na natürlich habe ich Sie verstanden! Sie reden ja deutlich genug!

Eschenbach (bebend). Aber, das will ich Ihnen doch noch sagen, bevor Sie gehen . . .

Siebenlist. Ich gehe ja noch gar nicht . . .

Eschenbach. . . . mehr Achtung hätte ich denn doch verdient!

Siebenlist. Ich glaube, die habe ich Ihnen bewiesen, als ich Ihnen anbot, in mein Geschäft einzutreten! Wissen Sie, was Sie sind, alter Freund?

Eschenbach. Ich verbiete Ihnen, mich so zu nennen!

Siebenlist. Schön! verbieten Sie mir's! Ich nenne Sie doch so! — Wissen Sie, was Sie sind? Sie sind ein kolossaler Kindskopf! Sie hätten vor 2000 Jahren leben sollen . . . unter den ollen Klassikern . . . Sie mit Ihrem Sittlichkeitstic! Da hätten Sie mit Ihrer im Feuer vergoldeten Tugendbolbigkeit Effekt gemacht! Für unsere Zeit, in der's heißt: „Verdiene unter allen Umständen, sonst kommst Du unter den Schlitten", für unsere Zeit paßt das wirklich nicht. Ich spreche ganz theoretisch von einem Geschäft, wie's tausendmal vorkommt, und Sie fahren in die Höhe, als ob ich Ihnen Ihr Haus über'm Kopf anstecken wollte!

Eschenbach. Das wäre doch ein gemeiner Verrat, eine Ehrlosigkeit sonder Gleichen! Sehen Sie denn das nicht ein?

Siebenlist. Nee, beim besten Willen nicht! Was meinen Sie wohl, würde Ihr Brotherr darum geben, wenn er mir meine nächste Musterkollektion jetzt schon abgucken könnte! Die Hauptsache bei solcher Chose ist: laß Dich nicht erwischen! Und nun frage ich blos, wie soll so was 'raus kommen? Mir soll mal Einer die Quelle nennen, aus der ich geschöpft habe, dem lache ich in's Gesicht! Sklavisch kopiren braucht man ja solche Erfindung nicht! Aber die dicksten Rosinen aus dem Kuchen 'rauspolken, das kann man! Glauben Sie mir, alter Schwede, (sich schnell verbessernd) verehrtester und hochgeschätzter Freund, ich kenne die Grenze haarscharf, wo die Gemütlichkeit aufhört und der Staatsanwalt anfängt! Zehn Monate sind noch Zeit, 'ran an die Arbeit, und ich garantire, daß nicht C. M. Kollmann den Vogel abschießt, sondern Gernsheim und Siebenlist! 'raus kriegen tu ich's, da kennen Sie Heinrich Siebenlist schlecht, und wenn zehn Mille nicht genug sind für den — Betreffenden, dann gebe ich eben fünfzehn. Aber ich bitte ergebenst, das nicht wieder persönlich zu nehmen! Haben Sie 'ne Ahnung, was man alles mit 15000 Mark anfangen kann? (Er zündet die erloschene Cigarre an und murmelt) Nu wollen wir mal die Gefühlskiste aufmachen! (Laut) Ja, 15000 Mark! Das bedeutet Sorglosigkeit, das bedeutet Selbstständigkeit . . . damit kann man Gutes tun! (Weich) Ja, mein guter, alter Eschenbach, damit kann man Schmerzen stillen und Hoffnungen aufbauen — und Tränen trocknen! Ja, es ist nicht zu glauben, welcher Zauber und welche Macht in so paar lumpigen, braunen Lappen stecken! (Er betrachtet ihn mit größter Spannung.)

Eschenbach (hat in immer wachsender Erregung vor sich hingestarrt, dann leise und mit energischer Geste). Gehen Sie, Siebenlist! Jetzt bitte ich Sie, zu gehen! . . . Ich will das Alles vergessen, was Sie da gesagt haben . . . wir wollen . . . ohne Groll . . . scheiden!

Siebenlist. Na allemal! Fehlte auch noch: Groll!

Eschenbach (mit zitternder Stimme). Und diese Unterredung wollen wir Beide aus unserem Gedächtniß streichen!

Siebenlist (leise und scharf). Können Sie das? . . . Ich kann's nicht! Denn ich werde immer an einen unglücklichen Mann denken, der sich nicht helfen lassen wollte, trotzdem ihm das Messer an der Kehle sitzt, und dem ich helfen wollte — um jeden Preis!

Eschenbach (düster und bitter vor sich hin). Und der Preis wäre meine Ehre gewesen!

Siebenlist. Tja, Jeder muß wissen, wieviel sie ihm wert ist!

Eschenbach (bebend). Und mein Gewissen?

Siebenlist (jedes Wort pointirend, leise). Und Ihre Frau und Kinder? (Tiefe Pause.)

Eschenbach (tonlos). Gehen Sie, Siebenlist — und kommen Sie nie mehr wieder!

Siebenlist (wieder salopp). Nee, mein jeliebter Freund, ich komme wieder. Und zwar morgen in aller Frühe! Ich will der Erste sein, der Ihnen zu Ihrem Silberfest von janzem Herzen jratulirt! (Er hält ihm die Hand hin.) Also wieder gut? na? Patschchen?

Eschenbach (ohne den Händedruck zu erwidern). Gehen Sie!

Siebenlist (geht langsam nach hinten, dreht sich nach Eschenbach um und nickt befriedigt, dann schnoddrig). Atjeh, Eschenbach! Und nun dudeln Se sich mal zur Feier des Tages 'nen ordentlichen an! Ich komme morgen Vormittag wieder! Darauf können Se sich verlassen! Atjeh! (Ab Mitte.)

Neunte Scene.

Eschenbach (hat garnicht bemerkt, daß Siebenlist ihn verlassen hat, er starrt ganz in Gedanken versunken vor sich hin, dann geht er mit den Händen auf dem Rücken durch's Zimmer; er kommt bis an die linke Türe, öffnet einen Spalt und schaut langsam und traurig nickend hinein; dann schließt er leise die Tür und setzt seinen Gang fort; als er mit gesenktem Kopf am Buffet vorbeigeht, fällt sein Blick plötzlich auf das von Hans unten hingestellte Bild, er hebt es auf, liest die Unterschrift in der Ecke rechts) „Seinen geliebten Eltern zur Silberhochzeit, Hans. (Er betrachtet das Bild, erst ruhig, dann immer lebendiger, endlich warm und in Bewunderung) Wie schön! (Pause; er stellt das Bild wieder an seinen Platz, dann geht er zum Tisch und starrt vor sich hin, endlich leise) Schmerzen stillen? — Hoffnungen aufbauen? (Während er in tiefem Sinnen verharrt, fällt der Vorhang.)

(Schluß folgt.)



Ida Brüning und das Wiener Theater.

Von

Friedrich Uhl.

— Wien. —

Das deutsche Volkstheater hat in Wien eine fast ununterbrochene Stätte gehabt, vom Rüpel angefangen bis Raimund und Nestroy, nur manchmal machte das französische Vaudeville oder die Berliner Posse Einbruch. Eine solche Diversion hat auch Frau Ida Brüning geb. Wohlbrück, später verehelichte Schuselka vollbracht. Sie hat kürzlich noch von sich reden gemacht, als sie in der Nähe von Wien über achzig Jahre alt starb.

Frankreich besaß den Adel der Robe und des Degens, Deutschland das Patriziertum und die Noblesse des Theaters: die Devrient, die Schroeder u. a. m. Zu ihr gehörte auch Ida Brüning.

In Wien trat ihr Ruhm eigentlich an's Licht, und da erlosch er so ziemlich. Die Brüning und die Wohlbrück gehörten dem Theater und auch der Litteratur an, sie waren Schauspieler und Dichter, eine Wohlbrück die Gattin des Komponisten Marschner, dessen schöne Statue vor dem Theater in Hannover steht. Ida Brüning-Wohlbrück, unter diesem Namen erschien sie in der vormärzlichen Zeit plötzlich in Wien, eine Luftrakete, ein wahres Feuerwerk auf dem Theater, dem Karltheater, das damals noch Theater in der Leopoldstadt hieß. Direktor war Karl, der eigentlich Karl von Bärnklau hieß, bairischer Offizier gewesen war und im Verkehre mit Leuten, die nicht dem Theater angehörten, Kavalier bis an sein Ende geblieben ist.

Im Theater und im Bureau, den Theaterdichtern und Mitgliedern seines Theaters gegenüber — mein Theater sagte er immer breit — war

er nur Geschäftsmann, Spekulant mit geschlossener Hand und knappem Worte. Er engagierte, zahlte schlecht und baute Villen in Hitzing. Wenn neue Liebe sein großes Herz in der breiten Rednerbrust entflammte, schenkte er dem erlöschenden Stern eines der schmucken, gartenumgürteten Häuschen im Ildiz. Man hat mir einst fünf solcher Bauten der Liebe gezeigt, vielleicht waren es sechs, vielleicht auch mehr, wer zählt da nach.

Woher Ida Brüning kam, man fragte nicht, sie kam und gefiel ganz außerordentlich. Man war toll, und toller als alle Anderen trieb es Direktor Karl. Solche Liebe wäre rührend erschienen, wenn sie nicht grotesk gewesen wäre. Karl war der Faun der Bühne, der richtige Theaterschratt. Klein, breit, die Brust eine Bombe, der Mund groß, wenn er sich auftat, wie ein Abgrund, die Stirn mächtig, das Auge sinnlich und schlau, der ganze Körper, so stark er war, leicht beweglich, wie der eines Turners. Karl tanzte auch noch zu einer Zeit, wo Andere schon etwas schwer gehen. So erschien er ein Künstler des Theaters und des Lebens. Dem Manne gegenüber gab es keinen Widerstand im Theater und im Bureau, wo man die Kontrakte schloß für's Leben, für längere, für kürzere Zeit. Er verstand es, wenn er erreichen wollte, mit Aufmerksamkeiten zu überhäufen, zu schwärmen, zu bitten, zu schmeicheln, zu überreden, eine Flamme im Munde, den goldenen Zauberstab in der Hand. Tradition, Würde des Theaters, deutsche Kunst, Pflege des Wiener Volksstückes, beliebte erste Kräfte der komischen Bühne Wiens . . . lächerlich. Eine neue Göttin war erschienen, Ida Brüning, und fortgeworfen wurden deutsche Art, Wiener Volkskunst, Wiener Volksgunst.

War denn Ida Brüning wirklich so bezaubernd? Ja, das Publikum stimmte zu. Schön, so konnte man sie nicht nennen, aber pikant, amüsant, interessant. Zierlich, weich, schmiegsam, leicht und anmutig beweglich, vereinte besonderer Schalksinn die Züge zu dem Ausdruck geistiger Ueberlegenheit. Das „Chokoladenmädchen", dem man sofort Molièrische Soubretten zutraute. Schade, diese gab es damals im Karltheater nicht, Molière war in Deutschland überhaupt nicht wieder im Gebrauche, möchte ich sagen, und so erreichte die feuersprühende, quecksilberne Frau, dies an Körper und Geist, nicht den Weg, der zur Litteratur, zu dem Höchsten führte, was Ida Brüning zur rechten Zeit und am richtigen Orte hätte erreichen können. Zwischen ihr und der großen Kunst stand Direktor Karl. Er verwandelte fast im Handumdrehen das deutsche Leopoldstädter Theater, das Kasperltheater von ehedem, in ein französisches Zelt. Raimund weinte in seinem Grabe, er glaubte, daß auch sein Geist, daß auch sein Wiener, der Valentin, von einem wütenden Hunde gebissen worden sei; Nestroy und Scholz schlichen wie Schatten einher, die „kontraktlich" mit fünfzig Gulden

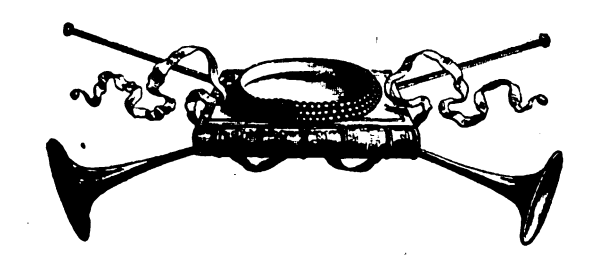
engagirten Dichter glaubten, ihre ganze Zukunft sei mit einem schwarzen Mantel verhängt, doch was scheerte das alles den Direktor Karl, und das liebenswürdige, begabte Weib atmete hoch auf in der Atmosphäre der Triumphe und der Huldigungen ihres Direktors, eines Erfinders in der Galanterie.

Das Pariser Vaudeville trat an die Stelle des „Verschwenders" u. s. w. Direktor Karl tanzte um das goldene Kalb und um Ida Brüning, die, soviel sie auch erhielt, oder vielleicht nicht erhielt, es war Alles möglich bei Karl, den Zulauf zum Karltheater in's Außerordentliche steigerte. Die Leopoldstadt Wiens war immer leicht beweglich, leichtlebig, was kümmerte sie „Weib und Kind", Grundsatz und litterarisches Ehrgefühl, die Brüning sang und tanzte, Karl um sie und mit ihr, Staberl aus München war der Pariser Tanzmeister Zephyrin geworden, und die Grisette Indienne neigte sich, voll schalkhafter Grazie zu dem niederknieenden, etwas erschöpften Tanzmeister, der es liebte, seine wohlgebauten Beine, nur von rosafarbenem Atlas knapp umspannt, zu zeigen. Was die Pariser Bühne jener Zeit an Tanz- und Gesangpossen besaß oder neu brachte, wurde gekauft, übersetzt, bearbeitet und aufgeführt. Helena in allen Gestalten war die Brüning, Paris, der deutsche Offizier aus Bayern, den ein Floß mit sammt seiner Gesellschaft auf der Donau nach dem Schanzl in Wien gebracht hatte, Direktor Karl. Er ward unternehmungslustig, fast toll, doch nein, in Geschäften fand er immer sich selbst wieder. Den Merkur in ihm hat Venus nicht besiegt. Aber die Stätte, deren Boden jetzt eine Ida betrat, war ihm doch zu schmutzig, und das ganze Haus, wo man, nicht lange war es her, noch bei Inseltkerzen gespielt hatte, zu gemein. Das Theater mußte total umgebaut werden, van der Nüll und Sikkardsburg, die späteren Erbauer der Wiener Oper, schufen den Plan, die Schaubühne des Wiener Volkes erhielt den Namen Karltheater, und Hans Gasser schmückte die Fronte desselben mit der expressiven, reizvollen Statue der Ida Brüning-Wohlbrück. Wanderer, der Du heute am Karltheater vorübergehst, bleibe stehen und sieh Dir Gestalt und Züge der Herzgewinnerin jener Zeit an.

Andere Zeiten, andere Liebe. Es kam 1848. Karl wurde Major der Nationalgarde in der Leopoldstadt, und Ida Brüning, feurig und sich für Alles interessirend, wohnte einmal einer Sitzung des Reichstags bei, sie faßte Interesse für einen der besten Redner, Franz Schuselka. Der Gardekommandant erlitt eine schwere Niederlage, es mag Kämpfe, lange und schwere gekostet haben, aber die leicht bewegliche, nicht von allen Idealen verlassene Frauenseele ließ nicht von dem deutschen Volksmann mit dem böhmischen Namen, heiratete ihn, und Wiener Art hielt wieder

mit Nestroy und Scholz ihre Einkehr in dem matt vergoldeten und mit falschem Purpur behängten Karltheater.

Ida Brüning, die verschmitzte Dienerin, die im Handumdrehen Gebieterin werden kann, war der Puck der Gesindestube; ihr folgten nach langem Zwischenraume Josephine Gallmeyer, die komische Fratze, und Marie Geistinger, die lascive Juno, welche bei fragwürdigen Stellen ein ernstes Gesicht machte, als ob sie das garnichts anginge, was sie eben gesagt hatte. Schade um so viel Talent, zum Dienste der großen Litteratur komischer Art hat sich keine erhoben, weder die Brüning, noch die Gallmeyer, noch die Geistinger.





Kleist der Dionysische*).

Von

Helene Zimpel.

— Breslau. —

„... ein Buch für Eingeweihte, als „Musik" für Solche, die auf Musik getauft, die auf gemeinsame und seltene Kunsterfahrungen hin von Anfang der Dinge an verbunden sind, als Erkennungszeichen für Blutsverwandte in artibus." —

(Friedrich Nietzsche. „Die Geburt der Tragödie. Versuch einer Selbstkritik." III. 4. 5.)

Kleist, der „Dionysische", — mit dem Charakter des Griechengottes gestempelt, so steigt das Bild des deutschen Dichters aus Nietzsches „Geburt der Tragödie**)" empor. Nicht daß Kleists Name darin auch nur einmal genannt wäre; aber aus diesem deutschen Buche, das mit genialem Wurf so viel deutsche Zukunft an die herrlichste aller menschlichen Vergangenheiten, die griechische, knüpft, blickt sein Bild immer und immer wieder den Leser an: es sind die Zeiten vorüber, wo man in den fünfziger Jahren, vom nationalen Standpunkte aus etwa, mit einem deutschen Litterarhistoriker von den glänzenden Zielen künftigen

*) Vgl. hierzu „: Nord und Süd," Heft 231: Heinrich von Kleist und die Romantik, Heft 261: Heinrich von Kleist und die beiden von Eugen Wolff ihm zugeschriebenen Jugendlustspiele, Heft 276: Heinrich von Kleist und die Frau von derselben Verfasserin. —

**) Vorgelegen hat: Die Geburt der Tragödie. Oder: Griechentum und Pessimismus. Von Friedrich Nietzsche. 8. Tausend. Leipzig, Druck und Verlag von C. G. Naumann, 1900.

deutschen Dichtens schwärmen konnte, ohne sich zu erinnern, daß, was hier als Zukunft hingestellt war, im „Kohlhaas“ und im „Käthchen“, in der „Hermannsschlacht“ und im „Homburg“ vor einem halben Jahrhundert bereits eine herrliche Erfüllung gefunden hatte. Vorüber sind diese Zeiten; denn heute kennt man Kleist, und nicht nur als den „deutschen“ Dichter kennt man ihn: auch der andere Zug seiner großen Kunst, der griechische, wird mehr und mehr erkannt in weiten Kreisen. Und wenn Nietzsche als „unbestochener Richter“ dem Bildungskampfe Goethes, Schillers und Winckelmanns das Lob zuspricht, daß in diesen Männern der deutsche Geist von den Griechen zu lernen am kräftigsten gerungen habe, so dürfte der Leser finden, daß der „unbestochene Richter“, ohne es zu wissen freilich, dennoch bestochen war: die Sprache der „Penthesilea“ erklingt seinem Ohr, jene Verse, in denen sich „die Knospe der Kleist'schen Sprache zur herrlichsten Blüte entfaltet, die aus der schönheitssatten Luft des Hellenentums frische Säfte sog,“ jene Verse, denen gegenüber „die schwachen Versuche der Romantiker, dem Altertum neues Leben einzuhauchen“ verschwinden, — jene wunderbaren Verse, die eben darum so einzig ergreifen, weil es Kleist in ihnen gelungen ist, Geheimnisse griechischer Sprachschönheit vor deutsches Ohr zu zaubern. Und wenn der Leser dann weiter die Stelle findet: „. . . . wenn es bei ihrem [Goethes und Schillers] mutigsten Ringen nicht weiter gekommen ist als bis zu jenem sehnsüchtigen Blick, den die Goethische Iphigenie vom barbarischen Tauris aus nach der Heimat über das Meer hin sendet . . .“ so dürfte ihm das Bild der „Nachtigallgeborenen“ selbst aufsteigen; war sie es doch, der sich der größte Grieche zu Füßen legte, in Rosen gefesselt.

Wem vollends Kleist der „vertraute Geist“ ist, zu dem er immer wieder zurückkehrt, dem wird beim Lesen des Nietzsche'schen Buches sich stets auf's Neue die schmerzlich-verwunderte Frage auf die Lippen drängen: ein Buch über die Tragödie, und der Tragöde Kleist darin nicht einmal erwähnt?

Und doch hat Nietzsche an anderer Stelle die durchaus tragische Veranlagung Kleists in scharfer Weise bloßgelegt. Das ist in der Unzeitgemäßen „Schopenhauer als Erzieher“, wo er ihn neben den „Lieblingsdichter“ seiner Jünglingsjahre, Hölderlin, stellt. Da heißt es: „Unsere Hölderlin und Kleist, und wer nicht sonst, verdarben an dieser ihrer Ungewöhnlichkeit und hielten das Keimen der sogenannten deutschen Bildung nicht aus; und nur Naturen von Erz, wie Beethoven, Goethe, Schopenhauer und Wagner, vermochten Stand zu halten.“ Aber in der „Geburt der Tragödie“ hat Nietzsche des Hölderlin vergessen, dessen Empedoklesdichtung er einst am liebsten als eigene Tragödie neu geboren hätte; er hat seiner vergessen, der doch in deutscher Dichterseele ein einsames Griechenleben führte, wie er Kleists vergessen hat.

Und dennoch: Nietzsche ist Kleist gerecht geworden, und zwar in viel

höherem Maße als damals Hettner. Denn der dionysische Strahl, der aus der Geburt der Tragödie bricht, durchzittert bis in's Verborgenste das Geheimniß von Kleists Schaffen und Wollen, verklärt sein Leben und krönt sein Sterben mit lichtem Schein, gleich der Rosenkranzkrone Zarathustras.

„Ich dichte bloß, weil ich es nicht lassen kann.“ An Rühle von Lilienstern schreibt Kleist aus Königsberg im Jahre 1806 das bedeutsame Wort: in ihm hat er den Untergrund seines Lebens und auch seines Dichtens charakterisirt, und zwar als einen ausgesprochen dionysischen. Denn mit diesem Wort ist die Kunstgewalt in der Natur bezeichnet, die dionysische Macht, wie sie, ein teils grauen-, teils wonnevoller Rausch, den ganzen Menschen erfaßt und ihn zwingt, ihren Willen zu vollbringen: es schwingt der dionysische Weltenkünstler selbst den Meißel, daß er den edelsten Thon, den kostbarsten Marmor knete und behaue, den Menschen.

Da wird der Mensch zum Kunstwerk, und Kunstwerke werden geboren aus ihm.

„Ich dichte bloß, weil ich es nicht lassen kann.“ Und doch war bei diesem deutschen Jüngling nichts weniger vorgesehen, als daß er ein Dichter werden könne, bei ihm, dessen militärische Laufbahn nach dem Beispiel seiner Ahnen eine glänzende zu werden versprach. Aber ein Dämon ist in ihm, ein Gott, der sich wunderbar aufgeregt geberdet, der leidet und sich verherrlicht. Und der Mensch Kleist sieht diesem Gott in ihm, dessen excentrischem Gebahren zu wie der dithyrambische Chor der Griechen dem Gebahren seines Gottes Dionysus. Und wie der dithyrambische Chor eingreift, um des Gottes Willen zu tun, sein Leiden zu lindern, so greift Kleist der Mensch ein, um den Willen des Gottes in ihm zu vollbringen. Und indem dabei Kleist seine ganze ungestüme Kraft fessellos dahinströmen läßt, zeigt er eine Naturgewalt, wie wir sie nur bei den allergrößten instinktiven Kräften zu unserer schaudervollen Ueberraschung antreffen.

Brücke auf Brücke reißt er nieder hinter sich, jede Sicherheit des Lebens, jedes festigende Herzensband: die angestammte Karrière, eine ehrenvolle akademische Laufbahn, eine bevorzugte Anstellung im Staatsdienst; sein Vermögen und seine Gesundheit; das Vertrauen seiner Familie; die Braut und eine vorteilhafte Verbindung; das Vermögen der Schwester und ihre Seelenruhe, — Alles, Alles trägt dieser große Opferer zusammen auf seinen Scheiterhaufen. Und dann steht er da mit leeren Händen vor der lodernden Flamme, mit leeren Händen und doch so reichem Herzen; denn er hat es verstanden, „ganz für das, was er liebte, in Grund und Boden zu gehen“. Und das war die Kunst. Denn „es giebt nichts Göttlicheres als sie“.

Indem Kleist bei diesem Sprung von Klippe zu Klippe den entscheidendsten Schritt tut, den von der Wissenschaft zur Kunst, erfüllt er in unerhört großartiger und tragischer Weise das Idealbild, welches Nietzsche von

dem künftigen Entwicklungsgange der modernen Kultur entwirft, wie er ihn für das deutsche Volk erhofft. Nichts Ergreifenderes, als zu erkennen, wie diese tief bewegte Schilderung das Lebensbild des Einsamen, Unverstandenen widerstrahlt. Wie denkt sich nämlich Nietzsche diesen Entwicklungsgang seines Volkes, nachdem es sich die ungeheuren Segnungen der Weisheit Kants und Schopenhauers zu eigen gemacht haben wird? „Denken wir uns eine heranwachsende Generation mit dieser Unerschrockenheit des Blicks, mit diesem heroischen Zug in's Ungeheure, denken wir uns den kühnen Schritt dieser Drachentöter, die stolze Verwegenheit, mit denen sie allen den Schwächlichkeitsdoktrinen jenes Optimismus den Rücken kehren, um im Ganzen und Vollen „resolut zu leben“: sollte es nicht nötig sein, daß der tragische Mensch dieser Kultur, bei seiner Selbsterziehung zum Ernst und zum Schrecken, eine neue Kunst, die Kunst des metaphysischen Trostes, die Tragödie als die ihm zugehörige Helena begehren und mit Faust ausrufen muß:

„Und sollt' ich nicht sehnsüchtigster Gewalt
In's Leben ziehn die einzigste Gestalt?“ “

Was aber tat Kleist, als ihm unter der Wucht der Kant'schen Philosophie „sein einziges und höchstes Ziel“, die Möglichkeit, die Wahrheit zu erkennen, „gesunken war“? Als er keines mehr hatte — er, der Idealist, ohne ein Ideal? Sehnsüchtigster Gewalt griff er da nach dem metaphysischen Troste, in's Leben zog er sie, die einzigste Gestalt: Kleist schuf seine Tragödie. Und als der Eisstrom des Daseins den Feurigen dennoch einzufrieren drohte, da lief er nicht ängstlich am Ufer auf und ab; denn Alles wollte er ganz haben, ganz auch mit aller der natürlichen Grausamkeit der Dinge. Und nicht verzärtelt durch das optimistische Betrachten, greift er nach dem freien Tode. Und was so vielen Geringen eine Dornenkrone, das wurde ihm, dem Großen, in dionysischem Rausche zur Rosenkranzkrone Zarathustras. Ein Tag war, nach dem hatte sich der Jüngling Kleist gesehnt wie der Hirsch in der Mittagshitze nach einem Strome, sich hineinzustürzen. Das war der schönste Tag, den er vor sich sah, das Rosenfest, welches das Leben auch ihm versprochen: sein Hochzeitstag. Doch als es ihm fiel, das Fest, das zu feiern er erhofft, da waren es blutige Rosen, mit denen es sein Haupt krönte, Rosen, welche Grabduft streuen; denn kein Hochzeitstag war's, wie andere Hochzeitstage sind, dieser 21. November des Jahres 1811: die Beiden, die da hinausgefahren zum Wannsee, nicht um sich zu irdischer Laufbahn zu vereinen, hatten sie's getan, sondern, „wie zwei fröhliche Luftschiffer“ wollten sie „sich über die Welt erheben“, „die große Entdeckungsreise“ gedachten sie anzutreten miteinand. Mehr giebt's der Sterne, und hatte Kleist in den elf Jahren, die zwischen jener seligen Bräutigamsstimmung und der über alles Irdische wollüstig triumphirenden Resignation des Tages am Wannsee lagen, die Erde verachten lernen, so wird er jetzt seine Seele und die Erde trennen. Denn mehr giebt's der

Sterne, und hatte er auf diesem Stern nirgends seinen Platz gefunden, so hoffte er auf einem anderen einen um so besseren zu finden. Und darum erschoß er sie und dann sich selbst. Meisterhaft hatte er gezielt: da es gegolten den letzten Schuß zu tun, den Schuß in's Herz eines Glückes, das nicht von dieser Welt ist, da hatten nicht länger tückische Götter ihm die Hand geführt. Der zum Tode Reife hatte getroffen. Und „mitten in dem Triumphgesange“, den die beiden Seelen im Augenblick des Todes angestimmt, entschwebten sie zu all den „himmlischen Fluren und Sonnen“, von deren „Schimmer“ sie schon lange in dionysischer Wonne geträumt. So ist der dionysische Tod Kleists nur der folgerichtige Abschluß seines dionysischen Lebens.

Hatte seine Zeit sein Leben nicht in diesem Sinne aufgefaßt, so sah sie freilich auch nicht den dionysischen Charakter seines Sterbens; die allernächsten allerdings ausgenommen, welche etwas von einer derartigen Auffassung bekundeten. Und die Romantiker, die in liebevoller Weise den rohen Aeußerungen gewisser Schriftsteller entgegentraten, ohne doch dadurch das Herz der Menge für Kleist je gewinnen zu können, wünschten jedenfalls festzustellen, daß Kleists Tod nicht auf Rechnung ihrer Schule zu setzen sei — ebensowenig wie sein Dichten.

Nein, auch sein Dichten nicht! Denn „er steht einsam. Vieles trennt ihn von den Romantikern“, und wenn ihn auch der Charakter seiner Dichtungen und seines Lebens wiederum in entscheidenden Punkten mit den Romantikern in Verbindung bringt, so bleibt doch ein feiner und ausschlaggebender Rest, der sich nur löst in dem Begriff des Dionysischen. Daß Kleist der romantischen Schule als solcher fern steht, hat schon Arnim richtig erkannt; in dieser Erkenntniß schreibt er von dem Dichter: „. . . statt ihm vorzuwerfen, daß er der neueren Schule angehangen, wozu wohl kein Mensch so wenig Veranlassung gegeben wie Kleist, hätte man eher bedauern müssen, daß er keine Schule anerkannt, das heißt nur in seltenen Fällen dem Hergebrachten und dem Urteil seiner Kunstfreunde nachgab, *vielmehr seinem Eigensinne sich in dem Zufälligen ergab, was oft das Schöne und Tiefe seiner Erfindungen entstellt* . . .“ Kleist selbst ist durchaus der Ansicht Arnims über sich, nur daß er als einen Vorzug empfindet, was jener tadelt, ja, daß er es in so hohem Grade als Vorzug empfindet, daß er wiederum mit dieser Auffassung Schule machen möchte — wenn es nur ginge! Man lese den „Brief eines Mahlers an seinen Sohn“, den „Brief eines jungen Dichters an einen jungen Mahler“ und auch den „Brief eines Dichters an einen anderen“, diese herrlichen, kraftvoll-genialen Briefe, in denen er gleichsam der pedantischen Auffassung Arnims die Antwort giebt. Man höre namentlich folgende Stelle aus dem zweiten: „. . . Und auch diese Fertigkeit . . . — die Fertigkeit der „mahlerischen Schrift“ nämlich — müßte, sobald als nur irgend möglich, gegen die Kunst selbst, deren *wesentlichstes Stück* die Er-

findung nach eigentümlichen Gesetzen ist, an den Nagel gehängt werden. Denn die Aufgabe, Himmel und Erde! ist ja nicht ein Anderer, sondern ihr selbst zu sein, und euch selbst, euer Eigenstes und Innerstes, durch Umriß und Farben, zur Anschauung zu bringen . . ." Und dazu höre man noch folgendes Recept zum Dichten aus dem oben schon citirten Briefe an Rühle von Lilienstern: „Ich höre, Du, mein lieber Junge, beschäftigst Dich auch mit der Kunst? Es giebt nichts Göttlicheres als sie. Und nichts Leichteres zugleich. Und doch, warum ist es so schwer? Jede erste Bewegung, alles Unwillkürliche ist schön und schief und verschroben Alles, sobald es sich selbst begreift. O, der Verstand! Der unglückliche Verstand. Studiere nicht zu viel, folge dem Gefühl. Was Dir schön dünkt, das gieb uns auf gut Glück. Es ist ein Wurf wie mit dem Würfel; aber es giebt nichts Anderes."

Dasselbe Recept hat Kleist, in veränderter Form, noch einmal gegeben, und zwar ist es in den Brieffragmenten aus seiner allerletzten Zeit zu finden. „Sobald ich mit dieser Angelegenheit fertig bin, will ich einmal wieder etwas recht Phantastisches vornehmen . . . Alsdann will ich meinem Herzen ganz und gar, wo es mich hinführt, folgen und schlechterdings auf nichts Rücksicht nehmen, als auf meine eigene innerliche Befriedigung . . ." Und dann die wichtige Stelle: „. . . Kurz, ich will mich von dem Gedanken ganz durchdringen, daß, wenn ein Werk nur recht frei aus dem Schoß des menschlichen Gemütes hervorgeht, dasselbe auch notwendig darum der ganzen Menschheit angehören müsse."

Freilich: nach dieser Auffassung ist die Kunst das Göttlichste und das Leichteste zugleich, das Leichteste und doch das Schwerste. Von oben kommt sie, daß sie Wurzel schlage im menschlichen Gemüt; sie kann nicht erworben werden, — obgleich doch, nebenbei gesagt, gerade darum und gerade nach dem Vorgange Kleists der Künstler sein ganzes Leben, seine ganze Arbeitskraft in ihren Dienst zu stellen hat. Man hat sie, oder man hat sie nicht.

Das ist die dionysische Anschauung von der Kunst, wie sie Nietzsche in negativer Weise in dem Kapitel von der „Kultur der Oper" ausspricht: „Der kunstohnmächtige Mensch erzeugt sich eine Art von Kunst, gerade dadurch, daß er der unkünstlerische Mensch an sich ist . . . . Weil er das wahre Wesen des Künstlers nicht zu erfassen weiß, zaubert er vor sich den „künstlerischen Urmenschen" nach seinem Geschmack hin, d. h. den Menschen, der in der Leidenschaft singt und Verse spricht. Er träumt sich in eine Zeit hinein, in der die Leidenschaft ausreicht, um Gesänge und Dichtungen zu erzeugen: als ob je der Affekt im Stande gewesen sei, etwas Künstlerisches zu schaffen. Die Voraussetzung der Oper ist ein falscher Glaube über den künstlerischen Proceß und zwar jener idyllische Glaube, daß eigentlich jeder empfindende Mensch Künstler sei."

Das ist allerdings eine falsche Anschauung; denn dann wäre die Welt so voll von künstlerischen Genies, wie sie voll von größeren und kleineren künstlerischen Talenten ist. Kleist und Nietzsche stimmen auch hierin überein; doch, was der Eine giebt, wie eine Frucht etwa, die ihm so ganz von ungefähr vom Baume des Lebens in den Schoß gefallen, das giebt der Andere wie eine Erkenntniß, die ihm nach heißem und wohl in der Hauptsache vergeblichem Bemühen geworden, und stellt so in tiefgehendster und eindringlichster philosophischer Weise den Unterschied fest zwischen einer falschen und vergänglichen und einer Kunst, die echt und ewig ist, weil dionysische Verzückung sie erzeugt hat. Ueber dieses ästhetische Urphänomen, wie es Kleist an sich erfahren, führt Nietzsche weiter Folgendes aus: „Durch eine eigentümliche Schwäche der modernen Begabung sind wir geneigt, uns das ästhetische Urphänomen zu komplicirt und abstrakt vorzustellen. Die Metapher ist für den echten Dichter nicht eine rhetorische Figur, sondern ein stellvertretendes Bild, das ihm wirklich an Stelle eines Begriffes vorschwebt . . . Wodurch schildert Homer so viel anschaulicher als alle Dichter? Weil er um so viel mehr anschaut . . ." Interessante und charakteristische Streiflichter fallen wiederum auf das Schaffen Kleists, das des werdenden Kleist zumal, und auf den Charakter seiner Dichtungen, namentlich seiner Erstlingswerke. Da ist zunächst die Metapher. Die Kleist'sche Sprache ist „ungeheuer reich" an Metaphern, an Bildern und Gleichnissen, sodaß Kleist mit Goethe sagen darf:

Gleichnisse dürft ihr mir nicht verwehren,
Ich wüßte mich sonst nicht zu erklären.

Und woher hatte Kleist diesen seltenen Reichtum? Es ist bekannt, wie der Werdende auf die Bilderjagd ging, wie er seine Spaziergänge zu Schulwegen machte zu der großen Lehrmeisterin Natur. Nun ist zwar „nicht zu leugnen, daß dieses Rennen nach Bildern etwas Unkünstlerisches hat", etwas stark Undionysisches. Aber dem werdenden Kleist hängt eben immer und überall nach außen das Zöpflein des Pedanten an, und es ist ferner in Betracht zu ziehen, daß Keiner beispielsweise ein Gewölbe so anschauen wird wie Kleist das gewölbte Tor in Würzburg, dessen Seele dieses Bild zu schauen nicht reif war:

Steh, stehe fest, wie das Gewölbe steht,
Weil seiner Blöcke jeder stürzen will! —

wie ja auch aus der Briefstelle, in der das Bild zum ersten Mal vorkommt, unzweifelhaft hervorgeht. Anschauen und anschauen ist eben zweierlei. Kleist schaut an wie Homer, daher die außerordentliche Anschaulichkeit seiner Schilderungen, von vornherein, schon in den Erstlingswerken. So kommt es, daß Frau Marthes Krugbeschreibung es getrost aufnehmen kann mit Homers Darstellung des Achilleusschildes; so erklärt es sich zum Teil, daß in der Tat in Kleist einmal der Meister vom Himmel gefallen scheint.

Auch die weiteren Ausführungen Nietzsches über das künstlerische und insbesondere das dichterische und das dramatische Urphänomen werden von Kleist illustrirt, oder — wenn man die Anschauung Nietzsches über „unser ganzes Kunstwissen" als etwas völlig Illusorisches in Betracht zieht — bestätigt, zum Teil in einziger Weise. Da heißt es nämlich: „. . . während nichts ausgemachter sein kann, als daß der Dichter nur dadurch Dichter ist, daß er von Gestalten sich umringt sieht, die vor ihm leben und handeln, und in deren innerstes Wesen er hineinblickt . . ." „Der Charakter ist für ihn nicht etwas aus zusammengesuchten Einzelzügen komponirtes Ganzes, sondern eine vor seinen Augen aufdringlich lebendige Person, die von der gleichen Vision des Malers sich nur durch das fortwährende Weiterleben und Weiterhandeln unterscheidet." „. . . Wir reden über Poesie so abstrakt, weil wir alle schlechte Dichter zu sein pflegen. Im Grunde ist das ästhetische Phänomen einfach; man habe nur die Fähigkeit, fortwährend ein lebendiges Spiel zu sehen und immerfort von Geisterschaaren umringt zu leben, so ist man Dichter; man fühle nur den Trieb, sich selbst zu verwandeln und aus anderen Leibern und Seelen herauszureden, so ist man Dramatiker". Genau so ist es bei Kleist, der daher auch, als sein Innenleben ausgereift war, sofort in Dramen spricht. Ihn umstanden in der Tat Geisterschaaren. Denn es ist überliefert, daß er überaus zerstreut war, namentlich in Gesellschaft, ja, daß er sogar in Gesellschaft und bei Tische abgerissene Worte murmelte: da hatte er die Anwesenden vergessen, und nur die Geister lebten ihm, standen ihm Rede und gaben ihm Antwort. An ihm wurde noch in moderner Zeit das dramatische Urphänomen zur Wahrheit: „sich selbst vor sich verwandelt zu sehen und jetzt zu handeln, als ob man wirklich in einen anderen Leib, in einen anderen Charakter eingegangen wäre." Und als Kleist seinem Freunde Pfuel unter Tränen klagte: „Nun ist sie tot," da war er eins mit seiner Amazonenkönigin*).

---

*) Vf. bleibt trotz S. Rahmer (S. Euphorion 1902 Band IX. und „Das Kleist-Problem" 19 ff.) bei der alten Ueberlieferung: hier steht Autorität gegen Autorität, da einem Briefe Kleists die mündliche Mitteilung Pfuels an Wilbrandt sehr wohl entgegengehalten werden kann. Dazu kommt, daß bekanntlich die Phantasie Kleists in seinen Briefen der Wirklichkeit wenig Rechnung trägt; hier zumal, wo der Dichter die Wirkung seiner Tragödie auf Männer kriegerischen Gemütes schildern wollte, konnte ihn seine Phantasie leicht dazu verführen, eine Situation auf dem Höhepunkt zu sehen, den sie übrigens in Wirklichkeit sehr leicht erreichen konnte. Und so „traten Pfuel zwei große Tränen in die Augen", als Kleist „aus seiner Stube mit der Pfeife in der Hand in eine trat und ihm sagte: ‚Jetzt ist sie tot.'" Wenn aber Wilbrandt nach Pfuel erzählt (S. 260): „Eines Abends, als er wieder bei dem Dichter eintritt, findet er ihn den Kopf aufgestützt und in einem Strom von Tränen. Was hast Du, was ist Dir? redet er ihn voll Verwirrung an. Nun ist sie tot, war Alles, was Kleist unter Tränen erwiderte," so entspricht dieses völlige Ergriffensein von dem eigenen Werke nicht nur durchaus der Kleistnatur, sondern nachweislich der Künstlernatur überhaupt und ist nicht ein Zeichen krankhaften, sondern lebhaften und starken Gefühls.

Und die „Penthesilea" liefert in dem Verhältniß des Dichters zu seinem Werke nicht nur ein Beispiel für den dramatischen Proceß, wie er sich nach außen darstellt, sondern es wird durch dieses Stück auch das innere dionysische Phänomen erklärt und bestätigt, wie Nietzsche es schildert — in der neueren Litteratur vielleicht die einzige, aber wunderbar angepaßte nachweisbare Illustration für Nietzsches tiefsinnige Darstellung der tragischen Konzeption. Nietzsche spricht von der griechischen Tragödie, deren Schöpfer in wundervoller Harmonie die beiden in der Natur vorhandenen Kunstmächte in ihrer Persönlichkeit vereinigt darstellen: die bildnerische Macht und die dichterische, die apollinische und die dionysische. Und nun schildert er den Tragöden, wie er in der dionysischen Trunkenheit und mystischen Selbstentäußerung einsam und abseits von den schwärmenden Chören niedersinkt und wie sich ihm nun durch apollinische Traumeinwirkung sein eigener Zustand, d. h. seine Einheit mit dem innersten Grunde der Welt in einem gleichnißartigen Traumbilde offenbart. Dieser wunderbare Proceß aus dem Allerheiligsten der Dichterseele, wie ihn Nietzsche da vor den Argen des Profanen entrollt, es ist genau der Schöpfungsakt der Penthesilea. Kleist war ebenso sehr, gleich Aeschylus und Sophokles, apollinischer wie dionysischer Künstler; welcher Umstand übrigens seine Sonderstellung zwischen den Klassikern und den Romantikern im tiefsten Grunde erklärt: hat er mit den Romantikern den Ueberschwang des Gefühls gemein, so trennt den Dichter von ihnen doch wiederum außer der ursprünglichen Kraft das hohe bildnerische Vermögen, welches ihn den Klassikern nahebringt, von denen ihn wieder die dionysische, durch keine Konvention zu bestechende Gewalt und Wahrhaftigkeit seines Empfindens trennt. Der „Homburg" dürfte der vollendetste Ausdruck dieser künstlerischen Doppelmacht in Kleist sein, dieser künstlerischen Allmacht, ist man versucht zu sagen: ein aus dionysischem Zustande geborenes romantisches Sujet in klassischster Form. Das tiefste Leben der dionysischen Kleist'schen Künstlerseele jedoch ist ausgedrückt in der „Penthesilea": es ist das Ringen um den Guiskard, um das Ideal. Indem so Kleist sein eigenes Ich unter dem objektiven Bilde von Penthesileas Kampf mit Achill anschaut und dadurch seine Einheit mit dem innersten Grunde der Welt offenbart, zeigt er wunderbarer Weise das von Nietzsche charakterisirte Wesen des dionysischen Künstlers. Und dionysischen Charakters ist auch das Ideal, mit dem Kleist in der „Penthesilea" ringt, um dann seine Vernichtung zu feiern in grausam-wollüstiger Weise als eine Orgie der Idee, eine Orgie, von der das Musenwort gilt in Musset'scher Maiennacht: Pour toute nourriture il apporte son coeur. Denn nichts Anderes ist das Werk Kleists als das, was nach Musset das Werk eines jeden großen Dichters ist: ein glänzender Strahlenkreis, erzeugt durch seines blanken Geistesschwertes Schwingen — aber hie und da hängt ein Blutstropfen dran. Prometheisch war das Wollen Kleists; denn Einem, der der Welt ein Gott galt, wollte er den Kranz von der Stirne reißen: Goethe. Und wenn

solches sein Wollen war, so war es, weil er intuitiv empfand, daß er, Kleist, etwas Anderes zu bieten habe als Goethe, nach seiner Schätzung noch dazu etwas Höheres. Ganz kurz und allgemein gefaßt: Kleist hatte sich selbst zu bieten. Wie Arnim von ihm gesagt: er erkannte keine Schule an; in dem „Brief eines Mahlers an seinen Sohn", dem „Brief eines jungen Dichters an einen jungen Mahler" und endlich auch dem „Brief eines Dichters an einen andern" charakterisirt sich Kleist ebenso. Nur dazu begeistern ihn die Vorbilder der alten Meister „auf seine eigne Weise gleichfalls zu sein".

Reinhold Steig bekundet in seinem trefflichen Buche „Kleists Berliner Kämpfe" dieselbe Auffassung von dem Charakteristischen in der Kunstrichtung Kleists; auch er zieht das Urteil Arnims und die Dichter-Briefe an, und auch er kommt zu dem Schluß, indem er den Text des ersten der beiden Dichter-Briefe benützt: „. . . so stand er selbst mit dem Rücken gegen Goethe, weil er ihn als den Großen anerkannte, und hielt sein Auge vorwärts auf das höchste, unerreichte Ziel gerichtet". Welches aber ist dieses Ziel im Besonderen, und inwiefern konnte das Kleistideal über das Werk eines Goethe hinausgehen?

Auf diese besondere Frage giebt eine praktische Antwort die „Penthesilea", wenn sie, die die Zertrümmerung des Kleistideals durch Kleist selbst darstellt, eine ausgesprochen dionysische Dichtung, das Spiegelbild also einer in ihrem tiefsten Grunde von dionysischem Leben bewegten Dichterseele ist, so ergiebt sich der Schluß, daß die gewollte Dichtung selbst, die Verkörperung des Höchsten und Intensivsten also, was in dieser Seele lag, eine gleichfalls auf der Höhe dionysischer Kunst stehende Dichtung hätte sein müssen. Und hier liegt der Gegensatz Kleists zu Goethe. Denn nur ein Autodidakt war geeignet, Mittel zu werden für die Offenbarungen des Gottes Dionysus. Ihm flüsterte der Gott Worte in's Ohr, wie Goethe sie einst wohl, zur Zeit der Konception des Faust, vernommen; aber woran nun eine Welt zu lernen hat, woran der Scharfsinn von Tausenden sich bricht, weil Goethe seine ganze Bildung da hineingegossen, das ist eine andere Dichtung als eine solche, die nichts als der Ausdruck gewesen wäre, der vollendete Ausdruck der beiden in der Natur webenden Kunsttriebe: urwüchsigste dionysische Kunstgewalt in reinster apollinischer Fassung. Dieses Kleinod zu gestalten, ist Kleist nicht glücklich genug gewesen; er war kühn genug, es zu denken.

Dionysischer Natur sind die Forderungen, welche Kleist an das Theater, an die Schauspieler, an Publikum und Kritik stellt. Daß in der Tat das griechische Theater Kleists Vorbild war, nach außen wie nach innen, geht unzweifelhaft aus dem höchst wahrscheinlicher Weise an Henriette Händel-Schütz gerichteten Briefe über die „Penthesilea" hervor. In diesem Briefe spricht Kleist von der Aufführung seiner Tragödien. Die hier in Betracht kommende Stelle lautet: „Ob es", das Stück also, „bei den Forderungen, die das Publikum an die Bühne macht, gegeben werden wird, ist

eine Frage, die die Zeit entscheiden muß. Ich glaube es nicht und wünsche es auch nicht, so lange die Kräfte unserer Schauspieler auf nichts geübt werden, als Naturen, wie die Kotzebue'schen und Iffландischen sind, nachzuahmen. Wenn man es recht untersucht, so sind zuletzt die Frauen an dem ganzen Verfall unserer Bühne schuld, und sie sollten entweder gar nicht in's Schauspiel gehen, oder es müßten eigene Bühnen für sie, abgesondert von den Männern, errichtet werden. Ihre Anforderungen an Moral und Sittlichkeit vernichten das ganze Wesen des Drama, und niemals hätte sich das Wesen der griechischen Bühne entwickelt, wenn sie nicht ganz davon ausgeschlossen gewesen wären." Kleist wollte also ein Publikum haben wie die Griechen, damit er ein Programm haben könne wie sie; im vollen Bewußtsein jedoch, ein solches Publikum nicht zu haben, hält er nichtsdestoweniger an seinem Programm fest. In anderen Briefstellen, die sich auf den „Guiskard", den höchsten seiner dionysischen Träume, wie nochmals auf die „Penthesilea", die höchste seiner dionysischen Taten, und auf den gleichfalls in dionysischem Boden wurzelnden „Zerbrochenen Krug" beziehen, giebt Kleist weitere wertvolle Aufschlüsse über seine Stellung zum Publikum wie auch zu Schauspielern und Kritik. Im Jahre 1803 schrieb Kleist aus Leipzig an Ulrike: „Ich nehme hier Unterricht in der Deklamation bei einem gewissen Kerndörffer. Ich lerne meine eigene Tragödie bei ihm deklamiren. Sie müßte, gut deklamirt, eine bessere Wirkung tun, als schlecht vorgestellt, sie würde, mit vollkommener Deklamation vorgetragen, eine ganz ungewöhnliche Wirkung tun." Schon damals also, als es sich um den „Guiskard" handelte, hatte Kleist auf die Hilfe der Schauspieler verzichtet, und als er am 24. Januar 1808 das 1. Heft des „Phöbus" mit dem Fragment der „Penthesilea" Goethe überschickte, schrieb er dazu: „Es ist übrigens eben so wenig für die Bühne geschrieben, als jenes frühere Drama: der Zerbrochene Krug . . . Unsere übrigen Bühnen (außer der Weimaraner) sind weder vor noch hinter dem Vorhang so beschaffen, daß ich auf diese Auszeichnung rechnen dürfte" . . . Doch noch glaubte Kleist an das Publikum, wenn auch mit Bezug auf die „Penthesilea" mit einer gewissen „Furchtsamkeit"; an die Kritik vor allen Dingen glaubte er, an „den guten Willen" Goethes. Doch die Phöbus-Epigramme aus dem Jahre 1808 wissen nichts mehr von all dieser schönen Zuversicht; denn ein Hohn- und Schmerzensschrei aus verwundeter Dichterseele sind diese Phöbusepigramme: Hohn dem Publikum, Hohn den Kritikern, Hohn vor Allem ihm, dem „Herrn von Goethe!" Und doch auch Schmerz, ehrlicher, ungeschminkter Schmerz. Der gilt ihm, der Kleist einst ermahnt, den „Guiskard" zu vollenden, „und wenn der ganze Kaukasus und Alles" auf ihn drückte:

„Wunderlichster der Menschen, Du! Jetzt spottest Du meiner,
Und wie viel Tränen sind doch still Deiner Wimper entflohn!"

Aber eines zeigen diese Epigramme noch: wie der Dichter, einer Welt zum Trotz, an seinem Programm festhält. So ist Kleists Stellung zum Publikum eine durchaus dionysische: sie deckt sich genau mit der Darstellung, welche Nietzsche von dem Verhältniß des Tragöden zum Publikum giebt: „Nun aber ist „Publikum“ nur ein Wort und durchaus keine gleichartige und in sich verharrende Größe. Woher soll dem Künstler die Verpflichtung kommen, sich einer Kraft zu akkommodiren, die ihre Stärke nur in der Zahl hat? Und wenn er sich, seiner Begabung und seinen Absichten nach, über jeden einzelnen seiner Zuschauer erhaben fühlt, wie dürfte er vor dem gemeinsamen Ausdruck aller dieser ihm untergeordneten Kapacitäten mehr Achtung empfinden als vor dem relativ am höchsten begabten einzelnen Zuschauer?“ Das war aber Kleists Fall; daher war es für ihn eine Unmöglichkeit, den Rat Goethes zu befolgen, der ihm nach der Lektüre der „Penthesilea“ am 1. Februar 1808 schrieb: „. . . Vor jedem Brettergerüste möchte ich dem wahrhaft theatralischen Genie sagen: hic Rhodus, hic salta!“ Vielmehr wartete er in der Tat, wie Goethe in eben demselben Briefe mit Mißbehagen bemerkt, „auf ein Theater, welches da kommen soll,“ vielmehr mußte er, „der gern in jedem Sinne dem Augenblick angehört hätte, doch in diesem Fall auf die Zukunft hinaussehen.“

Und nicht vergeblich. Vor nun bald 25 Jahren schrieb Franz Dingelstedt in seiner Einleitung zu der Jubiläumsausgabe des „Zerbrochenen Kruges“: „Dieses (das Publikum) wird mit der Zeit zu Kleist heranreifen, wenn die Bühne ihm gegenüber ihre Schuldigkeit tut, wie solches die Kritik und die Litteratur, gleichfalls zögernd, getan hat.“ Je länger desto mehr haben nämlich Litteratur und Kritik das folgende Urteil Nietzsches zu dem ihren gemacht: „Noch nie, seit Aristoteles, ist eine Erklärung der tragischen Wirkung gegeben worden, aus der auf künstlerische Zustände, auf eine ästhetische Tätigkeit der Zuhörer geschlossen werden dürfte. Bald soll Mitleid und Furchtsamkeit durch die ernsten Vorgänge zu einer erleichternden Entladung gedrängt werden, bald sollen wir uns bei dem Sieg guter und edler Principien, bei der Aufopferung des Helden im Sinne einer sittlichen Weltbetrachtung erhoben und begeistert fühlen; und so gewiß ich glaube, daß für zahlreiche Menschen das und nur das die Wirkung der Tragödie ist, so deutlich ergiebt sich daraus, daß diese alle, sammt ihren interpretirenden Aesthetikern, von der Tragödie als einer höchsten Kunst nichts erfahren haben.“ Ebenso erkennen heute Litteratur und Kritik eine merkwürdige Ahnung Goethes mit Bezug auf die Alten, wie wirklich das höchste Pathetische doch nur ästhetisches Spiel sein kann, gleich Nietzsche als Wahrheit an und finden die Bestätigung dafür in vollem Umfange in Kleist: in ihm, den schmerzendster Scharfsinn zwang, in häßliche

Tiefen der Dinge zu dringen. Denn ihm hatte die Natur jene „traurige Klarheit" gegeben, „die ihm zu jeder Miene den Gedanken, zu jedem Worte den Sinn, zu jeder Handlung den Grund nannte". „Sie zeigte ihm Alles, was ihn umgab, und ihn selbst, in seiner ganzen armseligen Blöße, und der farbige Nebel verschwindet, und alle die gefällig geworfenen Schleier sinken, und dem Herzen ekelt vor dieser Nacktheit". Aber durch die Erfindung, dieses „Spiel der Seligen", erlöste er sich von dem Geschauten — im schönen Schein. „. . Aus der Verwesung Reiche locket er gern Blumen der Schönheit hervor," so läßt Kleist den Areopagus die Poesie des Sophokles charakterisiren, zugleich in inniger Beziehung auf sich selbst; und das gleiche Bild, nur nicht bis zur äußersten Konsequenz getrieben, wendet Nietzsche an, da wo er zeigt, daß der Grieche seine Götterwelt aus tiefem Pessimismus gebar, „wie Rosen aus dornigem Gebüsch hervorbrechen". Rosen aber hervorbrechend aus dornigem Gebüsch, das ist auch die Poesie Kleists, und Kritik und Litteratur, die Bühne und nicht zuletzt der Gang der Zeit — sie alle wirken, im Zeichen Nietzsches, zusammen, damit für die „Wiedergeburt der Tragödie" — und das ist das Kleist'sche Programm, so gut wie das Nietzsches, und ein gut Teil auch die Tat Kleists — der „ästhetische Zuhörer" wiedergeboren werde. Denn den ästhetischen Zuhörer verlangt die dionysisch-tragische Kunst Kleists; den theoretischen verwirft sie. Der war in's Theater gekommen, edle Menschen zu sehen und volltönende „Worte der Weisheit" als klingende Bildungsmünze mit nach Hause zu nehmen. Und hier? Leuchtende Blumen an dionysischen Tiefen ruhend, Meeraugen in unwirtlichem Gebirg. So ist Kleist'sche Schönheit, anders geartet als bei andern Künstlern, aber doch auch Schönheit denn der Begriff der Schönheit läßt sich nicht in enge Grenzen ziehen, „vielmehr hat jedes bedeutende Kunstwerk seine eigene Schönheit". Schönheit ist also die unendlich mannigfaltige Tat des Genies und gewährt ebenso mannigfaltigen Genuß. Das bezeugt Kleist selbst in den „Schroffensteinern":

„Es zieht des Lebens Forderung den Leser
Zuweilen ab, denn das Gemeine will
Ein Opfer auch; doch immer kehrt er wieder
Zu dem vertrauten Geist zurück, der in
Der Göttersprache ihm die Welt erklärt
Und kein Geheimniß ihm verbirgt als das
Geheimniß nur von seiner eignen Schönheit,
Das selbst ergründet werden muß."

Ebenso charakterisirt Kleist selbst den ästhetischen Zuschauer, der im Stande ist, solch geheimnißvolle Schönheit zu ergründen, falls man nämlich berechtigt ist, die Unterscheidung, welche Kleist zwischen den Frauen trifft, auf das Publikum überhaupt anzuwenden:

„Zweierlei ist das Geschlecht der Frauen, vielfältig ersprießlich
Jedem, daß er sie trennt: Dichtern vor Allen. Merkt auf!
Schauet dort jene! Die will ihre Schönheit in dem, was ich dichte,
Finden, hier diese, die legt ihre, o Jubel, hinein!"

Ein ästhetisches Publikum also reift seit hundert Jahren allmählich, aber mit absoluter Sicherheit zu Kleist heran, um sich, nunmehr „ein echter Zuhörer", der alle Anforderungen an Moral und Sittlichkeit, alles Verlangen nach socialen und politischen Affekten weit hinter sich gelassen hat, dem gewaltigen Kunstzauber dieses einzigen Dichters entzückt hinzugeben.

Sowie in Bezug auf Theatereinrichtung, Schauspieler und Publikum Kleist verlangend und neidend auf Griechenland blickte, so war auch die griechische Tragödie selbst für ihn das poetische Ideal, welcher Umstand aber der großen Selbständigkeit seiner dichterischen Entwicklung keinen Eintrag tut. Als einer, der die Wahrheit über alles achtete, hatte Kleist sich auch diese Wahrheit einzugestehen gewagt, „daß die Griechen unsere und jegliche Kultur als Wagenlenker in den Händen haben"; mehr: ohne jede Hoffnung, nur die Wahrheit vor seiner Seele, hatte er zugesehen, wie sein Guiskard-Gespann, von zu geringem Stoff und der Glorie solcher Führer unangemessen, in den Abgrund jagte. Und dennoch: Kleist ist weiter gekommen als bis zu der „verzauberten Pforte, die in den hellenischen Zauberberg führt," welche zu erbrechen Goethe und Schiller nicht gelingen durfte, und was seiner Dichtung eigenste Schönheit macht, das ist von jenem Besuch im Zauberberge her an dem Dichter haften geblieben.

Zunächst Kleists Sprache. Sie ist in seinen besten Werken eine durchaus auf das Griechentum gebaute, und der hinreißende Zauber, die packende Gewalt auch, die diese Sprache ausübt, sind nicht zuletzt aus ihrem antikisirenden Charakter zu erklären; denn die Kunstmittel der Kleist'schen Sprache bestehen zum Teil in der Nachahmung der griechischen Sprache, und in den Werken, in welchen dem Dichter diese Nachahmung am vollendetsten geglückt ist, steht sein Stil auf „majestätischer Höhe": im „Erdbeben", in der „Marquise", in der „Verlobung", im „Guiskard", in der „Penthesilea", im „Homburg", vor allem in der „Penthesilia". Ebenso bewußt und gewollt, dazu auch dem Laien sofort erkennbar und principiell von ungleich höherer Bedeutung ist die Anlehnung Kleists an die Antike durch den Versuch, den griechischen Tragödienchor neu zu beleben. In dem kleinen einleitenden „Chor von Jünglingen und Mädchen" in den „Schroffensteinern" und in dem knappen Bardenchor der „Hermannsschlacht" ist zwar dieser Ansatz sehr unbedeutend, aber in dem Guiskardfragment zeigt sich dieser zarte Trieb zur kraftvollsten Pflanze emporgewachsen. Hier gingen in Wahrheit die Geister des Aeschylus und des Sophokles dem Geiste Kleists voran und führten ihn auf die fernen, brach liegenden Dionysischen Gefilde, die sehnender Wunsch des Deutschen nur selten erreicht. Aber die Sehnsucht Nietzsches drang hierher und Nietzsches Hoffnung. Für Nietzsche ist er nicht tot, der Gott, er schläft nur. Er schläft, weil sie alle schlafen, jene phantastischen Figuren, jene begeisterten Sänger, jene wilden Tänzer, jene bocksartigen Satyrn. Ein Zauber erwecke sie, und in glühenden Visionen hauchen sie ihrem Herrn und Meister

Dionysus neues Leben ein. Ist doch der Chor der „Ursprung der griechischen Tragödie“, das „Urdrama“, das „dramatische Urphänomen“: die Tragödie steht und fällt mit dem Chore.

In engster Beziehung aber zum Chore steht der Mythus, von dem Nietzsche annimmt, daß er von dem Chore in seiner ursprünglichen Form, dem Satyrchor, erzeugt wird: „Der Satyrchor ist zu allererst eine Vision der dionysischen Masse, wie wiederum die Welt der Bühne eine Vision dieses Satyrchors ist.“ Die Kraft dieser Vision ist stark genug, um gegen den Eindruck der „Realität“, gegen die rings auf den Sitzreihen gelagerten Bildungsmenschen den Blick stumpf und unempfindlich zu machen. Die Form des griechischen Theaters erinnert an ein einsames Gebirgstal: „die Architektur der Scene erscheint wie ein leuchtendes Wolkenbild, welches die im Gebirge herumschwärmenden Bakchen von der Höhe aus erblicken als die herrliche Umrahmung, in deren Mitte ihnen das Bild des Dionysus offenbar wird.“ So erscheint in der Tat das Dionysische als der (gemeinsame) Geburtsschooß (der Musik und) des tragischen Mythus. Auch der Mythus ist in das Werk Kleists eingegangen, in glänzendster Weise: im „Amphitryon“ und in der „Penthesilea“, und der gewaltige und durchaus unvergleichliche Kunstzauber, den diese Werke von sich strahlen, sonnenhaft und wie aus einer ganz anderen Welt, findet seine Erklärung zunächst in dem Untergrund, den der Mythus ihnen bietet, ebenso aber auch in dem Umstande, daß dieser Mythus in die Seele eines Dichters sank, die ihm an tragischer Tiefe kongenial war. „Wer das nicht erlebt hat, zugleich schauen zu müssen und zugleich über das Schauen hinaus sich zu sehnen, wird sich schwerlich vorstellen, wie bestimmt und klar diese beiden Processe bei der Betrachtung des tragischen Mythus neben einander bestehen und neben einander empfunden werden: während die wahrhaft ästhetischen Zuschauer mir bestätigen werden, daß unter den eigentümlichen Wirkungen der Tragödie jenes Nebeneinander die merkwürdigste sei. Man übertrage sich nun dieses Phänomen des ästhetischen Zuschauers in einen analogen Proceß im tragischen Künstler, und man wird die Genesis des tragischen Mythus verstanden haben.“ Die Genesis des Mythus, aber auch seine Zeugungsfähigkeit, die Genesis also auch des aus ihm entstandenen Dichterwerkes. „Zugleich schauen zu müssen, schauen zu wollen, und zugleich über das Schauen hinaus sich zu sehnen,“ das war im höchsten Maße daß Erlebniß Kleists als des wahrhaft ästhetischen Zuschauers angesichts des griechischen Mythus. Da aber Kleist nicht ästhetischer Zuschauer allein, sondern tragischer Künstler dazu war, verstand er sogar, dem Amphitryon-Mythus, welcher bei Plautus und Molière in einem recht lustigen Gewande einhergeht, die ihm innewohnende erhaben-tragische Seite abzugewinnen, wobei es gleichgültig ist, daß, indem er den Mythus vergeistigte, er ihn in's Christliche hinüberspielte. Denn die Tragik liegt in diesem Mythus

durchaus von vornherein. „Auch der Olymp ist öde ohne Liebe," — das ist die Tragik in Jupiters Schicksal. Und auch sie, die dazu ausersehen ist, ihm, der so viele Freude zwischen Erd' und Himmel endlos ausschüttet, „seine ganze Forderung an die Schöpfung in einem einzigen Lächeln auszuzahlen," hat ein tragisches Geschick. Wer das erfuhr, was sie erfuhr, wer wie sie des Gottes war, kann nicht länger des Gatten sein. Das ist die Tragik in dem Schidsal dieser Beiden. Von der tragischen Bedeutung des Mythus hat freilich Molière nichts erkannt. Molière war ja auch kein tragischer Künstler. Und auch Goethe, der lieber eine tragische Situation vermied, als daß er sie aufgesucht hätte, war nicht tragischer Künstler im dionysischen Sinne. Daher ist es Goethe sogar geglückt, den Atridenmythus in ein Schauspiel umzubiegen. Freilich grollt die ganze Tragik des griechischen Pessimismus herauf aus berückender Tiefe — im Schicksalsliede; aber mit olympischer Vornehmheit ist Goethe des lockenden Tones Herr geworden: wohl geht von Iphigenie eine tief innerliche, heilende und siegende Liebesmacht über in die bösen Wirrnisse des Erdenlebens; aber sie steht in all ihrer Herrlichkeit mit beiden Füßen fest auf dieser Erde, und das weltentrückte „Ach!" der Alkmene wohnt nicht auf ihren Lippen. So befinden wir uns in der „Iphigenie" mit aller Schönheit, die uns umfängt, immer auf dem Boden der Sittlichkeit, der Moral. Anders im „Amphitryon". Hier endlich fühlen wir uns ganz und gar über den pathologisch-moralischen Proceß hinausgehoben in die rein ästhetischen Sphären. Es ist eine andere Welt; wenn auch in einem anderen Sinne, als Goethe in seinem berühmten Penthesileabriefe gemeint. Auch in der „Penthesilea" sind wir in einer anderen, höheren Welt, obwohl in dieser Tragödie jener abscheuliche „Hexentrank" gereicht wird, der aus Wollust und Grausamkeit gemischt ist. Denn auf unbetretenen Gipfeln der Zeiten ist dieser Mythus geboren, und aus dem Reich der Mütter hat Kleist ihn hervorgeholt. „Viele Wasser können die Liebe nicht auslöschen und Ströme sie nicht überfluten": entfesselt rast sie dahin, die gewaltigste der Leidenschaften, in ihrer ganzen, überschüssigen sinnlichen Gewalt. Und die Frau ist die Ergriffene; der Amazone geschieht das, der Busenlosen. Aber vom Gesetz der Frauen sagt sie sich los, um ihrem Jüngling in den Tod zu folgen, und Prothoe vernahm ein Wort, das Penthesilea ihr in's Ohr geflüstert: „Der Tanais Asche streut sie in die Luft!" Es ist die Erfahrung ihres Lebens und ihres Sterbens, und nie war ein Wort so wahr, — ach, und so schön zugleich. In der Tat: „es enthüllt sich in der „Penthesilea" das ganze Uebermaß der Natur als Wahrheit"; hier „wird es laut bis zum durchdringenden Schrei, dieses Uebermaß in Erkenntniß, in Lust und Leid". „Diese wundersame dionysische Mischung und Doppelheit in den Affekten aber erweckt gleich der musikalischen Dissonanz den Flügelschlag der Sehnsucht und das Streben in's Unendliche": zugleich schauen müssen und zugleich über das Geschaute sich hinaussehnen. Wie im „Amphitryon", so in der „Penthesilea": auch

hier trug die Sehnsucht Kleists Seele in ewige und unmeßbare Reiche, und wie im „Amphitryon“, so baut sich auch hier eine zweite, ungreifbare, übersinnliche Handlung auf neben der sinnlich-greifbaren; zwei Motive wogen nebeneinander auf und ab, und über dem orgiastisch-bakchischen Liebesfest der Penthesilea ringt eine Dichterseele um die Verwirklichung ihres Ideals. „Was liegt am Glücke! . . . Ich trachte lange nicht mehr nach Glück, ich trachte nach meinem Werke.“ Aber zu Tode getroffen, sinkt hier Alles nieder: die Liebenden und der Geliebte, der Dichter und sein Ideal. Zu Tode getroffen? Oder nicht vielmehr verklärt, mit dem Stempel der Ewigkeit gezeichnet und in den Strom des Zeitlosen getaucht?

So ist die „Penthesilea“ in jeder Beziehung die großartigste dionysische Dichtung des dionysischen Dichters Kleist: sein Attribut ist sie, wie der „Faust“ das Attribut Goethes. In Anbetracht des ursprünglichen und eigentlichen Themas aber, das Nietzsche in seinem Buche verfolgt, der Wiedergeburt der Tragödie auf deutschem Boden, aus volkstümlich-deutschem dionysischen Geiste, erscheinen andere Dichtungen Kleists, indem sie auf deutschen Motiven beruhen, von gleichfalls bedeutendem dionysischen Werte. Zunächst der „Kohlhaas“. Mit instinktivem Griffe hat hier Kleist aus dem dionysischen Zeitalter der Reformation ein im höchsten Grade dionysisches Moment, das dionysischste vielleicht, hervorgeholt, das Moment, in dem, zufälligerweise allerdings, „die alten Götter, das alte Recht“ noch einmal verwundert und trotzig den Kopf emporrecken. Denn wer ist er, dieser Michael Kohlhaas? Ein Mann, der nach Gerechtigkeit schreit auf Erden und der sich Gerechtigkeit zu verschaffen weiß in orgiastischem Kampf, ein Mann, der danach zu sterben versteht in orgiastischer Seligkeit; ein letzter Germane vor Allem, trotz Christentum und Luther, der sich aber sieghaft das Christentum in Luther versöhnt, ein Herrenmensch mit dem ungebrochenen Blick. „Und tief und seelenvoll wie einst der Choral Luthers“, aber voll überschwänglicheren Mutes noch, voll hinreißenderer dionysischer Kraft, so tönt über dichtverwachsenes Gebüsch, aus dem Abgrunde herauf, in den das Vaterland sich zu verlieren droht, im nahenden Erwachen neuen deutschen dionysischen Lebens der Lockruf des deutschen Herrenmenschen: Kleists Freiheitspoesie: seine vaterländischen Lieder, seine „Hermannsschlacht“, sein „Homburg“. Freilich muß Kleists Muse ihr Haupt verhüllen: „wehe, mein Vaterland, dir!“ Denn nach einem Jahrhundert beinahe ist sie noch unverstanden von einem Nietzsche. Ins Leere ist er für Nietzsche verhallt, der orgiastische Schrei:

> „Schlagt ihn tot! Das Weltgericht
> Fragt euch nach den Gründen nicht!“

Und die furchtbar aufrüttelnde Orgie der Halliscene und die grauenvolle Vergeltung im Bärenzwinger, die gewaltige Rachegestalt Hermanns und das deutsche Thuschen, aus dem eine Heldin geworden, das Alles, durchtränkt von dem Herzblut des Dichters, für einen Nietzsche war es nicht

gedichtet. Und hat Nietzsche nicht verstanden, wie Kleist, der dionysischste Sohn einer dionysischen Zeit, in der „Hermannsschlacht“ die fremde Brut hinweggefegt vom deutschen Boden, so hat er auch nicht den Bau gesehen, den der Künstler, mit seinem Volke an schwindelndem Abgrund stehend, im „Homburg“ auf diesem Boden hinaufgeführt in lichte Fernen:

„Mit Zinnen, üppig, feenhaft, zur Wonne
Der Freunde und zum Schrecken aller Feinde . . .“;

er hat den Prinzen nicht verstanden, der beim Anblick seines Grabes in dionysischer Lebenswut nur leben will und nichts als leben, und der dann, ein Ueberwinder, in dionysischer Verzückung dem Tode entgegengeht gleich seinem Dichter: Flügel an den Schultern, und sein Geist durch stille Aetherräume schwingend, entgegen der tausendfachen Sonne der Unsterblichkeit.

Auch in einem andern wichtigen Punkte verleugnet Kleist nicht den dionysischen Charakter. Ein Grundzug aller dionysischen Dichtung ist nämlich die Mischung, die sich ergiebt aus der Darstellung erschütterndster Wirklichkeiten einerseits und dem Ausblick in selige metaphysische Fernen andererseits, der zugleich dem sehnenden Herzen gewährt wird. „Denn die Sphäre der Poesie liegt nicht außerhalb der Welt, als eine phantastische Unmöglichkeit eines Dichterhirns; sie, die Poesie, will das gerade Gegenteil sein, der ungeschminkte Ausdruck der Wahrheit, und wirft eben deshalb den lügenhaften Aufputz jener vermeinten Wirklichkeit des Kulturmenschen von sich.“ Aber zugleich weist die Poesie über die sinnliche Welt hinaus auf eine übersinnliche; zugleich entläßt sie uns mit der Erkenntniß, daß das Leben im Grunde der Dinge, trotz allem Wechsel der Erscheinungen, unzerstörbar mächtig und lustvoll sei. Beiden Ansprüchen wird die Poesie Kleists in vollster Weise gerecht. „Nicht zu jenen Dichtern gehört Kleist, die sich scheuen, das Aeußerste auszusprechen. Er flucht der Mäßigung. Er, dessen Mädchenideal ein Käthchen war, will nicht von Frauen lernen, was sich ziemt; er ist kein frauenhafter Dichter. Er dringt kühn bis zur letzten Grenze des Darstellbaren vor und weicht selbst dem Blutigsten, Sinnlichsten nicht aus.“ Die ganze Natur in Aufruhr hat er in sein Werk gebannt, und das Uebermaß hat er als Wahrheit enthüllt. Aber wie seine Tragödie inmitten dieses Ueberflusses an Leben, Leid und Lust in erhabener Entzückung sitzt, horcht sie einem fernen schwermütigen Gesange, und: „wir glauben an das ewige Leben,“ ruft sie uns zu. Mit diesem Ausblick aber in das Unendliche gewährt Kleist den metaphysischen Trost, ohne welchen die echte Tragödie uns nicht entlassen darf. Was wir im alltäglichen Leben Moral und Sittlichkeit zu nennen gewöhnt sind, bildet nicht die Angelpunkte von Kleists Dichtung, und ungleichmäßig ist die Verteilung von Glück und Unglück. So sind auch die Menschen, die er, der kein theoretischer Mensch war, geschaffen, nicht theoretische, unbedingt unter dem Gesetz der Moral oder gegen dasselbe handelnde Menschen: „die klarste Figur hat wie bei

Aeschylus immer noch einen Kometenschweif an sich," der in's Ungewisse, Unaufhellbare zu deuten scheint. Daher die erschütternde Wirkung. „Du blickst die Ruhe meines Lebens tot." Im „Amphitryon" die Heilige, welche sündigt, weil sie sündigen mußte, weil es von den höheren Mächten der Welt also beschlossen war; in der „Penthesilia" die Eiche, welche sinkt, weil sie zu stolz und kräftig blühte. Die abgestorbene hätte gestanden im Sturm; die unheilige Frau hätte die Wahl des Gottes nicht getroffen. Um Alkmene schwebt die „Oedipusglorie tragischer Passivität"; „die Prometheus-glorie tragischer Aktivität" umstrahlt Penthesilea. Diese Darstellung von Menschenschicksalen aus der Tiefe des Empfindens und des Denkens, aus der Tiefe der menschlichen Erfahrung ist ebenso ausgesprochen Kleistisch, wie sie ausgesprochen Nietzschisch ist: es erschüttert der Schicksalsspruch, und er erhebt uns; Gedanken und Gefühle werden ausgelöst im Menschen, zu denen er sonst nie gekommen wäre, und die endliche Perspektive des menschlichen Horizontes wird in die unendliche des göttlichen erweitert. Zu diesem Zwecke mußte Kohlhaas durch seinen Tod die Welt versöhnen: er hatte sich selbst in ihr Recht verschaffen wollen, anstatt an eine höhere und verborgene Gerechtigkeit zu glauben. Zu diesem Zwecke ließ der Kaiser in der Erzählung „Der Zweikampf" „in die Statuten des geheiligten göttlichen Zweikampfs, überall wo vorausgesetzt wird, daß die Schuld dadurch unmittelbar ans Tageslicht komme, die Worte einrücken: wenn es Gottes Wille ist." Zu diesem Zwecke endlich hatte Kleist über das Schicksal der Marquise das wundervolle Wort gesetzt: „Ihr Verstand, stark genug, in ihrer sonderbaren Lage nicht zu reißen, gab sich ganz unter der großen heiligen und unerklärlichen Einrichtung der Welt gefangen." Wer kann wissen, ob die Götter ihm Unglück senden oder Sünde, weil er ein Reiner war oder sich ein Reiner wähnte? Aber wie sie auch bestimmen, die Hohen, Olympischen, Eines soll der Mensch wissen und fühlen eben durch ihren Schicksalsspruch: die Ewigen **sind**.

> „Schicksallos, wie der schlafende Säugling atmen die Himmlischen," . . .
> und „Sie bleiben in ewigen Festen an goldenen Tischen".

Indem also Kleist „neben einer gewissen täuschenden Bestimmtheit eine rätselhafte Tiefe, ja Unendlichkeit des Hintergrundes stellt," indem er unter der Endlichkeit der Erscheinung ihr Ewiges dahinrauschen läßt in unver-siegbar lebensvollem Zuge, indem er die Seele erhebt aus der Sphäre kampfvoller, verantwortungsschwangerer Wirklichkeit „in die heitern Regionen, wo die reinen Formen wohnen," gewährt er den metaphysischen Trost, durch welchen die Tragödie erst zu ihrer vollen dionysischen Wirkung gelangt.

Und doch, obwohl bei Kleist allenthalben die dionysischen Elemente unverkennbar sind, stehen Bedenken auf dagegen, in diesem Dichter eine ideale Bestätigung des in der „Geburt der Tragödie" gezeichneten Tragöden zu sehen; denn gemessen an dem Fundamentalsatz und Endergebniß zugleich des Buches, daß die Tragödie der aus der Musik wiedergeborene Mythus

sei, scheint sich die Kleisttragödie als eine nur unvollkommene Erfüllung des Nietzsche-Ideals darzustellen. Zwar, der Mythus bildet den ins Unendliche hinausmündenden Hintergrund der dionysischen Kleisttragödie, des „Amphitryon" und der „Penthesilea"; aber wie steht es mit der Musik, der vorgeborenen Zwillingsschwester, der entzückenderen, geheimnißvoll mächtigen, ewige Rätsel und unerschöpfliche Reichtümer bergenden, die gleich dem Mythus dem Geburtsschoß des Dionysischen entstiegen? Geht sie auch Hand in Hand mit ihm, untrennbar mit ihm verbunden durch das Werk Kleists, daß der volle Zauber des Gottes Dionysus offenbar werde, daß er auch hier Menschenherzen erhöhe in Götterwahnsinn? — Die Frage scheint auf den ersten Blick beantwortet und zwar mit nein, denn die Kleist'sche Tragödie ist ja ein Wort- und nicht ein Wort- und Tondrama. Zwar hat sie als bewußte und bedeutsame Annäherung an die Antike den Chor, die Urform der griechischen Musiktragödie, aber mit Beziehung auf die Musik hat das Vorhandensein des Chores bei Kleist doch nicht — wenigstens auf den ersten Blick nicht — die Bedeutung wie das Vorhandensein des Chores überhaupt. Denn in den „Schroffensteinern" und in der „Hermannsschlacht", wo allerdings bei lyrischer Form Musikbegleitung ausdrücklich vorgeschrieben ist, fällt dem Chore eine durchaus untergeordnete Rolle zu, und im Guiskardfragment, in welchem der Chor eine überaus bedeutungsvolle Stellung einnimmt, ist weder seine Form eine lyrische, noch ist Musikbegleitung vorgeschrieben. Und doch sagt Servaes in seiner Kleistbiographie, daß dieser Chor „ganz aus dem Geiste der Musik herausgeschaffen und von einem wahrhaft majestätischen, stolz hinrauschenden Rhythmus" sei, und er legt darauf in ausgezeichneten Ausführungen dar, nach welchen musikalischen Gesetzen dieser Chor gleich dem ganzen Guiskard-Fragment gebaut sei, wie er auch hier und bei anderer Gelegenheit „die musikalische Grundnatur des Kleist'schen Künstlertemperaments" betont*). So scheint also die Sache doch nicht so einfach zu sein, doch nicht klipp und klar zu liegen. Und in der Tat, die Frage kann auch so gestellt werden, muß noch so gestellt werden: ist das Drama Kleists, wenn auch ohne Töne, nicht vielleicht dennoch aus dem Geburtsschoß der Musik in jenem geheimnißvollen Zwielicht des Dionysischen geboren? Das heißt: sind zwischen den Werken Kleists und der Musik Beziehungen aufzufinden, giebt es auch in der Musik noch Berührungspunkte zwischen Kleist und Nietzsche, dem Nietzsche der „Geburt der Tragödie"? Wenn die Antwort auf die Frage in ihrer ersten Fassung sofort mit nein gegeben war, so ist sie auf dieselbe Frage in ihrer zweiten Fassung ebenso schnell und sicher mit ja gegeben. Denn wenn einerseits es in dem

---

*) Dieser Hinweis auf Servaes' Kleistbiographie ist erst nachträglich vor der Drucklegung von Vf. aufgenommen worden, da ihr Ms. schon im Januar 1902 vollendet war, die Kleistbiographie von Servaes aber erst im Herbst des Jahres 1902 erschienen ist. — Vgl. hierzu noch „Eine Kleist-Biographie" von S. Lublinski in „Die Nation" Nr. 31. 2. Mai 1903.

Wesen der dionysischen Tragödie liegt, daß die Musik in ihr untrennbar mit dem Mythus verbunden sei, und wenn andererseits die Tragödie des dionysischen Menschen und Dichters Kleist sich naturgemäß als eine dionysische darstellen mußte, so ist damit die Antwort schon gegeben; denn sie liegt in der Natur der Sache: zwischen der dionysischen Kleisttragödie und der Musik müssen Beziehungen vorhanden sein.

So könnte man sich jedes Versuches auch nur einer anderweitigen und eigenen Beweisführung für überhoben erklären; aber „auf neue Schleichwege und Tanzplätze" lockt der Gedanke „Kleist und die Musik"; er lockt, er hält fest, und er führt hinein in allerlei neue dionysische Verborgenheiten.

Beziehungen also zwischen Kleist und der Musik müssen vorhanden sein, sind vorhanden; welcher Art aber sind sie, und welcher Beweis legt ihr Vorhandensein klar?

Da ist es klug, mit den zartesten, phantastischsten Gedanken zu beginnen, mit den unanfechtbaren, den Beweisen, zu schließen.

Nach der Ansicht echter Musiker giebt es in der Musik selbst eine Musik, in der „die Welt des inneren Ohres tritt an Stelle des äußeren", eine „reine Geistesmusik"; es giebt ferner eine uralte Vorstellung von einer Sphärenmusik, welche den Gang der himmlischen Gestirne begleitet, eine Musik, welche diejenigen zu vernehmen vermögen, die gelernt haben, mit dem geheimnißvollen Ohr ihrer Seele zu lauschen. Und auch hienieden ist sie, diese Musik der „unerreichbar Hohen", in allem Schönsten ist sie, alles Seelenvollste ist sie, alles Schönste, und „musische Kunst" könnte man sie nennen, nach dem Vorgange der Griechen und in einem anderen Sinne als Richard Wagner, wenn auch nicht ohne Beziehung auf ihn. Auch durch die Poesie Kleists schreitet sie, diese musische Kunst, und wie Goldstaub und Silberstaub fällt von den Flügeln der Engel, die durch Kinderherzen gehen, so ist hier Silber und Gold und allerlei Zierrat hängen geblieben an eines einsamen Dichters Poesie, dem Keiner lauschte, als er sang, denn nur die himmlischen Englein. Und wie tut sie sich kund, diese musische Kunst? In den Feinheiten, die nicht ans Licht gezogen werden können, in den Schönheiten, die sich nicht beweisen lassen. Die Schönheit ist's, „die kein Geheimniß uns verbirgt als das Geheimniß ihrer eigenen Schönheit, das selbst ergründet werden muß". Und indem wir dieses Geheimniß zu ergründen suchen in eifrigem Bemühen, tritt die Lösung vor unsere Seele, plötzlich und in strahlender Klarheit. Und höchst wunderbar: was wir da zugleich sehen und hören in merkwürdiger Verbindung — Musik ist es, Musik. Da stellt sich die „Penthesilea" dar als ein wundervolles musikalisches Gemälde, in dem zwei durchaus gegensätzliche Motive — das der Sinnenliebe und das der Liebe zum Ideal — in gleich hinreißender Leidenschaft neben einander auf- und abwogen wie in „Tristan und Isolde", „das rasende Begehren zum Dasein" und „die metaphysische Sehnsucht nach der Urheimat". Aehnliche musikalische Be-

ziehungen lassen sich im „Zerbrochenen Kruge“ aufdecken; das sind die drei ernsten Motive, welche wie ein schwermütiger und zugleich erhebender Dreiklang durch dieses Stück gehen: der Traum Richter Adams, die Zwiesprache nämlich, die er — nicht, wie wörtlich zu lesen, mit seinem Schreiber Licht, sondern mit seinem Gewissen hält, — das Evangelium der Liebe von Eves Lippen und endlich der Toast des Gerichtsrates auf das, „was recht und gut und treu ist“. Und so erfährt der ästhetische Zuhörer selbst dem auf den ersten Blick so derben Lustspiele Kleists gegenüber die dionysische Wahrheit: „Schauen zu wollen und sich über das Schauen hinauszusehnen,“ ein einschneidender Unterschied übrigens zwischen dem „Kruge“ und der „Minna“: das Stück Lessings ist „ästhetischer Sokratismus“, der „Krug“ entstammt den dionysischen Reichen.

Als Nietzsche nach 15 Jahren sein Buch, eingeleitet mit dem „Versuch einer Selbstkritik“, neu herausgab, weil es ihm ein Aergerniß geworden, daß er sich damals „das grandiose griechische Problem, wie es ihm aufgegangen war, durch Einmischung der modernsten Dinge verdorben,“ setzte er auf dem Titelblatt des Buches den Begriff des „Pessimismus“ für den der „Musik“ ein, und das Buch hieß also fernerhin nicht mehr: „Die Geburt der Tragödie aus dem Geiste der Musik,“ sondern vielmehr: „Die Geburt der Tragödie. Oder G r i e c h e n t u m und P e s s i m i s m u s.“ Denn das war der Kern seines Buches gewesen, seine „Gedanken über die G r i e c h e n“ niederzuschreiben, und zeigen hatte er wollen, wie gerade sie, die Griechen, „die zum Leben verführendste Art der bisherigen Menschen,“ und zwar gerade „die Griechen der besten, stärksten, tapfersten Zeit“, die Tragödie hatten schaffen müssen, weil sie ihrer bedurften. „Den Hellenen rettet die Kunst,“ vor der Wirklichkeit nämlich, „und durch die Kunst rettet ihn sich — das Leben.“ So ist die Tragödie, die Tragödie des Aeschylus und des Sophokles, das „K u n s t w e r k d e s P e s s i m i s m u s“. Denn indem die Tragödie aus dem Geiste der Musik geboren ist, ist sie zugleich aus dem Geiste des Pessimismus geboren: wie die Musik i s t der Pessimismus ein dionysisches Phänomen, und beide Erscheinungen sind daher innig mit einander verwandt. Da wird man fragen: Pessimismus und Musik, Tragödienmusik? Und doch ist es so, doch ist die Verwandtschaft zwischen beiden Phänomenen tatsächlich vorhanden. Wie aber stellt sie sich dar, diese Verwandtschaft? In jener Lust, schauen oder hören zu müssen und über das Geschaute oder Gehörte hinaus sich zu sehnen. Und diese lustvolle Empfindung wird in der Musik an der Dissonanz, in der Tragödie am Schmerz percipirt. Beide Phänomene haben die gleiche Heimat: „jenes Streben in's Unendliche, den Flügelschlag der Sehnsucht, bei der höchsten Lust an der deutlich percipirten Wirklichkeit,“ beide also sind dionysischen Ursprungs. Und so ist die dionysische Kleisttragödie aus dem Geiste der Musik geboren, sie ist der Musik innig verwandt, weil sie aus dem Geiste des Pessimismus geboren ist. Da wird man fragen:

Kleist, dieser Sturm- und Drangmensch, dieses junkerliche Kraftgenie, das Keulen schwingt gegen Napoleon, und jene zarte, blasse Treibhauspflanze, mit dem unvergeßlichen Wertherduft, dieses Etwas, das Hugo v. Hofmannsthal uns etwa reicht in der entzückenden Schale seiner Verse, Kleist und der Pessimismus, sie Beide sollten zusammengehören? Und doch ist es so. Denn nicht die Melancholie, der Werther-Pessimismus, den man den Pessimismus der Schwäche nennen könnte, ist hier gemeint, sondern der Pessimismus der Griechen, der den Blick in die Tiefe des Daseins verlangt, um das Geschaute durch die Kunst aus eigener Kraft zu überwinden. Das ist der Pessimismus der Stärke, und solcher Art ist der Pessimismus Kleists, der Pessimismus seiner Tragödie . . . „Küsse, Bisse, das reimt sich . . .“ — den Reim konnte Kleist nur finden. Aber nicht nur Kleists Tragödie, das Werk des Dichters überhaupt zeigt jene „intellektuelle Vorneigung für das Harte, Schauerliche, Böse, Problematische des Daseins“ aus „Fülle des Daseins,“ ja aus dem „Leiden der Ueberfülle“ geradezu. Wo zeigt sich, in moderner Zeit, „diese versucherische Tapferkeit des schärfsten Blicks, die nach dem Furchtbaren verlangt, als nach dem Feinde, dem würdigen Feinde, an dem sie ihre Kraft erproben kann, an dem sie lernen will, was das Fürchten ist,“ wie bei ihm, dem Dichter wie der „Hermannsschlacht“ und der „Penthesilea“, so auch der „Marquise“ und des „Kohlhaas“, wie bei ihm, dem märkischen Junker, der in Wahrheit ausgezogen war, das Fürchten zu lernen, und der auch vor dem Tode nicht Halt gemacht?

Und gerade aus diesem einen maßgebenden Charakterzuge heraus hat Nietzsche Kleist, den er nicht gekannt, und den er doch so gut gekannt, in seiner „Nachrede“ den Nekrolog geschrieben.

Nun kann es nicht mehr Wunder nehmen, daß auch tatsächliche äußere Belege vorhanden sind für den musisch-musikalischen Charakter des Menschen und Dichters Kleist. Zunächst des Menschen. Da ist die Stelle aus einem der letzten Lebenszeit des Dichters entstammenden und nach Steig an Henriette Vogel gerichteten Brieffragmente, in welcher Kleist den Wunsch ausspricht, „sich einmal auf ein Jahr oder länger mit nichts als mit Musik zu beschäftigen“; da sind ferner die beiden ersten der drei „Musikalische Einsicht“ überschriebenen, an „Fr. v. P. . .“ gerichteten, im Jahre 1808 im Junihefte des „Phöbus“ abgedruckten Epigramme:

a.

„Zeno, beschirmt, und Diogen, mich, ihr Weisen! Wie soll ich
Heute tugendhaft sein, da ich die Stimme gehört!“

b.

„Eine Stimme, der Brust so schlank wie die Ceder entwachsen,
Schöner gewipfelt entblüht keine, Parthenope, dir!“

Mit verführerischer Macht also kommt die Musik über Kleist; eine Stimme ist im Stande, seinen inneren Menschen aus den Angeln zu heben; denn widerstandslos ergiebt er sich ihrem Zauber. Wo aber Sirenen locken,

muß die Moral des Alltags schweigen, und so gleitet Kleist unter der unmittelbaren Wirkung der Musik hinein in eine andere Welt, welche mit der Sokratischen Welt theoretisirender Moral nichts gemein hat. Ihr „vorzüglicher Gesang" hat Kleist vor Allem an Julie Kunze bezaubert; „gleiche Stimmung in musikalischen Dingen" knüpfte das Band zwischen Kleist und Henriette Vogel fest und fester; „Das ist zum Erschießen schön," soll er einmal, als ihr Gesang ihn besonders tief ergriffen hatte, gesagt haben. Das Wort wurde Beiden zum Verhängniß. Und es ist ein verhängnißvolles Wort. „Zeno, beschirmt, und Diogen, mich, ihr Weisen!" „Schön zum Erschießen" — man muß an den Reim denken: „Küsse . . . Bisse": so gleicht das eine Wort dem andern an dionysischer Tiefe, an dionysischem Uebermaß vor Allem.

Aber auch von dem Künstler, dem Dichter Kleist sind tatsächliche Zeugnisse vorhanden von seiner Stellung zur Musik, Zeugnisse, die wenig zahlreich zwar, von um so größerer, von weittragender Bedeutung sind. Nachdem Kleist in dem oben citirten Brieffragment den Wunsch ausgesprochen hat, sich „ein Jahr oder länger mit nichts als mit Musik zu beschäftigen", was dazu beitragen würde, mancherlei Verstimmungen in seinem Gemüt vielleicht ganz leicht harmonisch aufzulösen, fährt er fort: „Denn ich betrachte diese Kunst als die Wurzel oder vielmehr, um mich schulgerecht auszudrücken, als die algebraische Formel aller übrigen, und so wie wir schon einen Dichter haben — mit dem ich mich übrigens auf keine Weise zu vergleichen wage —, der alle seine Gedanken über die Kunst, die er übt, auf Farben bezogen hat, so habe ich von meiner frühesten Jugend an alles Allgemeine, was ich über die Dichtkunst gedacht habe, auf Töne bezogen. Ich glaube, daß im Generalbaß die wichtigsten Aufschlüsse über die Dichtkunst enthalten sind." Um drei Dinge handelt es sich: um die Bedeutung des Generalbasses für die Poesie, um die Bedeutung der Musik für alle übrigen Künste, für die Kunst überhaupt, um die Erfahrung endlich, welche Kleist mit der Musik mit Bezug auf die Kunst, die er übt, gemacht hat. Und da es sich also um die Lebenserfahrung eines großen Künstlers handelt, ist die Auffassung, als habe man es in der angeführten Stelle etwa nur mit einem geistreichen Aperçu zu tun, von vornherein abzuweisen. Somit ergiebt sich die Pflicht, dem Sinne dieser Sätze zu Leibe zu gehen. Leider aber ist Verfasserin wegen Raummangels an dieser Stelle genötigt, sich auf eine ganz allgemeine Erläuterung zu beschränken; die Ausführungen zu dieser allgemeinen Erläuterung, die Verfasserin wie die Erläuterung selbst dem Musiker und Musikschriftsteller Herrn Dr. Felix Rosenthal*) verdankt, werden an anderer Stelle zum Abdruck kommen.

*) Vgl. „Die Musik als Eindruck". Von Felix Rosenthal. Zeitschrift der internationalen Musikgesellschaft. Jahrg. II. Heft 7, April 1901. —

„Ich glaube, daß im Generalbaß die wichtigsten Aufschlüsse über die Dichtkunst enthalten sind.“ Kleist meint hier offenbar, daß das Generalbaßstudium, Kenntniß der Harmonielehre, eine tiefere theoretische Einsicht in das Wesen des Dichterischen vermittle, daß also indirekt das Generalbaßstudium auf ein besseres Verständniß des Wesens der Poesie zu wirken vermöge. Und das ist tatsächlich der Fall, und damit geht für den Dichter ein großer praktischer Nutzen Hand in Hand: durch theoretische musikalische Studien kann der Poet nämlich Belebung des rhythmischen Sinnes, ja, Befruchtung der poetischen Phantasie durch die musikalische gewinnen. Durch diese Auffassung würde auch ein annäherndes Verständniß gefunden sein für das Folgende: „Ich betrachte diese Kunst als die Wurzel, oder vielmehr, um mich schulgerecht auszudrücken, als die algebraische Formel aller übrigen.“ Es wäre sehr wohl möglich, daß dieser tiefsinnige Satz durch physiologische Forschungen eine Verifikation erfahren könnte. Denn es könnte sein, daß die Erkenntniß des eigentlich Künstlerischen vielleicht zuerst in der Musik gewonnen werden könnte, daß also musikalische Einsicht eine Einsicht in das Wesen der übrigen Künste, der Kunst überhaupt, erhoffen lasse. Vielleicht würden auch auf diese Weise die noch nicht gefundenen Grenzen zwischen der Musik und den anderen Künsten, insbesondere die Grenzen zwischen der Musik und der Poesie festgestellt werden können. Endlich der dritte Punkt des denkwürdigen Passus: „Ich habe von meiner frühesten Jugend an alles Allgemeine, was ich über die Dichtkunst gedacht habe, auf Töne bezogen.“ Gewiß, denn die von Kleist gefundenen Sätze über das Verhältniß der Musik zur Poesie und zur Kunst überhaupt sind die theoretische Frucht seiner bewußten Gedankenarbeit nach dieser Richtung hin. Aber auch unbewußt und im praktischen dichterischen Schaffen wird Kleist sich auf Töne, auf Musik bezogen haben. Denn es bestehen höchst wahrscheinlich Analogiebeziehungen zwischen den poetischen und den musikalischen Stimmungen, welche sich zwar gewiß nicht einem jeden, sicher aber einem so musikalisch veranlagten Poeten wie Kleist aufdrängen und dann geradezu den Mutterboden seiner Schöpfungen bilden*).

Durch diesen vorläufigen Versuch, dem Sinne der von Kleist in dem denkwürdigen Brieffragment über die Musik niedergelegten Gedanken auf die Spur zu kommen, ist jedenfalls die Einsicht gewonnen, daß Kleists Stellung als Poet der Musik gegenüber eine dionysische war: die Musik ist für ihn die ursprünglichere und die anderen Künste befruchtende Kunst — wie für Nietzsche. Auch die folgenden zwei Briefstellen müssen, wenn auch in negativer Weise, für diese Stellung Kleists der Musik gegenüber von der

*) Vgl. auch hierzu den Artikel von S. Lublinski in der Nation.

höchsten Bedeutung erscheinen. Schon am 5. Februar 1801 schrieb Kleist an Ulrike: „Selbst das einzige (Mittel zur Mitteilung nämlich), das wir besitzen, die Sprache, taugt nicht dazu, sie kann die Seele nicht malen, und was sie sagt und giebt, sind nur zerrissene Bruchstücke." Im 4. Berliner Abendblatt vom 5. Januar 1811 findet sich in dem „Brief eines Dichters an einen anderen" die Stelle: „. . . wenn ich beim Dichten in meinen Busen fassen, meine Gedanken ergreifen und mit Händen, ohne weitere Zutat, in den Deinen legen könnte: so wäre, die Wahrheit zu gestehen, die ganze innere Forderung meiner Sele erfüllt. . . . „Nur weil der Gedanke, um zu erscheinen, wie jene flüchtigen, undarstellbaren Stoffe mit etwas Gröberem, Körperlichem verbunden sein muß, nur darum bediene ich mich, wenn ich mich Dir mitteilen will, und nur darum bedarfst Du, um mich zu verstehen, der Rede, Sprache, des Rhythmus, Wohlklangs u. s. w., und so reizend diese Dinge auch, insofern sie den Geist einhüllen, sein mögen, so sind sie doch an und für sich, aus diesem höheren Gesichtspunkte betrachtet, nichts als ein wahrer, obschon natürlicher und notwendiger Uebelstand, und die Kunst kann in Bezug auf sie auf nichts gehen, als sie möglichst verschwinden zu machen. Denn das ist die Eigenschaft aller echten Form, daß der Geist augenblicklich und unmittelbar daraus hervortritt, während die mangelhafte ihn wie ein schlechter Spiegel gebunden hält, und uns an nichts erinnert als an sich selbst . . ." An die Geschichte und Betrachtung dieses Briefes „eines Dichters an einen anderen", durch den sich übrigens Kleist wie durch den Malerbrief gegenüber den zur Zeit herrschenden Ansichten nach Steig „gewissermaßen als Secessionisten erklärt", schließt Steig folgende Schlußbetrachtung an: . . . „Wie tritt Kleist aus jedem schulgemäßen Herkommen heraus! Rhythmus und Metrik und Wohlklang erklärt er für notwendige Uebel, die Sprache sogar (wie einst Goethe, Verfasserin fügt hinzu: wie heut Mauthner, der aber nach dieser Richtung hin Kleist nicht genügend gewürdigt zu haben scheint,) für den gröberen Stoff! Der Geist ist allein sein Element. Wir empfinden, wie Kleist sich zu dem Höchsten, das die Menschheit besitzt, emporringen möchte."

Und es drängt sich der Gedanke auf: wenn die Sprache nicht taugt als Mittel zur Mitteilung, weil sie die Seele nicht malen kann, weil sie den Geist mehr einhüllt, als ihn augenblicklich und unmittelbar hervortreten läßt, sollte dann nicht die Musik als das seelenvollere und geistigere, das geeignetere Mittel zur Mitteilung sein? Drängt nicht Kleists Kunst unmittelbar zum Wort- und Tondrama hin? Giebt nicht Nietzsche gleichsam die Antwort auf diese Frage, indem er sagt: „Dafür verleiht die Musik . . . dem tragischen Mythus eine so eindringliche und

überzeugende metaphysische Bedeutung, wie sie Wort und Bild, ohne jene einzige Hilfe, nie zu erreichen vermögen; und insbesondere überkommt durch sie den tragischen Zuschauer gerade jenes sichere Vorgefühl einer höchsten Lust, zu der der Weg durch Untergang und Verneinung führt, so daß er zu hören meint, als ob der innerste Abgrund der Dinge vernehmlich zu ihm spräche?" Ist es dabei nicht völlig gleichgültig, ob Kleist an eine solche mögliche Erhöhung seiner Kunst durch das Ausdrucksmittel der Musik gedacht, oder ob er eine solche Möglichkeit auch nur geahnt habe? Ueber die Bedeutung der Musik für die Kunst, ja für das gesammte Kulturleben ist sich Kleist dennoch ganz klar gewesen, und er hat die Erkenntniß ausgesprochen in dem letzten der drei Epigramme, welchen er zusammen die Ueberschrift „Musikalische Einsicht" gegeben. Es lautet:

„Nun versteh' ich den Platon erst, ihr ionischen Lieder,
Eure Gewalt, und warum Hellas in Fesseln jetzt liegt."

Dieses dritte Distichon steht zu den beiden ersten oben angeführten im innigsten logischen Zusammenhange: Kleist zieht in ihm aus der persönlichen Erfahrung, die er in den beiden ersten ausgesprochen, den Schluß auf die Allgemeinheit. In der Musik liegt ihrem dionysischen Ursprung entsprechend etwas die Seele Bezauberndes, Berauschendes, über die Wirklichkeit Erhebendes. Musik dieser Art hat Platon ebenso wie die ionischen Lieder und jede andre dionysische Kunst als der Sittlichkeit schädlich aus seinem Staate verbannt, in dem er nur die beruhigende, die Seele zur Harmonie stimmende Musik, überhaupt nur eine sittlich wirkende, eine sokratische Kunst dulden will. Platon hat unrecht damit getan; denn jener dionysische Charakter ist gerade das Höchste an der Musik; dadurch wächst der einzelne Mensch wie ein ganzes Volk über alles Kleinliche der Wirklichkeit, über die Welt sokratischer Moral, über sich selbst hinaus. Wo keine dionysische Musik ist, da ist keine Kunst, und ohne die Kunst keine Kultur. So sagt Kleist in diesen zwei Zeilen und 60 Jahre vor Nietzsche dasselbe, was Nietzsche in der „Geburt der Tragödie" in den jedenfalls wundervollen Kapiteln über Sokrates gesagt hat. Das Analogon zu dem Kleist'schen Epigramm geradezu bildet die herrliche Stelle aus den obigen Kapiteln, welche die Verurteilung des Sokrates ausspricht: „. . . Wer ist das, der es wagen darf, als ein Einzelner das griechische Wesen zu verneinen, das als Homer, Pindar und Aeschylus, als Phidias, als Perikles, als Pythia und Dionysus, als der tiefste Abgrund und die höchste Höhe unserer staunenden Anbetung gewiß ist? Welche dämonische Kraft ist es, die diesen Zaubertrank in den Staub zu schütten sich erkühnen darf? Welcher Halbgott ist es, dem der Geisterchor der Edelsten der Menschheit zurufen muß: „Weh! Weh! Du hast sie zerstört, die schöne Welt, mit mächtiger Faust; sie stürzt, sie zerfällt!" —

„Schöne Welt, komm' wieder!" Sie wird wiederkommen: in Ger-

manien wird Hellas neu erstehen. „Noch wollte das Schicksal, das den Völkern jeden Zuschuß zu ihrer Bildung zumißt, die Kunst in diesem nördlichen Himmelsstrich nicht reifen lassen," so schrieb Kleist an Ulrike am 5. Oktober 1803, und er hat einsehen müssen, daß das Werk, welches er selbst geträumt, für ihn zu schwer war. Aber „ich trete vor Einem zurück, der noch nicht da ist, und beuge mich ein Jahrtausend im voraus vor seinem Geiste. Denn in der Reihe der menschlichen Erfindungen ist diejenige, die ich gedacht habe, unfehlbar ein Glied, und es wächst irgendwo ein Stein schon für den, der sie einst ausspricht."

Das ist Kleists Dionysustraum. Dasselbe Schönheitsideal für Vergangenheit und Zukunft lebt im Herzen Kleists und Nietzsches: in Schönheit leben. Wie weit dabei die Wiedergeburt der Tragödie auf deutschem Boden, die eine Zeit lang gewiß den Mittelpunkt der Träume Beider bildete, beteiligt, ob eine solche Wiedergeburt möglich, ja, ob sie auch nur wünschenswert sei, ist dabei gleichgültig; nur auf den Kern dieser Wünsche kommt es an: eine große Zeit deutscher Kunst soll kommen, in der sich die apollinische Kunstgewalt, wie sie sich in unserer klassischen Zeit offenbart hat, verbinde mit der Zaubermacht des Gottes Dionysus, nach Kleists Vorgange und über Kleist hinaus. Nicht eine Epoche der Nachahmung etwa, sondern eine Epoche tiefsten und daher eigentümlichsten nationalen Lebens. Und all das nicht für eine Kunst oder vereinigt in einer „Allkunst", — ondern Kleinodien auf den Gebieten einer jeden Kunst. Und nicht hier die Kunst, und dort das Leben, sondern Kunst und Leben vereint, die Kunst im Leben und ein Leben in der Kunst: in Schönheit leben! Tragische Menschen werden sein, aber sie sollen erlöst werden.

Wer wird sie aufrichten unter diesem nördlichen Himmelsstrich, jene ersehnte Welt? Wir wissen es nicht. Blütezeiten der menschlichen Seele werden nicht heraufgeführt durch eines Einzelnen heißes Bemühen; der Geist der Edelsten der Menschheit düngt den Acker, und wenn die Saat aufgeht, plötzlich und unerwartet und in kaum geahnter Herrlichkeit, da sind sie dahin, die den Acker einst bestellt: die Nietzsche und Kleist, die Hölderlin und Wagner, und er, der den Pan gemalt im deutschen Schilfe.

So war es nicht der Zweck dieser Arbeit, Kleist etwa an Wagners Stelle als Erfüllung zu setzen auf die großen hellenischen Voraussetzungen, wie sie Nietzsche aufgegangen waren; nur gezeigt sollte werden, wie er uns grüßt aus der „Geburt der Tragödie", er, der ein Deutscher war und zugleich ein Grieche, ein christlicher Junker und doch ein Bekenner des Antichrist, der kein Musiker war und doch ein Musischer durch und durch, er, der viel gelitten, um so schön zu werden: Kleist der Dionysische.

Die „Geburt der Tragödie" hat es also gewollt: auf neue Schleichwege und Tanzplätze lockt das Buch, seine Mitschwärmer sucht es sich, und „Ach! Es ist der Zauber dieser Kämpfe, daß, wer sie schaut, sie auch kämpfen muß!"



Innerhalb oder außerhalb der Verfassung?

Von

Hugo Jacobi.

— Berlin. —

In den letzten Wochen des alten Jahres hatten wir in Deutschland einen politischen Fortschritt zu verzeichnen, den wir hoffnungsfroh in das neue Jahr mit hinübernehmen: die Aufrichtung eines Wegweisers in Gestalt der auf amtliche Anregung erfolgten Massenverbreitung der Reden des Reichskanzlers gegen Bebel. Schon die Reden selbst waren eine Tat. Als eine solche sind sie auf der ganzen Linie von den Konservativen bis zu Eugen Richter mit aufrichtigem Beifall begrüßt worden, noch größer als bei den durch „taktische Erwägungen" beherrschten Fraktionen war der Beifall im Lande selbst. Der von dem teils fanatischen, teils phantastischen Agitator unserer gesammten öffentlichen Ordnung hingeworfene Fehdehandschuh war von der berufensten Stelle aus aufgenommen worden, und an den Wänden des Reichstags erschien, für Jedermann lesbar, endlich einmal wieder eine Flammenschrift, ein Mene Tekel: Bis hierher und nicht weiter.

Im Sommer 1848 gab es auf den Straßen Berlins ein Flugblatt mit der Ueberschrift: „Schreien hilft nichts, Tatsachen beweisen," ein Satz, der seitdem als ein „geflügelter" in den deutschen Redeschatz übergegangen ist. Der „rote Held" ist wohl sein Urheber gewesen. Das Motto der heutigen Socialdemokratie lautet umgekehrt: „Tatsachen beweisen nichts, schreien hilft!" In der Tat, das Schreien hat ihr mächtig geholfen, neun Zehntel ihrer gesammten Stimmenzahl beruhen auf dem Geschrei. Die anderen Parteien mögen sich mit dem „Tatsächlichen" abmühen, soviel sie wollen, es nutzt ihnen nichts, das Schreien übertönt alle Vernunft und alle Logik. Bei dieser Gepflogenheit der Socialdemokratie durfte man darauf gefaßt sein, daß sie gewaltige Versuche unternehmen werde, ihr Dresdener Fiasko im Reichstage durch möglichstes Donnergepolter wieder wett und vergessen zu machen. Der Hauptinteressent daran war Herr Bebel, und wie er ja stets weit weniger zum Reichstage als zu den Massen da draußen

spricht, so ist er auch diesmal in seinen Gedanken nicht auf die Tribüne, sondern auf den Tisch gestiegen und hat dabei das Gleichgewicht verloren. Er vergaß, daß Vorsicht zuweilen der bessere Teil der Tapferkeit ist und daß er nach Dresden allen Grund hatte, recht vorsichtig zu sein. Obgleich als Parlamentarier so erheblich jünger als Bebel, hat Graf Bülow sich doch als der ungleich geschicktere Fechter erwiesen, der mit seinen Stößen auf die Blößen des Gegners wartet; er darf für seine rednerische Klinge heute getrost die Inschrift der alten Toledoklingen in Anspruch nehmen: ziehe sie nicht ohne Grund, stecke sie nicht ein ohne Ehre! Aber nicht um diese rednerische Abfuhr handelt es sich. Ihre Bedeutung beruht nicht in dem augenblicklichen Erfolge, sondern darin, daß sie dem Lande ein Wegweiser, inmitten unseres politischen Nebels allen Behörden ein weithin leuchtendes Licht ist. Ueber den Kurs des Staatsschiffes soll fortan kein Zweifel sein, und die Socialdemokratie, die in den letzten Jahren allzu ungenirt ihr Wesen trieb, sieht sich endlich einer festen und deutlichen Grenzlinie gegenüber.

In Deutschland wird eine feste und entschlossene Regierung, die ihrer Absichten und Ziele gewiß ist und sie mit Konsequenz verfolgt, vielleicht nicht immer des Beifalls, wohl aber des schließlichen Erfolges sicher sein dürfen, sofern nur ihr Handeln sich nicht in Widerspruch zu den fundamentalen Grundlagen unseres Staatswesens bewegt. Die Innehaltung dieser letzteren Bedingung ist der Prüfstein; nicht der Umstand, daß unter früheren Regierungen so oder so verfahren worden ist. So wenig wie die medicinischen Recepte sind die politischen zu allen Zeiten gleichwertig, es wird immer auf den Grad der zu überwindenden Krankheit, auf die Beschaffenheit des Organismus und auf die zu beachtenden Nebenerscheinungen ankommen. Die Schulung des Fridericianischen Heeres war gewiß vorzüglich, aber sie wäre 1813 unbrauchbar gewesen, wie sie es schon 1806 gewesen war. Andere Zeiten erzeugen andere Menschen, und andere Menschen erheischen eine andere Behandlung der Dinge, andere Maßregeln. Er liegt in der Natur der menschlichen Verhältnisse im Allgemeinen wie unserer bisherigen staatlichen Entwickelung im Besonderen begründet, daß angesichts des expansiven Anwachsens der Socialdemokratie, ihres zu Ausschreitungen geneigten Auftretens, ihrer herausfordernden Drohungen, der unverkennbar begonnenen socialdemokratischen Verseuchung der Armee, der stillen Wühlarbeit, die mit dem fanatischen Gepolter Hand in Hand geht und in die feinsten Kanälchen unseres öffentlichen wie unseres privaten Lebens eindringt, — der Ruf nach repressiven Maßregeln lauter und lauter und auch von solchen gut patriotischen Männern erhoben wird, denen jede politische Nebenabsicht dabei fern liegt. Es ist ferner unverkennbar, daß die fortschreitende Demokratisirung unseres öffentlichen Lebens — teils ein unaufhaltsames Ergebniß der gesammten technischen und Verkehrs-Entwickelung unserer Zeit, der gewaltigen Volksvermehrung in Deutschland und der wesentlich veränderten Daseinsbedingungen, teils einer viel zu theoretisch-juristischen Gesetzgebung,

die dieser Demokratisirung von einer Session zur anderen gleich einem Schneepfluge die Bahn bricht — der Socialdemokratie mächtig vorarbeitet. In manchen Dingen viel zu langsam, hastet unsere Gesetzgebung in anderen Fragen mit Ueberstürzung. Wir gleichen darin in vieler Beziehung einem Manne, der von seinen Obstbäumen bereits im Januar ernten möchte und, weil die Birnen nicht reif werden wollen, wenn man eine Lampe darunter hält, wie Bismarck einst sagte, nun künstliche Treibhauszucht anlegt, die das Obst im Winter liefert. Solchen Luxus können sich einzelne bevorzugt Begüterte, nicht die Massen leisten. Das Gleiche gilt aber auch von den Nationen hinsichtlich ihrer Gesetzgebung, die einem natürlichen Reifwerden, nicht einer künstlichen Treibhauszucht überlassen bleiben muß. Wir sehen das an unserer socialpolitischen Gesetzgebung, die nachgerade ein völliges Wettlaufen der Parteien in Volksbeglückungsanträgen entfesselt hat. Die Gewerbeordnung z. B. verändert sich in jeder Session so, daß es außer dem Staatssekretär des Innern in Deutschland kaum noch einen Beamten oder eine Behörde giebt, die sich in dieser Materie wirklich auskennt oder sie tatsächlich beherrscht; wir sehen das ferner an der gesammten unser Rechtswesen betreffenden Gesetzgebung, die bei unaufhörlichen Reformen unaufhörlich in hohem Grade reformbedürftig bleibt. Daneben, dies Alles weit überholend, der riesenhafte Aufschwung unseres gesammten wirtschaftlichen Lebens, die von einer Ueberraschung zur anderen eilenden gewaltigen Leistungen der Technik in unserem erfindungsreichen Zeitalter, neue Verkehrswege und neue Schiffahrtslinien über die Länder wie über die Oceane, Heere und Flotten in einem Umfange, wie die Welt sie noch nie gesehen, nicht nur in der Zahl, sondern auch in Ausbildung, Bewaffnung und Ausrüstung einander unablässig überbietend, die größeren Völker aller Weltteile in immer engere politische Berührung und wirtschaftliche Reibung zu einander tretend, ein jedes in Folge dessen immer mehr auf eine Konzentration aller seiner Kräfte angewiesen, nichts Anderes ist der englische und der amerikanische Imperialismus — gleicht da der Ruf nach Repressivgesetzen nicht doch zu sehr dem Echo einer Zeit, die nicht mehr die unsere ist? Würde gegenüber dem Druck dieses mächtig überquellenden Lebens die Schraube derartiger vorzeitiger Maßnahmen sich nicht als zu schwach und nicht haltbar erweisen?

Ich möchte nicht mißverstanden sein. Ich wäre der Letzte, dem Staate zuzumuten, auf das R e c h t einer Repression zu verzichten oder sich gar seiner P f l i c h t einer solchen zu entziehen. Aber wie Friedrich Wilhelm IV. bei der Darbietung der Kaiserkrone fragte: wer bietet und was wird geboten? — so ist heute der Forderung einer Repressivgesetzgebung gegenüber die Frage am Platze: wer fordert und was wird gefordert? In der Presse tritt die Forderung ausschließlich in den konservativen und einigen wenigen rechtsnationalliberalen Blättern auf, die mehr oder minder den industriellen Kreisen nahe stehen; im Reichstage ist der gleiche Ruf ausschließlich auf Seiten der Rechten, der konservativen und der Reichspartei,

zu hören. Die Nationalliberalen schließen sich ihm nicht an, das Centrum, das aus religiösen Gründen am berufensten dazu wäre, geht grundsätzlich nicht mit. Die Regierung, wollte sie in diesen Ruf einstimmen, sähe somit hinter sich nur eine verhältnißmäßig recht geringe Minorität, ihre Aktion würde daher zum größten Gaudium der Socialdemokratie sehr bald auf einem toten Strang endigen. Die Reichspartei hat, was ja anzuerkennen ist, ihrer Anschauung eine praktische Folge in den Antrag Dirksen (Nr 62 der zahllosen Initiativanträge) gegeben, der einen wirksameren Schutz der Arbeitswilligen verlangt. Erst wenige Jahre ist es her, daß dieser Schutz von oberster Stelle — vom Kaiser selbst — verlangt und angekündigt wurde. Man sollte meinen, daß die Arbeitsfreiheit, das Recht auf Arbeit, das erste aller Menschenrechte und somit eins der wichtigsten Fundamentalrechte im modernen demokratischen Staate sei. Von dieser Anschauung getragen, brachte die Regierung auf Anregung des Kaisers vor einigen Jahren (Juni 1899) den Gesetzentwurf zum Schutze der Arbeitswilligen ein. Wie dieser im Reichstage totgeschlagen und unter dem Hohngeschrei der Socialdemokratie „verscharrt" wurde, ist noch in frischer Erinnerung. Die Zusammensetzung des jetzigen Reichstages ist aber dem gleichen Gedanken eine durchaus nicht günstigere, ungeachtet aller seitdem gemachten Erfahrungen wird die Stellungnahme der Parteien noch heute keine andere sein. Es wäre schon aus diesem Grunde recht erwünscht, daß der Antrag zur Beratung käme, sie wäre zu einer Recognoscirung der innerpolitischen Lage vorzüglich angetan und würde von Neuem ergeben, daß der Reichstag zu einem gesetzgeberischen Handeln der Socialdemokratie gegenüber nicht zu haben ist. Sollte diese Annahme erfreulicher Weise sich als irrig herausstellen, dann desto besser. Der Regierung würde die Annahme dieses Antrags, mehr noch wenn er die Form eines Gesetzentwurfs erhielte, sicherlich sehr willkommen sein. Aber sie selbst könnte aus eigener Initiative im Hinblick auf ihr eigenes Ansehen sowie auf das der Krone, das verunglückte Experiment von 1900 nur wiederholen, wenn sie von einer ausreichenden Mehrheit des Reichstags dazu aufgefordert würde. Nun giebt es ja Politiker, die da meinen, die Chancen des Erfolges dürfen für die Regierung erst in zweiter Linie in Betracht kommen. Sie muß tun, was sie durch die Lage der Dinge für geboten, notwendig und nützlich erachtet, und im Falle des Scheiterns den Reichstag auflösen. Zunächst kommt dabei in Betracht, daß die Regierung in dem Augenblick, in welchem sie sich anschickt, mit dem gesammten Auslande in schwierige Verhandlungen um Erneuerung der Handelsverträge einzutreten, unmöglich andere Aufgaben, obenein solche stürmischen Charakters, in den Vordergrund schieben und von Neuem das Land um dieser Aufgaben willen schweren Wahlkämpfen preisgeben kann. Die Wahlparole „Wider die Socialdemokratie" würde von der letzteren mit dem Rufe: „Wider den Brotwucher" erfolgreich beantwortet werden und — wie viele von den anderen Parteien würden jene Wahlparole überhaupt Heerfolge leisten! Wenn nicht wesentlich andere un-

erwartete Momente hinzukommen sollten, dürfte eine Reichstagsauflösung 1904 schwerlich ein wesentlich anderes Ergebniß zeitigen als die Wahlen von 1903, da schon um der Handelsverträge willen jede Partei nach Möglichkeit ihren Besitzstand zu sichern suchen würde. Eine zweite und dritte Auflösung würde daran nicht nur nichts ändern, sondern wahrscheinlich bei allen nach links gravitirenden Parteien einschließlich des Centrums die Stimmung zu Gunsten der Socialdemokratie verbessern. Und wo blieben inzwischen die Handelsverträge? In welch' nachteilige Lage würde Deutschland allen anderen Mächten gegenüber geraten, wenn es diesen inneren Hader entfesseln wollte, bevor es seine dringenden Geschäfte mit dem Auslande beendet hätte! Mit einer Politik, die etwa gar diese Aktion gegen die Socialdemokratie als Mittel zu dem Zweck betreibt, die Handelsverträge zu erschweren oder zu vereiteln, ist natürlich überhaupt nicht erst zu rechnen.

Und nun: was wird gefordert? Die „Kreuz-Zeitung" erörterte in ihrer Nummer vom 21. December an der Hand der (Münchener) „Allgemeinen Zeitung" den Umstand, daß die Socialdemokratie im vorigen Jahre wie in diesem unter dem Zeichen einer schweren Niederlage in die Weihnachtsferien eingetreten sei. Die vorjährige Niederlage sei jedoch ausschließlich durch Anwendung parlamentarischer Machtmittel unter völligem Beiseitestehen der Regierung herbeigeführt worden, die Situation daher für die Partei erheblich ungünstiger gewesen als in diesem Jahre, wo es sich nur um einen rednerischen Zweikampf zwischen dem Reichskanzler und Herrn Bebel gehandelt habe. Leider habe vor Jahresfrist die Regierung die von Vielen gehegte Hoffnung, daß sie sich wenigstens nach Niederwerfung der Obstruktion im Kampfe gegen die Socialdemokratie an die Spitze stellen würde, nicht erfüllt. Die „Kreuz-Zeitung" mag nicht Unrecht haben mit der Anschauung, „daß die Socialdemokratie durch vereinzelte, selbst schwere Niederlagen nicht zu überwinden ist, sondern daß es eines beharrlichen konsequenten Feldzuges bedarf, wenn man der socialdemokratischen Gefahr Herr werden will". Je mehr man aber auch in den Regierungskreisen von dieser Ansicht ernstlich durchdrungen ist, desto sehnsüchtiger schaut man dort nach der Armee aus, mit der man diesen Feldzug einzig führen kann: diese Armee kann nur eine absolut zuverlässige und ausreichende Majorität des Reichstages sein. Die Kreuz-Zeitung weiß selbst recht gut, wie es mit dieser Armee bestellt ist. Es ist wohl nicht ohne ihre Mitschuld, daß die Kluft zwischen den Konservativen und Nationalliberalen größer und größer, zuletzt unter Schädigung Beider so groß geworden ist, daß seit einer Reihe von Jahren alle Entscheidungen beim Centrum stehen. Glaubt nun die Kreuz-Zeitung und glaubt die Allgemeine Zeitung wirklich, daß die gegenüber den obstruirenden Maßlosigkeiten der socialdemokratischen Reichstagsfraktion zu Stande gekommene Mehrheit auch nur eine Stunde zusammengehalten hätte, wenn die Regierung Miene gemacht haben würde, an der Spitze dieser Mehrheit einen Feldzug wider die Socialdemokratie unternehmen zu

wollen? Wäre die socialdemokratische Reichstagsfraktion nicht sicher gewesen, daß sie solche Mehrheit nicht zu befürchten hätte, so würde sie ihre aussichtslose Obstruktion sehr wahrscheinlich unterlassen haben. Sie konnte sich diesen „Machtscherz" nur erlauben, weil sie genau wußte, daß die gegnerische Majorität über den augenblicklichen Zweck hinaus nicht zusammenhalten würde. Genau so ist die Situation auch noch heute. Von der Rechten bis zur Linken wurde dem Grafen Bülow Beifall gerufen, aber während die Rechte hinterher die Reden nur als Reden, nicht als Tat anerkennen will, vielmehr laut nach Taten verlangt, haben die Organe der Linken, die an jenem Beifall eifrig beteiligt waren, nichts Dringenderes zu tun als zu versichern, daß Graf Bülow ein Gegner von Repressivgesetzen und ganz und gar nicht gewillt sei, die Arbeit der „Scharfmacher" zu machen, vielmehr diesen eine runde Absage erteilt habe. Eine völlige Verkennung oder Entstellung der Sachlage!

Die Ansichten auf der Rechten gehen freilich auseinander. Die Einen fordern rundweg die Erneuerung des Socialistengesetzes oder den Erlaß eines neuen derartigen Gesetzes, die Andern scheinen sich mit Einzelgesetzen, wie zum Schutz der Arbeitswilligen, zufrieden zu geben. Die Ersteren erheben ihre Forderung unter Berufung auf den Namen Bismarck und mit der Motivirung, daß wenn dieser große und energische Staatsmann ohne solche Hülfe nicht habe auskommen können, die jetzige Regierung bei ersichtlich verschlimmerten Verhältnissen deren um so weniger entraten könne. Berufungen auf den Fürsten Bismarck sind in der Zeit, seit welcher er nicht mehr im Amt und auch nicht mehr am Leben ist, recht billig geworden, selbst Herr Richter hat im Laufe der Jahre am Sarge des Altreichskanzlers eine nicht geringe Zahl von Lorbeerblättern aufgelesen. Im Rahmen dieser Berufungen sei hier auf die Reichstagssitzung vom 2. Mai 1871 verwiesen, als der verewigte erste Reichskanzler zum ersten Male von dem Pariser Commune-Aufstande sprach und dabei erklärte: „Wenn wir die heutige Pariser Bewegung betrachten, so wird auch bei ihr eintreffen, was bei jeder Bewegung, die eine gewisse Nachhaltigkeit hat, unzweifelhaft ist, daß neben allen unvernünftigen Motiven, die ihr ankleben und den Einzelnen bestimmen, in der Grundlage irgend ein vernünftiger Kern steckt: sonst vermag keine Bewegung auch nur das Maß von Kraft zu erlangen, wie die Pariser es augenblicklich erlangt hat." Später ist dann Fürst Bismarck noch einmal auf diesen Gedanken zurückgekommen und hat es als Pflicht einer Regierung bezeichnet, den berechtigten Kern, der in jeder geistigen Bewegung stecke, sorgfältig herauszuschälen und nach eingehender Prüfung zu befriedigen, was darüber hinaus unberechtigt sei, um so sorgfältiger abzuwehren. Die socialen Mißstände, die der erste Reichskanzler später als berechtigten Kern der socialdemokratischen Bewegung anerkannt hat, hat er durch die große Versicherungsgesetzgebung zu beseitigen gesucht, die nach seinen ursprünglichen Intentionen allerdings mehr bedeuten sollte als eine Kasseneinrichtung. Sie sollte vielmehr die Basis zu einem

einheitlichen Zusammenwirken aller Interessenten, zu einem Zusammenfassen von Arbeitgebern und Arbeitern für neue sociale Bildungen bieten. Leider ist dieser kräftigste Trieb des Baumes bisher unentwickelt geblieben und droht zu verdorren, wenn nicht eine neue befruchtende Kraft ihn zur Entwickelung bringt.

An der Blüte der Industrie, an der reichlichen und lohnenden Arbeit, haben Unternehmer und Arbeiter ein gleiches Interesse. Sollte es nicht ausführbar sein, durch geeignete organisatorische Schöpfungen diese gemeinsamen Interessen zusammenzufassen, die einigenden Momente als die ungleich stärkeren fest zu fundamentiren? Dann würde man schließlich doch wohl auch dahin gelangen, in gegenseitigem Verstehen und Anerkennen das Trennende, Lohnfrage und Arbeitszeit, dem größeren verbündeten Interesse in einer für alle Teile annehmbaren Form organisch einzuordnen. Die schrankenlose Koalitionsfreiheit wird sich doch auf die Dauer für keine der beiden Parteien als der Güter höchstes erweisen. Liegt denn nicht die ganze Staatsweisheit darin beschlossen, dem zerstörenden Wildwasser rechtzeitig ein festes Bett zu graben und so seine befruchtende Kraft zum allgemeinen Nutzen zu verwerten? Warum läßt man die Massen sich selbst organisiren, was stets nur zu Angriffsformationen führen wird, anstatt diese Organisation vom Staate aus in die Hand zu nehmen und gesetzlich mit Rechten und Pflichten festzulegen? Unsere großen Herrscher und Führer im Rat wie im Felde sind vor Allem stets große Organisatoren gewesen. Vertraue man nicht zu sehr auf die ultima ratio regis. Sie ist immer doch nur ein Teil jener rohen Kraft, die man bändigen will. Eine bessere ratio ist jedenfalls die, welche die Anwendung der ultima ausschließt, sie durch schöpferische Kraft zu vermeiden weiß.

Zu Repressivmaßnahmen ist Fürst Bismarck bekanntlich erst durch das Hoedel'sche Attentat vom 11. Mai 1878 veranlaßt worden, wobei er wesentlich von dem Gedanken geleitet war, daß die Nation ihrem ehrwürdigen Kaiserlichen Herrn Schutz gegen die sich mehrenden Ausschreitungen schulde, wie sie in socialdemokratischen Reden und Preßerzeugnissen durch eine maßlose Agitation betrieben wurden. Der Reichstag war bekanntlich hierzu wenig geneigt, er befand sich hierin nicht in Uebereinstimmung mit den Gesinnungen des deutschen Volkes, das nach dem zweiten Mordversuch in hellem Zorn aufflammte. Man hat berichtet, daß Bismarck auf die Meldung von dem Nobiling'schen Attentat sofort in die Worte ausgebrochen sei: „Jetzt lösen wir den Reichstag auf!" Mit vollem Recht. Bismarck verstand es in der Seele des deutschen Volkes zu lesen, wie es nur wenigen gegeben war, er wußte sofort, daß diese entrüstet nach Sühne verlangen werde. Diese Sühne konnte nur in einer gesetzgeberischen Repression der socialdemokratischen Ausschreitungen bestehen, und da diese vom Reichstage nicht oder nur ungenügend zu erlangen war, so mußte der Reichstag aufgelöst und der Nation Gelegenheit gegeben werden, sich über die Frage

auszusprechen. Das Socialistengesetz beruht nach Lothar Buchers Angaben an den Verfasser dieser Zeilen auf der irischen Coërion-Bill, die Bucher für den Fürsten in der Erwägung übersetzte, daß ein Gesetz, das im freien England zulässig war, im deutschen Reichstage auch bei den Liberalen nicht auf Widerstand stoßen werde. Bismarck dictirte dann auf dieser Grundlage das Socialistengesetz, das namentlich in den Bestimmungen über die Presse noch wesentlich milder ausfiel als das englische. Indeß Bismarck sowohl als Bucher hatten den deutschen Liberalismus und seine theoretisirenden Neigungen zu hoch eingeschätzt. Dadurch, daß man das Gesetz nicht zu einem dauernden machte, sondern nur auf Zeit gab, wurde es von einer Legislaturperiode zur andern Gegenstand der Wahlbewegung, Objekt des Wahlschachers, und die Socialdemokraten verstanden es vorzüglich, Wähler wie zu Wählende damit einzuschüchtern. Als dann das Gesetz 1890 gefallen war, wollte alle Welt kein gutes Haar daran lassen. Ueber die Wirkung eines Gesetzes ist man zwölf Jahre nach seinem Erlaß stets ungleich klüger als vorher, aber eine wirklich zutreffende Kritik des Socialistengesetzes von 1878 wird niemals möglich sein aus dem schwerwiegenden Grunde, weil es seinen Grundcharakter einer dauernden Maßnahme von vornherein eingebüßt hatte. Als dauernde Maßnahme hätte es wesentlich anders gewirkt, als wenn es alle drei Jahre von Neuem zur Diskusion gestellt wurde, und die Socialdemokraten wußten zu gut, wie zugänglich liberale Abgeordnete der Einschüchterung sind. Eine Anzweiflung ihres „Liberalismus“ genügt nur zu leicht, sie zu den verkehrtesten Abstimmungen zu bewegen, die Socialdemokraten durften daher überzeugt sein, daß, wenn sie das Gesetz nur hübsch fleißig als „Schandfleck des deutschen Liberalismus“ verschrieen, es mit voller Gewißheit eines Tages fallen werde. Da galt es denn nur eine Zeit lang den Regenschirm aufzuspannen. Unter der nur vorübergehenden Herrschaft eines solchen Gesetzes konnten sie sich ganz anders einrichten, als wenn es ein dauerndes war. Die Socialdemokratie gefällt sich freilich mit Vorliebe in der Behauptung, daß das Gesetz ihr wesentlich genützt habe. Die Unwahrheit dieser Behauptung ist durch die Tatsache des gewaltigen Emporschnellens der Partei nach der Aufhebung des Gesetzes im Jahre 1890 zur Genüge erwiesen, außerdem würden ihre Redner und Publicisten doch nicht einen Jeden so gehässig angreifen, der durch den Vorschlag der Erneuerung des Gesetzes ihrer Partei „nützen will!“ Wenn die Socialdemokratie sich mit Händen und Füßen gegen die Erneuerung sträubt und dabei auch noch das Centrum durch das Giftetikett „Ausnahmegesetz“ zum Widerstande mit fortreißt, so kann das Gesetz so schlecht doch nicht gewesen sein.

Aber wie gesagt, selbst Fürst Bismarck konnte die damaligen Repressivmaßnahmen bei dem damaligen Reichstage, der in seinem politischen Niveau immerhin hoch über dem jetzigen stand, erst nach dem zweiten Attentat durchsetzen, als das Blut des ehrwürdigen und allverehrten Monarchen in

den Straßen der Hauptstadt geflossen war und die im tiefsten Innern empörte Nation nach Sühne verlangte. Kann da irgend ein verständiger Politiker von heute glauben, daß es der heutigen Regierung gelingen würde, unter so wesentlich veränderten Verhältnissen — wir sind 25 Jahre älter geworden und eine andere Generation ist in die Geschäfte hineingewachsen — mit dem heutigen Reichstage auch nach zwei oder drei Auflösungen ein derartiges Gesetz zu Stande zu bringen? Ein Gesetz im Sinne des Antrags Dirksen zum Schutze der Arbeitswilligen müßte an sich ungleich größere Chancen haben, weil in dieser Hinsicht wirklich arge, allgemein anerkannte Mißstände vorliegen, und dennoch gilt seine Annahme für ausgeschlossen. Man könnte sogar die Frage aufwerfen, ob ein Socialistengesetz Aussichten hätte, wenn die Socialdemokratie zum gewaltsamen Angriff überginge. Man hat damals das Socialistengesetz u. A. gegeben, um auf Grund desselben in den großen Städten mit dem sogenannten „kleinen Belagerungszustand" vorgehen zu können, damit der wirkliche Belagerungszustand, der das Heft in die Hände der Militärbehörde legt, vermieden werde. Bei dem Anwachsen sowohl unserer großen Städte wie der Socialdemokratie in diesen fünfundzwanzig Jahren würde mit dem kleinen Belagerungszustand heute nur wenig auszurichten sein, und zur Anrufung des wirklichen Belagerungszustandes im Ernstfalle bedarf es keines besonderen Gesetzes. Die Annahme liegt nahe, daß selbst — was Gott verhüten wolle — bei erneuerten Mordversuchen es einer sehr starken Pression seitens der öffentlichen Meinung bedürfen würde, um den Reichstag zu gesetzgeberischen Maßnahmen zu bewegen. Die Mehrheit würde es viel lieber sehen, wenn die Regierung auf eigene Faust handelte und sich hinterher dafür unter einigem Ohrenzausen Indemnität gewähren ließe. Unter den verweichlichenden und humanisirenden Einflüssen eines langen Friedens ist die bürgerliche Feigheit leider erheblich größer geworden, auch das Hängen am Mandat — trotz der fehlenden Diäten — hat wesentlich zugenommen. Wirklich Courage haben in den weitaus meisten Fällen nur die Socialdemokraten, die Gegner begnügen sich, sobald nicht andere Dinge mit in's Spiel kommen, mit dem — zum Teil durch ihre Zerrissenheit bedingten — mutigen Zurückweichen. Daran würde auch ein Reichskanzler nichts ändern, der die Trommel schlagen uud im Sturmschritt vorangehen wollte. Er würde sehr bald empfinden, daß er die geschlossene Mehrheit, an deren Spitze allein er einen Sieg erfechten kann, nicht hinter sich hat. Dazu ist die socialdemokratische Hochflut noch nicht hoch genug gestiegen, beim Dämmeschütten tun die nicht unmittelbar Bedrohten in der Regel nicht gern mit.

Hätte der neugewählte Reichstag von 1878 das Socialistengesetz gleichfalls abgelehnt, so würde ein dritter sicherlich williger gewesen sein, auch hätte Fürst Bismarck es damals ohne Besorgniß unternehmen können, mit Maßnahmen außerhalb der Verfassung vorzugehen, er wäre der allgemeinsten

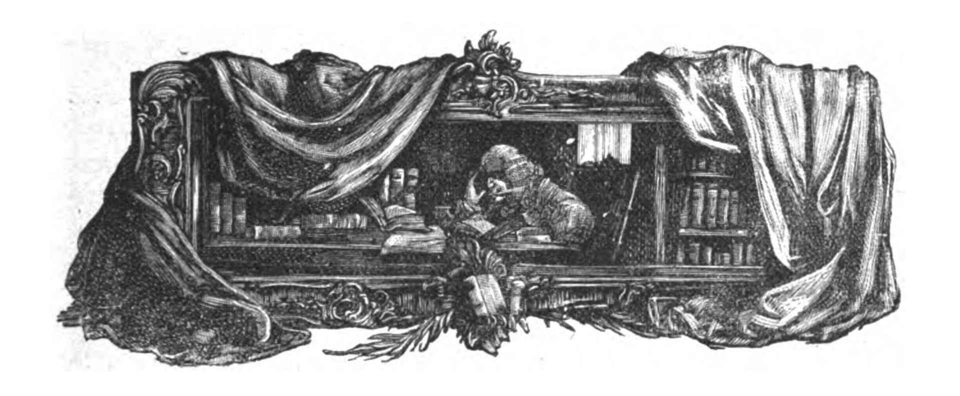
15*

Zustimmung sicher gewesen. Weder aber kann die heutige Regierung sich im Kampfe gegen die Socialdemokratie wiederholt parlamentarischen Niederlagen aussetzen, damit würde die letztere tatsächlich Herrin der Situation, noch kann sie Maßnahmen außerhalb des Rahmens der Verfassung ergreifen, zu denen ein unmittelbar zwingender Anlaß nicht vorliegt. Wir zweifeln nicht im Geringsten, daß wenn die Socialdemokratie zu Gewaltsamkeiten übergehen sollte, Graf Bülow keinen Augenblick zögern würde, auch die strengsten Maßnahmen zu ergreifen, die zum Schutz der Monarchie und der staatlichen Ordnung erforderlich werden sollten, und sie mit aller Konsequenz durchzuführen. Aber die Regierung kann unter den Verhältnissen, wie sie heute noch liegen, nicht den gesetzlichen Boden verlassen, lediglich weil sie überzeugt ist, daß sie auf diesem Boden nichts weiter zu erreichen vermag als Niederlagen, die dem Uebermut des Gegners dienen. Das fortgesetzte Drängen nach Ausnahmemaßregeln hat also gar keinen Zweck. Für den Ernstfall bedarf es dessen nicht, vorher sind es Streiche in's Wasser. Man zwingt die Regierung zu einem formellen Nein und fördert dadurch nur den socialdemokratischen Uebermut. Will die konservative Partei ernstlich zur Bekämpfung der Socialdemokratie beitragen, so muß sie vor allen Dingen ihren Einfluß auf das Centrum benutzen, um dieses zu einer entschiedenen Stellungnahme zu bewegen, das Drängen ist ungleich besser an diese Adresse, als an die der Regierung zu richten. Zum Mindesten sollte die konservative Partei sich mit dem Centrum dahin verständigen, daß sie vor jedem Antrag oder Beschluß gemeinsam die Frage prüfen, ob und wie weit dadurch etwa die Sache der Socialdemokratie gefördert wird. Gegen jeden Antrag oder Beschluß, der direkt oder indirekt der Socialdemokratie dient, sollten beide Parteien grundsätzlich Stellung nehmen; die nationalliberale Partei und selbst die Freisinnigen unter Richters Führung würden sich bei einer verständigen Handhabung einer solchen Politik ihnen bald anschließen. Auch könnten die bürgerlichen Parteien des Reichstags sehr wohl einen gemeinsamen antisocialdemokratischen Ausschuß einsetzen, dessen Aufgabe es wäre, alle zur Beratung und Beschlußfassung des Hauses kommenden Fragen vom Gesichtspunkte der etwaigen Förderung der Socialdemokratie aus zu prüfen. Ein solches Zusammenwirken würde von den Parteien zweifellos sehr viel Einsicht, Patriotismus und Selbstverläugnung erfordern, aber es ist ein altes politisches Axiom, bis der Feind geschlagen ist, allen inneren Streit und Hader zu vertagen. Es wird sicherlich nicht leicht sein, dieselben Parteien, die einander in Zollfragen so scharf gegenüberstehen, bezüglich der Socialdemokratie unter einen Hut zu bringen, die unaufhörlich widerklingende Warnung an die Regierung, zu handeln, bevor es zu spät sei, läßt sich dennoch sehr gut den Parteien zurückgeben. Vor Allem paßt der immer wiederkehrende Hinweis auf den Fürsten Bismarck und das Socialistengesetz von 1878 ganz und gar nicht in die Situation, die vor 25 Jahren eine wesentlich andere war.

Die Weltgeschichte wiederholt sich nicht. Selbst wenn die heutige Regierung ohne jenen zwingenden Anlaß, den Fürst Bismarck in den Attentaten hatte, tun wollte, was er im Jahre 1878 tat, selbst wenn ein Reichstag vorhanden wäre, der dazu Ja und Amen sagte, so bliebe immer noch die Wahrheit übrig: si duo faciunt idem — non est idem. Fürst Bismarck konnte getrost den Papst zum Schiedsrichter machen, man denke sich das Halloh, wenn Graf Bülow sich heute nach diesem Beispiele richten wollte! Jedes Ding zu seiner Zeit und jeder Mann zu seiner Zeit! Gewiß kann unter Umständen ein Vorgehen außerhalb der Verfassung, ja selbst das Oktroyiren einer neuen Verfassung eiserne Staatsnotwendigkeit werden. Die deutschen Fürsten und freien Städte, die einen ewigen Bund „zum Schutze des Bundesgebietes und des innerhalb desselben gültigen Rechtes sowie zur Pflege der Wohlfahrt des deutschen Volkes" geschlossen haben, würden sich sicherlich über eine andere Verfassung oder wenigstens über die Ersetzung von Teilen derselben verständigen, wenn solche Notwendigkeit eintreten sollte, denn dieser „ewige Bund" ist von der Verfassung nicht abhängig, die ihm zum Ausdrucke dient. Das erkennen ja ohnehin alle diejenigen an, welche im Widerspruch zu dieser Verfassung Diäten für den Reichstag verlangen; sie geben damit zu, daß die Verfassung den Staatserfordernissen angepaßt werden muß. Aber die Legitimation zum Beschreiten eines solchen Weges wird eine Regierung vor der Nation wie vor der Geschichte erst dann haben, wenn alle anderen Mittel vergeblich versucht worden sind. Dies ist bei uns noch lange nicht der Fall. Eine Verfassungsänderung, auch die kleinste, ist ein sehr schwer wiegendes Ding, man soll sich vor dem Anfang hüten. Immerhin ist es eine merkwürdige Erscheinung, daß, sobald eine Regierung oder eine konservative Partei eine Verfassungsänderung anregt, man mit Entrüstung von der „Bedrohung" der Verfassung spricht, während diese Heilighaltung sofort aufhört, sobald Wünsche und Bedürfnisse des Liberalismus in Frage kommen. Die Verfassung soll Allen ein Heiligtum sein, den Regierungen am längsten. Darum muß man versuchen, mit ihren Bestimmungen auszukommen, so unbequem sie mitunter auch sein mögen. Selbst gegen die schädlichen Auswüchse des allgemeinen Stimmrechts und seines Mißbrauchs durch die Socialdemokratie sind innerhalb der Verfassung Mittel und Wege genug vorhanden, wenn die Parteien sie nur gebrauchen oder einer dazu bereiten Regierung die erforderliche Deckung gewähren wollen. Darum hat Graf Bülow Recht, wenn er sich ablehnend verhält gegen alle Zumuthungen von Repressivgesetzen oder Maßnahmen außerhalb des verfassungsmäßigen Weges, so lange die innerhalb der Verfassung liegenden Mittel nicht erschöpft, ja zum größten Teil noch nicht einmal versucht worden sind. Schon eine durchgreifende Abänderung der Geschäftsordnung des Reichstages könnte viel tun, die doch bekanntlich nicht auf der Verfassung, sondern auf einem Majoritätsbeschluß beruht, an dem die Regierung völlig unbeteiligt ist. So lange die bürger-

lichen Parteien im Reichstage sich selbst untereinander nicht einigen können, der Socialdemokratie das Wasser abzugraben, wozu sie hinlänglich, ja reichlich im Stande sind, können sie nicht verlangen, daß die Regierung ihnen diese Arbeit abnimmt und sich selbst dem Mißerfolge aussetzt, den die Parteien scheuen und den sie sich und der Regierung so leicht ersparen könnten. Das Bedürfniß zum Mitregieren ist doch sonst so groß, die Verfassung hat es anerkannt und für diesen Zweck einen weiten Rahmen geschaffen. Weshalb in diesem Falle die große Scheu davor? Man ruft so viel nach Selbstverwaltung, Bürgerstolz und Bürgertum, hier ist die schönste Gelegenheit, alle diese Errungenschaften auf das Ausgiebigste zu bethätigen. Freilich gehören Nerven dazu, und es giebt angenehmere Aufenthaltsorte als im Kugelregen. Aber sollte denn der Abgeordnete Eugen Richter im ganzen Reichstage wirklich der Einzige sein, der diese Nerven hat und den socialdemokratischen Kugelregen nicht scheut? Mit ihm vielleicht noch Herr von Kardorff und der eine oder andere der parlamentarischen Veteranen? Das war freilich nicht als die Aufgabe der deutschen Verfassung gedacht, dem Reichstage ein solches Armutszeugniß auszustellen. Hoffentlich erspart er es sich und dem Reich.





Kleon Rangabé.

Von

Karl Macke.

— Siegburg. —

Schon in zwei Nummern brachte „Nord und Süd" Dichtungen von Kleon Rangabé, unter andern den „Ephialtes", und im Anschluß an diese Dichtung, gewissermaßen als Kommentar zu denselben, wollen wir heute das Leben des Dichters bringen: wechselvoll, stürmisch, reich an Arbeit und Mühe, ein Leben, ein Dichterleben, das sich abspielte in der großen Welt, aber nur Hellas, nur dem Vaterlande und der Nation gehört. Und es gehört dem Vaterlande in doppelter Hinsicht: im Dienste der Pflicht und im Dienste der Musen, die mit dem Lorbeerkranze der Dichtung das Haupt eines ihrer Lieblinge umflochten haben.

Einer aufblühenden Nation angehören und dann Großes leisten ist eine minder schwere Kunst, als einem Lande dienen, das vor Jahrtausenden zwar eine große ruhmvolle Vergangenheit hatte, das dann aber seine Freiheit verlor und bis in den Anfang des vorigen Jahrhunderts eine vierhundertjährige rohe Knechtschaft ertragen mußte, angegriffen, bekämpft in Allem, was ihm heilig und teuer war. Eine vierhundertjährige Knechtschaft, unter dem Joche des Muhamedanismus, kann eine Nation, und wenn sie noch so stark ist, noch so zähe, ihres Charakters berauben, und wenn es ihr gelingt, wie es Hellas gelang, das Joch in blutigem Kampfe abzuschütteln, so sind die Folgen langer Unfreiheit noch lange nicht überwunden; nimm einem Gefangenen die festgeschmiedeten Ketten ab: die Male der Fesseln werden noch lange an ihm sichtbar sein; befreie ihn aus dem dumpfen, feuchten, dunkeln Kerker, in dem er Jahrzehnte lang geschmachtet, es wird das Licht

des Tages ihn blenden, und langer Zeit bedarf es, ehe er sich in die neuen Verhältnisse hineingefunden.

Griechenland hat seit seiner Befreiung aus dem Türkenjoche vieles durchleben müssen, es hat Revolutionen gesehen, politische Uneinigkeit, es hat seine Herrscher gewechselt, es ist von den europäischen Staaten nicht immer nach Gebühr behandelt; es mußte sich nach und nach zu politischer Reife entwickeln, die es bei der ihm innewohnenden Lebenskraft längst erreicht hätte, wenn nicht das Vorurteil herrschend wäre, daß gerade Hindernisse, ihm in der Entwickelung in den Weg gelegt, die beste Hochschule wären zu politischer Vollreife. Man hat den Türken zu viel zu Gefallen getan und tun wollen, dem „kranken Mann", auf Kosten des Landes, das seiner Genesung entgegen gehen wollte und selbst noch viele Wunden auszuheilen hatte. Doch der „kranke Mann" ist immer kränker geworden, Griechenland hat sich aber trotz und alledem, daß so viele praktische Aerzte an seiner Wiedergenesung arbeiteten, trotz aller edlen menschenfreundlichen Künste immer weiter entwickelt, und wenn es sich vor einigen Jahren, der Zeit und dem Kismet vorgreifend, in einen unglücklich geführten Krieg stürzte, vertrauend auf ein Beispringen der Mächte, so hat es in diesem Kriege viel gelernt, vor Allem, daß eine ruhige Entwicklung, ein ahnungsreiches Abwarten ihm mehr frommt, als erobernd aufzutreten. Griechenlands Aufgabe war es stets, im Frieden Großes zu erreichen:

Bella gerant alii, tu felix, Graecia, pace!

Zu diesen äußeren politischen Wirren kamen innere, die die geistige Entwickelung Griechenlands betreffen. Griechenland war aus der Bahn seines geistigen Fortschreitens herausgeschleudert, im Altertum und nach dem Sturze des byzantinischen Reiches. Vor Allem war es seine Sprache, die geknechtet ward, und dies Kleinod, zu Boden geschleudert und von Barbaren zertreten, zersplitterte in Tausende von Atomen, und unter die Krystalle, die am Boden lagen, mischten sich Elemente, die nicht von dem zersplitterten Kleinod herrührten. Und es gab und gibt Hellenen, die diese ungeordnete Masse, diese edlen Goldkörner mit Spreu vermischt, als echtes Erbteil betrachten und blind sind für die echten vollwichtigen Zeugen einer großen Vergangenheit. Und dieser Kampf um die Sprache tobt noch heute im Innern Griechenlands, und seine Wogen schlagen hinein in das Gebiet der Politik, so daß Blut fließen mußte.

Und auch an diesen inneren Kämpfen ist Rangabé ebenso beteiligt, und zwar als Schriftsteller und Dichter, wie er als Diplomat in der großen Welt die Interessen seines Landes und Volkes zu verteidigen überkommen und übernommen hat.

Kleon Rizo Rangabé wurde geboren am 10. Oktober 1812 in Athen. Er stammt aus einem edlen byzantinischen Geschlecht, das bis zum Kaiser Flavius Michael I. Rangabé hinaufreicht, der Procopia, die Tochter des

Kaisers Nikephoros, heiratete und im Jahre 811 selbst den byzantinischen Thron bestieg.

Der Großvater war Jakobos Rizo (Rhesus) Rangabé, Ministerpräsident des letzten phanariotischen Hospodars der Walachei, Alexandros Soutzos. Beide flohen nach der Niederlage Ypsilantis nach Odessa, und nach Errichtung des Königtums begab sich Jakobos Rizo nach Athen, wo er sich der Wissenschaft widmete und 1855 starb.

Der Vater des Dichters war Alexander Rizo Rangabé, einziger Sohn von Jakobos; er wurde in München im Kadettenkorps erzogen, widmete sich aber in Athen der Politik und der Wissenschaft; an der Universität wirkte er 30 Jahre auf dem Gebiete der Archäologie. 1855 wurde er Minister der auswärtigen Angelegenheiten, 1867 ging er als Gesandter nach den Vereinigten Staaten und vertrat dann 1868 Griechenland, nach dem kretischen Aufstande, auf der Pariser Konferenz. Darauf wurde er Gesandter in Konstantinopel und dann in Paris, zur Zeit des deutsch-französischen Krieges, wo er nach Tours flüchten mußte. 1873—1887 war er Gesandter in Berlin, nach seiner Quiescirung ging er nach Athen, wo er der Wissenschaft und Dichtkunst weiterhin bis an seinen Tod sich widmete. Mit D. Sanders gab er eine Geschichte der neugriechischen Litteratur heraus, seine Werke füllen 30 Bände.

Gemahlin Alexanders war eine Schottländerin aus edlem Geschlecht, Karoline Skene, Tochter des Sir James Skene of Rubislaw, Stoniewood and Curriebill, der der beste Freund Walter Scotts war; der vierte Canto des „Marmion" ist ihm gewidmet, und die Handschrift der „Lady of the Lake" ist Eigentum der Familie Rangabé. Acht Söhne und vier Töchter entsprossen dieser Ehe, der älteste Sohn ist Kleon.

In Athen besuchte Rangabé bis 1860 die Schulen. In seinem „Ephialtes" erzählt er uns von seiner Jugend. Froh im Kreise der Geschwister im Elternhause erwachsend, starben ihm schon in frühester Jugend zwei Brüder; er erinnert sich noch ihrer Krankheit, in der er ihnen Spiele brachte, er erinnert sich ihres Todes, ihrer Leichen in Blumen gebettet, des Priesters, der sie zur Ruhe bestattete — Schmerz und Trauer erfüllten ihn, besonders wenn er die Mutter weinen sah, an der er mit zärtlicher Liebe hing. Doch es ging bald, als die fröhliche erste Knabenzeit vorüber war, an das strengere Studium, er klagte über die Aufgaben und die gestrengen Lehrer, streifte lieber am Ilissus herum und auf der Akropolis, genoß auch die Jugend im heimlichen Verein mit seinen Altersgenossen, trotz strenger Schulgesetze, diese „Extravaganzen" werden aber nicht allzu schlimm gewesen sein. Es kam die Zeit der Trennung von der Heimat, 1860 ging er auf zwei Jahre nach Berlin, wo er auf einer einfachen Stube wohnend sich der Rechte befliß; in diese Studentenzeit gehört das in den Alge enthaltene Gedicht Ἄλλοτε; dann promovierte er in Heidelberg

zum Doktor der Rechte. Er ging nach Paris und ein Jahr später nach Athen, wo er dem auswärtigen Amte zugeteilt wurde.

Doch auch die neue Welt war ihm als Feld der Tätigkeit bestimmt. Wie wir oben hörten, wurde der Vater zum Gesandten in Washington ernannt, und der Sohn begleitete ihn als erster Sekretär, und nachdem der Vater nach Paris gegangen war, blieb Kleon noch vier Jahre als Geschäftsträger in Amerika. Außer diplomatischen Erfolgen, die sein Aufenthalt am Sitze der Bundesregierung hatte, tat er auch sehr viel für die Griechen in Amerika.

In S. Franzisko in Kalifornien war eine kleine russische Kirche, welche auch die Griechen besuchten, es entstanden Differenzen, insofern die ziemlich zahlreichen Achäer nur sehr wenig zu den Kultuskosten beitrugen, aber doch von dem russischen Popen forderten, daß er ihnen einen großen Teil des Gottesdienstes griechisch hielt. Der russische Gesandte Katakasi gab es trotz der engen Freundschaft mit Rangabé nicht zu, und so entschloß sich Rangabé zu einer Reise nach S. Franzisko, auf dem gewaltigen Schienenstrang, der das amerikanische Festland durchschneidet. Er bestieg einen der „Silberpaläste", wie mit Recht die Amerikaner ihre glänzend ausgestatteten Wagen benennen, und war neun lange Tage und Nächte unterwegs; auf dieser Reise besuchte er auch Utah am Salzsee und den Mormonenpropheten Brigham Young, der ihn im Kreise seiner 63 Weiber und 44 unverheirateten Töchter empfing. Von hier ging es in die schneebedeckten Gebirge, das Dampfroß riß ihn empor zu einer Höhe von 8000 Fuß, es ging über gewaltige Holzbrücken, die schreckliche Schluchten überspannten und ungemütlich unter dem blitzschnell dahinbrausenden Zuge krachten, und so kam er in Kalifornien an.

Abgemartert in dem „Silberpalast", zog er es vor, den Rest der Reise auf dem Sakramento zurückzulegen, auf einem Dampffloß. Der Abend war wunderbar, ein herrlicher Vollmondglanz ließ den Spiegel des stolzen Flusses und die jungfräulichen Wälder, durch welche die Fahrt ging, erstrahlen. Unser Reisender war der einzige Passagier, er saß auf dem Verdeck, und seine Gedanken flogen durch die Wüsten und über die Oceane in das weit entlegene Vaterland, dessen liebliches Bild ihn von ferne anlächelte.

Plötzlich hörte er die Worte: τὶ λαμπρὸ φεγγάρι! „welch' herrlicher Mond!" und zwei sonnenverbrannte Schiffer im Knebelbart waren es, die in seinen Heimatlauten redeten. „Wie heißet Ihr?" „„Washington und Lafayete;"" aber gleich entpuppten sich Beide als Kinder der Insel Hydra und Zakynthos; vor zehn Jahren waren sie von einem englischen Schiffe durchgegangen, hatten Verschiedenes angefangen, die Hoffnung auf die Heimat aufgegeben und ihre Namen verändert.

Rangabé erließ in den Zeitungen einen Aufruf an die Hellenen zu einer Zusammenkunft, über zweihundert erschienen. „Denkt Euch," schreibt Rangabé, „mein Erstaunen; wo kamen alle diese Nachkommen des Perikles

mitten in Kalifornien her? Aus den Goldbergwerken, aus kleinen Cafés und Garküchen, von den Schiffen, von den Bergen, aus jedem Winkel strömten die schnell entbotenen Schiffbrüchigen des Schicksals zusammen zum Vertreter des längst vergessenen Vaterlandes."

So wurde am pazifischen Ozean eine griechische Kolonie mit Kirche begründet und ein Konsulat, bei dessen Weihe das blauweiße Banner festlich in den Lüften flatterte, die Kanonen donnerten und die Schiffe im Hafen im bunten Wimpelschmuck prangten, unter reger Teilnahme der ganzen Bevölkerung. Auch auf der Rückreise traf Rangabé auf eine blühende Stadt, Namens Ypsilanti, deren Bezeichnung ihm als indisch gedeutet wurde. Von Washington aus ergab eine Anfrage an den Bürgermeister, daß dieser die Stadt gegründet und ihr den Namen des Griechenhelden gegeben hatte. Bald darauf wurde auch in Newyork eine griechische Kirche geweiht, von Rußland erbaut, in der als erste Feier einer griechischen Trauung in der neuen Welt Rangabé mit seiner Gattin verbunden ward.

Die Gemahlin Rangabés ist die Tochter des damaligen deutschen Gesandten in Washington, Baron von Gerolt, der in Linz am Rhein den Stammsitz hat, auch die Ruine Ockenfels oberhalb Linz ist Eigentum der Familie. Der Ehe entsproß eine einzige Tochter, Helle, Gemahlin des italienischen General-Konsuls Baron Acton in Smyrna. Im „Ephialtes" ist in herrlichen Strophen der Gattin und der Tochter gedacht.

Es kam die Zeit, daß Rangabé wieder in die alte Welt zurückkehren sollte. Aber Trauer herrschte, als er im Elternhause eintraf, zwei Brüder hatte der unerbittliche Tod ihm genommen. Aristides hatte sich schon am österreichischen Feldzuge beteiligt und gehörte zum vierten Pionierbataillon, das im Walde von Sadowa fast ganz aufgerieben wurde. Der Hauptmann starb in den Armen des Aristides, der von ihm noch ein Medaillon empfing für die Gattin in der Heimat. Auch im französischen Kriege kämpfte er mit und zeichnete sich vor Paris so aus, daß Se. Majestät Kaiser Wilhelm ihm selbst das Eiserne Kreuz in Versailles verlieh. Er trat in die griechische Armee über, aber eine Brustkrankheit befiel ihn, die er sich während des Krieges zugezogen hatte, an der er starb. Der andere Bruder, Emil, war 1870 Selektaner im Kadettenkorps; der Ruf zum Eintritt in die mobil gemachte Armee ereilte ihn in Frankreich, er fuhr nach Berlin, rüstete sich zur Abfahrt und fort ging es wieder nach Frankreich hinein. Emil hat den französischen Feldzug, soweit er ihn erlebt hatte, wunderschön beschrieben in der Sprache seines Vaterlandes; ein eigentümlicher Zauber webt über der Darstellung; wir lernen in ihm einen jungen, tapfern Offizier kennen, der mit offenem Auge Alles wahrnimmt und dessen Lob der deutschen Armee und Kriegführung ein begeistertes ist. Als Artilleriefähnrich stand er den Winter vor Metz und machte den Loirefeldzug mit. Nach dem Friedensschluß wurde er Leutnant in Hannover, erkrankte dort infolge der

Strapazen, reiste zur Heilung nach Aegypten, wo er starb und begraben liegt. Auf diese beiden Brüder beziehen sich die herrlichen Strophen in „Ephialtes“.

1871 ging Rangabé nach Petersburg, dann nach Wien, von wo er nach zweijährigem Aufenthalt nach Bukarest versetzt ward als General-Konsul. Auch hier, wo er sechs Jahre blieb, war er Zeuge eines welthistorischen Ereignisses: im Hauptquartier des Prinzen Karl von Rumänien wohnte er der Einnahme von Plevna bei. Seine Schilderung dieses gewaltigen Ereignisses: „Plevna, le jour de la reddition“, ist äußerst fesselnd, sie ist griechisch und auch französisch erschienen. Wir werden in dem zierlich umfangreichen Schriftchen mitten in rumänisches Leben versetzt, wir machen die Parforcejagden mit, nehmen innigen Anteil an dem Unfall, wo der Wagen stürzt und der Wein verloren geht, kampieren beim Herrn Burgemeister in seinem Empfangs- und Arbeitssalon -- eine unterirdische Höhle — nehmen aber auch innigen Anteil an dem Schicksale Osman Paschas und der tapfern türkischen Garnison der gefallenen Feste. Die Schrift ist in herrlichem Französisch geschrieben und des Lesens wert.

Hier in Bukarest traf Rangabé die Nachricht, daß die Mutter zum Tode erkrankt wäre. Er brach sofort nach Genf auf, aber es war ihm nicht mehr vergönnt, die Mutter noch lebend zu treffen; innig hatte er an der Mutter gehangen, sie sollte sterben ohne ein Wiedersehen mit dem Sohne. Auch eine Schwester, die mit einem englischen Offizier vermählt war, sollte das Eheglück nicht lange genießen, im ersten Wochenbett starb sie bereits. (Ephialtes.)

Der gefährlichste Posten, den Rangabé je bekleidete, war der eines diplomatischen Agenten in Aegypten, gerade zur Zeit des Aufstandes von Arabi Pascha; zwei Jahre weilte er dort und machte die Schreckenszeit vom Anfang bis zum Ende mit durch. Jeder, der die Zeit erlebt hat, wird sich der Metzeleien in Alexandria erinnern, welche die Horden Arabis verübten.

Es würde zu weit führen, eine eingehende Schilderung dieses Ueberfalles zu geben, die „Νέα ἡμέρα“ vom (26.) 8. Juli 1882 giebt eine ausführliche Beschreibung desselben. Auf der Kalogräonstraße begann der Zusammenstoß. Rangabé berät sich mit dem französischen Admiral und eilt selbst im Wagen auf den Schauplatz des Gemetzels mit den Konsulatsbeamten Johannes Michelepis und Spiridon Saragiannis. Tausende von Arabern greifen jeden vorübergehenden Europäer an, aus den Häusern pfeifen die Kugeln, und Verwundete und Tote bedecken den Platz. Rangabé fuhr weiter, aber der Weg wurde ihm abgesperrt, es kamen Landsleute und mahnten zur Rückfahrt; auch der englische, italienische, österreichische und deutsche Konsul erschienen. Voran! Auf dem Mehmet-Ali-Platze sahen sie die Schildwache einen Europäer niederschießen und zwei junge Engländer

fliehen, auf die die Araber mit Knütteln losschlugen. Der eine sank tot nieder, der andere flüchtete blutüberströmt in Rangabés Wagen. Die Insassen suchten ihn hineinzuziehen, aber ein Schlag spaltete ihm den Schädel, und der mit dem Tode Ringende biß im Todeskampfe den Herrn Saragiannis in den Schenkel; die Mörder schleiften ihr Opfer an den Füßen weg. Jetzt ging es auf den Wagen los, Herr Michelepis fiel, Rangabé und Saragiannis kämpften stehend. Die Pferde, zweimal niedergeschlagen, erhoben sich wieder, das dritte Mal blieben sie tot, auch der Kutscher fiel halbtot vom Bocke. Saragiannis zog den Revolver, ein Schlag lähmte seinen Arm, und Rangabé wehrte sich mit Revolver und Knüttel, während das aus einer Kopfwunde strömende Blut ihm ein genaues Sehen nicht ermöglichte. Die Mörder riefen dann, als sie Rangabé erkannt hatten, die Matrosen und Soldaten vom Polizeigebäude, um dem Konsul den Gnadenstoß zu geben. Michelepis sprang ab und erhielt einen Lanzenstich unter das Auge, aber er fiel nicht. Ihm folgte Rangabé und an letzter Stelle Saragiannis; dieser erhielt einen Knüttelschlag vor das Schienbein, hielt sich aber aufrecht. Der Tod schien allen gewiß, aber die Vorsehung wachte, der fortgeschleppte Wagen deckte sie vor dem Polizeiposten, und die Menge sperrte sie ab vor den erwürgenden Horden. Rangabé stand da, blutüberströmt und unschlüssig, da öffnete sich plötzlich eine Tür, und zwei Landsleute riefen, sie eilten ihm zu Hilfe mit dem Revolver. Alle drei wurden gerettet; die Wunden Rangabés waren nicht sehr bedenklich. In steter Furcht, das Haus möchte gestürmt werden, blieben sie bis gegen Abend, wo Rangabé sich zum französischen General-Konsulat begab, um mit den anderen fremden Vertretern über die dringenden Maßregeln für den Schutz der christlichen Bevölkerung zu beraten. Seine eigene über sein Schicksal in allen Aengsten schwebende Familie hat er erst spät Abends wiedersehen können. Darauf war das Bombardement von Alexandria und der große Brand, zu dessen Bekämpfung die hellenischen Seeleute eilten, Rangabé an der Spitze. Seiner Entschlossenheit ist es zu verdanken, daß die griechischen öffentlichen Gebäude gerettet wurden, und er rettete, da ihm alle griechischen Kriegs- und Kauffahrteischiffe zur Verfügung gestellt waren, 25000 Christen nach Hellas. Zehn Tage währten die verzweifelten Bemühungen der Griechen, Herr des Feuers zu werden, aber die griechische Kirche und Schule, das Hospital und ein bedeutender Teil der Stadt wurde von ihnen gerettet.

Von Alexandria wurde er 1882 nach Sofia versetzt, wo sich auch wieder zu seiner Zeit die wichtigsten Ereignisse vollzogen: die Vereinigung mit dem östlichen Rumelien, der Krieg mit Serbien, die Absetzung des Battenbergers und vieles andere, das die Stellung des griechischen Bevollmächtigten erschwerte; da die griechischen Interessen sehr in Mitleidenschaft gezogen wurden, so bedurfte es großer Umsicht seitens des griechischen Vertreters, um die guten Beziehungen zu Bulgarien aufrecht zu erhalten. Die

Schwierigkeit der Stellung eines diplomatischen Vertreters von Hellas wurde von der griechischen Regierung auch genügend bewertet, weshalb sie auch Rangabé zum Ministerresidenten in Petersburg entsandte zum Ersatz des am russischen Hofe ausgezeichneten Fürsten Maurokordatos. So gelangte Rangabé nach Petersburg, zu dessen Aristokratie er auch in nahen Beziehungen steht, da eine Schwester desselben Gemahlin des Fürsten Lobanow Rostowski, des K. K. russischen Generalkonsuls in Galatz ist, und eine andere, Gemahlin des Herrn von Petroff in Peterhof, Befehlshaber der kaiserlichen Yacht.

Im Jahre 1891 wechselte Rangabé wieder die Stellung und ging als Bevollmächtigter nach Berlin, woselbst er noch verweilt, hochangesehen bei Hof und in den höchsten Kreisen. Ob Rangabé in Berlin bleiben wird oder ob er nochmal ins Vaterland dauernd zurückkehrt, wer weiß es? Vor zwei Jahren war er stellvertretender Gesandter während der Abwesenheit des Fürsten Maurokordatos in Konstantinopel, von wo er nach einigen Monaten wieder auf den Berliner Posten zurückkehrte, aber auch sonst sind die Reisen, die er unternimmt, keine kleine, Rußland, Kleinasien, Griechenland. Letzteres wird im Februar wieder besucht, wo im K. Hoftheater in Athen die „Isaurier" über die Bühne gehen werden.

Wie wir oben sagten, ist Kleon Rangabé „auch" als Schriftsteller und Dichter tätig. Leider geht durch die griechische Litteratur ein großer Zwiespalt: es ist der Kampf um die Frage, welches das wahre, ächte Griechisch sei, ob der, oder vielmehr die Volksdialekte oder das Hochgriechische, dessen Hauptvertreter Rangabé ist auf dem Gebiete der Dichtkunst. Schon das Altgriechische war ja in Dialekte gespalten, obwohl diese Dialekte jeder ein geschlossener war mit charakteristischen Zügen, der jonische, dorische, äolische, vertreten durch Homer und Herodot, Pindar, Theokrit, während über all diesen Dialekten als klassisches Griechisch der attische Dialekt sich erhob, die Sprache Xenophons, Platos, Thukydides' und der Tragiker in den nicht chorischen Teilen. Heute liegt die Sache wesentlich anders, die Griechen schlagen sich die Köpfe blutig um ihre Sprache, und für den Nichtgriechen ist die Entscheidung oft schwer, welche Partei er als die richtige erkennen soll. Die Dialekte sind gespalten, verarmt, durchsetzt mit türkischen, albanesischen und anderen Wortgebilden; lesen wir in solchem Dialekt Sachen, wir erkennen kaum das Griechische wieder, Proben bietet Sanders in seiner neugriechischen Grammatik, z. B. das Hirtenlied. Gegenüber dieser dialektischen Richtung steht das Hochgriechische, das sich anschließt an die Sprache Xenophons und der attischen Klassiker, weiterhin an das Hellenische. Die Vertreter der Dialekte behaupten nun, dieses „Hochgriechisch" verstände das Volk nicht, es ginge nicht zum Herzen des Volkes, man müsse auf die Dialekte zurückgehen. Ohne hier, als Ausländer, entscheidend urteilen zu wollen und zu können, fragen wir, ob unsere deutschen Landsleute alle

Goethe und Lessing verstehen? Nein, sicher nicht; und wenn nun noch 50 Procent weniger Goethe und Lessing verständen, würden darum Beide aufhören, das echteste Deutsch zu vertreten? Es kommt hier nicht auf die Kopfzahl an; wie oft müssen nicht bei uns die Gebildeten, Arzt, Priester, Richter u. s. w. ihre Zuflucht zum Plattdeutschen, zum Dialekt nehmen, um sich verständlich zu machen? Und dennoch, die giltige Sprache ist das Hochdeutsche. In Griechenland aber verstehen sogar diejenigen Griechen, die auch nur elementare Bildung besitzen, den Homer leicht, den Xenophon fließend. Sollen wir nun das Griechisch, das sich aus den vierhundert Jahren türkischer Knechtschaft gerettet hat, einer Periode, wo die Städte geschleift wurden, die Schulen aufgehoben, das somit auf den tiefsten je dagewesenen Stand herabgesunken und nur mehr ein Verständigungsmittel war, als das allgemein giltige erklären? Auf die Berge hat es sich geflüchtet, und im Munde der Armatolen klang es wieder in den alten berühmten Klephthenliedern!

Wir Deutschen, national günstiger gestellt, hatten auch, si magnis parva componere licet, eine Periode, in der unser Deutsch nicht mustergiltig war; es war die Zeit, wo die Franzosen Herren im Lande waren, wo alles französischen Zuschnitt hatte. Und diese Periode war keine vierhundertjährige Knechtschaft! Wenn nun heute der deutsche Sprachverein die deutsche Sprache säubern will von allen fremden Zutaten — ist das Produkt dieser Säuberung ein undeutsches? Manches Kuriosum kommt ja zum Vorschein, das sich als lebensunfähig erweist, aber an manches gewöhnt sich nach und nach auch der gemeine Mann. In Griechenland war aber bei dem dortigen Völkergewirr ein wahrer Augiasstall auszufegen, und die Nachkommen des Herakles haben sich dieser dornenvollen Aufgabe unterzogen, und in kaum einem halben Jahrhundert ist die alte Schönheit des Griechischen zurückerobert. Es ist ja selbstverständlich, daß aus dem Altgriechischen nicht alles genommen werden konnte, die Konjugation ist teilweise abgeschliffen, es sind Hilfsverba eingedrungen — z. B. in der Futurbildung — es sind neue Worte gebildet, aber Alles ist aus dem geradezu unerschöpflichen Born des Altgriechischen geschöpft.

So gilt das neue Hochgriechische auf der Kanzel, auf dem Katheder, bei Gericht, in der Presse, bei jeder offiziellen oder privaten Betätigung, und dieses Hochgriechische ist das Band, das Griechenland mit der civilisirten Welt verbindet.

Wir sind nun nicht blind für die Schönheit manches Sprachlichen, das die Dialekte bieten; das Dialektisch umgeformte Griechisch, die „Volkssprache“ wollen wir es nennen, bietet reizende Sachen; manche Worte haben einen unnachahmlichen Schmelz erhalten, die Verkleinerungsworte geben dem neugriechischen Dialekt etwas Zierliches im besten Sinne, etwas Frisches, Anmutendes; aber können wir nicht auch dasselbe von unsern deutschen Dialekten sagen? Dennoch bleibt das Hochdeutsche maßgebend. Da es nun leicht war,

auf dem bequemen Wege des Dialekts auf den Parnaß zu gelangen, so bildete sich in Griechenland die Sekte der „Langhaarigen", begründet durch den Professor Psycharis in Paris, die alles als Nationalsprache anerkennt, was das Volk je gebraucht.

So entstand denn vor 2 Jahren jener heftige Streit um die Uebersetzung des Neuen Testaments. In jedem Gottesdienst wird es verlesen und verstanden, es ist ein Nationalheiligtum der Griechen: und dieses war so zu sagen ins „Plattdeutsche" übersetzt; die „Langhaarigen" betrachteten es als Wasser auf ihre Mühle, und es entstand jene bekannte Revolte. Nicht genug, auch ein anderes klassisches Nationalheiligtum wurde hineingezogen in den Strudel: die Trilogie des Aeschylos. Die Scenerie war prächtig, die Schauspieler waren ihrer Aufgabe gewachsen, aber die Uebersetzung vom Professor Sotiriades bot ein Gemisch von allen sprachlichen Parteirichtungen mit Bevorzugung des Jargons der Langhaarigen. So entstand seitens der Universität der Protest, der die weitere Aufführung der Trilogie verhinderte. Jetzt hat nun die Universität gesprochen, die Trägerin der nationalen Heiligtümer; sie hat gegen die weiteren Aufführungen protestirt und damit vielleicht eine definitive Verurteilung der Richtung Psycharis herbeizuführen einen Schritt vorwärts getan.

Hauptvertreter nun der hochsprachlichen Richtung auf dem Gebiete der Dichtkunst ist nach Alexander Rizo Rangabé jetzt sein Sohn, Kleon. Er ist bedeutend als Dramatiker und Lyriker. Unter seinen Dramen ragen hervor „Julian der Abtrünnige", „Theodora", „die Ikonoklasten" (Bilderstürmer), „Kaiser Heraklius", „die Herzogin von Athen; die Stoffe sind meist der byzantinischen Geschichte entnommen. Wir müssen es uns versagen, an dieser Stelle eine Analyse der einzelnen Dramen zu geben, die Sprache derselben ist edel, klassisch, der Aufbau geschickt, die Bühnenwirkung können wir uns nicht vorstellen, da wir nie Gelegenheit hatten, eines dieser Stücke aufgeführt zu sehen. Von Lustspielen sind zu nennen: „Die Freier der Penelope", während „Harald, Fürst der Waranghier", ein byzantinischer Roman ist, als Lyriker zeigt sich Rangabé in seinen „Algi" (Ἄλγη Leiden), in illustrierter Prachtausgabe erschienen bei Drugulin in Leipzig. Von den lyrischen Dichtungen hat „Nord und Süd" bereits mehrere Proben gebracht, „Ephialtes", „der Seele Wiederkehr" u. a. Wer sich in den griechischen Text nicht hineinarbeiten will, wird aus der Uebersetzung nicht den richtigen Begriff vom Original bekommen, eine Uebersetzung kann ein Original nie erreichen. — Die Dichtungen sind in glänzender Sprache geschrieben, schwermütig, ein Stück Weltschmerz ist in ihnen zu lesen; bisweilen erheben sie sich aber doch zu heiterer Laune, und auch die Dialektdichtung ist darin vertreten, allerdings nur beschränkt. So hat auch Rangabé als letzte Dialektdichtung, im armatolischen Dialekt, unser Schwertlied übersetzt, genau dem Metrum und der Melodie entsprechend, von dem wir hier noch eine Strophe bringen wollen:

Πῶς λάμπεις στὸ πλευρό μου,
σπαθί μου φλογερό μου;
τί με γλυκοκυτᾶς,
καὶ χαίρεις καὶ πετᾷς;
Ζήτω!

Diese Uebersetzung erschien in Herlets Körnerausgabe und in etwas geänderter Form im Ἀνατολή, Athen.

Es wäre Unrecht, wenn wir jetzt schon Excellenz Rangabó einen ruhigen Lebensabend wünschen wollten; wir wünschen ihm denselben einstens von Herzen, möchten dies „Einst" aber noch recht lange hinausgeschoben wissen.





Dichtungen.

Von

Kleon Rangabé.

— Berlin. —

Aus dem Neugriechischen in's Deutsche übertragen von Karl Macke in Siegburg.

Leere Träume.

Gehüllt in nächt'ger Wolken dunkle Schauer
Sterb' ich dahin in schwerer Lüfte Bann,
Cypressenlaub umhüllt mein Haupt in Trauer,
Und jeder Tag, der dämmert, mahnt mich dran:
Mir klaffet eine Wunde ew'ger Dauer.

Wie lächelt' einst mir in der Kindheit Tagen
Der Himmel glänzend klar und sonnenhell!
In Blumen spielt' ich, die gebreitet lagen,
Mir winkt' ein süßes Bild: „Komm her, Gesell!"
Aeonenlang das Leben — sollt' ich klagen?

Das Herz, erfüllt mit zauberischen Träumen,
Wie schlug es in der Brust im Tatendrange!
Wie eilt' ich schnell dahin bei andrer Säumen,
Verzückten Blicks, mit lockendem Gesange
Sah schweben Bilder ich in Weltenräumen.

Doch ein Verlangen hatt' ich, eins vor allen,
Das Glück der Eltern war mein einzig Streben;
Die Kindesliebe ließ aus Nebeln wallen
Des Reichtums Bilder, vor dem Geist mir schweben,
Von meinem Ruhm sollt' einst die Welt erschallen.

Mir träumt', es reichte mir ein göttlich Bild,
Die Muse, eine Maid, der Myrte Zweig;
Von neuen Welten war mein Geist erfüllt,
Die Mutter blickt' auf mich so hoffnungsreich,
Den Knaben, dessen Weinen sie gestillt.

Mir träumt', ich führt' in reicher Schätze Fülle,
In Gärten, drinnen reiche Wasser wallten,
Die Eltern, die gesorgt in banger Stille,
Mit Rosenkränzen deckend ihre Falten
Und ihre morsch gewordne Leibeshülle.

Mir träumte, daß ich für das Vaterland
Mit Macht das Schwert einst schwang ruhmreicher Ahnen
Voran im Kampf, der Meder Schaar verschwand
Aus der Propontis Kleinod, vor den Fahnen,
Die uns'rer Schaaren Lorbeer fest umwand.

Im Traum sah ich Sirenen, glutumflossen,
Verführerisch und leise winkend lauern,
Aus ihren Augen helle Strahlen schossen,
Und ihren Arm sah ich in Wonneschauern
Gleichwie von Alabaster lichtumgossen.

Ich sah im Traum auch blasse Leidgestalten,
Gelehnt an's Wurzelwerk mitleid'ger Weiden,
Das Herz durchtobt von Stürmen, winterkalten,
Unglücklich einsam stammelnd, voll der Leiden,
Umsonst ihr stummes Flehn, der Hände Falten.

Ich sah im Traum — im Wonnen-Ueberfließen,
Der ersten Jugend stolzem Ueberschäumen,
Wollt' ich die Schöpfung in die Arme schließen,
Verzückt schwebt' ich dahin in Weltenräumen,
Wollt' gottbegeistert Edles nur genießen.

Ich träumte — doch der schöne Irrtum wieder
Zerfloß so schnell, nur eitle Traumgestalt,
Schon senkte sich der rauhe Spätherbst nieder,
Des Greisenalters Schnee, ehdem noch wallt
Das Silberhaar mir von dem Haupte nieder.

Ich wachte auf, war plötzlich alt geworden,
Gebroch'ner Kraft, allein und unbekannt,
Es schweift mein Blick nach Süden und nach Norden,
Statt goldgeflügelter Chimären fand
Mein Blick Erinnyen nur, ergraut im Morden.

Vergangen ist auf seinen stillen Wegen
Mein Leben unbemerkt wie eine Stunde;
Schon wand'le ich gebückt dem Grab entgegen,
Es bringt das Unglückskäuzchen mir die Kunde,
Daß nah die Zeit, zur Ruhe mich zu legen.

Ihr, die Ihr in der Welt den Becher trinket
Der Leiden, vollgefüllt bis hoch zum Rande,
Ihr, denen Dunkles, Fluchbelad'nes winket,
Du Wittwe, die umschlingen Wahnsinns Bande,
Du, der im Siechenhaus im Tod hinsinket:

Die Ihr verborgen weint um Mitternacht,
Bis Euch versiegt der Augen Tränenquelle,
Dem Süßes, Liebes nahm des Schicksals Macht,
Der hoffnungslos vergeht in wilder Welle,
Der sich das Schwert ins Herz stößt unverzagt:

Dem Bruder reicht die Hand in Liebesfülle,
Begleitet ihn noch eine kurze Zeit,
Wenn ihn bedeckt der Erde dunkle Hülle,
Vielleicht schon bald, Ihr Brüder, dann doch weiht
Ihm eine Träne, eine einz'ge, stille!

Abschied von der Welt.

Ganz ungeliebt und freundelos, ein Bach mit schnellem Falle,
Zum tränenlosen Grabesstein den Schicksalspfad ich walle,
Und langsam, wie im Lenz in Nacht der Dämmerschein sich flüchtet,
Noch Purpurlicht auf Bergeshöh'n,
Um mich zur tiefen Finsterniß das Dunkel sich verdichtet.

In meinem Sinn verlangte ich nach einem andern Ende,
Denn die Natur verehre ich als Lebensquell und Wende;
Als Knabe schon verzweifelnd ließ ich meine lichten Träume,
Die stiegen in der Wolken Kreis,
Erhab'nen Flugs noch höher zieh'n in überird'sche Räume.

O Mutter Erde, Deinem Quell entströmt, von Dir geboren,
Hab' Deines tiefen Busens Tau zur Ruhstatt mir erkoren.
Bekränz' Dich doch, daß ich die Wut des grausen Schicksals zwinge,
Wie zu der Freuden Opferfest,
Und nimm mein blasses Opfer an, das vor der Zeit ich bringe.

Des Kindes Wiege hattest Du mit Festespracht umgeben,
Den Sturm entfesselt, der zerpeitscht der ganzen Schöpfung Leben.
Der Himmel klagte tränenfeucht vom schwarzen Wolkensitze,
Und wie der Schmerz die Hoffnung würgt,
So spült hinweg des Regens Flut den lichten Glanz der Blitze.

Und ohne Trug ließ ahnen mich, zum Leid sei ich erkoren,
Der Wogenschlag, der mich entband, ein Kind zum Schmerz geboren.
Und jeder Augenblick seitdem ein letztes Todesringen.
Willkommen! ew'ge Grabesruh'!
Reichst unwillkomm'ne Gabe mir, nur Rettung mir zu bringen.

Nun, Mutter, komm und schmücke Dich mit Lenzes Feierkleide,
Und binde der Cypresse Zweig fest mit dem Trieb der Weide;
Zeig' Deine zarten Reize uns, die gleich dem Blitze leuchten!
Das Firmament Dein Antlitz ist,
Dein junger Arm ein duft'ger Pfühl von Rosen, tauesfeuchten.

Dem bunten Teppich war ich hold der Hügel grün umgossen,
Dem lebensfrohen Bächlein, das durch Gärten kommt geflossen,
Wo tief versteckt im kühlen Bad die Lilien erröten;
Des Haines Schatten war ich hold,
Drin widerhallt im Klagelied der Nachtigallen Flöten.

Und auch den Matten war ich hold, vom Winde leicht umsäuselt,
Der fetten Herden Weideplatz, von seinem Hauch gekräuselt.
Die Lämmer wie gefall'ner Schnee am steilen Klippenhange,
Von dem die Hirtin feuchten Blicks
Des Bräutigams erstorb'ne Glut der Liebe klagt im Sange.

Den Schluchten auch war ich so hold, der Berge unbefahren,
In denen springt der Edelhirsch, der Jäger in Gefahren
Sich windet und im Hinterhalt, dem blutbefleckten lauert,
Aus Schluchten braust der Wasserfall
Und kämpfet brüllend mit dem Chor der Stürme nachtumschauert.

Den Afrerwüsten war ich hold voll Gluten, voll Gefahren,
Drin weit sich sand'ge Pfade ziehn, gebahnt von Dromedaren;
Und endlich winket ein Smaragd in Gold, ein Palmenrasen,
Und tränkt mit seinem Sprudelquell
Den frohgemuten Wandersmann auf tauigen Oasen.

Und wenn der Smum herbei sich stürzt, die Feuerschwingen breitend,
Auf todesmattem Erdengrund das Leichentuch ausspreitend:
Du, Kismetdiener, folg' dem Rat Muhammeds, des Propheten!
Neig' mit dem Dromedar Dein Haupt,
Auf Wolken nah'n die Glanzesfee'n, die Huris, Deinem Beten.

Dem nächt'gen Zauber war ich hold, in Worten nicht zu künden,
Wenn sich zum heil'gen Gottesdienst bei Nacht die Sternlein finden,
Wenn der Planeten Feuerball so mild die Nacht durchsprühet
Des Himmels Lampe droben hängt,
Die heil'gen Weltendomes Rund mit Sternenlicht durchglühet.

Dem Spiegel war ich immer hold der heitren Meeresflächen,
In deren grünen Wogen sich im Bild die Buchten brechen,
Und wenn das Meer zerreißt und stöhnt in fürchterlichem Kampfe,
Indes die dunkle Tiefe gährt,
Wenn ihren Gischt der Sturm vermischt mit dunkler Wolken Dampfe.

O Mutter, Deinen Reizen all hold war ich und ergeben,
An Deiner Brust trank ich das Gift der Liebe ohne Beben,
Und bei der Leier Saitenklang, gleichwie in Folterpeinen,
Wenn Deinen Zauber ich besang,
Zerschnitt ich mir, des Spiels entwöhnt, die Finger ohne Weinen.

Doch endlich nahet nun heran die Stunde leidumnachtet,
Ein Blumengrab bereite dem, der liebend Dich betrachtet,
Dich nährt der Tod, im Todeskuß Dein Arm mich fest umschlinge,
Von Deines Zaubers Macht erfüllt
Des letzten Schwanenlieds Tribut, den bittern, ich Dir bringe.

Und wenn im Schmuck des Kranzes strahlt, von lichtem Schein umzogen,
Im gottgewirkten Purpur des Gewölks von Regenbogen,
Des Aethers Herr den Westen ganz in Fluten läßt erstrahlen,
Wenn froh zu Himmelshöhen hebt
Das Auge, dem die Sklaverei des Geistes bittre Qualen;

Wenn Perlen Taus die Schöpfung strahlt, den Duft der Balsaminen,
Des Lenzes Füllhorn hebt bekränzt mit Rosen gleich Rubinen,
Dem Gott, der alle Pracht erschuf, als Opferspende bringet,
Die grause Moira milder wird,
Und allgemach ein Strahlenschein die ganze Welt durchdringet:

Ja, dann zersprenge, Seele mein, all die verhaßten Bande,
Wenn der zerfall'ne arme Leib zerstört im Glutenbrande:
Dann, Seele, schwing dich freudig auf, zu Lichtes Quellen dringe,
Dort endlich löscht die Flamme aus,
Die dir zum Heil entbrennen ließ der Schöpfer aller Dinge.

Du Vögelchen, das zuckend liegt in Schicksals Geierklauen,
Nun bade dich im Sonnenstrahl, dem folgt kein Dämmergrauen,
Und schwelg' im überird'schen Trank, den heil'ge Lieb' kredenzet,
Vielleicht bedeckt der Wolken Gold
Des Lethebechers Strahlenglanz, der löst dein Leid, es lenzet!

Doch wehe, wohin reißen mich der Wünsche Sturmesflügel!
Wie lockerte die Sehnsucht mir jetzt des Verstandes Zügel!
Wie alle andern Wünsche ward der letzte Wunsch — ein Irren —
In Asche fahl zerstob mein Herz,
Des Schicksals grause Fittiche schwer drückend mich umschwirren.

Ganz ungeliebt und freundelos, ein Bach von schnellem Falle,
Zum tränenlosen Grabesstein den Schicksalspfad ich walle;
Und langsam, wie im Lenz in Nacht der Dämmerschein sich flüchtet,
Noch Purpurlicht auf Bergeshöh'n,
Um mich zur tiefen Finsterniß das Dunkel sich verdichtet.





Die Neoimpressionisten in Weimar.

Von

Arthur Konrad Müller.

— München. —

Meier Graefe hat dieser wundervollen Ausstellung das Geleitwort geschrieben. Sein Artikel, der in der „Zukunft“ zuerst erschien und jetzt unter den Flugblättern des großherzoglich Weimar'schen Museums gesondert herausgegeben wurde, enthält all' die besonderen und feinen Dinge, die man verdaut haben muß, um den Glanz und die Kultur dieser nicht bloß aparten Maler zu würdigen. Denn diese besonderen und feinen Dinge, die da mit der Selbstverständlichkeit einer lässigen Armbewegung gesagt werden, haben die nicht zu unterschätzende Eigentümlichkeit auch tief und bedeutend zu sein und dem unbefangenen Sinn als unbezweifelbar und richtig zu erscheinen, und gehen ohne Rest als das willkommene Fundament einer wertvollen Anschauung bereichernd und beglückend in einen hinein. Man dankt ihm dies, umso gerührter und freudiger, als eine bezaubernd adelige Haltung mit versteckter Ironie jeden Dank abzulehnen scheint nnd dem aufquellenden Herzen mit sanfter Kühle zu verstehen giebt, daß eigentlich alle angestaunten Dinge schon Gemeinplätze sind, wenn sie bewundert werden. Und diese glänzende Kultur paart sich mit dem aufrechten Anstand des Weltmannes, der eine von tiefer Schwärmerei erfüllte Seele als eine gewisse Schwäche empfindet, die möglichst verleugnet werden muß; man wird leicht zum Gespött. So ergiebt sich ein wundersames Versteckspiel der Seele, der Vorhang lüpft sich und fällt in blitzendem Wechsel, und leichte Anspielungen nur und halbe Andeutungen geben hie und da dem Esprit des stets treffenden Aperçus ein wenig vom Lebens-

rot des Gefühls. Um so sprühender und beschwingter schwirren diese federnden Aperçus; Luftbälle, die nie das Ziel verfehlen, mit einer fast verächtlichen Nonchalance geworfen, damit nur ja Niemandem einfalle zu glauben, hier arbeite ein bewegtes Innere mit Ernst und tiefer Teilnahme mit. In der Tat enthalten die knappen Ausführungen dieses ausgezeichneten Schriftstellers wohl das Beste, das von einem Deutschen über die moderne Kunst der Franzosen gesagt worden ist. Eine von Verstand und Seele gleichermaßen geschärfte Anschauungsfähigkeit gewinnt Urteile, die mit einer prachtvoll unbekümmerten Sicherheit, feste Richtungspfeiler in dem variirenden Wellengekräusel moderner deutscher Gefühlskritik, der Logik im Aesthetischen das Recht suchen und unbeirrbar von allen Werten nur den fruchtbaren und souveränen aufzeigen. Wer sich über Frankreichs verehrungswürdige Kunst nützlich und ohne Langeweile unterrichten will, lese die kleinen Bücher dieses Mannes, der wohl manche Zeile geschrieben, die in ihrer absichtslosen Genialität gemeiner Begriffe spottet, aber sicher keine einzige, aus der nicht das geistbelebte Auge eines intimen und in seiner Vertrautheit gelassenen Kenners hervorblickte.

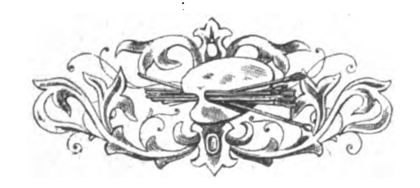
Ich kann mich hier nur darauf beschränken, jene Eindrücke wiederzugeben, die weniger von der Ausstellung an sich als von der merkwürdigen Besonderheit ihrer Umrahmung ausgingen. Du kamst vielleicht nach Weimar, um einige Tage in Goethe'scher Luft zu atmen. Was Du ersehntest, war, einen Traum jener fürstlichen Vergangenheit durchzuleben, die über die verschlafene Serenissimusresidenz wie ein Frühlingssturm mit Glanz und Flammen dahinwehte — Du wolltest in dem gewaltigen Schwingen einer toten Stadt gleichsam dahinwandeln, mit dem Blut Deiner sehnsuchtgestachelten Seele Schatten und Geister beschwören und jenseits vom Strom eines auch hier lärmend lebendigen Lebens, im Erinnern zu vergessen suchen. Du sahst nicht den Funken, der aus selbstfahrenden Wagen hervorsprühte, sahst nicht den Steinwald rauchender Campainlisilhouetten scharf gegen den blühenden Abendhimmel gesetzt; taub gegen die Geräusche schnarrender Kellner, taub auch gegen die Banalitätenpoesie der bezahlten Führer, standst Du auf Goethes heiligem Boden vielleicht und ließest den schwimmenden Blick über ein Meer von Erinnerungen dahingaukeln. Betreten nahtest Du einer erlauchten Gesellschaft: Leonoren und Iphigenien legten die unbefleckten Hände auf Stirnen, die ein Strahl apollinischen Glanzes verklärte, Antonios und Tassos entflammten die sprühenden Augen am uralten Rätsel der Idealität. Und der feine Geist der durchsichtigen Hände, das Leuchten erhöhter Stirnen, die gefällige Melodie gelassenen Sich-Bewegens tränkten die delikate Plastik dieses Bildes mit dem Duft griechischer Symposien.

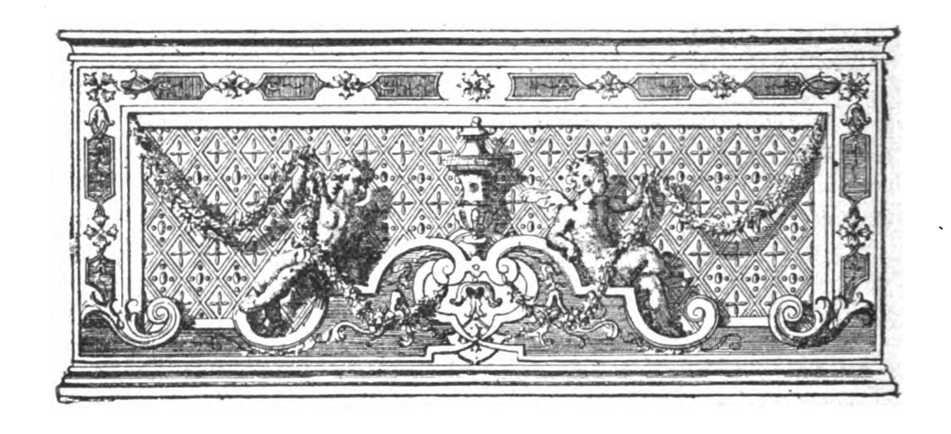
Da fiel so von ohngefähr Dein Blick auf ein Bild, das an der Wand hing. Du erschrakest: das hier? Und der süße, schmeichelnde Zauber Deiner Träumerei zerstob, das ganze, nackte Elend grenzenlosen Ungeschmacks grinste Dich an. Im Nu drängte sich Deinem verwöhnten Empfinden der unge-

heure Kontrast zweier Kulturen in's Bewußtsein, die ein Jahrhundert umschließt. Der Anfang dieses gewaltigsten aller Jahrhunderte ein nüchternes Grau, die fröstelnde Morgenstimmung nach der schillernden Pracht zerflatterter Rokokoträume, sinnlich arm bis zur künstlerischen Impotenz, farblos, freudlos, vom Gehirn und der Tinte beherrscht. Litterarische Totenschädelstimmung zwingt das heißeste, sprühendste, liebenswürdigste Geschöpf menschlicher Laune, zwingt die Malerei in die Mädchenarme einer zahmen, säftearmen Koloristik, die wenigsten den Atem dieses heftigen, lebensfrohen Kindes nicht vergehen läßt, nationale Renaissance sorgt für stofflichen Schwung. Mählich entfernt sich die Sehnsucht vom Transcendentalhimmel abstrakter Träume, ein Ringen mit der Erdkraft beginnt und ein Aufquellen genußfrohen Weltgefühls: die Malerei erstarkt. Und auflebend reicht sie nach rechts und links die schwesterlichen Hände, küßt Lebensodem aus der Berührung mit Allen, die unsere mütterliche Erde im Kranz des Lichtes und der Blumen lieben, und verquillt mit ihnen am Ende dieses entwickelungsreichen Jahrhunderts zu der beherrschendsten Gestalt der Künste, zur europäischen Malerei.

Sie ist unser Glück, unsere geliebteste und liebenswerteste Eroberung. Sie schuf diese fabelhafte Kultur der Sinne, die, den zartesten Vibrationen zugänglich, den heftigsten und erschütterndsten Impulsen der Leidenschaft nicht widerstrebt. Aber unserm Stolz darf die Erkenntniß nicht fehlen, daß eine europäische Malerei irgendwo ihren Ausgang nehmen muß, und so gleichgiltig es auch dem Genießenden ist, welche Nationalität sich hinter einem köstlichen Bilde verbirgt, das Priore zu wissen ist ein unwiderstehlicher Reiz. Es ist kein Wunder, daß wieder die Franzosen als die Ersten um die gesteigerte Fortbildung der Lichtkunst sich bemühen und in bewußter Benützung wissenschaftlicher Resultate die wunderbarsten Lichtvisionen schaffen, die je eine Malerhand entzaubert. Die Sennrat, Signac, Ryſſelberghe sind keine von den gewöhnlichen Malertemperamenten, deren Furor in der wild drauf los spachtelnden Hand sitzt. Ihre Leidenschaft birgt sich in einem fein organisirten Auge, das in den weichsten und verlorensten Schwingungen noch eine zarte Tönung erhascht und doch fähig ist, den Gewaltstrom dithyrambischer Farbenrhythmen in sich zu fassen, ihre Stärke aber ist Logik. Was das Genie größerer Meister nur ahnend betätigte, wird ihnen technisches Gesetz, auf der Basis physikalisch-physiologischer Erkenntnisse jedem farbig-luministischen Phänomen angepaßt. Sie stellen in der glänzenden Reihe derer, die sich um das inbrünstig geliebte Licht bemühen, diejenigen dar, die zur reinen Erkenntniß der vorher nur somnambul angewandten Mittel vordringen und sie notwendig bis zum non plus ultra des Raffinements entwickeln müssen. Daß darnach der Neoimpressionismus die zeitgemäßeste Art ist zu malen, wird Niemand bestreiten wollen, selbst der nicht, der an die Fortentwickelung denkt und nun ein ästhetisches Nichts zu sehen meint. Das Geschehen ist wunderbar; was wir nicht voraussehen können,

ist oft das Beste. Und wir sehen oft selbst das nicht, was sich, wenn es in Erscheinung tritt, als ein durchaus organischer Vorgang erweist. Die kühnen Meister, die dem Lichte nahe zu kommen suchten, ahnten entschieden nicht, daß sie das Mittel finden würden, das eine jahrhundertlang entbehrte Wirkung, eine an Byzanz gemahnende Monumentalität zurückgewinnt. Wer Rysselberghe gesehen, ist hinterher nicht erstaunt; schließlich ist es von keiner Bedeutung, ob ein Mosaik aus Steinchen oder farbigen Strichen zusammengesetzt wird: der Eindruck erhöhter Frische muß der gleiche sein, da das Auge hier wie dort gezwungen wird, die koloristischen Teilchen selbst zu riesigen, einheitlichen Flächen zu verschmelzen. Uns freigeistige Genießer, die in's Gefüge des Webstuhls schauen und Vorurteile verlernen, erschreckt es nicht, daß diese letzte Phase in den Anfang zurückschnellt. Ein Nirwana giebt es auch in der malenden Kunst erst mit dem letzten Menschen; und vorderhand begegnen uns noch unerschöpflich viel schöne Dinge, die jedes ihr eigenes Mittel haben. Denis primitiv gefühlte Kontur giebt uns nicht weniger zu denken als Redons kabbalistischer Tiefsinn, und die Bonnard, Vuillard und Roussel werden nicht unliebenswürdig, weil sie den Schatten bevorzugen. Sie sind wohl ein wenig müde und blutarm und halten sich gern an Orten auf, wo angegriffene Nerven sich ausruhen können; aber ihre Haltung ist unnachahmlich, vollendet vornehm, Du spürst die stolze Reihe der Geschlechter aus jedem Fingergriff, zu dem die Lässigen sich bequemen. Und siehst Du recht mit fühlend-verstehender Seele hin, so gewinnst Du vielleicht aus dem schwächlich Bleichen jenen süßen, süßen Reiz, der Deine Augen zärtlich und schimmern macht . . .





Der Trauzeuge.

Novelle

Von

Baronin Emanuela Mattl-Löwenkreuz (E. Mid).

— Wien. —

„Also, Sie sind wirklich so gut, lieber Herr Hofrat, und nehmen das Kind mit und chaperonniren es mir?" fragte die Majorin, den Besuch in das Vorzimmer begleitend.

„Seien Sie ganz ruhig, verehrte Freundin, werde einen drakonischen Ballvater abgeben, nicht zu viel tanzen darf sie, kein Gefrorenes essen und nicht zu viel Herzen brechen, nicht wahr?"

„Zu Letzterem ist keine Gefahr heutzutags, besonders in Wien nicht" — seufzte die Majorin und stützte sich an den Eiskasten, der an dem einen Fenster mit abgeschabten braun-rot-grün gemusterten Jutevorhängen stand, ein verwaschenes Deckchen in Stilstich war über ihn gebreitet — „unsere Zeit war doch ganz anders, wenn ich an meinen Seligen denke . . ."

„Schonen Sie sich nur recht," unterbrach sie der Hofrat, „mit so einem verstauchten Fuß ist nicht zu spaßen, und ich komme pünklich Ihre Tochter um ½9 Uhr abholen."

„Wie soll ich Ihnen wieder für Ihre beispiellose Güte danken, wird es Ihnen aber nicht ein zu großes Opfer sein?"

„Keine Spur, gar kein Opfer, was fällt Ihnen denn ein?"

„Sie sind ein edler Freund und das Kind wird Ihnen so dankbar sein, sie hat sich so auf ihren ersten Ball gefreut, und jetzt verletze ich mir den Fuß und —“

„Pflegen Sie ihn, sorgen Sie sich nicht, und grüß Sie Gott, Verehrte, grüßen Sie mir die Kleine — also auf heute Abend!“

„Du Marie-Thereserl, stell Dir vor, der Herr Hofrat nimmt Dich zum Ball mit!“ sagte die Majorin der Tochter, als diese von der Nähstunde nach Hause kam.

„Der Herr Hofrat?“ und ein tiefes Rot stieg in ihr blasses Gesicht, das sie zum Fenster hinauswandte. Dann nahm sie die Jacke, die sie abgelegt hatte, und ging damit in ihr kleines Zimmer nebenan.

Nun sie allein war, falteten sich ihre Hände in grenzenlosem Jubel — — er nimmt mich mit — ob er mich doch gern hat? Warum täte er es sonst? Nur ein klein wenig gern — — das ist genug — das ist ja so viel — — Wie gut ist er! Ob er mit mir tanzen wird?

Und verträumt lehnte Marie-Theres am Fenster, und schaute hinunter in die schmale, schmutzige Vorstadtstraße, an deren Ende der Hochbau der Stadtbahn lag — eben rollte dröhnend und fauchend ein Zug vorbei.

Die Mutter folgte ihr jetzt, sich auf einen alten Schirm aufstützend, den verletzten Fuß merkbar nachziehend.

„Was studierst Du denn so ernst, Kind, an was denkst Du denn?“

„O nichts.“

„Du hast Dich so lang schon auf diesen Ball gefreut, nicht wahr —“

Sie hatte sich gar nicht gefreut, doch sie schwieg.

„Und weil ich nicht gehen kann, und Niemand von unseren Bekannten —“

„Hast Du den Hofrat gebeten, oder hat er sich selbst dazu angetragen?“ frug die Tochter lebhaft.

„Aber wo werd ich? selbst hat er mir den Vorschlag gemacht, hat gesagt, daß er schon zwanzig Jahre auf keinem Ball war, und daß es ihm Freude machen würde, mit Dir hinzugehen, und es ist auch gar nicht unpassend — so ein alter Freund, ein Jugendfreund Deines seligen Vaters — ich glaube, Niemand wird daran Anstoß nehmen.“

Und wenn die ganze Welt reden und tadeln würde . . . was würde ihr das sein? Nichts. Und wie unendlich, unsagbar freute sie sich nun über das Fest — in ihr glomm ein leuchtendes Glück auf — ein ganzer Frühling von blühender, junger Hoffnung.

. . . Vielleicht hat er mich doch lieb!

Tausend Mal hatte sie sich das schon gesagt, und tausend Mal wieder zog sich ihr Herz zusammen in Qual und Angst und Zweifel.

Er kam fast täglich in ihr ärmliches Heim, er brachte ihr Bücher und Blumen, er besprach alle ihre kleinen Angelegenheiten und Sorgen, er riet und tröstete — im Sommer, wenn er Urlaub nahm und weite Reisen

machte, in das Gebirge und an das Meer, schrieb er ihr Ansichtskarten für ihre Sammlung — er war immer teilnahmsvoll zu ihr, und sie liebte ihn.

Sie hatte ihn immer geliebt. Schon als sie mit hängenden, langen Blondzöpfen zur Schule ging, — sie liebte ihm mehr als die gute Mutter und die Freundinnen, sie liebte ihn wie nichts auf der Welt. Und als sie groß wurde, wuchs ihre Liebe mit ihr.

Die Liebe war in ihrer Seele wie ein großer, leuchtender Wunderbaum geworden, mit dunklen, rauschenden Weihnachtsästen, in denen lauter goldene Sterne hingen. Und jeder solcher Sterne war ein Blick, ein Wort — von Jenem, den sie liebte. Sie behielt Alles in andächtigem Erinnern, holte es immer wieder hervor und war immer wieder selig-glücklich darüber.

Aber die Wurzeln des Wunderbaumes in ihrer Seele waren Angst und Zweifel, und nur manchmal vergaß sie dies.

Er blieb sich stets gleich. Er war ihr Vater, Bruder, Freund — und ihr Herz litt und sehnte sich nach mehr, tausend Mal mehr . . . Und mehr gab er ihr nicht; für ihn war sie noch das kleine Mädel, das er einst als krähendes Baby auf seinen Armen getragen hatte, — als sie schon längst erwachsen war.

Die Majorin ließ sich nun auf das geblümte Kattunsopha nieder, ihr weher Fuß schmerzte sie sehr, und so schaute sie der Tochter bei den Ballvorbereitungen zu.

Das neue weiße Kleid, das Marie-Theres sich selbst in der Nähstunde geschneidert, wurde auf das Bett, das hinter einer mit Gartenlaubenbildern tapezirten spanischen Wand stand, gebreitet, dann wurden Schuhe, Handschuhe, Fächer und Blumen heraus gerichtet, und Marie-Theres freute sich über die Sachen und über den Ball heute Abend, auf den sie sich bisher nicht gefreut hatte.

Dann kam der Abend.

Im Eßzimmer, in welchem in der Ecke die rotsammtene Salongarnitur aus besseren Tagen Platz gefunden, brannte auf dem Mahagonitisch, mit der gehäkelten Schutzdecke, eine Petroleumlampe unter grünem Pappschirm. Der große Wandspiegel aus dem Vorraum war hereingebracht worden, und davor schmückte die Majorin ihr Kind; des schmerzenden Fußes ganz vergessend, geschäftig und freudig ab und zu gehend, steckte sie eine Masche fest, schnürte die Taille rückwärts, die aber nicht ganz paßte und klaffte, streute Puder über den jugendlichen Hals der Tochter und streifte ihr sorgsam die langen Handschuhe an den mageren, zarten Armen glatt. Rieke, das Dienstmädchen, schaute mit Staunen und Bewunderung zu. Als das Ankleiden beendet war, schritt die Majorin zum hohen Cylinderbureau an der Wand, sperrte die Mittellade auf und entnahm einer mit Heiligenbildern beklebten Schachtel, die unter Rechenbüchern und alten Briefen lag,

eine fünfreihige Wachsperlenkette mit Granatenschloß, die sie der Tochter umschlang.

„Aber Mutter," wehrte diese, „Dein Brautschmuck! Nicht — wenn etwas daran geschähe, ich könnte die Perlen verlieren!"

„Besser, Du verlierst sie, als sie bleiben in der Lade unbenützt, besser, Du hast eine Freude daran, als sie machen Keinem mehr eine Freude."

„Mutter, Du bist so gut!"

Da läutete es, und Marie-Theres eilte hinaus in den Flur, dem Freund entgegen.

„Gieb Acht, daß Du nirgends anstreichst, Dir nichts zerdrückst" — rief ihr die Mutter ängstlich nach.

„Nun, kleines Fräulein, schon fix und fertig, wie ich sehe, mit militärischer Pünktlichkeit — echte Soldatentochter!"

Sie sagte nichts, sie schaute ihn nur an mit ihren großen, schönen Augen, in denen das Glück leuchtete.

Er ließ den pelzgefütterten Mantel, den er nur lose übergehängt hatte, von den Schultern gleiten, dann folgte er Marie-Theres in die Stube — beim Eintreten schlug ihm ein durchdringender Geruch von schlechtem Petroleum, Brennspiritus, und gebranntem Haar entgegen.

„Herr Hofrat, wie soll ich Ihnen nur danken!" sagte die Majorin ihm beide Hände reichend.

„Danken Sie mir doch gar nicht."

„Wenn Sie wüßten, wie Sie das Kind glücklich machen, sie hat ja so wenig von ihrer Jugend."

„O Mama, ich wünsche mir doch gar nicht mehr, ich bin ja unendlich zufrieden mit dem, wie's ist."

„Wie finden Sie denn die Kleine, nicht wahr, ganz nett hat sie sich das Kleid gemacht?" fragte stolz die Majorin den Gast.

„Reizend, allerliebst, und das hübsche, neue Armband, das sie hat!"

„Aber, das ist doch alt, ich trage es immer, es gefiel Ihnen auch neulich so."

Zerstreut glitt sein Blick über die Mädchengestalt vor ihm — einen Moment fiel es ihm auf, daß sie in dem bescheidenen Anzug nicht vorteilhaft aussähe. Eine erste Hand hätte für dieses zarte Figürchen schon etwas zu zaubern gewußt — mousseline de soie über mousseline de soie, durchsichtige Spitzen und Falten und Volants ohne Ende, Alles auf schwerer, leuchtender Seide. Eine geübte Hand wäre auch mit dem köstlichen, überreichen Blondhaar besser umgegangen — in dicht neben einander gewellten Bogen umpuffte es zerzaust das schmale Gesicht und war rückwärts zu einem eng zusammengedrehten, wegstehenden Knoten gesteckt. Nur einen Augenblick verweilte seine Aufmerksamkeit bei diesen Toilettedetails, dann nickte er Marie-Theres zu.

„Ganz reizend, allerliebst, aber ich glaube, wir gehen jetzt."

„Nimm Dein Digitalis zur Vorsicht mit," mahnte die Mutter, „und tanze nicht zu viel, und sei schön folgsam gegen unsern guten Freund."

„Gewiß, wir werden Beide brav und artig sein — ich küsse Ihnen die Hand, meine Gnädigste," und der Hofrat schritt zur Türe.

Marie-Theres nahm den türkischen nerzverbrämten Abendmantel ihrer Mutter um, der schon Jahrzehnte lang im Koffer gelegen — die Majorin machte der Tochter ein verstohlenes Kreuz auf die Stirne.

„Unterhalte Dich gut, mein Kind!"

Dann eilte Marie-Theres dem Hofrat nach in den Flur, wo Rieke mit hoch erhobener, schwelender Küchenlampe leuchtend stand.

Die Mutter setzte sich zum Tisch; jetzt erst fühlte sie, wie der Fuß sie schmerzte. Dann brachte das Dienstmädchen das Abendessen, von Mittag aufgehobenes Gemüse mit Kartoffeln, und dazu ein Glas Bier. Nachdem sie gespeist, langte sie nach ihren Karten und legte Patience, um wach zu bleiben.

Marie-Theres fuhr inzwischen mit dem Freund durch die Straßen.

Er hüllte sie sorglich in den Mantel, lachte und plauderte, und sie wünschte — — die Fahrt möge endlos währen.

Dann kamen sie an das Hotel, wo der Ball — ein Picknick — stattfand. Die Dame, die es arrangirte, eine blonde Frau mit junonischer Gestalt, umarmte Marie-Theres, bedauerte in liebenswürdigen Worten die Abwesenheit ihrer Mutter und wandte sich dann an den Hofrat: „Nein, so eine Ueberraschung, daß Sie mir das Vergnügen schenken — Sie sind ja schon lang eine Rarität als Jourgast, jetzt gar ein Ball — ich bin sehr geschmeichelt, rechne Ihnen das hoch an! Es ist zu reizend von Ihnen! Wissen Sie schon, daß die Schneiders sich scheiden lassen wollen? O, eine Skandalgeschichte, — hier sind zu viel junge Ohren round about — später erzähle ich Ihnen Alles. Mit Ihnen tratscht sich's ja so urgemütlich. Schauen Sie sich nur um, fabelhaft schöne Mädeln und Frauen giebt es heuer, nicht wahr? Adieu nun, Sie Don Juan Sie, brechen Sie nicht zu viel Herzen heut Abend — dort kommen die faden Bimbergers, wenn man so eine schieche Tochter hat, zu was man die in die Welt führt? Mir rätselhaft!"

Sie wandte sich nun an die neuen Gäste: „Wie reizend von Ihnen, liebste Baronin Bimberger, und das reizende Töchterl! Sehr fesche Toilette — frisch und hübsch wie eine junge Rose! Hoffentlich wird sie sich gut unterhalten, ich habe dreimal mehr Herrn als Damen eingeladen — amerikanisches System — da wird doch flott getanzt werden, nicht wahr!"

Eben stimmte das Orchester den o-my-girl-Walzer an, und die sich rasch findenden Paare begannen sich im Tanze zu drehen.

Marie-Theres war von der Tochter des Hauses begrüßt worden, befand sich in einem Kreis von jungen und nicht mehr ganz jungen, weißen, rosa und himmelblauen Mädchen, Herren wurden ihr vorgestellt, man sprach

zu ihr, sie antwortete — aber ihre Augen und ihre Seele suchten den fernen Freund — nirgends erblickte sie ihn.

„Erlauben Sie, Ihnen Herrn Jägermann vorzustellen," sagte irgendwer, und Herr Jägermann verbeugte sich vor Marie-Theres.

Er war ein kleiner Mensch, mit großen, vorstehenden Ohren und trug einen Kneifer, der ihm beständig von der Nase rutschte. Und Herr Jägermann wich nicht von ihrer Seite. Er tanzte immer wieder mit ihr, setzte sich in den Ruhepausen neben sie, fächelte ihr mit ihrem Fächer, den er sofort zerbrochen hatte, und erzählte ihr von seinem einsamen Gut in Südmähren, von seinen Hunden und Pferden, von seiner Knabenzeit und seiner Briefmarkensammlung, von seiner verstorbenen Mutter, der sie ähnlich sähe, und fragte, ob sie Klavier spiele.

Marie-Theres hörte zu und hörte doch kein Wort. In ihr war eine große Traurigkeit und Enttäuschung, denn kein einziges Mal noch hatte sich der Hofrat ihr genähert.

Nun sah sie ihn unter der großfächrigen Palme im andern Salon, neben einer tief dekolletirten Dame, deren blaßgrünes Kleid mit Orchideen und Lilien, in Pailletten und pierres de Strass, bestickt war, die bei jeder Bewegung glitzerten. Um den Hals trug sie große Diamanten, im Haar einen Kranz von Lotosblumen.

Der Hofrat strich über seinen melirten Vollbart und sprach lebhaft mit der verführerischen „Undine".

„Jetzt ist Damenwahl, ich engagire Sie — wir müssen doch auch einmal tanzen!" sagte diese.

„Wenn es sein muß, und Sie befehlen, verehrte Freundin —"

„Mit mir tanzt er nicht," dachte Marie-Theres.

„Ich finde, Sie sehen auch meiner zweiten Schwester ähnlich, die in Sarajewo verheiratet ist," meinte der unermüdliche Jägermann und erzählte ihr von allen seinen übrigen Verwandten.

Endlich kam das Souper. Marie-Theres saß zwischen dem Hofrat und Jägermann. Der Freund sorgte um sie, er schenkte ihr Wein ein, legte ihr von den Speisen vor, aber sie wies Alles zurück und lehnte still und schweigend in ihrem Sessel.

Jägermann trachtete sie zu erheitern und citirte, ein sehr gutes Gedächtniß bekundend, Meggendorfer und die Fliegenden Blätter.

Der Hofrat widmete sich seiner Nachbarin zur Rechten — der diamantenfunkelnden „Undine".

Als er mit seiner Schutzbefohlenen den Ball verließ, begleitete sie Jägermann die Stiege hinunter, lehnte am Wagenschlag und reichte dem Mädchen die Kotillonblumen. Das Bouquet, welches er ihr gegeben, war das schönste und so groß, wie alle andern zusammen genommen.

„Ich werde mir erlauben, Ihnen nächstens meine Aufwartung zu machen!" sagte er, ihre Hand küssend. Er verbeugte sich tief und schaute dem wegfahrenden Wagen noch lange nach.

„Mir scheint, Sie haben da eine riesige Eroberung gemacht, liebe Freundin," meinte der Hofrat lächelnd.

Marie-Theres antwortete nicht.

„Warum sind Sie denn so schweigsam, sind Sie sehr müde?"

„Nein."

„Nicht? Sie haben aber schrecklich viel getanzt. Beneidenswert, was diese Jugend Alles aushält! Haben Sie sich gut unterhalten?"

„Nein —"

„Aber dieser kleine, junge Mensch hat ihnen doch sehr den Hof gemacht, werden wir das der Mama erzählen?"

Als sie schwieg, fuhr er fort: „Kommen will er auch! Werde mich nach der Familie erkundigen, man kann nicht wissen, vielleicht passen Sie ganz gut zusammen, und es wäre ja furchtbar schön, wenn wir Hochzeit halten könnten."

„Ich werde diesen Jägermann nicht heiraten."

„Das können Sie doch nicht wissen, Sie kennen ihn ja doch gar nicht."

„Ich werde überhaupt nie heiraten."

„Das wäre schade um Sie. Sie würden entschieden eine reizende kleine Frau sein."

Marie-Theres begann zu weinen — konvulsivisch zitterte und bebte ihr Körper.

„Kind, was ist Ihnen denn?"

„Nichts! Nichts!" und sie weinte immer mehr.

Er neigte sich zu ihr nieder und war bemüht, sie zu trösten, er redete ihr zu, wie ein Vater einem kleinen, kranken Kinde — und erregt, müde und traurig, wie sie war, schlang sie plötzlich beide Arme um seinen Hals und schmiegte sich an ihn.

Dann versiegten ihre Tränen, ganz still ruhte ihr Haupt mit dem zerzausten, aufgebrannten Blondhar an seiner Brust, und sein ruhiger Atem streifte über ihre heiße Stirne.

Nun hielt der Wagen vor ihrem Haus. Der Hofrat begleitete sie noch hinauf bis zur Wohnung. —

„Ruhig sein, vernünftig sein, keine Nerven haben, liebe Freundin, und wenn Sie eines Freundes bedürfen, zählen Sie auf mich." Er drückte ihr die Hand und schritt die Stiege wieder hinunter.

Die Mutter öffnete die Türe mit einem müden, übernächtigen Gesicht. „Na, Marie-Thereserl, nicht wahr, es war schön, und Du hast Dich gut unterhalten?"

* * *

Am selben Tag, zur Mittagszeit, kam Herr Jägermann.

Das Dienstmädchen, die nasse Aufreibbürste in der Hand, mit aufgeschürztem Rock, mit großen, schlürfenden Strohpantoffeln an den Füßen, machte die Türe auf, nachdem er mehrmals geschellt hatte, warf sie aber gleich wieder zu und rannte in das Wohnzimmer hinein.

„Jeses, Maria, gnä Frau, 's is Einer da, a ganz a fremder, draußen steht er!"

Die Majorin schritt selbst zur Türe. Der Besuch stellte sich vor —

„Entschuldigen, daß ich wage, zu stören, aber das gnädige Fräulein — ich — ich — wollte nur fragen — bitte vielmals um Entschuldigung — wie dem gnädigen Fräulein der Ball angeschlagen hat," stotterte in sichtlicher Verlegenheit Jägermann.

Er wurde nun in das Zimmer geführt. — „Sie sind sehr liebenswürdig, und das Kind wird sich über Ihr Kommen sehr freuen, aber sie schläft noch — sie war so müde von dem Ball."

„Natürlich, verzeihen Sie, bitte, daß ich so früh komme!"

Marie-Theres schlief jedoch nicht. Sie hatte durch die herabgelassenen Rouletten den ersten Lichtschein zwischen den Spalten in ihr Zimmer dringen sehen, und immer heller wurden die Streifen, die sich am Fußboden lang hinzogen. Sie hörte das Geklingel der Tramway, und von ferne donnerten die Stadtbahnzüge vorüber — immer nach je zehn Minuten. Dann vernahm sie, wie sich öfters leise Schritte ihrer Tür näherten und die Mutter lauschte, ob sie noch schlief. Sie rührte sich nicht — ganz still lag sie in den Kissen, und ihr Gesicht war blaß und weiß wie nie, nur über die eine Wange zog sich in roten Streifen der Abdruck des gehäkelten Polstereinsatzes, auf welchen sie das Gesicht gepreßt hielt. Tiefe, dunkle Ringe zeichneten sich unter ihre brennenden Augen, die sie, gefoltert und gepeinigt von wechselweis sich kreuzenden Gedanken, die ganze Zeit über noch nicht geschlossen hatte.

— — Was wird er von mir denken? Nun weiß er doch Alles — mein Gott, mein Gott, was hab' ich denn getan! Nun weiß er Alles!

Immer wieder sagte sie sich dies — in kaltem Schweiß klebte ihr verwirrtes Haar an den Schläfen, und ihre Hände krampften sich zusammen.

— Nun wird er mich verachten — ich liebe ihn so unendlich, und das weiß er doch jetzt — — und er wird nie wieder herkommen, nie wieder. Und wie soll ich denn da leben? Wenn man doch nur sterben könnte, wenn man sterben will — ich bin so müd', so müd'. Warum liebt er mich nicht? Warum? Ich würde für seine Liebe doch meiner Seele Seligkeit hergeben — aber jetzt wird er mich verachten — eine Frau, die sich dem Mann, der sie nicht liebt, an den Hals wirft! War ich denn wahnsinnig? Mein Gott — ich glaube, ich werde jetzt noch wahnsinnig vor Scham und Schmerz —

Ihr Gesicht verzerrte sich, sie öffnete weit die trockenen Lippen, die

ganz blau geworden waren, und nach Atem ringend taumelte sie von den Kissen empor. Ein wütendes, zerreißendes Stechen zog ihr das Herz zusammen — dann sank sie ohnmächtig zurück.

So fand sie die Mutter, als Herr Jägermann weggegangen war, nachdem er gebeten hatte, wiederkommen zu dürfen.

Schnell langte die Majorin nach Kampfer und Digitalis, die immer bereit standen, denn schon ihr Mann war herzleidend gewesen und war in einem solchen Anfall gestorben. Rieke mußte Eis vom Greisler holen, und voll Angst und Sorge mühte sich die arme Frau, die sich mit ihrem kranken, heute sehr angeschwollenen Fuß selbst kaum bewegen konnte, um ihr Kind. Heiße, schwere Tränen fielen auf das Leidensgesicht vor ihr, das noch immer starr und leblos war. —

Um solche Muttertränen! In Sorge und Angst quellen sie aus tiefster Seele, da, wo der Born der Liebe ist. Sie brennen und bluten, foltern und verzehren ein Mutterherz, das sie verschwiegen, heimlich zurückdrängt, bis sie sich nicht mehr zurückdrängen lassen — bis sie niedersinken in schweren, großen zitternden Tropfen. Und sie tun so weh. Keines auf dieser Welt leidet so, wie eine Mutter, die um ihr Kind weint. —

Endlich kam Marie-Theres zu sich. Die Finger der Majorin waren ganz steif und kalt geworden vom vielen Eisumschlägewechseln, und beim offenen Fenster — die Vorhänge waren weit zurückgeschlagen — kauerte Rieke mit erschrockenen Augen, den großperligen Sonntagsrosenkranz in den verarbeiteten Händen.

„Mutter, bin ich wieder bei Dir? Wo war ich denn?“ fragte matt die Kranke.

„Na, in Deinem Betterl, wo denn sonst? So ein schlimmes Mädel, was das für eine Aufführung ist, Kind! Aber sei nur schön ruhig, es wird schon Alles gut werden — zu was hat man denn seine alte Mutter, die pflegt einen wieder heraus, gelt?“

„Ja, es wird Alles gut werden, ich hab' ja Dich!“ Und Marie-Theres zog den Kopf der Mutter herunter auf ihr Polster, und schmiegte das Gesicht an das ihre. Dann fing sie zu weinen an.

„Ist ganz recht, weine Dich nur aus, das tut gut, Du hast Dich halt übermüdet, und nie wieder darfst Du mir auf einen Ball gehen, das Tanzen ist nicht gesund für Dich.“

„Nein, Mutterle, ich will nie wieder auf einen Ball — überhaupt laß' mich nur bei Dir sein — die anderen Menschen — Mutter, wir sollten weg von Wien — weit fort, da, wo keine Menschen sind, nur Du und ich.“

„Was plauschst Du denn, Kind, versuche jetzt zu schlafen — und,“ fügte sie hinzu, „stelle Dir vor, ein Tänzer von Dir war heute da, um zu fragen, wie's Dir geht. Warst Du denn schon auf dem Ball krank?“

„Ich weiß nicht, ich weiß gar nichts — mein Kopf ist so müd' und leer, und mein Herz ist so schwer und kalt, als ob es schon gestorben wäre."

„Papperlapapp, rede nicht so, wenn Dir kalt ist, das kommt nur vom Eisbeutel — mit dem Sterben hat es noch gute Weile, vor der Hand wird mein Kind brav sein und zu schlafen versuchen."

„Ja, Mutter."

Und sie schlief auch wirklich ein.

* * *

„Bitt' Sie, gnädige Frau, was macht ein Mensch, wie ich einer bin, in Wien? Der ist doch überhaupt verloren! Ich fühle mich nur auf dem Land zu Haus bei mir wohl. Da bin ich Herr auf eigenem Grund und Boden und brauche mir von Niemand etwas dreinreden zu lassen. Freilich, einsam habe ich es, und wenn ich nicht ein engherziger, verknöcherter Mensch sein will, muß ich mir doch sagen, daß mir das Schönste im Leben fehlt."

Ein beredter Seitenblick streifte hinüber zu Marie-Theres, die an einem Tischläufer stickte. Sie schaute nicht auf, stets saß sie stumm in ihre Arbeit versunken, wenn Jägermann zu Besuch kam.

Ganz zufrieden, sich an die Majorin zu wenden, bemühte er sich gar nicht, das junge Mädchen in das Gespräch zu ziehen.

„Sie werden sich fragen, warum ich überhaupt in Wien bin," fuhr er fort, „ganz einfach, meine Schwester hat gesagt — lieber Peterl, ich finde — rc. rc. — und wenn sie einmal so anfängt, gebe ich gleich klein bei. Es ist das meine Schwester Malwine, die bei mir lebt, meine andere ist in Sarajewo verheiratet, aber sie bleibt nicht bei mir, wenn ich je heiraten sollte" — er war hoch errötet.

„Daran tut sie sehr vernünftig," meinte die Majorin, „zwischen ein junges Paar soll sich kein Drittes drängen, das ist immer von Uebel."

„Hängt dies nicht vielleicht von den Umständen ab? Wenn zum Beispiel meine künftige Gemahlin sehr — an ihrer Mutter hängt — ist's da nicht selbstverständlich, daß wir diese Mutter bitten, uns das Glück ihrer Gegenwart zu schenken? Da soll ein Wildfremder kommen und Mutter und Kind, die doch zu einander gehören, trennen? Das wäre gewiß unrecht. Wissen Sie" — fuhr er zutraulich fort, — „ich bin doch in Wien, um mir eine Frau zu suchen, aber in erster Linie schau' ich das Mädchen, das mir gefällt, darauf an, wie sie mit ihrer Mutter ist. Eine, die zu Hause der Mutter alle Arbeit überläßt, die nur für Fremde gute Worte hat, mit ihrer Mutter lieblos und rücksichtslos ist, das wäre keine Frau für mich. Ein Mädchen, das sich mit der Mutter nicht versteht, die wird sich auch künftighin mit ihrem Mann nicht verstehen — wenn sie ihre Mutter nicht liebt, wird einst sie als Mutter ihr Kind auch nicht lieben, wie eine rechte Mutter soll."

„Sie haben sehr schöne und wahre Ansichten, Herr Jägermann," sagte die Majorin sichtlich gerührt, „und ich kann sie auch verstehen."

„Das freut mich, daß Sie mich verstehen, wenn sie wüßten, wie viel mir daran liegt!"

Marie-Theres stickte stumm große Kleeblätter auf grauen Javastoff, sie hörte nicht zu, was gesprochen wurde.

„Und gehen Sie viel in die Welt?" fragte die Majorin den Gast.

„O nein, es macht mir gar keine Freude, beim Tanzen schwitzt man so, und man weiß nie, was man reden soll. Da ist's doch besser, wenn man sich tüchtig in der Landwirtschaft abplagt, da hat man doch etwas geleistet. Wenn aber Sie und Fräulein Marie-Therese auf Bälle gingen, käme ich sicher hin."

Im Laufe des Nachmittags sprach ein lang vermißter Besuch vor — der Hofrat — er war seit dem Ball nicht mehr dagewesen.

„Guten Tag, guten Tag, meine hohen Herrschaften, wie geht's? Brillant? Nicht wahr? Hab' so viel zu tun gehabt, konnte nicht kommen. Ach, da ist ja unser junger Freund vom Picknick neulich! Schön von Ihnen, daß Sie die Damen aufsuchen, und wie geht's denn Ihnen, meine Gnädigste?" fragte er Marie-Theres und drückte ihr ein paar lose gebundene Blumen in die Hand. Sie dankte, und ein leises, schüchternes Korallenrosa überzog dabei ihr Gesicht.

„Es geht Ihnen also gut?"

„Sehr gut."

„Das ist gescheidt. Neulich haben Sie mir geschrieben, das war so lieb von Ihnen."

„Ich mußte Ihnen doch wegen dem Ball noch danken!"

Der Hofrat ließ sich nieder, und Rieke brachte nun die Jause: die große Altwien-Kaffeekanne mit dem Rosenrand, die Schalen, von denen jede anders war, den Gebäckkorb mit gestickter Serviette, wo Kipfeln, Stritzeln und Wecken aufgehäuft lagen, Löffel, die silberne Zuckerdose — auf dem Deckel stand gravirt: „Meinem kleinen Patenkind zur Erinnerung an ihre liebende Tante Leopoldine" — Alles auf einem, mit goldenen Sternchen übersäten, schwarzen Lacktablette.

„Nun erzählen Sie einmal, liebe Freundin, was Sie die ganze Zeit über erlebt haben," wandte sich der Hofrat zur Majorin, die den Kaffee einschenkte.

„Je nun, was sollen denn wir erleben?"

„Das ist wohl auch das Glücklichste, wenn man so abseits vom pulsirenden Weltgehaste und Getriebe seinen Tag zubringt, da weiß man nichts von all dem Aerger, der Sorg' und Müh', da bleibt Einem Vieles erspart."

„Und Vieles versagt," erwiderte Marie-Theres leise, „denn wo kein Schatten ist — da ist auch keine Sonne."

„Wie meinen Sie das?“ fragte der Hofrat.

„Ich meine, ich wollte lieber mitten im Leben leiden, kämpfen, untergehen als dem Leben von ferne zusehen. Es ist so traurig, wenn das Leben an uns vorübergeht, wenn wir ausgeschaltet sind, es bringt Allen etwas, nur uns nicht.“

„Ach Gott, das können Sie nicht verstehen, da können Frauen überhaupt nicht mitreden. Das Leben ist die Arbeit, und die Frauen — die meisten von ihnen — arbeiten ja nicht.“

„Ich wollte, ich dürfte es.“

„Ist das wirklich die Ansicht Ihrer Fräulein Tochter?“ fragte Jägermann die Majorin. „Würde ihr eine wirkliche Arbeit, wie zum Beispiel, wenn sie einmal heiraten würde, die Führung eines großen Haushaltes nicht lästig sein?“

„Da müssen wir sie erst examiniren,“ warf der Hofrat lachend ein, „kann das Fräulein kochen? bügeln? aufräumen? gehorsam sein? Das Letztere ist die große Pflicht der Hausfrau ihrem Herrn, Gebieter und Tyrannen gegenüber!“

Marie-Theres blickte ihn ernst an: „Wissen Sie denn nicht, ich sagte Ihnen doch, ich würde niemals heiraten.“

„Natürlich erinnere ich mich, erregte Scene, in der ich zum Beichtvater und Onkel wurde, na warten Sie nur, Kind, bis der Richtige einmal kommt, da werden wir nicht nein sagen, und der Beichtvater und Onkel avancirt dann zum Trauzeugen!“

Jägermann zerpflückte erregt sein Stritzel, das er in den Kaffee eintauchte.

„Sie sind in Mähren begütert, Herr Waldmann?“ fragte ihn nun der Hofrat.

„Zu dienen, aber ich bitte, ich heiße Jägermann.“

„Ganz recht, und was bauen Sie denn, junger Freund, — Rübe?“

Nun fühlte sich jener in seinem Element. Er war ein tüchtig durchgebildeter Landwirt, hatte in Weihenstephan studirt und leitete schon jahrelang Dobitz, seine Besitzung, selbstständig.

Die beiden Herren vertieften sich in ein Fachgespräch, das sie sichtlich von einander befriedigte.

Als der Hofrat sich erhob, schüttelte er dem Anderen herzlich die Hand.

„Adieu, lieber Feldmann, kommen Sie mich doch einmal besuchen, wird mich wirklich freuen, dann gebe ich Ihnen auch die Broschüre von Elsner-Gronow mit —“

„Ausnehmend gütig, Herr Hofrat, darf ich mir aber erlauben zu bemerken, daß mein Name Jägermann ist, und dann möchte ich mir erlauben zu fragen, ob Herr Hofrat auch Philatelist sind?“

„Nein, danke, danke, dazu habe ich keine Zeit.“

„Aber Briefmarken sind wirklich sehr schön.“

„Ja, wissen Sie, junger Freund, es giebt viel Schönes im Leben, das für mich nicht existirt, nicht gerade nur Briefmarken —“ er lachte — „habe Zeit zu nichts, mein Leben ist voll Arbeit — Bureau und Politik, ich lechze darnach, auch einmal auszuspannen, aber es geht nicht, die Karre muß weiter, einen Tag wie den andern.“

Jägermann empfahl sich bald nach dem Hofrat. Die Majorin rechnete mit Rieke in der Küche, und Marie-Theres blieb allein im Wohnzimmer.

Sie räumte das Kaffeegeschirr ab, und leise klirrten die Tassen aneinander, denn die Hände des jungen Mädchens zitterten.

— Ich werde den Jägermann heiraten, wenn er um mich anhalten sollte — sagte sie sich, und ließ sich in den großen, grünen Lederfauteuil beim Fenster nieder, in welchem ihr Vater gestorben war. Vor ihr, von den weißen, sorgsam geflickten Spitzengardinen halb bedeckt, hing das Bauer mit dem Kanarienvogel, der schon den Kopf unter das Flügerl geborgen hatte und schlief. Im Eck stand am Gesimse ein alter Epheustock mit knorrigen, reichen Aesten, dessen Blattwerk sich rankend um die ganze Fensternische zog.

— Ich will nicht an dem Leben vorüber gehen, ich will geliebt sein, ich will — mein Gott, was will ich denn? Daß er nie weiß, wie ich ihn liebe, — und wenn ich den Anderen heirate, wird er nicht auf diesen Gedanken kommen. Und wie er heute lachte und sagte, er wolle mein Trauzeuge sein! Er lacht immer und nimmt mich nie ernst — — gut — ich will nicht eine Verschmähte sein, Eine, die trauert um das, was sie nie besessen — — und der Andere, er ist so gut — aber ich kann doch nicht — nein, ich kann nicht!

Sie erhob sich nun und trug die Blumen, die in einem Glas Wasser auf dem Eßtisch standen, in ihr Zimmer.

* * *

Es war Frühjahr geworden. Viel merkte man es ja nicht in der engen, dumpfen, schmalgassigen Vorstadt — aber die Bäume im Garten des nahegelegenen Krankenhauses schimmerten zartgrün, man hatte in den breiten Kastanienalleen die weißen, frisch angestrichenen Bänke herausgestellt, und die Patienten in ihren langen, schlotternden Spitalkitteln schritten zur Mittagszeit, wenn das Wetter schön war, dort auf und ab und sonnten sich.

In der Mitte stand ein Fliederstrauch in einem Rasenrondell — er trug schwere, reiche Blütentrauben, und die Kranken kreisten um ihn und tranken mit anspruchlos dankbarem Entzücken den Duft, der aus allen Aesten quoll. —

Es hätte des Verbotes nicht bedurft, daß nichts abgepflückt werden solle — denn wie ein Heiligtum erschien ihnen die Blütenherrlichkeit ihres Fliederstrauches.

Manche falteten die Hände, und dann sagten sie untereinander: „Nichts därf ma dran tun, gebts fein Obacht, dö Andern soll'n do auch was hab'n von die schönen Blüa, nit nur mir — der liabe Gott macht do die Welt für alle Leut gar so viel schön im Frühjahr!"

Marie-Theres mußte an dem Spitalgarten vorbei, wenn sie in die Nähstunde ging, oder von dort kam — in letzter Zeit begegnete ihr Jägermann regelmäßig auf ihrem Weg, und dann begleitete er sie.

Da, eines Tages, als die großen Kastanien in der Allee schon ihre roten und weißen Blütenkerzen aufgesteckt hatten, begann er:

„Ich muß jetzt fort, nach Hause, Fräulein, ein Landwirt hat jetzt draußen auf seiner Scholle zu sein — und — doch — und ja — wie soll ich es Ihnen denn sagen — — sehen Sie, so allein freut mich das Leben nicht mehr!"

Marie-Theres beschleunigte den Schritt, er fuhr unbeirrt fort:

„Schaun Sie, ich bin nur ein schlichter, einfacher Mensch, kann nicht viel Worte machen, aber wie's um mich bestellt ist, werden Sie doch wissen. Schaun Sie, Fräulein, gleich das erste Mal, als ich Ihr liebes Gesichterl dort auf dem dummen Ball gesehen hab' — hab' ich mir gedacht, die oder Keine. Und schaun Sie, das ist doch, glaub' ich, die Liebe — die richtige alte, treue Liebe — so wie sie in den Märchenbüchern steht, und wie Vater und Mutter noch davon erzählen, und so hab' ich Sie lieb, Fräulein Marie-Therese! Gott, wenn ich daran denke, wie ich Sie das erste Mal gesehen habe, in Ihrem schönen, weißen Kleid, wie eine Prinzessin haben Sie ausgeschaut, und mit einem so glückverklärten Gesichterl sind Sie da hereingekommen am Arm von dem Herrn Hofrat — den habe ich dazumal für Ihren Herrn Vater gehalten — da hat's mir gleich einen Ruck gegeben! Hofmachen, wie das so modern ist, kann ich nicht, und Schönes sagen auch nicht — aber ich mein' es ehrlich, und auf den Händen täte ich Sie tragen!"

Marie-Theres erwiderte nichts. Er hätte endlos weiter sprechen können — sie hörte kaum die Worte — nur der Klang drang an ihr Ohr, und der tat ihr weh.

— — Ich kann nicht — sagte sie sich innerlich — ich kann nicht!

Doch als er nun fragte, ob sie sein Weib werden wolle, da sagte sie: „Ja . . ."

Es war plötzlich ein ruhiges, glückliches Empfinden über sie geflutet — an seiner Seite bist Du geborgen — er wird Dich schützen und schirmen vor jener unglückseligen Liebe in Dir — wenn Du ihn heiratest, wird diese Liebe sterben — sie muß ja sterben — — und Du wirst den Anderen nie wiedersehen, und dann wirst Du vergessen!

„Mein ganzes Leben soll Ihnen für die heutige Stunde danken, Gott segne Sie —" sagte Jägermann in tiefer Bewegung.

Dann kamen sie nach Hause.

Die Majorin war fortgegangen.

„Darf ich hier warten, bis die Mutter kommt, ich will sie doch gleich um mein Glück bitten, nicht wahr, ich darf hier bleiben, Marie-Therese?“

Sie legte Hut, Jacke und Handschuhe auf den grünen Lederfauteuil im Wohnzimmer und lehnte an dem Fensterkreuz — um sie rankte der Epheu und schlang einen dunklen Kranz in ihr helles Haar.

Jägermann trat näher — nun stand er vor dem jungen Mädchen — er war kleiner als sie — und schaute sie an mit einem so treuen, warmen Blick, der sein Gesicht vergeistigte und verschönte.

„Wenn Sie wüßten, wie ich Sie liebe, — aber, nicht wahr, jetzt darf ich doch „Du“ sagen — jetzt bist Du ja doch meine Braut!“

Nun zog er sie an sich und wollte sie küssen — sie bog den Kopf nach rückwärts — sie sagte kein Wort, aber ihre Augen trafen ihn und flehten: nicht!

Da ließ er sie los — verlegen zerrte er an der Schnur, an der sein Zwicker hing — „Verzeih, ich bin ja toll, so selig vor lauter Glück, Du mußt verzeihen, ich hab' Dich ja so lieb.“

„Ich möchte Ihnen etwas eingestehen.“

„Sprich, mein Lieb, aber schau, bitte, sag' doch „Du“ zu mir!“

„Ich möchte — Dir — sagen, daß Sie — daß ich einmal — daß ich — Dich — nicht so liebe, wie Du es verdienst, — es war einmal ein Anderer — aber es ist ganz hoffnungslos —“ sie stockte.

„Sei ganz ruhig, Du meine stille, schöne Blume Du, wie sollst Du Dich denn in mich gar so närrisch verlieben können — ich bin ja so ein einfacher, gewöhnlicher Mensch. Und wenn Dich einmal ein Anderer hat leiden machen, Du wirst es schon vergessen — wir werden sehr glücklich sein, Du und ich!“ Er fuhr mit der Hand ungeschickt über ihr Haar. „Schau, meine Hände können gar nicht kosen und schmeicheln, die haben ihr Lebtag nur von Arbeit gewußt! Aber auf diesen meinen Händen will ich Dich tragen, Alles, was Du willst, soll geschehen, Alles, was Du willst, sollst Du haben, und — und Du bist ja meine Herrin und ich Dein Knecht, der für Dich arbeitet, über Dir wacht, für Dich sorgt. Herrgott, wie schön für Jemand, den man liebt, zu arbeiten, sich zu mühen und zu plagen! Nicht wahr, wir werden glücklich sein, Du und ich, und dann wirst Du mich auch lieb haben — wenn wir einmal zu Hause sein werden in Dobitz!“

Es läutete.

„Das ist die Mama!“ Sie war es nicht, der Hofrat trat in das Zimmer.

„Morgen, meine Gnädigste, bin gerade auf dem Weg vom Bureau zum Speisen gewesen, da fiel es mir ein, Ihnen dieses Buch zu bringen, — habe es Ihnen neulich versprochen.“

„Danke vielmals,“ sagte Marie-Theres — und ich will Ihnen auch gleich mitteilen, daß ich mich — daß ich mich —“

„Wir haben uns nämlich gerade verlobt,“ fiel Jägermann ein.

Der Hofrat zog die Stirne kraus — hätte das nicht vermutet, merk-

würdig, und er ist ein braver, lieber Mensch, aber eigentlich herzlich unbedeutend — dachte er — und gerade jetzt, wo ich mich selbst mit dem Gedanken vertraut machen wollte — aber in meinen Jahren ist das wohl ein Unsinn — es ist vielleicht Alles besser so . . .

„Ich gratulire, meine Herrschaften! Das haben Sie gut gemacht, junger Freund! Sehr gut sogar! Na, hoffentlich werdet Ihr glücklich, und bitt' Euch, raufts nicht zu viel! Heutzutage giebt es eigentlich nichts als schlechte Menagen — betrogene Ehemänner und unverstandene Frauen. Gute Menschen führen, ihrem Sein und Wesen gemäß, eine gute Ehe, und es sind so viel schlechte Ehen, weil es so wenig gute Menschen giebt."

* * *

Nun war die Tochter geborgen, sie konnte ruhig die Augen schließen — ihr Kind würde nie die Sorgen des Lebens kennen lernen. Es ging jetzt schon knapp genug her, aber dann — wie wäre es dann erst geworden, wenn sie allein gestanden hätte in der Welt, mit dem bischen Waisenpension! Die Majorin konnte ihren Schwiegersohn in spe nicht genug segnen. Er war ihr, von allem Anfang an, gleich sympathisch gewesen, und immer mehr empfand sie Achtung vor dem ehrlichen, biederen Charakter des jungen Mannes. „Du hättest keinen besseren Menschen auf der weiten Gotteswelt finden können," sagte sie der Tochter, „und Du wirst sicher glücklich werden!" Alle sprachen Marie-Theres von ihrem Glück, bis sie selbst daran glaubte. Sie war fröhlicher geworden, blühte förmlich auf, wurde sichtlich hübscher, und wenn der Hofrat — was jetzt selten war — zu Besuch kam, begegnete sie ihm auffallend zurückhaltend und gemessen. Eine völlige Unbefangenheit, zu der sie sich zwingen wollte, gelang ihr noch nicht.

Er sah mit einem Mal in ihr kein kleines Mädchen mehr — und er beobachtete sie, wenngleich er kaum das Wort an sie richtete, sondern eifrig mit dem stets anwesenden Jägermann sich in Politik und landwirtschaftlichen Fragen erging.

Der Termin der Hochzeit war auf Drängen des Bräutigams sehr nahe angesetzt worden. Je näher der Tag heranrückte, um so ruhiger wurde Marie-Theres, es überkam sie eine große Gleichmütigkeit und Gleichgültigkeit, während sich Jägermann in fieberhafter Aufregung befand.

Er war nicht zu bewegen gewesen, jetzt von Wien abzureisen, obwohl ihn seine Schwester alle Tage in langen Briefen nach Dobitz berief, da sie allein die Vorbereitungen zum Empfange der jungen Frau nicht zu bewerkstelligen vermöge.

„Ich kann nicht fort," sagte er seiner Braut, „schau, ich kann nicht einen Tag sein ohne Dich — ich muß immer bei Dir sein. Weißt Du, wenn ich Dich nicht sehe, nicht bei Dir bin, packt es mich wie eine große Angst, daß ich Dich verliere."

„Aber so ein Unsinn!“

„Ich habe Angst, daß mir etwas mein Glück raubt, denn es ist zu groß und zu schön:“

„Rede doch nicht so.“

„Weißt Du, jener Andere, von dem Du mir bei unserer Verlobung sagtest, wenn der Dich mir wegnähme?“

„Er hat mich nie geliebt.“

„Wie kann man nur Dich kennen und Dich nicht gern haben?“

„Es ist aber doch so.“

„Verzeih, daß ich davon sprach, ich will nie wieder davon sprechen, mache kein so trauriges Gesicht — vergiß!“

„Ich glaube, ich habe schon vergessen.“

„Und fängst Du an, mich ein wenig gern zu haben?“

Sie senkte schweigend den Kopf.

„Nun, mein Lieb, wenn Du erst mein bist, wird Alles gut — nicht wahr — Du wirst mein — man hört manchmal von Entlobungen und dergleichen — nicht wahr, Dein Wort ist heilig — und — nicht wahr, Du wirst nicht Dein Wort zurücknehmen? Ich kann ja nicht sein ohne Dich!“

„Sei beruhigt, ich halte mein Wort.“

„Kannst Du mir das schwören?“

„Ich schwöre es Dir — bei dem Andenken an meinen seligen Vater schwöre ich es Dir“ — fügte sie hinzu.

* * *

Es war am Abend vor ihrem Hochzeitstag. Die grüne Lampe brannte im Wohnzimmer — Marie-Theres saß allein am Tisch.

Die Mutter war zur schwer erkrankten Nachbarin hinüber gegangen, und ihr Bräutigam hatte sich im letzten Moment nun doch entschlossen, auf einige Stunden nach Mähren zu fahren, um sich zu überzeugen, ob Alles zum Empfang der neuen Hausfrau in Ordnung sei. Mit dem Nachtzug wollte er in Begleitung seiner Schwester Malwine zurückkehren.

Marie-Theres war müde — sie hatte ihre bescheidene Ausstattung, die in aller Eile beschafft worden war, verpackt, auch ihre paar Mädchenhabseligkeiten kamen noch dazu — die Koffer und Kisten standen herum und gaben dem sonst so traulichen Zimmer ein fremdes, ungemütliches Aussehen.

Im Kasten, dessen Tür halboffen stand, schimmerte es weiß — dort hing ihr Brautkleid.

Sie lehnte zurück und faltete die Hände.

Sie war sich klar, daß sie sich gegen den Mann, der sie morgen zur Frau nahm, schwer verging — aber er wußte es ja, daß sie ihn nicht liebte, auch das von jenem Andern — sie hatte es ihm gesagt. Und es

würde doch Alles gut sein, gut werden, wenn sie einmal verheiratet sein wird. Dann wird sie ihn lieben, ihren Mann, und den Andern vergessen. ihn vielleicht nie wieder sehen.

... Nie wieder sehen! Eine furchtbare Qual erfüllte sie bei diesem Gedanken, der ihr bisher ein Trost war. ... Nie wieder? Ja, wie ist denn dann das Leben?

Sie stützte das Gesicht in die Hände und dachte an den, den sie liebte — zum letzten Mal wollte sie an ihn denken ... Und die Aeste des Wunderbaumes in ihrer Seele rauschten und warfen glitzernde Schätze über sie — sie dachte an all das Gute und Liebe, das er ihrem Leben geschenkt, seine warmen Worte, seine Anteilnahme, seine Freundschaft — —

Und plötzlich stand er vor ihr.

Sie schrak zusammen, und starrte ihn an mit weit aufgerissenen Augen.

„Haben Sie denn ein so schlechtes Gewissen?" lachte er.

„Ich habe Sie nicht kommen gehört."

„Na, ich hab doch laut und heftig genug geklingelt. Ihre Donna saß entschieden auf den Ohren und machte langmächtig nicht auf."

„Ich wohl vermutlich auch, denn ich hörte nichts."

„So war es gerade nicht gemeint. Uebrigens ist's ja natürlich, daß eine junge, glückliche Braut ein bisserl zerstreut ist — aber daß sie vor dem würdigen Alten, der morgen ihr Trauzeuge sein wird, erschrickt wie vor'm leibhaftigen Teufel, das ist doch nicht recht!"

Er ließ sich auf das Sopha nieder.

„Ja, warum ich hergekommen bin? Das weiß ich selbst nicht. Man tut oft Manches und weiß nicht warum. Man unterläßt auch Manches — jedenfalls freue ich mich, Sie zu sehen, und allein zu sehen. Wo ist denn eigentlich Ihr Seladon?"

„In Mähren."

„Das ist schön von ihm."

Er beschattete das Gesicht mit der einen Hand, so daß Marie-Theres seine Züge nicht wahrnehmen konnte, und mit weicher Stimme, die sie gar nicht an ihm kannte, fuhr er fort: „Ich wünsche Ihnen alles Glück, Kind, morgen in dem Tohuwabohu wird man ja kaum zu Wort kommen — wie ich solche Feste hasse — schrecklich — Wenn Zwei sich lieben, wenn Zwei sich heiraten, was braucht es da der vielen Menschen? Irgend eine kleine Kapelle, ein Altar voll Blumen und Lichter, na und der Priester, der den Beiden den Segen vom lieben Gott giebt. Alles Andere ist überflüssig und geschmacklos."

„Sie haben recht, aber mein Bräutigam hat so viele Verwandte, und die wollen doch Alle kommen."

„Die Hauptsache ist, daß Sie glücklich werden, Kind, mein Kind —"

Er ließ den Arm sinken und griff nach ihrer Hand, „Sie verdienen es, Sie lieber, guter Schatz Sie — —" er küßte ihre zitternden Finger,

die er an sich drückte — „Was Sie mir waren, das weiß ich erst jetzt, wo ich Sie verliere und Sie dem Andern gehören. Ich bin ein einsamer Mensch, Marie-Theres, und Sie waren der Sonnenstrahl in meinem einsamen Leben. Sie waren die Jugend und das Glück, in aller Sorge und Plage, an der meine Existenz so reich ist.

Es ist kein Tag vergangen, durch Jahre und Jahre, an dem ich nicht an Sie gedacht habe, und es war meine Erholung, meine Belohnung, wenn wir beisammen waren! Ich brauche die Arbeit, aber sie ist doch nur Surrogat — ein Glück, ja, aber ein graues, armes Glück — es giebt schon noch ein anderes. Aber jetzt ist es zu spät . . . Sie können mich ja nicht verstehen — mein — Kind — — Sie liebes, kleines Baby Sie! Das tanzt und lacht und singt sich durch sein Leben und weiß nicht, wie's ist, wenn Eines ganz einsam dasteht. Ich war immer einsam. Die Eltern verlor ich früh — nun ja, und all das — sprechen wir nicht mehr davon, ich bin ja nicht gekommen, um Ihnen von mir zu erzählen. Ich bin gekommen, um zum letzten Mal in Ihre lieben, schönen Guckaugen zu schauen, Ihnen die Hand zu schütteln und dann fortzugehen, weiter, den einsamen, dunklen Weg durch mein dunkles Leben."

Er erhob sich und schritt zur Türe. Marie-Theres folgte ihm wie betäubt.

Bei der Türe war es beinahe finster, da der Schein der verschatteten Lampe nicht weit reichte — der Freund umfaßte die Hand des jungen Mädchens mit festem Druck — ihr zartes, schmales Gesicht hob sich zu ihm empor, und ihre Blicke tauchten in einander und ließen nicht von einander . . .

„Kleines Du, liebes Kleines Du, wie ich Dich liebe," murmelte er kaum verständlich, aber die Worte waren doch zu ihr gedrungen und flammten über ihre Seele wie Feuergarben. Sie senkte das Haupt und sagte: „Ich habe Dich doch immer geliebt, so lange ich denken kann, wußtest Du's denn nicht?"

„Marie-Theres!" er riß sie an sich und küßte sie mit wilden, atemlosen, leidenschaftlichen Küssen — er preßte sie an sich, als ob er sie nicht mehr loslassen wollte.

„Hast Du's denn nicht gewußt? Weißt Du noch, dazumal im Wagen?" frug sie nochmals.

„Nichts hab' ich gewußt, Du mein Liebling — ich dachte gar nicht daß es möglich sei, ich bin doch ein Mensch, der mit alledem schon abgeschlossen hat. Ich liebte Dich, mein Kleines, und wußte es selbst nicht, erst jetzt, wo ich Dich verlieren soll — wo es zu spät ist — —" Und seine Lippen preßten sich dürstend immer wieder auf die ihren.

Ihr war, als stürbe sie. Funken und rotgoldene Sterne, die sich taumelnd drehten, umrieselten sie — ihr war, als klänge irgendwo eine Melodie wie zitternde Harfenklänge, und das Blut jagte in heißem Strom

durch ihre Adern, als wäre es eine Flut von Feuer und Flammen, und das Herz tat ihr weh vor lauter Glück.

Schwindelnd klammerte sie sich an ihn, der sie noch immer nicht losließ.

„Zu spät . . . Marie-Theres muß es wirklich zu spät sein? Dieser Mensch — er wird doch eine Andere finden, und für mich giebt es keine Andere — nur Dich."

Da erlosch das ganze Glück in ihrer Seele.

„Es ist zu spät. Ich habe mein Wort gegeben. Ich darf mein Wort nicht brechen — mein Gott, warum ist es zu spät! Ich darf nicht ich hab' ihm ja das Wort gegeben, und neulich habe ich ihm schwören müssen, seine Frau zu werden, erst dann war er beruhigt. Ich kann nicht mehr zurück."

Aufstöhnend ließ er sie jetzt los.

„Du Mein, verzeih mir und vergiß mich — werde glücklich, Du mein Alles!"

Sie sagte langsam, jedes Wort schwer betonend: „Meine Seele ist auf immer bei Dir. Ich werde Dich nie vergessen. Und mein Leben wird ein Opferleben sein — jeder Tag ein Opfer, jede Stunde ein Opfer — aber meinen Schwur darf ich nicht brechen."

„Und ich werde der Zeuge davon sein, morgen am Altar" — er lachte bitter auf, „und habe doch nur mich anzuklagen, wenn es zu spät ist. Marie-Theres, denke nach, das Leben ist so kurz und so arm — und wir würden so glücklich werden, Du und ich — so wunderglücklich — werde mein! Ein Wort, was ist denn ein Wort?"

„Ein Wort ist Alles. Ich darf nicht."

Da küßte er sie noch einmal, wie man Jemand küßt, der gestorben ist, mit dem Einem das ganze Lebensglück stirbt — dann verließ er sie.

Als die Mutter nach Hause kam, traf sie Marie-Theres in ihrem Zimmer am Tisch sitzend, der ihr zum Schreiben gedient hatte. Die Lade war weit aufgezogen, verstreute Briefe lagen umher, und im eisernen Ofen flackerten die Blätter, die sie soeben angezündet und hinein geworfen hatte — alle Karten und Briefe vom Hofrat.

„Nun, mein gutes Kind," fragte die Majorin, „so beschäftigt? Ich bin länger fortgeblieben, als ich wollte, aber die arme Frau Swoboda dauert mich so. Ich konnte nicht gleich weg!"

Dann trug Rieke das Souper auf, und Mutter und Tochter saßen unter der grünen Lampe im Wohnzimmer, einander gegenüber — zum letzten Mal.

* * *

Ich will hinüberschauen — sagte sich die Majorin — ob sie schon schläft, ich hab' so eine Sehnsucht nach ihr — es ist ja die letzte Nacht, wo sie unter meinem Dache ruht, und noch mein kleines Kind ist.

Sie trat in das Zimmer der Tochter, doch Marie-Theres hatte sich noch gar nicht zu Bett gelegt. Sie stand am Fenster und schaute hinaus in den Mondschein.

„Aber Kind, es ist so spät, geh doch schlafen, Du wirst morgen schlecht aussehen, wenn Du heute so lange wach bleibst.“

„Ich kann nicht schlafen, Mutter,“ und sie setzte mit leuchtenden Augen hinzu, „ich bin so glücklich, ich kann gar nicht schlafen.“

„Das ist aber wirklich unvernünftig.“

„Sag nichts, Mutterle, komm, setze Dich her zu mir, so ist es recht. Wie schön der Mondschein heute ist, so schön war er noch nie, so silberblau — so geheimnißvoll . . . Ich weiß nicht, Mutter, wie mir ist — es ist, als drängen alle Strahlen in meine Seele und zögen sie weit fort . . . bis in den Himmel hinauf.“

Sie wandte sich nun in das Zimmer zurück, zog einen Schemel herbei und setzte sich zu Füßen der Mutter nieder.

„Mir ist so seltsam zu Mute; ich sehe mein ganzes Leben in Bildern vorüberziehen, in lauter getrennten, kleinen Bildern. War denn das mein Leben? Jetzt ist mir Alles so fremd und fern. Und ich bin namenlos glücklich jetzt.“

Sie lehnte sich zurück, an die Kniee der Mutter, und schloß die Augen — ihr gelöstes Haar schimmerte um sie und glitt wie ein dichter Mantel über ihre Nachtjacke und den langen, weißen Unterrock zum Boden herab.

„Sag, Mutter — warst Du denn je so glücklich wie ich? Er ist dagewesen, heute Abend ist er dagewesen,“ flüsterte sie, „in seinen Armen habe ich gelegen, und er hat mich geküßt — er hat mich angeschaut mit seinen geliebten Augen und hat Worte zu mir gesprochen, die ich nie vergessen werde. Und wenn ich einmal sterbe, da wird diese Stunde zu mir kommen in der Erinnerung, und ich werde mit einem Lächeln sterben, weil mein Leben um dieser einen Stunde willen schön war.“

„Was redest Du denn Kind, ich verstehe Dich gar nicht?“

„Ich verstehe mich selbst nicht, mir ist, als hörte ich die Ewigkeit um mich rauschen, und ich habe den Himmel offen gesehen.“

„War denn der Jägermann hier? Er ist doch in Mähren!“

Marie-Theres hob den Kopf.

„Nein, gute Mutter. Der Jägermann war nicht da. Ich will Dir eine Geschichte erzählen, die Du nie wissen solltest, und ich sage sie Dir heute und weiß doch nicht, warum . . . Schau, Mutter, ist es Dir nie eingefallen, daß ich die ganzen Jahre hin Einen liebe, von ganzer Seele. Er ist so oft gekommen, er war so gut, er ist wie kein Anderer, und ich habe ihn immer geliebt.“

„Mein Gott, Marie Theres — der Hofrat doch nicht? der könnte ja, dem Alter nach, Dein Vater sein!“

„Vielleicht gerade darum liebte ich ihn umsomehr.“

„Und morgen sollst du den Jägermann heiraten, das ist ja schrecklich. — Marie Theres, warum sagtest du mir nichts!“

„Ich konnte nicht, Mutter, ich konnte nicht, und meine Verlobung —“

„Ich redete Dir doch nie zu, ich dachte, er sei Dir nicht sympathisch und war so überrascht, wie dann Alles kam, und so glücklich, denn er ist der beste Mensch und ein junger Mensch — während der Hofrat — und so ein Glück, so eine gute Versorgung, und warum willst Du den Einen heiraten, wenn Du den Andern liebst, o Kind, Kind — das ist ja schrecklich.“

„Ich habe mich verlobt aus Stolz und Trotz und lauter Leid, denn ich dachte, er liebt mich nicht, und weil ich nicht glücklich war, wollte ich versuchen, wenigstens andre Menschen glücklich zu machen. Und der Jägermann hat mich so gern, er ist so gut, und ich war dann ganz zufrieden, Mutter, wirklich, und ich dachte, ich würde meine Liebe vergessen. Doch heute Abend ist er gekommen, und da ist Alles zusammengesunken, was zwischen uns war, und jetzt weiß ich, daß ich meine Liebe nie vergessen kann“ . . .

„Der arme, arme Jägermann, wie verdient er das um Dich! Er liebt Dich doch so treu und ehrlich, und der Hofrat hätte doch um Gottes willen eher reden können, und warum hast Du denn kein Vertrauen zu mir gehabt? — — Niemals, niemals hätte ich diese unselige Verlobung zugegeben! Und Du kannst doch jetzt Dein Wort nicht mehr zurücknehmen, wo morgen Dein Hochzeitstag ist!“

„Auf meinen Knieen würde ich es tun, wenn ich es dürfte, aber ich darf nicht, es ist zu spät.

Mutter, sei ruhig, der Jägermann soll nicht leiden; nur ich leide. Daß ich ihn nicht liebe, wie er es verdient, hat er immer gewußt, daß ich einen Andern liebe, habe ich ihm gesagt, doch er ist zufrieden mit mir, wie ich bin, und mein Lebensziel und Inhalt wird sein, ihn so glücklich wie möglich zu machen.“

„Aber Kind, Kind, den Einen zu heiraten mit dem Bilde des Andern im Herzen, das ist ja furchtbar.“

„Es ist furchtbar, aber mein Herz ist still und voll Mut; um der einen Stunde des Glückes willen sei mein Leben gebenedeit, und ist es auch von nun an ein einziges Opfer. Und ich will versuchen zu sühnen und gut zu machen, was ich gefehlt habe.“

„Mein armes Kind, wer Dir doch helfen könnte!“ und die Majorin weinte still vor sich hin, „hättest Du nur früher zu mir Vertrauen gehabt — eine Tochter soll der Mutter nichts verschweigen, und die Mutter ist doch dazu da, um zu raten und zu helfen, um ihres Kindes allerbeste Freundin zu sein. Hättest Du nur früher zu mir Vertrauen gehabt!“

„Du hast recht, ich hätte Dir Alles sagen sollen — und ich hätte mich nicht verloben dürfen — aber nun ist es zu spät.“

Gegen Morgen hatte sich Marie-Theres endlich nach vielem vergeblichen

Drängen der Mutter niedergelegt, und sie war auch nach einiger Zeit tief und fest eingeschlafen.

Die Majorin schritt ruhelos in ihrem kleinen Zimmer auf und ab. — „Wer doch da helfen könnte!" seufzte sie, „Eines — — vielleicht wenn ich versuche — — aber mein Gott, mein Gott, es ist zu schrecklich!"

Lange kniete sie am Betschemel, der bei ihrem Lager stand, vor einem Bild der Schmerzensmuttergottes — und immer heller wurde es draußen, bis der Sonnenschein zwischen den Rouletten in das Zimmer herein drang.

Es war noch früh Morgens, die Tochter schlief noch immer, da verließ die Majorin das Haus, bestieg die Tramway und fuhr hinüber nach Mariahilf, in das Hotel, in welchem Jägermann wohnte.

Er war eben von der Reise zurückgekehrt, saß beim Frühstück in seinem Zimmer und sprang erschrocken auf, als das Stubenmädchen die Schwiegermutter anmeldete.

„Es ist etwas geschehen!" rief er ihr entgegen „rede, es ist etwas geschehen! Wo ist meine Braut?"

„Sei ruhig, Marie Theres ist zu Hause, geschehen ist nichts, sie weiß gar nicht, daß ich hergekommen bin," sagte die Majorin. Sie stand mitten im Zimmer, doch ihre Kniee zitterten, sie schritt zum nächsten Sessel und ließ sich schwer nieder. Jägermann folgte ihr. „Um Gottes willen, ich sehe es ja Deinem Gesicht an, daß etwas geschehen ist!"

„Setze Dich her zu mir — ich will Dir Alles sagen, aber bleib ruhig — sei ganz ruhig — schau, lieber — lieber Sohn, mir wird's ja so schwer, Dir's zu sagen."

„Ich weiß Alles, und ich habe es gewußt die ganze Zeit — es ist Alles aus — Marie-Therese bricht ihr Wort."

„Das tut sie nicht. Sie betrachtet sich als Deine Braut und ist bereit, heute Deine Frau zu werden, wie sie Dir es versprochen hat — aber Du — gieb Du ihr die Freiheit zurück — glaube mir's, Euer Bund wäre kein Glück, denn Marie-Theres —".

„Ich ihr die Freiheit geben, niemals!" fiel er ihr in's Wort; „wenn meine Braut sich von mir wenden will, kann sie's tun — aber ich soll verzichten, ich, der ich sie so liebe!"

„Höre mich an, ich werde Dir Alles erzählen," sagte die alte Frau — sie bebte am ganzen Körper und lehnte wie gebrochen in ihrem Sessel.

„Es war heute Nacht, sehr spät. Ich kam in ihr Zimmer hinein, nachschauen, ob sie schon eingeschlafen ist — beim Souper hatte sie ja kaum gesprochen, und ihr Gesicht war so verändert gewesen, und ich wollte nachschauen, ob sie schon schläft. Sie war noch gar nicht zur Ruhe gegangen, sie stand am Fenster und schaute hinaus. Und ich bin zu ihr hin, und da hat sie mir Alles gesagt, daß sie Dich heiraten will, weil sie ihr Wort nicht

brechen kann, und daß sie Alles tun will, um Dir eine gute Frau zu sein, um Dich glücklich zu machen — aber sie liebt einen Andern" — —

Die Majorin fing zu weinen an — „erbarme Dich — sei großmütig — gieb sie frei — denn auf Eurer Ehe kann doch kein Segen sein!" brachte sie stoßweise, schluchzend hervor.

Jägermann ergriff ihre Hand — „Beruhige Dich doch, es ist ja Alles nicht so schlimm.

Daß Marie-Therese einen Andern gern hat, hat sie mir doch gleich gesagt, aber sie ist aus freiem Entschluß meine Braut geworden.

Ich war überzeugt, sie wird sich schon an mich gewöhnen, sich in mich hineinfinden, und wenn wir zusammen leben werden, wird sich schon Alles geben. Schau, ich liebte Deine Tochter, gleich vom ersten Sehen an, wie sie Niemand lieben kann, darum gönne ich sie niemand Anderm, und war zufrieden mit dem bissel Freundlichkeit und Freundschaft, die sie mir entgegenbrachte, und bin es noch. Du verlangst mehr von mir, als ich leisten kann, wenn Du willst, daß ich verzichte. Ich wiederhole, wenn Marie-Therese zurücktritt, dann kann ich nichts tun, nicht ein Wort des Vorwurfes soll sie treffen, auch von meinen Verwandten nicht — ich würde alle Schuld auf mich nehmen — aber daß ich das Band löse, das uns für alle Zeiten hätte an einander binden sollen — das kann ich nicht. Schau, ich will gar nichts wissen, und ich frage nichts — ich liebe sie aus vollem Herzen, und wahrscheinlich mehr, als jener Andere. Und eine Liebe, wie die meine, wird und muß mit der Zeit Gegenliebe einflößen, und wir werden sicher in Glück und Zufriedenheit in Dobitz leben. Nochmals, will Marie-Therese frei sein, muß sie selbst ihr Wort — ihren Schwur — brechen. Ich gebe sie nie auf."

„Das tut sie nicht, das wird sie nie tun," seufzte die Majorin und trocknete mit dem Taschentuch die verweinten Augen — „sie weiß doch auch gar nicht, daß ich hergekommen bin."

„Es wird ja noch Alles gut, glaube mir!" antwortete er.

„Gebe Gott, daß Du recht behältst —"

Nun klopfte es an der Türe, und Fräulein Malwine Jägermann trat aus dem Nebenzimmer ein. Sie war von der Reise ermüdet und hatte es sich bequem gemacht, ihren roten Schlafrock angezogen, und darüber trug sie einen gestrickten braunen Shawl.

Nun konnte die Majorin nichts mehr weiter tun und sagen, um ihrer Tochter zu helfen.

* * *

Um vier Uhr Nachmittags sollte die Trauung stattfinden. Kaum waren Mutter und Tochter mit ihrer Toilette zu Ende, erschienen schon die Gäste, meistens Verwandte des Bräutigams, die in der kleinen Wohnung kaum Platz fanden.

Fräulein Malwine Jägermann schluchzte fortwährend und folgte Marie-Theres auf Schritt und Tritt. — „Gelt, Du wirst ihn gern haben, mein Bruderl, hinter unscheinbarer Hülle birgt er so einen goldenen Kern! Der verdient alles Glück, und so leicht laßt's sich mit ihm leben. Er ist so sanft, so nachgiebig, wirklich ein guter Patsch. Und wie er die Schwester und mich unterstützt, ein nobler Mensch, sag' ich Dir! Ihr paßt ja gut zu einander, Du wirst Dich gut mit dem Peterl verstehen — und wenn Ihr recht glücklich seid, ist das für mich der schönste Trost, daß ich meinen Peterl jetzt verliere!"

Marie-Theres lächelte ihr zu. Sie lächelte fortwährend, ging von einem Gast zum andern, in ihrem lang schleppenden, weißen Kleid — für jeden fand sie ein liebes warmes Wort.

Nur mit dem Hofrat sprach sie nicht.

Man mußte noch auf den Bräutigam warten, dann fuhr man zur Kirche.

Unter den Klängen des Brautmarsches aus dem Lohengrin schritt der Hochzeitszug zum Altar — Marie-Theres am Arm des Hofrates, der merkwürdig alt aussah, Jägermann im Kampf mit seinem Zwicker, welcher nicht halten wollte, die Majorin aufgeregt, Fräulein Malwine schluchzend — die sonstigen Verwandten und Bekannten neugierig, oder gelangweilt, oder gleichgültig. Nach einer endlos langen Rede, in welcher sich der geistliche Herr über Glück, Liebe und Kindererziehung und Segen Gottes in schwungvollen Ausführungen ergangen, begann die Zeremonie.

Jägermann wischte sich verstohlen eine Träne ab, die ihm über sein gutes, rotes Gesicht rollte, — Marie-Theres starrte vor sich hin in die brennenden Wachskerzen — der Duft von den Tuberosen, Orangen und weißen Hyacinthen, die den Altar schmückten, schlug betäubend herüber, und in schweren Wolken quoll Weihrauch aus dem silbernen Behälter, den der kleine rotgekleidete Ministrantenbub eifrig hin und her schwang. Sie sah nichts, nur den Trauzeugen, der neben ihrer Mutter stand, ihr Brautbouquet hielt und mit eisernen, unbeweglichen Zügen und gefurchter Stirne zu Boden blickte. —

Sie sah ihn ganz genau — nur ihn allein.

Und immer heißer wurde der Duft der Blumen, immer dichter wallten die Weihrauchwolken — da ertönte die rituelle Frage des Priesters an den Bräutigam. Jägermann antwortete mit einem sehr lauten und kräftigen: „Ja!"

Nun wandte sich der Geistliche an die Braut — und alle Lichter schwirren vom Altar herab, und zittern in der Luft. Grau, schwül, betäubend, kriecht erstickender Qualm um sie — voll Angst blickt sie zum Mann hin, der an der Seite ihrer Mutter steht.

Und er schaut auf, ihre Blicke begegnen sich — sie nehmen auf immer

Abschied von einander in diesem einen, letzten, Blick — dann schließt Marie-Theres die Augen und klammert sich taumelnd an den Betstuhl.

Der Priester hat die Frage aus seinem rotgebundenen Buch abgelesen — jetzt muß sie antworten.

Sie ist schneebleich geworden. Ihr Gesicht verzerrt sich — die Lippen bewegen sich und können keinen Laut finden. Sie preßt und krallt die Finger an ihr Herz — die Falten ihres Kleides rauschen knisternd nieder, und sie sinkt besinnungslos zu Boden.

Man brachte sie nicht mehr zu sich — die dunklen, geheimnißvollen Fittiche des Todes strichen kühl, ernst und feierlich durch die Kirche, und die Lichter am Altar wurden zu lauter Sterbekerzen — schwere, wächserne Tränen sickerten langsam an ihnen herab . . .





Illustrirte Bibliographie.

Von Marokko nach Lappland. Von Viktor Ottmann. Berlin und Stuttgart, W. Spemann.

Das vorliegende Werk gehört zu denjenigen, die es verdienen, nicht unbeachtet in der mächtig anschwellenden Flut von Reiseschilderungen zu versinken. Es zählt zu denjenigen, die ein interessantes Material in reizvoller schriftstellerischer Fassung darbieten und selbst dort, wo sie bereits von Andern Geschildertes wiedergeben, durch Selbstständigkeit der Anschauung und anregende, durch Lichter eines gewinnenden Humors belebte Darstellung den Leser zu fesseln und zu belehren vermögen. Der Verfasser schildert in den ersten drei Kapiteln seine Reise über Südspanien nach Algerien und Tunesien und die Rücktour über Italien und Baiern. Das vierte Kapitel enthält die Schilderung eines Ausflugs nach Rom mit Rücktour über Oesterreich, und im fünften Kapitel entwirft der Verfasser ein Bild von seiner Reise nach Schweden und Lappland. — Am 2. Januar 1903 hatte er in Berlin den Auftrag erhalten, sich unverzüglich nach dem Schauplatze der marokkanischen Wirren zu begeben. Es schien sich dort nicht bloß um harmlose Putsche zu handeln, sondern um ernstere Verwickelungen, da der Prätendent Bu Hamara, ein bisher ganz unbekannter Fanatiker, nach allen Richtungen des marokkanischen Reiches Aufrufe erlassen hatte, sich um seine Fahne zu schaaren und dem schmählichen Treiben des Sultans, der das Land den Fremden ausliefere, ein Ende zu bereiten. — Der Verfasser nahm die Tour über Paris, Madrid, Cadiz nach Tanger. Nach einem zweitägigen Aufenthalt in Cadiz, den er dazu benutzte, sich einige Informationen von zuverlässiger Seite über die Lage in Marokko zu verschaffen, was aber nicht so einfach war, trat er die Ueberfahrt nach Tanger an. Diese, auf einem verwahrlosten, alten Dampfer und noch dazu bei starkem Seegang unternommen, war höchst unangenehm; geradezu entrüstet schreibt der Verfasser über die an Bord herrschenden Zustände. Die Schilderungen von dem Leben in Tanger sind recht interessant. Tagelang kann man dort von früh bis Abends umherschweifen, und immer wieder wird das Auge durch etwas Neues, Ueberraschendes gefesselt. Freilich fehlt es auch nicht an Belästigungen in Gestalt der Dragomane oder Fremdenführer. Eine eigentümliche Gattung Menschen bilden in Marokko die Santos — Heiligen. Verrückte und Heilige sind so gut wie identisch; zumeist sind es aber ganz unverschämte, fanatische Bettelmönche. (S. Abbildung.) Der Verfasser traf in Tanger eine Anzahl von Kollegen an, so daß man scherzhafter Weise von einer Journalistenbörse hätte sprechen können, deren Mitglieder sich fortwährend auf der Jagd nach Neuigkeiten befanden.

In sehr fesselnder Weise schildert er kurz und klar die politische Situation, die er in der ersten Hälfte des Januar 1903 in Marokko vorfand. Auf dieselbe näher einzugehen,

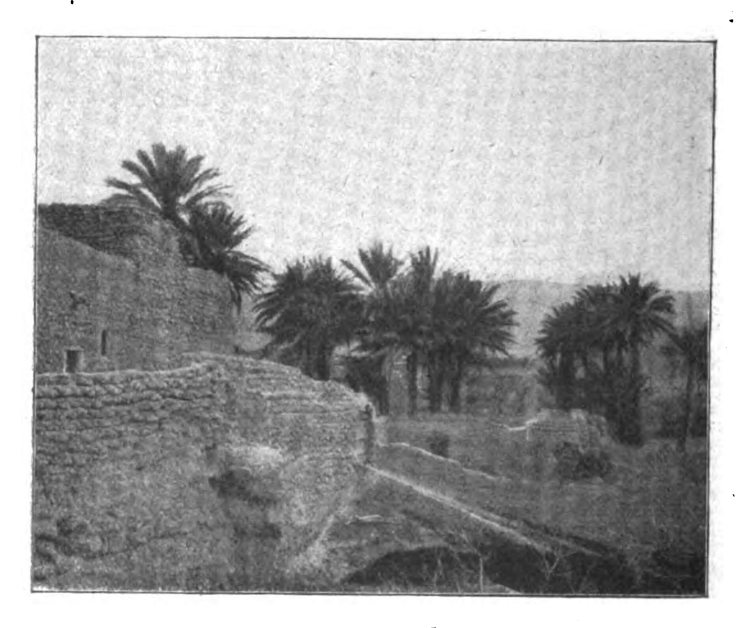
würde hier jedoch zu weit führen. Die Schilderung der Mauren, die von europäischer Kultur nichts wissen wollen, ferner die Darstellung der Lage der Europäer in Tanger, sowie des Handels und Wandels daselbst, das Alles beansprucht großes Interesse. Auf die Ausführung des Planes, nach Tetuan und Fez zu reisen, mußte der Unsicherheit wegen verzichtet werden, und da es dem Verfasser unersprießlich erschien, noch länger in Tanger zu verweilen und zu sehen, wie jedem Entscheidungskampfe seitens des Sultans und des Prätendenten aus dem Wege gegangen wurde, beschloß er, gegen Ende Januar



Ein sogenannter „Santos", Heiliger.
Aus: Von Marokko nach Lappland. Von Viktor Ottmann. Berlin und Stuttgart, W. Spemann.

einen Ausflug nach Südspanien zu unternehmen, den er im zweiten Kapitel ganz vortrefflich schildert. „Trennt heute auch eine ganze Welt von Dingen und Begriffen den europäischen Kontinent vom marokkanischen Gestade, so bildet doch Südspanien von Alters her eine Kolonie des Maurentums; — Bande, die dicker sind als die salzige Flut der Meerenge von Gibraltar, verweisen herüber und hinüber." Speciell werden geschildert: „Spanische Gasthäuser, Gibraltar, Malaga, Granada und die Alhambra, Zigeunertänze, Sevilla, Hahnenkämpfe, spanische Tänze und spanische Chosen." In humorvoller Weise

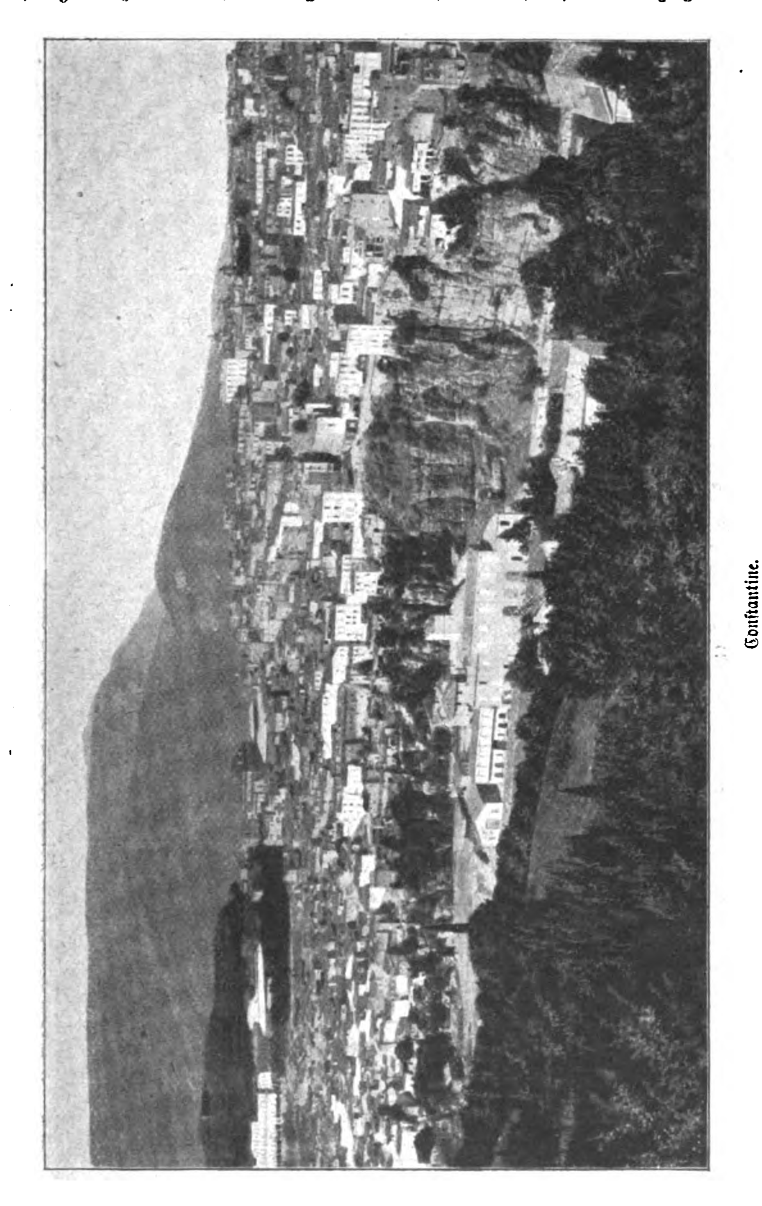
entwirft der Verfasser ein Bild von den öffentlichen Schaustellungen, speciell vom Hahnenkampf und den spanischen Tänzen. Im Verein mit dem Stierkampf bilden sie, abgesehen von den Jahrmärkten und kirchlichen Festen, die Trias der südspanischen Belustigungen. Ueber spanische Chosen ließe sich ein ganzes Buch schreiben. Fast unglaublich klingt das, was der Verfasser bezgl. des Telegraphenwesens in Spanien für Erfahrungen hat machen müssen. Von Gibraltar aus bewirkte er auf einem französischen Dampfer seine Rückkehr nach Algerien und Tunesien. Nun folgen Schilderungen von Melilla, Nemours, Oran und Tlemcen, sowie der Tour auf der Saharabahn. Diese ist eingleisig, mit einer Spurweite von 1,10 m angelegt und reicht vorläufig bis zur Station Duveyrier bei der Oase Figig. Von Oran beträgt die Entfernung 600 km, entspricht also etwa der Entfernung von Berlin nach Königsberg. Während aber diese Strecke vom Schnellzug in 9 Stunden durchmessen wird, braucht der langsam fahrende Zug der Saharabahn 22½ Stunden, und auch diese werden nicht in einer Tour zurückgelegt, sondern man muß



Partie aus Aïn-Sefra.
Aus: Von Marokko nach Lappland. Von Viktor Ottmann. Berlin und Stuttgart, W. Spemann.

einen Nachmittag und eine Nacht in Aïn-Sefra verweilen (s. Abbildg.). Es ist das eine merkwürdige Welt mitten im Sande. Aïn-Sefra besteht aus drei ganz verschiedenartigen Teilen: „der Kolonistengemeinde, den stark verschanzten Kasernen und dem abseits liegenden Araberstädtchen“. Hier wie in den anderen Forts des Südens garnisoniren Spahis, Chasseurs d'Afrique, Turkos und Fremdenlegionäre; letztere setzen sich bekanntlich aus Ausländern und solchen Deutschen zusammen, die mit Vergnügen den Franzosen überlassen werden können. Auf der Rückreise aus dem Süden wurde noch in Saïda, dem Hauptpunkte der militärischen Streitkräfte des algerischen Westens, Station gemacht, und dann ging es nach Algier. Dasselbe bietet in seiner näheren und weiteren Umgebung soviel des Schönen und Interessanten, daß man hier gut einige Wochen verbringen und doch täglich Neues sehen kann. Die 21stündige Eisenbahnfahrt von Algier bis zur Station Biskra ist eine wirkliche Strapaze. Zum Zweck vergleichender Studien empfiehlt der Verfasser eine Reise auf fremden Bahnen; es würden sich da bald alle bei uns unzufriedenen Sauluffe in Pauluffe verwandeln, in der Ueberzeugung, daß man in Deutschland doch

recht komfortabel reist. Weiter ging es nach Constantine, Tunis und Karthago. — Constantine (s. Abbildg.) ist die Hauptstadt der gleichnamigen Provinz, eine der merkwürdigsten, ganz eigenartigen Städte, deren Form eine entfernte Aehnlichkeit mit Helgoland besitzt.

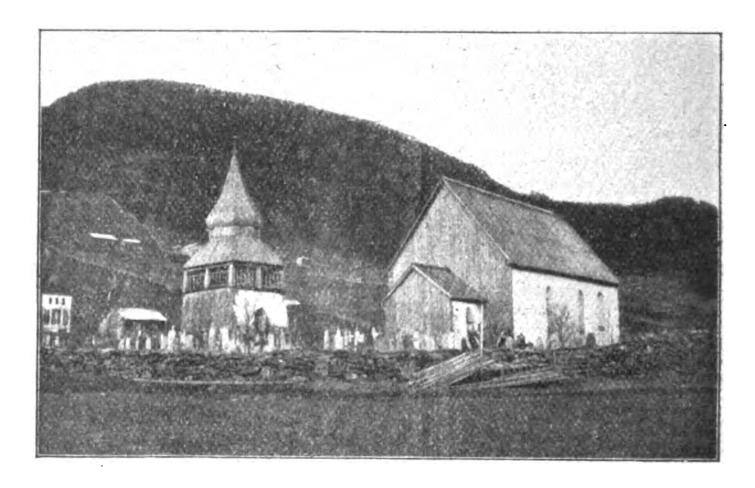


Constantine.
Aus: Von Marokko nach Lappland. Von Viktor Ottmann. Berlin und Stuttgart, W. Spemann.

Die Araber von Constantine sind weniger ceremoniös als die Araber des Westens. In Tunis sah der Verfasser ein arabisches Reiterfest, eine „Fantasia“, ein ritterliches Spiel, das überall im Norden Afrikas so hoch in Ehren steht, wie bei uns in alten Zeiten das

Turnier. Ein Abstecher auf der Sekundärbahn führte den Verfasser nach Karthago. Das letztere ist übrigens nur ein abstrakter Begriff, denn außer dem Stationshäuschen giebt es keinen Ort dieses Namens mehr. Es ist erstaunlich, wie wenig von dem alten Karthago übrig geblieben ist. Wohl nirgends in der Welt bietet sich ein zweites Bild von so vollkommener Vernichtung einer großen Stadt wie hier.

Nun erfolgte die Rücktour über Palermo, Neapel, Bozen, München und Stuttgart nach Berlin in den erwachenden Frühling. Nur wenige Wochen darauf, in den letzten Tagen des April, trat der Verfasser die Reise nach Rom an, zu der der Besuch des deutschen Kaisers beim Könige von Italien, sowie beim damaligen Papst Leo XIII. den Anlaß bot. Was der Verfasser in diesem Kapitel über Italienschwärmerei und römische Feste, über die Fremden in Rom sowie über das intime Rom schreibt, ist hochinteressant. In gleichem Maße gilt das von der humorgewürzten Schilderung der Rückreise über Fiume, Abbazia, Budapest und Wien. Kaum von der Romfahrt zurückgekehrt, folgte der Verfasser einer Einladung nach Schweden und Lappland, aus Anlaß der erfolgten Eröffnung des Expreßverkehrs auf der neuen Lapplandbahn, der nördlichsten Eisenbahnlinie der Erde. Die ersten Eindrücke, die der Verfasser von Stockholm erhielt, waren außerordentlich angenehmer, ja geradezu überraschender Art. Im Herzen Stockholms aber umfängt den



Alte Kirche in Vars.
Aus: Von Marokko nach Lappland. Von Viktor Ottmann. Berlin und Stuttgart, W. Spemann.

Reisenden das Getriebe und der Luxus einer der komfortabelsten Städte der Welt. Zwei Faktoren wirken da im Verein: Wohlstand und enge Fühlung mit der Natur. Die Reiseroute ging von Stockholm nach Gotland, Wisby, Upsala, Sundsvall, nach den Stromschnellen des Indalself, Jämtland, Ristafall, Dalekarlien, Wettern- und Wenernsee nach Gothenburg und von da die Rücktour über Kopenhagen. Land und Leute versteht der Verfasser vortrefflich zu schildern. Bei den außerordentlichen Dimensionen des Landes (die Strecke Stockholm bis Narwik ist so lang wie von Basel bis Danzig) und den Schwierigkeiten der Verkehrswege braucht der Tourist zu einer Reise durch's Innere der Lappenmarken viele Wochen.

Ein langer, harter Winter, dem ein ganz kurzer, kühler Frühling und ein ebenso kurzer Sommer folgt, das ist die Signatur des nordschwedischen Klimas. Bei alledem kann die Herbheit des Wetters den landschaftlichen Reizen keinen Abbruch tun. Großartig sind die Ristafälle in der Nähe von Vare, in welchem Ort sich eine alte Kirche befindet. (S. Abbildg.) Das Buch ist gut ausgestattet und mit zahlreichen hübschen Abbildungen versehen. Man liest es mit Gefallen und gespannter Aufmerksamkeit von Anfang bis zu Ende und bedauert, zu schnell bei letzterem angelangt zu sein. Dies dürfte wohl die beste Empfehlung für das anregende und gehaltreiche Buch sein. K.

Bibliographische Notizen.

Was muß man von Nietzsche wissen? Allgemeinverständliche Darstellung seiner Lehren und seines Lebens von Max Diefke. Berlin, Steinitz 1903. 63 S. Preis 1 Mk.

Auf die im Titel gestellte Frage antwortet Max Diefke mit einem flotten Vortrage, der in Kürze über alles Wesentliche gut unterrichtet. Man hört den Bericht eines verständigen Mannes, der, ohne heftige Parteilichkeit für seinen Helden an den Tag zu legen, eine wohltuende Wärme im Ganzen nicht vermissen läßt. Der Stil ist klar und einfach. Das kleine Büchlein hat die Schönheit der vollendeten Zweckmäßigkeit. Ob Urteile wie das folgende Triftigkeit besitzen, wagen wir indessen nicht zu entscheiden. (S. 30.) „Also sprach Zarathustra" wird als ein Werk bezeichnet, „das gewiß keine bahnbrechenden philosophischen Lehren enthält, das aber ebenso gewiß zu dem Schönsten gehört, was die deutsche Litteratur besitzt." H. L.

Ethik. Von Wilhelm Wundt. Dritte Auflage. 1904. Stuttgart, Ferd. Enke.

Wundts Ethik erscheint hier in wiederum vielfach erweiterter Gestalt. Es ist ein ruhiges, herrliches Buch, das das Gemüt des Lesers mit tiefer Befriedigung erfüllen muß. Nichts stört den unendlich stillen Frieden dieser abgeklärten reifen Weltbetrachtung. Allem Tageslärm entrückt und doch so stark erfassend, was Tag und Stunde jemals brachte, quillt des Denkers Vortrag dahin ewig einfach, klar und edel.

Ueber Wilhelm Wundts allgemeine Bedeutung steht uns ein Urteil auszusprechen gewiß kaum zu, und nur schüchtern sei die Bemerkung gewagt, daß wenn es wahr ist, und ich glaube, es ist triftig, daß man den Baum an seinen Früchten erkennen kann, und wenn man sieht, wie die gewaltigen Anregungen, die die gesammte Wissenschaft diesem Manne verdankt, der als der Assistent von Helmholtz seine Laufbahn begann und nun Jahrzehnte lang an der Spitze aller großen psychologischen Leistungen bewundert wird, auf jedem engeren Fachgebiete sich bedeutende Schüler und Fortsetzer erwarben, der Schluß wohl unausbleiblich sein dürfte: hier wirkt eine überragend hohe lebensweckende Geisteskraft, wie wir sie so leicht nicht zum zweiten Male auf Erden auffinden dürften.

Wundts „Grundriß der Psychologie" ist soeben auch in neuer (6.) Auflage (bei Engelmann, Leipzig) erschienen, und die bereits hier angezeigte neue (5.) Auflage der „Grundzüge der physiologischen Psychologie" (ebenda) hat einen Registerband durch Dr. Wilhelm Wirth erhalten, dessen Vortrefflichkeit dem Schreiber dieser Zeilen, einem alten Registrator, die heftigsten Eifersuchtsqualen verursachte. H. L.

Der Sinn des Lebens. Von Leo Tolstoi. Einzig bevollmächtigte Uebersetzung von Wladimir Czumikow, München, Albert Langen.

Von A. Tscherthoff sind hier einzelne aphoristische Aeußerungen Tolstois als Ergänzung zu seinen bekannten Werken zusammengestellt worden. Der Uebersetzer hat seiner Ausgabe auch noch einige Briefe als Anhang mitgegeben. Hier einige Proben aus dem Gedankenschatze.

„Die Welt bewegt sich, vervollkommnet sich; die Aufgabe des Menschen ist, an dieser Bewegung teilzunehmen, sich ihr zu fügen und sie zu begünstigen.

„Das ganze Leben des Menschen ist Arbeit, die Arbeit für den Herrn . . . Und diese ganze Arbeit ist nicht für uns selbst, da ihre Früchte nicht uns gehören; aber unser Wohl liegt in der Arbeit selbst. So ist das ganze Leben. Nur das Wohl durch die Arbeit selbst ist uns gegeben. Und dann ist uns noch gegeben, unser eigenes Interesse in das Interesse Anderer zu übertragen, in das Interesse des Herrn und Seines Werkes. Und diese Uebertragung des Interesses, diese Befreiung vom Interesse an unserem vergänglichen Ich, ist nur durch die Arbeit möglich . . .

„Ich dachte immer wieder über das Schädliche nach, sich ein äußeres Ziel des Lebens zu wählen. ‚Trachtet nach dem Reich Gottes und Seiner Gerechtigkeit, das Andere wird Euch Alles zufallen.'

„Sorge Dich nicht darum, ein wichtiges Werk zu schreiben, nicht darum, daß die Menschen die Wahrheit erkennen, auch nicht darum, daß Du rein bleibst in den Augen der Menschen. Sorge Dich nur darum, daß Du den Willen Dessen erfüllst, der Dich gesandt hat." H. L.

Meine letzte Reise durch Inner-Asien von Prof. Dr. Sven von Hedin. — Halle a. S., Gebauer-Schwetschke. —

Das vorliegende Heft ist das fünfte der von Prof. Dove in Serien herausgegebenen „Angewandten Geographie". Es enthält eine kurzgefaßte hochinteressante Schilderung der letzten großen Reise des berühmten

Forschers in unbekannte Gegenden Central-Asiens während der Jahre 1899—1902. Dem Heft hat, dem Programm der „Angewandten Geographie" gemäß, Prof. Dove eine schätzbare Einleitung vorausgeschickt. Auf Einzelheiten kann hier nicht näher eingegangen werden. Es sei nur hervorgehoben, daß der Reisende, dem eine hervorragende Stellung als kühner Forscher für alle Zeit gesichert ist, kolossale Wegestrecken zumeist in noch von keinem Europäer betretenen Länderstrichen zurückgelegt hat. Hauptsächlich kommen in Betracht das Tarimbecken und das Hochland von Tibet, in geradliniger Entfernung gemessen vom Gebirgsrande des Tarimbeckens bis zum Gebiete des oberen Brahmaputra 1000 Kilometer, also etwa soweit wie von Berlin bis Florenz. Es sind das Gebiete, die jeder Aehnlichkeit mit derjenigen der unzugänglichen Teile der bewohnten Erde ermangeln. Die Schwierigkeiten, die sich dem Reisenden entgegenstellten, waren enorme. Sie wurden noch durch den Charakter der Bevölkerung des eigenartig mönchisch regierten Staates von Tibet vergrößert. Die heilige Stadt Lassa im Süden von Tibet zu erreichen, gelang nicht. Das Heft ist mit dem Bildnis des Verfassers sowie mit einer recht guten Karte mit eingezeichneter Reiseroute versehen. Es gebührt ihm auf dem Gebiete der Reisebeschreibungen berühmter Forscher ein Platz an erster Stelle. K.

Renaissance-Bibliothek. Herausgegeben von Dr. Hans Landsberg. Berlin, Verlag von Leonhard Simion Nf. 1904.

Dr. Hans Landsberg hat hier ein ganz allerliebstes Unternehmen ins Leben gerufen. Die vorliegenden ersten Bändchen seiner Renaissance-Bibliothek und die Verkündung der Titel und Autoren, die noch kommen werden, erfüllen den Leser mit Dankbarkeit und Entzücken.

Professor Dr. Eduard Engel eröffnet vielverheißend die Sammlung mit einer prächtigen Gabe. Der so vielseitig begabte, gründliche Litteraturkenner und glänzende Schriftsteller beschert uns Byrons Tagebücher und Briefe nunmehr in 4. Auflage in einer völlig umgearbeiteten, verdoppelten Ausgabe. Die geschmackvolle Verdeutschung ermöglicht einen ungetrübten Genuß des herrlichen Werkes. Man spürt überall die saubere, gute Arbeit des Gelehrten, dem zugleich ein warmes Dichterherz selbst in der Brust schlägt. Ueber Byrons unsterbliche Schönheit hier noch ein Wort zu verlieren, wäre wohl allzu unverschämt. Ich beschränke mich darauf, noch die gefällige Ausstattung, Bilderschmuck, Druck und Papier als nicht ganz unwesentliche Faktoren zur Erhöhung des Behagens bei der Lektüre zu loben.

Der zweite Band der Bibliothek bringt eine verkleinerte, aber doch noch reiche und schöne Ausgabe des berühmten und doch lange nicht gelesenen, so unsagbar stimmungsvollen „Rahel-Buches". „Ein Buch des Andenkens für ihre Freunde." Wer wäre ihr Freund nicht? Landsberg hat diese Ausgabe selbst mit der ihm eignen Sorgfalt und liebevollen Feinheit besorgt. Einen unendlichen Stimmungsduft beschwören die so herzlich unbekümmert hingeworfenen Aeußerungen der temperamentvollen Frauenseele herauf! Dies kluge, gute Weib hat noch heute die bestrickende Kraft, mit ihrer dämonischen Seelenschönheit den Männern die Köpfe zu verdrehen. Sie besitzt alle Mittel, die Geister in sie verliebt zu machen. Trotz ihrer scharfen Klugheit ist sie nämlich so hinreißend naiv und weiblich, daß wohl mancher auf sie anzuwenden geneigt ist, was einst Heine von der Herodias sang:

„Denn ich liebe Dich am meisten!
Mehr als jene Griechengöttin,
Mehr als jene Fee des Nordens,
Lieb' ich Dich, Du tote Jüdin!"

H. L.

Naturalism in the recent German Drama with special reference to Gerhart Hauptmann. By Alfred Stoeckius. New-York, 1903.

Eine amerikanische Doktordissertation über den deutschen Naturalismus; viel Litteraturkenntniß; das Ganze ist klar gegliedert, hat um seiner wissenschaftlichen Ruhe und Ferne willen einen besonderen Reiz. Der Autor ist ein guter Logiker; die Arbeit würde Taine Spaß gemacht haben. Aber ich glaube, der Autor begeht einen Grundirrtum.

Er beurteilt Hauptmanns Werke nämlich nicht, wie es sich gehört, nach einem Maßstab, der ihrem eignen Stilprincip entnommen ist, sondern nach der überkommenen Idee des dramatischen Stils (Aristoteles, Lessing), wobei sich denn unvermeidlich viele „Defekts" ergeben müssen. Hauptmann ist ihm zu lyrisch-musikalisch, zu wenig plastisch antik. Er vermißt das Ueberwiegen der Willensseite. Die Objektivität des Naturalismus, der reine Impressionismus zugleich, erscheint dem Amerikaner als „a lack of will", obwohl es sich doch nur um einen anders geleiteten Willen handelt. Man kann ein Bild nicht wie ein plastisches Kunstwerk genießen. Die Stilfrage, ob malerisch

modern oder antik plastisch, sollte, meine ich, ohne Wertentscheidung erörtert werden.

Es ist schade, daß Stoeckius nicht Schmarsows Kunstphilosophie kennt. Er würde dann vielleicht zu ähnlichen Folgerungen für die Beschreibung der litterarischen Phänomene gelangt sein, wie sie der Schreiber dieser Zeilen andernorts (H. Lindau, Abende in Versailles, Schottlaender, Breslau 1903) für die Auffassung des geschichtlichen Lebens anzudeuten versucht hat. H. L.

Suchende Seelen. Grete Meisel-Heß. (Leipzig, Hermann Seemann Nachfolger.)

„. . . Der Grad unseres Leides, die Tiefe jener vergrabenen Schlünde, in die wir unter Grauen und Gefahr hinuntersteigen in den Stunden des Erlebens, die Intensität des Fühlens und Erfassens — das ist das Kriterium des Dichters. Und nur wer so erlebt, dem ballt sich die Essenz des Erlebten in feste, unverdrängbare Formen . . .“ Die eigenen Worte der Dichterin. Ich mag sie nicht trivialisiren. Genug, daß sie an diesem eine lebendige und eindringliche Illustration finden, an diesem Buche, in dem nicht allzu besondere Dinge, Begebenheiten des Tages, aber auf eine schwere und ringende Art erzählt, die symbolische Vision des Dichterischen zu erwecken vermögen; ein brechendes Herz und eine quellende Blutfülle, über geschlossenen Augen.

A. K. M.

Moderne Essays. Herausgeber Dr. Hans Landsberg. Berlin, Gose und Tetzlaff. Preis pro Heft 50 Pfennige.

Schon eine stattliche Anzahl dieser kleinen Essay-Hefte hat der verdienstvolle Herausgeber vereinigt. Man begegnet dabei nicht nur unter den behandelten Größen die bekanntesten Namen, sondern auch unter den behandelnden. Hervorragend tüchtige Männer und Frauen (Lady Blennerhasset) befinden sich unter den Autoren. Um ein Beispiel herauszugreifen: ein Aufsatz von Georg Brandes über Björnson gehört der Sammlung an. — Die Hefte sind äußerlich recht hübsch, wenn auch ganz einfach ausgestattet. Ihr Format ist handlich, der Druck deutlich und bequem. Die einzelnen Abhandlungen haben einen Umfang von nur sehr wenig Druckbogen. Die Vorträge sind dementsprechend substanzreich. Jedem Aufsatz folgt eine Zusammenstellung der einschlägigen Litteraturerscheinungen.

Vor mir liegen die letzten Hefte (25—29). Paul de Lagarde von E. Platzhoff-Lejeune, Stendhal von Wilhelm Weigand, Max Klinger von Rudolf Klein, Friedrich Hebbel von Theodor Poppe und Oskar Wilde von Felix Paul Greve besprochen. Die Arbeiten unterrichten schnell und vereinen den Vorzug der Sachlichkeit mit einer ansprechend geistreichen Behandlungsweise. So dürfte der geschickte Leiter des Unternehmens durch diese wachsende Anzahl gehaltvoller Beiträge zur Kenntniß der Gegenwart großen Dank verdienen. H. L.

Uebersicht der wichtigsten Zeitschriften-Aufsätze.

Zusammengestellt von **Ernst Weiland-Lübeck.**

Aegypten, Babel und Bibel. Von J. Lieblein. Deutsche Revue 1903, November.

[Amerika], Das Land der unbegrenzten Möglichkeiten. Von H. Lindau. Nord u. Süd. Januar 1904.

Angelsachsen, die heraufziehende Weltherrschaft der. Von K. Peters. Deutsche Monatsschrift 3, I.

Bauernleben. Züge märkischen B. vergangener Zeiten. Von W. Bruchmüller. Nord und Süd. Januar 1904.

Benzmann, Hans. Von A. K. T. Tielo. Monatsblätter für Litt. VIII. 1.

Bibliotheken, Volkstümliche. Von E. Schultze. Litt. Echo VI. 3.

Börnes Leben, Aus. Von E. V. Zenker. Deutschland 1903, 14.

Brahms, Johannes. Von A. Graf. Bühne und Welt 6, 3.

Brüning, Ida, und das Wiener Theater. Von F. Uhl. Nord und Süd. Februar 1904.

Deutschtum im Ausland. Von J. Zemmrich. Deutsche Monatsschrift 3, 1.

Dichter und Frauen. Von F. Lienhard. Deutsche Monatsschrift 3, 1.

Dilthey, Wilhelm. Von L. Stein. Deutsche Rundschau 30, 2.

Donauübergang der Russen am 27. Juni 1877. Von v. Lignitz. Deutsche Revue 1903, November.

Dramaturg, Der. Von A. Klaar. Litt. Echo VI. 4.

Ethik Jesu in ihrem Verhältniss zur Gegenwart. Von Fr. Paulsen. Deutsche Monatsschrift 3, 1.

Friedrich der Grosse und seine neueste Biographie. Von O. Hintze. Deutsche Monatsschrift 3, 1.

Gesellschaftstanz, Der. Von O. Bie. Westermanns Monatshefte 48, 2.

Habsburg, Das Haus, und das Magyarentum. Von Pannonicus. Deutsche Monatsschrift 3, 2.

Halbe, Max. Von E. Buchner. Westermanns Monatshefte 48, 2.

Eingegangene Bücher. **Besprechung nach Auswahl der Redaction vorbehalten.**

Alberti, Konrad, Erlebtes und Erlauschtes. Eine Handvoll kurzer aber wahrer Geschichten. Berlin und Leipzig, Friedrich Luckhardt.
Alpine Majestäten und ihr Gefolge. Die Gebirgswelt der Erde in Bildern. Dritter Jahrgang 1903, Heft 11 u. 12. Verlag der Vereinigten Kunstanstalten, Akt.-Ges. München, Kaulbachstr. 51a.
Amateur-Photograph, Der. Monatsblatt für Liebhaber der Photographie. Mit Kunstbeilagen u. Text-Illustr. Band XVII. Heft 12. Dec. 1903. Leipzig, Ed. Liesegangs Verlag (M. Eger).
Apelt, Willibalt, Leben, träumen. Gedichte. Leipzig, Breitkopf & Härtel.
Archiv für Kriminal-Anthropologie und Kriminalistik. Herausgegeben von Dr. H. Gross. 14. Band. Heft 1 u. 2 Leipzig, F. C. W. Vogel.
Archiv für Stamm- und Wappenkunde. Monatsschrift. IV. Jahrgang, No. 6, Dezember 1903. Papiermühle b./Roda S.-A., Gebr. Vogt.
Aus fremden Zungen. Halbmonatsschrift für die moderne Roman- und Novellenlitteratur des Auslands. XIII. Jahrg. 1903. Heft 22, 23, 24. XIV. Jahrgang 1904. Heft 1. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt (vorm. Ed. Hallberger).
Bals, Heinrich, Das Staatswesen und Staatsleben im Tierreiche. Mit 18 Illustrationen. (Naturwissenschaftliche Jugend- und Volksbibliothek 8. Bändchen.) Regensburg, Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz.
Bendel, Johann, Vogelwanderleben. Mit 14 Illustrationen. (Naturwissenschaftliche Jugend- und Volksbibliothek 9. Bändchen.) Regensburg, Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz.
— Wetterpropheten. (Naturwissenschaftliche Jugend- u. Volksbibliothek 7. Bändchen.) Mit 29 Illustrationen. Regensburg, Verlagsanstalt vormals G. J. Manz.
Bley, Fritz, Die Schwestern von Mbusini. Geschichtlicher Roman. Dresden, E. Piersons Verlag (R. Lincke, k. k. Hofbuchhändl.). 1904.
Brinckmann, John, Voss un Swinegel und andere humoristische Erzählungen. Mit einer Einleitung von Otto Weltzien. (Max Hesses Volksbücherei No. 96 u. 97.) Leipzig, Max Hesses Verlag.
Brun-Barnow, J. von, Im Kampf mit Idealen. Zeitroman. Dresden u. Leipzig, E. Piersons Verlag (R. Lincke, k. k. Hofbuchhandlung).
Busse, Karl, Federspiel. Westliche und östliche Geschichten. Berlin, Albert Goldschmidt 1904.
Carletto. Ernst Graf Napoleon Bonaparte angeblicher Sohn Napoleon I. und der Gräfin Kielmannsegge-Schönberg. Ein ungelöstes Rätsel des Königreichs Sachsen. Mit vielen Illustrationen und einer Facsimileurkunde des Prinzen. Leipzig, H. Schmidt & E. Günther.
Châtelain, Dr., Erinnerungen. Neue Novellen. Mit Anhang und Nachtrag. Einzig autorisirte Uebersetzung von Gustav Herwig. Bern, Eugen Sutermeister. 1904.

Deutsche Rundschau für Geographie und Statistik. Unter Mitwirkung hervorragender Fachmänner herausgegeben von Professor Dr. Friedrich Umlauft in Wien. XXVI. Jahrgang, 4. Heft. Januar 1904. Wien, A. Hartlebens Verlag.

Dill, Liesbet, Los Ehe. Zweite, durchgesehene Auflage. Dresden, E. Piersons Verlag (R. Lincke, k. k. Hofbuchhändler.) 1904.

Eggert-Windegg, Walther, Tage und Nächte. Prosagedichte und Skizzen, Lieder und Tagebuchblätter. Stuttgart, Strecker & Schröder.

Egidy, Emmy von, Mensch unter Menschen. Dritte Auflage. Dresden 1904. E. Piersons Verlag (R. Lincke, k. u. k. Hofbuchhändler).

Elbe, A. von der, Frau Leonies Geheimniss. Roman. Dresden, E. Piersons Verlag (R. Lincke, k. u. k. Hofbuchhändler).

Engel, Eduard, Psychologie der französischen Litteratur. Vierte durchgesehene Auflage. Berlin SW. 48. Leonhard Simion Nf. 1904.

— Shakespeare-Rätsel. Leipzig, Hermann Seemann Nachf. G. m. b. H.

Felsing, Otto, Sturmvogel. Fahrten und Abenteuer in der Südsee. Mit 12 Vollbildern, zahlreichen in den Text gedr. Illustr. i. nach photogr. Original-Aufn. angefertigt. Bildern. Elberfeld, Sam. Lucas.

Fischer, Wilhelm, in Graz. Poetenphilosophie. Eine Weltanschauung. München u. Leipzig bei Georg Müller. 1904.

Fridrichowicz, Dr. Eugen, Kurzgefasstes Kompendium der Staatswissenschaften in Frage und Antwort. Band V. Münz-, Bank-, Börsen-, Sparkassen- und Versicherungswesen. Berlin N. W. 7., S. Calvary & Co. 1904.

Gjems-Selmer, Agot, Die Doktorsfamilie im hohen Norden. Ein Buch für die Jugend. Einzig autorisirte Uebersetzung von Francis Maro. München, (Dr. J. Marchlewski & Co.

Goethes Werke. Unter Mitwirkung mehrerer Fachgelehrter herausgeg. von Prof. Dr. Karl Heinemann. Kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe. Band 2—4. Leipzig, Bibliograph. Institut.

Goethes Sämtliche Werke. Jubiläums-Ausgabe in vierzig Bänden. 33. Band: Schriften zur Kunst. Mit Einleitung und Anmerkungen von Wolfgang von Oettingen. 1. Teil. Stuttgart u. Berlin, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger. G. m. b. H.

Grazie, M. E. delle, Robespierre. Ein modernes Epos. 2. vielfach verbesserte Aufl. Zweiter Teil. Leipzig, Breitkopf & Härtel.

Gregori, Ferdinand, Schauspieler-Sehnsucht. Gesammelte Aufsätze. München, Georg D. W. Callwey.

Grillparzers Werke. Herausgegeben von Rudolf Franz. Kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe in fünf Bänden. Zweiter Band. Leipzig, Bibliograph. Institut.

Groller, Balduin, Wie man Weltgeschichte macht. Ein Roman aus der Wiener Gesellschaft. Dresden, E. Piersons Verlag (R. Lincke, k. u. k. Hofbuchhändler).

Gutheil, Arthur, Eine Frühlingsfahrt nach Süden. Reisebriefe. Berlin und Leipzig, Friedrich Luckardt. 1904.

Haas, Dr. phil. Hippolyt, Der Vulkan. Die Natur und das Wesen der Feuerberge im Lichte der neueren Anschauungen für die Gebildeten aller Stände in gemeinfasslicher Weise. Mit 63 Abbildungen auf 32 Tafeln. Berlin, Verlagsbuchhandlung Alfred Schall, Kgl. Preuss. Hofbuchh.

Hebbels ausgewählte Werke. In sechs Bänden. Herausgegeben u. mit Einleitungen versehen von Richard Specht. Vierter Band. Stuttgart, J. G. Cotta.

Henckell, Karl, Mein Liederbuch. Ausgewählte Gedichte. I. Mit Bild des Dichters. Leipzig und Berlin. K. Henckell & Co.

— Neuland. Ausgewählte Gedichte. II. Leipzig und Berlin, K. Henkell & Co.

Hoffmann, E. T. A., Die Doppelgänger. Der Feind. Zwei Erzählungen. (Max Hesses Volksbücherei No. 94.) Leipzig, Max Hesses Verlag.

Hölzke, Hermann, Fremdlinge. Ein deutscher Roman in zwei Büchern. Dresden, E. Piersons Verlag (R. Lincke, k. u. k. Hofbuchhändler).

Keller, Dr. Ludwig, Johann Gottfried Herder und die Kultgesellschaften des Humanismus. Ein Beitrag zur Geschichte des Maurerbundes. (Vorträge und Aufsätze aus der Comenius-Gesellschaft.) Zwölfter Jahrgang, 1. Stück. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung.

Klob, Karl Maria, Beiträge zur Geschichte der deutschen komischen Oper. Mit einem Porträt von Albert Lortzing. Berlin W., „Harmonie", Verlagsgesellschaft f. Litteratur und Kunst.

Krach! (Novela Critico-Social) pro Ventura fraga. Valparaiso, Imprenta Gillet. Urriola 16.

Künstlerisches aus Briefen Friedrich Prellers des Aelteren. Zu seinem 100. Geburtstage, dem 25. April 1904. Herausgegeben von Walther Witting. Mit dem Atelier Prellers in Dreifarbendruck. Weimar, Hermann Böhlaus Nachfolger.

Litterarische Mitteilungen der Verlagsbuchhandlung Friedrich Luckhardt, Berlin und Leipzig, über Neuerscheinungen ihres Verlags u. sonstige beachtenswerte ältere und neuere Angelegenheiten auf den verschiedensten Gebieten für Freunde des Hauses. No. 1 und 2. 1903.

Litzmann, Berthold, Goethes Lyrik. Erläuterungen nach künstlerischen Gesichtspunkten. Berlin. Egon Fleischel & Co.

Manteuffel, Ursula Zöge von, Helmut von Loysen. Roman. Erster und zweiter Band. Dresden, E. Piersons Verlag (R. Lincke, k. u. k. Hofbuchhändler). 1904.

Märchenbilder. Leichte Tonstücke für das Pianoforte zu 2 Händen mit Fingersatz versehen u. durch Federzeichnungen geschmückt. Als Prachtwerk der Kunst im Leben des Kindes und aus musikpädagogischen Gründen glänzend empfohlen. Mit 23 Illustrationen. Bilderschmuck von Otto Försterling. Drittes Tausend. Komponirt von J. H. Mattheys. Striegau, A. Hoffmann.

Meerheimb, Henriette v., Treue. Historischer Roman aus den Jahren 1810—1814. Dresden, E. Piersons Verlag (R. Lincke, k. u. k. Hofbuchhändler). 1903.

Meyer, Hans, Prof. Dr., Das deutsche Volkstum. Zweite, neubearbeitete und vermehrte Auflage. Zweiter Band. Mit 23 Tafeln in Holzschnitt, Kupferätzung und Farbendruck. Leipzig, Bibliogr. Institut.

Meyr, Melchior, Die Lehrersbraut. Der Sieg der Schwachen. Erzählungen aus dem Ries. (Max Hesses Volksbücherei No. 91—93.) Leipzig, Max Hesses Verlag.

Michaud, Hans, Liebesklage. Ein Cyklus lyrischer Dichtungen in drei Teilen. Dresden, E. Piersons Verlag (R. Lincke, k. u. k. Hofbuchhändler).

Musikalischer Haus- und Familien-Almanach. Harmonie-Kalender. IV. Jahrgang 1904. Berlin W., Schöneberger Ufer 32, „Harmonie", Verlagsgesellschaft f. Litteratur und Kunst.

Nabor, Felix, Der Vogt von Lorch. Roman aus dem grossen Bauernkrieg. Regensburg 1904, Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz.

Neuwert-Nowaczynski, A., Affenspiegel. Satirische Erzählungen. Autorisirte Uebersetzung von Julius Tenner. (Internationale Novellen-Bibliothek. Band 8.) München, Dr. J. Marchlewski & Co.

Revent'ow, F., Gräfin, Ellen Olestjerne. Eine Lebensgeschichte. München, Dr. J. Marchlewski & Co. 1903.

Rosen, Franz, Jungfrau Königin. Roman. Dresden, E. Piersons Verlag (R. Lincke. k. u. k. Hofbuchhändler).

Schillers, Karl, Handbuch der deutschen Sprache. In zweiter, gänzlich umgearbeiteter Auflage herausgegeben von Prof. Dr. Fr. Bauer und Prof. Dr. Fr. Streinz. Lieferung 11—15. Wien, A. Hartleben.

Schoenaich-Carolath, Prinz Emil von. Gedichte. Leipzig, G. J. Göschensche Verlagshandlung.

Sirius, Peter, Eine Liebe. Buchschmuck von Th. Waltjen. Karlsruhe, 1904, Friedrich Gutsch Hofbuchhandlung.

Spättgen, Doris Freiin von, Zwischen Unrecht und Recht. Dresden. E. Piersons Verlag (R. Lincke, k. k. Hofbuchhändl.) 1904.

Stein der Weisen, Der, Illustrirte Halbmonatsschrift für Haus und Familie. Unterhaltung und Belehrung aus allen Gebieten des Wissens. 16. Jahrgang. 17., 18., 19. Heft. 1903/04. Wien und Leipzig, A. Hartlebens Verlag.

Steyregger, Sepp, Die Peri. Roman. Erstes bis drittes Tausend. Wien und Leipzig, Oesterreichische Verlagsanstalt. 1903.

Stifter, Adalbert, Der Waldsteig. Der beschriebene Tännling. (Max Hesses Volksbücherei No. 95.) Leipzig, Max Hesses Verlag.

Suttner, A. Gundaccar von. Die Nixe. Roman. Dresden 1904, E. Piersons Verlag (R. Lincke, k. u. k. Hofbuchhandlung).

Sverdrup, O., Neues Land. Vier Jahre in arktischen Gebieten. Mit 225 Abbildung., darunter 69 Separatbilder und 9 Karten. 2 Bände. Leipzig, F. Brockhaus.

Tieck, Ludwig, Der Gelehrte. Das Zauberschloss. Des Lebens Ueberfluss. (Max Hesses Volksbücherei No. 98—99.) Leipzig, Max Hesses Verlag.

Vandersee, Leon, Heimatlicht. Gedichte. Leipzig, W. Fobach & Co.

Wagners, Richard, Lebensgang in tabellarischer Darstellung. Mit einem Porträt Richard Wagners und Anhang: Tabelle der hauptsächlichsten zeitgenössischen Opernwerke, nach den Jahren ihrer Erstaufführung geordnet. Herausgegeben von Gustav Levy. Berlin. „Harmonie", Verlagsges. f. Litterat. u. Kunst.

Weigand, Wilhelm, Gedichte. Auswahl. München, Georg Müller. 1904.

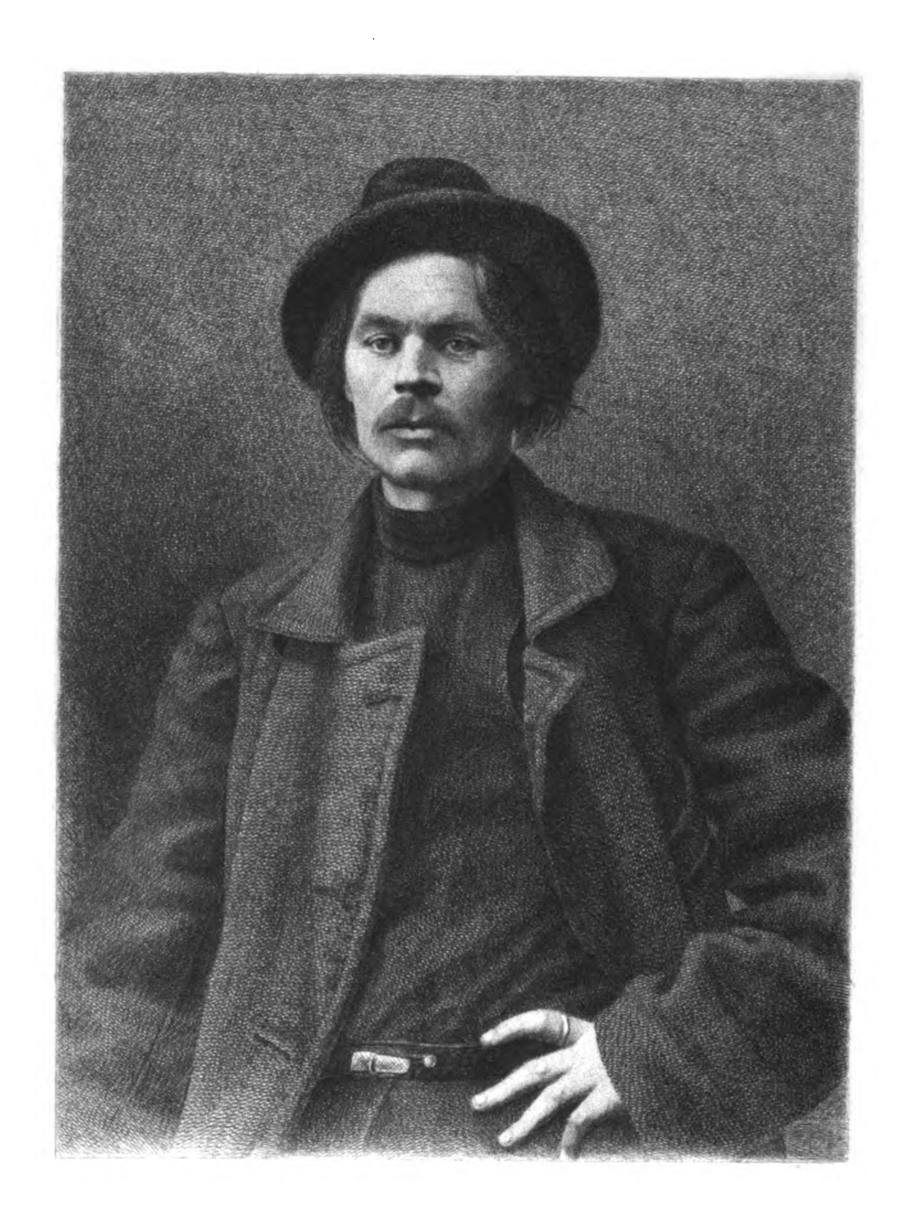
Wichert, Ernst, Gedichte und Sprüche. Dresden, Karl Reissner.

Wieland, Chr. M., Geron der Adelige. Das Sommermärchen. Hann und Gulpenheh. Der Vogelsang. Vier poetische Erzählungen. (Max Hesses Volksbücherei No. 100.) Leipzig, Max Hesses Verlag.

Wittenhaus, Dr. K. A., Hundert Rätsel. München, C. H. Becksche Verlagsbuchhandl. (Oskar Beck.)

Wozu leben wir? Fragt Ihr Euch das nicht? Kein Buch für kleine und grosse Kinder, nur deutschen Männern zu empfehlen. Von einem Lebenden. Berlin und Leipzig, Friedrich Luckhardt.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender, Breslau.



М. Горькій

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

CVIII. Band. — März 1904. — Heft 324.

(Mit einem Portrait in Radirung: Ma[illegible]m [illegible]orki.)



Breslau
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.



М. Горькій

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

CVIII. Band. — März 1904. — Heft 324.

(Mit einem Portrait in Radirung: Maxim Gorki.)



Breslau
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.



Der grüne Zweig.

Schauspiel in drei Aufzügen.

Von

Felix Philippi.

— Berlin. —

(Schluß.)

Dritter Aufzug.

Dieselbe Scenerie.

Ueber der Mittel- und der linken Türe sind grüne Pfingstzweige (Maien) angesteckt; auch am Buffet, hinter dem Sofa, an allen passenden Stellen, so daß das Zimmer einen freundlichen und festlichen Eindruck macht. Der Tisch vor dem Sofa ist bedeckt mit einem weißen Tischtuch, kleinen Geschenken, schönen Bouquets und Blumenstöcken, darunter auch eine Myrte, deren Stamm mit einer weißen Schleife geschmückt ist. Am Boden neben dem Tisch ein Blumenarrangement, dessen Pracht stark kontrastirt gegen die anderen zwar hübschen, aber doch einfachen Blumenspenden. Zwischen dem Fenster und dem Buffet steht ein schöner, starker Kugellorbeerbaum, reich bebändert und mit einer Visitenkarte. Durch das geöffnete Fenster flutet helles Sonnenlicht. — Es ist Vormittag des Pfingstsonntages.

Erste Scene.

Hans. Charlotte.

Charlotte (steht auf einer hohen Leiter am Fenster und schmückt die Gardinenstangen mit Maien). Ist's so recht?

Hans. O ja! Es geht! Aber noch viel zu wenig!

Charlotte. Bitte, gieb mir noch ein paar Zweige!

Hans (nimmt von den vor ihm auf dem Boden liegenden Zweigen einige und reicht sie hinauf). Hat die Mutter gut geschlafen?

Charlotte. Besser als lange!

Hans. Schläft sie noch?

Charlotte. Nein, sie zieht sich jetzt an! Helene hilft ihr! (Sie steckt einen Zweig fest.) Weißt Du, das müßte hier so aussehen wie eine grüne Laube!

Hans. Für wann ist denn der Prediger bestellt?

Charlotte. Für Punkt elf. Das ist nicht zu früh. Da ist die Mutter fix und fertig. Es wird Alles gut gehen. Willst Du nicht mal in's Nebenzimmer hineinschauen? Sieht recht festlich aus. Der Tisch mit der weißen Decke und dem Krucifix und den Kerzen . . . na, die werden erst im letzten Augenblick angesteckt . . . vor dem Tisch die Stühle für die Eltern; um den Tisch herum 'ne Masse grüner Pflanzen, die hat sich der Vater vom Gärtner nebenan geliehen, und dahinter . . . denk' Dir nur . . . so, daß man's nicht sehen kann, nur hören: ein kleines Harmonium, auf dem wird ein junger Mensch einen Choral spielen. Es wird sehr feierlich sein!

Hans. Hast Du Vater'n heute schon gesehen?

Charlotte. Ja. Ganz früh. Er wollte noch etwas besorgen.

Hans. Hat er Dir garnichts von Herrn Siebenlist gesagt?

Charlotte. Nicht ein Wort! (Sie hält mit dem Feststecken der Zweige inne.) Nur etwas fiel mir auf! Ich hörte ihn heute Nacht immerwährend in seinem Zimmer auf und abgehen. So ganz gleichmäßig und langsam, wie Einer, der über etwas immerfort nachdenkt. Und heute Morgen, da machte er einen Eindruck wie ein Mensch, der — na, wie soll ich gleich sagen? . . . der mit sich in's Klare gekommen ist! Auf seinem Nachttisch lag die Bibel aufgeschlagen! (Sie steigt herunter) So! Nun ist's aber fertig!

Hans (steht in Gedanken versunken).

Charlotte. Ach so, Du hörst garnicht zu? (Sie wendet sich nach links.)

Hans (seufzt schwer).

Charlotte (wendet sich zu ihm, dann gütig). Wart's ab, Hanserl, auch Deine Kammer ist mal voll von Sonne!

Hans. Damit, Lotte, ist's vorbei! Gestern habe ich meine Ideale begraben. Ich muß meine Kunst an den Nagel hängen!

Charlotte. Ja, ich verstand garnicht, was Du da gestern dem Vater von einer „Stellung" sagtest?

Hans. Es nützt Alles nichts! Ich muß den Eltern verdienen helfen! Ich muß Muttern vom Tode retten und Vatern aus der Not! Ich werde Musterzeichner bei Siebenlist werden. Ich werde viel Geld verdienen und ein „geachteter Bürger" werden mit Stammtisch und Steuerquittung und (sich das Weinen verbeißend) werde mich vor Sehnsucht nach meiner Dachluke verzehren und . . .

Charlotte. Pst! Die Mutter!

Zweite Scene.

Vorige. Fr. Eschenbach. Helene.

Fr. Eschenbach (in einem schwarzen altmodischen Seidenkleid, darüber ein weißer Crêpe-de-chine-Shawl mit langen Franzen, Ohrringe und Broche, Alles altmodisch [ohne Uebertreibung]; in der Hand Taschentuch und Gesangbuch; sie sieht heiter und glücklich aus und geht allein und aufrecht). Laß' nur, Lenchen, heute gehe ich allein! Zum ersten Male nach langer Zeit

wieder allein! Den großen Herrn Geheimrat mit all' seinen Verordnungen soll der Kuckuck holen! (Auf Hans) Da steht der große Medicus, der das fertig gebracht hat! (Sie setzt sich in den Lehnstuhl.)

Helene (rückt ihr die Kissen zurecht).

Fr. Eschenbach. Hast gut geschlafen, mein Junge? Das erste Mal wieder unter Mutters Dach?

Hans. Ganz wundervoll, Mutting! Ohne Traum! Fest und ruhig!

Fr. Eschenbach. Das hat was Gutes zu bedeuten! (Die Zweige sehend.) O, wie schön schaut das aus! Da lacht uns ja der Frühling in's Zimmer! Hat gewiß wieder die Lotte gemacht!

Helene. Muttchen, dreh' Dich mal um! (Nach dem Tisch zeigend.)

Fr. Eschenbach. Du meine Güte! Die herrlichen Blumen! Und da drüben sogar ein Lorbeerbaum!

Helene. Vom Geheimrat Diederici!

Fr. Eschenbach. Der alte Fuchs! Dafür will er mir gewiß das nächste Mal wieder etwas verbieten! . . . Von wem ist denn der große Blumenkorb?

Charlotte. Von Herrn Siebenlist!

Fr. Eschenbach (die Nase rümpfend). Sehr freundlich! Sehr liebenswürdig! Wie kommen wir nur zu der Ehre? . . . Mein Liebling ist das nie gewesen! Er hat etwas an sich . . . etwas, was mich im Innersten verletzt! (Heiter.) Aber, was geht uns Herr Siebenlist an! (Nach kleiner Pause, in der sie hustet.) Und nun, Kinderchen, nun möchte ich Euch noch etwas sagen, bevor der Vater wiederkommt, denn er soll's eben nicht hören! Tretet nur Alle dicht vor mich hin, dann brauche ich nicht so laut zu sprechen!

Helene (hinter ihr).

Hans und Charlotte (links neben ihr).

Dritte Scene.

Vorige. Eschenbach.

Eschenbach (tritt unbeobachtet von Allen durch die Mitte ein und hält sich still an der Türe).

Fr. Eschenbach (ganz einfach). Seht mal, Kinder, wir stehen doch Alle in Gottes Hand! Vielleicht gefällt es ihm, mir bald zu winken, und ich muß ihm dann folgen! Leicht wird's mir nicht werden! Denn der Vater bleibt dann allein! Ihr müßt mir heute an meinem höchsten Feiertage geloben, gut gegen ihn zu bleiben, ihn zu verehren und zu lieben, denn er ist aller Liebe wert! Dieser herrliche Mann! Er hat nie einen häßlichen Gedanken gehabt, sein Herz ist rein geblieben! Er liebt Euch Alle unsagbar, und um Euch helfen zu können, würde er Alles, Alles tun! (Sie hustet.)

Eschenbach (folgt in tiefster Erschütterung und nickt bei den letzten Worten schwer und bedeutungsvoll).

Fr. Eschenbach. Folgt seinem Beispiel und dann werdet Ihr glücklich sein. Kommt näher . . . ganz nahe . . . ich segne Euch!

(Eine entfernte Kirchenglocke beginnt leise zu läuten.)

Fr. Eschenbach. Was ist das?

Helene. Muttchen, sie läuten Pfingsten ein!

Fr. Eschenbach. . . . und mein Hochzeitsfest! (Tiefe, feierliche Stille, der Glockenklang verschwimmt leise.)

Eschenbach (klappt die Mitteltür laut zu, als ob er eben erst eingetreten wäre, heiter und unbefangen). Na Alte, haben sie Dich endlich aus den Federn 'rausgeholt? Ja, was sehe ich denn? Hast Dich ja stattlich 'rausgeputzt? (Er lächelt.) Siehst ja grade aus wie vor fünfundzwanzig Jahren! Dasselbe Kleid, derselbe Shawl, ganz wie damals . . .

Fr. Eschenbach. Das gehört sich doch so! Der Shawl ist allerdings vom langen Liegen in den Falten ein wenig brüchig geworden und riecht bischen zu sehr nach Kampfer! Aber es tut's schon! Wenn ich Dir nur gefalle!

Eschenbach. Und ob! mein Mauserl! Und's Gebetbuch und das gestickte Taschentuch! Da fehlt doch aber die Hauptsache! (Er geht zur Servante und nimmt den Myrtenkranz heraus.)

Fr. Eschenbach. Ja . . . ich soll doch nicht gar am Ende . . .

Eschenbach. Gewiß sollst Du! Still gehalten! (Er setzt ihr den Kranz auf, dann küßt er sie lange auf den Scheitel; in tiefster Bewegung, die er nicht bemeistern kann.) Der grüne Zweig von damals! . . . Ich wollte, Du wärst 'ne Königin, und ich könnte Dir 'ne goldene Krone aufsetzen! Du hast sie verdient!

Fr. Eschenbach (selig zu ihm aufschauend). Ja, Johannes, fünfundzwanzig Jahre! Wir wollen auch weiter treu zusammenhalten! (Sie hustet.) Also ich gefalle Dir noch? Gesteh's nur: Das Bild hat sich doch recht verändert?

Eschenbach. Nur der Rahmen ein wenig!

Fr. Eschenbach. Auch das Bild! Es ist verblaßt!

Eschenbach. Ganz wie Deine Handschrift in den Gedichten, die Du mir damals machtest. Ich habe sie Alle noch! Soll ich sie 'mal zum Besten geben?!

Fr. Eschenbach (entsetzt). Aber Johannes! Du wirst mich noch um den ganzen Respekt vor den Kindern bringen!

Eschenbach (lustig). Ja, Kinder, damals schwärmte sie den Mond an! Sie hat ihn besungen als „schwimmende Sichel“ als Halbmond, als Vollmond, in „sternenheller Nacht“, wie er „aus düsterem Gewölk“ tritt . . . ich wurde schon ordentlich eifersüchtig auf den langweiligen Kerl! . . . (Er giebt sich einen Ruck.) Na Lene, wie lange wird's noch dauern, dann wirst Du auch solchen Kranz im Haar tragen . . .

Helene (sieht ihn traurig an).

Eschenbach (bestimmt und sicher). Bin nur neugierig, wen Du Dir auswählen wirst! Denke mir: so einen Forstmann vielleicht, mit dem Du Dich dann im Walde herumtummeln kannst? (Eindringlich.) Nicht wahr, mein Mädel, das wäre so nach Deinem Sinn? (Er nickt ihr heimlich zu.)

Helene (begreift und dankt voll Seligkeit.)

Eschenbach. Uebrigens habt Ihr denn der Mutter schon erzählt, was der alte Diederici gesagt hat? . . . Also, Alterchen, mit Dir ist er über alle Maßen zufrieden . . . hättest Dich prächtig 'rausgemacht in den letzten Wochen . . .

Fr. Eschenbach. Das fühle ich auch!

Eschenbach. Aber denk' nur mal: die Lotte! Wäre bleichsüchtig und damit sich die Geschichte nicht erst einnistet, soll sie möglichst bald nach . . . Nauheim!

Fr. Eschenbach. Man sieht dem jungen frischen Ding doch gar nichts an?

Eschenbach. Wir können die wilde Hummel doch nicht allein in der Welt herumflankiren lassen, Du mußt sie natürlich begleiten! Dir kann ein bischen frische Luft auch nichts schaden! Es ist ein Aufwaschen!

Fr. Eschenbach. Ja, Johannes, das wird doch aber furchtbar teuer sein! Zwei Personen! Da schicken wir die Lotte lieber allein hin! . . . Kannst Du es denn in diesem Jahre leicht machen?

Eschenbach. Na, das wäre doch noch schöner! Für meinen Wuschelkopf ist mir nichts zu teuer! Und (heimlich) außerdem, ich will's jetzt nur sagen . . . der Chef hat mir heute eine Masse Geld geschenkt!

Charlotte (sieht ihn unverwandt und forschend an).

Eschenbach. Also bis Mittwoch ist die Bagage fertig zu machen für Euch Beide, und dann heidi!

Hans (ist währenddessen an den Blumentisch getreten und kommt mit seinem Bild zurück). Das ist für Euch!

Fr. Eschenbach (betrachtet selig das Bild).

Helene (hinter ihr).

Eschenbach (schaut auch hin, als ob er es noch nicht kennte).

Fr. Eschenbach. Mein geliebter Junge, dafür bekommst Du gewiß die große goldene Medaille!

Hans (lachend). Ja, Mutting, wenn Du in der Jury säßest . . . dann gewiß!

Fr. Eschenbach. Was stellt es nur vor?

Charlotte (steht hinter ihr und erklärt es ihr; es klingelt draußen scharf).

Eschenbach (schrickt zusammen).

Vierte Scene.

Vorige. Fr. **Schröder** (sauber gekleidet).

Fr. Schröder (mit zwei Telegrammen). Von's Telejrafenamt! (Sie giebt sie Eschenbach und ab.)

Fünfte Scene.

Vorige ohne Fr. Schröder.

Eschenbach (öffnet das erste und liest). Herzliche Glückwünsche dem Jubelpaar. Zuckschwerdt und Familie." . . . (Er öffnet das zweite.) „Ihnen und Ihrer

Frau freundlichen Glückwunsch C. M. Kollmann." (Er legt die Telegramme hin und ruft seiner Frau zu, die noch in den Anblick des Bildes versunken ist) Gratulationen! . . . (Dann schnell und leise zu Hans.) Die Sache mit der Stelle bei Siebenlist mußt Du Dir aus dem Kopfe schlagen. Sie ist besetzt. Aber sei nicht verzagt! Ich habe Dein Bild gestern schon gesehen . . . Du hattest es hier stehen lassen . . . Jetzt weiß ich, mein Junge, daß Du Talent hast! . . . Sofort nach der Mutter Abreise kehrst Du nach Paris zurück! Ich werde Dir die Mittel verschaffen!

Hans (leise). Vater!

Eschenbach. Pst! (Wieder nach links.) Na, Alte, schön? nicht wahr? Ja, es ist ein Mordskerl! Aber jetzt vorwärts! in 'ner halben Stunde kommt der Prediger! . . . Mädels, helle Kleider angezogen und schön gemacht! Wir wollen doch Alle festlich vor unsern Herrgott treten!

Fr. Eschenbach (steht langsam auf und geht allein). Schau nur, Johannes, wie aufrecht ich gehe! Und das Bild . . . das betrachte ich mir heute Nachmittag ganz allein . . . das soll mein Festtag sein! Kommt, Kinder, kommt! (Ein wenig hustend links ab, die Mädchen folgen ihr.)

Eschenbach (ihnen nachrufend). Und daß mir Niemand hier 'reinkommt, bevor ich rufe! Ich habe hier noch . . . eine kleine Ueberraschung vor! . .

Fünfte Scene.

Eschenbach. Hans.

Hans. Vater! Wie soll ich das Opfer von Dir annehmen?

Eschenbach. Nimm's an und zerbrich' Dir nicht weiter den Kopf! (Lachend.) Du siehst, das Silberzeug ist noch da! Also werde ich wohl wo anders Kredit gefunden haben! . . . Und nun geh' und zieh Dich um!

Hans (giebt ihm voll Wärme die Hand).

Eschenbach. Und nun noch Eins, Junge! (Ernst.) Ich habe jetzt für Dich getan, was ich konnte! Bewahre mir stets ein gutes Andenken, hörst Du? Willst Du mir das versprechen?

Hans (innig). Ich werde Dich immer, immer in Ehren halten!

Eschenbach. Schon gut! Und nun tummle Dich! Sonst findet uns seine Ehrwürden womöglich noch in Hemdsärmeln!

Hans (schnell Mitte ab).

Sechste Scene.

Eschenbach allein.

Eschenbach (geht an den Kleiderschrank, vertauscht seinen Rock mit einem anderen, den er aus dem Schrank nimmt und sorgsam über eine Stuhllehne hängt, dann zieht er die Weste aus; plötzlich bleibt er in Gedanken stehen; man sieht, wie sie ihn bestürmen, wie er zweifelt, wie er dann wieder sein Vorhaben gutheißt und wieder schwankt. Energisch wirft er den Kopf in die Höhe, als ob ein Entschluß in ihm gereift sei; er geht zur Mitteltür und spricht hinaus). Frau Schröder . . . wenn vielleicht Herr Siebenlist kommen sollte . . . wissen Sie, der gestern hier war, so sagen Sie, daß ich nicht zu sprechen wäre! Sagen Sie aber nicht

etwa: „Herr Eschenbach ist nicht zu Hause," sondern sagen Sie: „Herr Eschenbach ist nicht zu sprechen!" (Er schließt die Türe und kehrt befriedigt zurück; er hängt einen kleinen Handspiegel an einen Nagel zwischen Fenster und Büffet, er bindet sich dort eine altmodische weiße Kravatte um, zieht sich dann eine schwarze Atlasweste an und endlich den über der Lehne hängenden Rock. Ein paar Stäubchen, die ihn geniren, knipst er noch mit den Fingern ab. Dann geht er langsam durch's Zimmer, bleibt eine Zeit lang vor dem Blumentisch stehen, aber man sieht, daß das Alles ganz automatisch geschieht und daß seine Gedanken ganz wo anders. Er starrt wieder vor sich hin; auf's Neue kämpfen Zweifel in ihm, er wägt ab, er verteidigt sich; er macht einige Schritte zur linken Türe öffnet einen Spalt, sieht hinein und nickt dann lange und bedeutungsvoll; er kommt langsam zurück, sein Blick fällt auf die Depesche; er nimmt sie in die Hand, liest sie noch einmal und murmelt dann in tiefer Erbitterung) Freundlichen Glückwunsch" für 26 jährige Dienste! (Er bleibt noch einen kurzen Moment sinnend stehen, bis er endlich mit entschiedener Handbewegung ausdrückt, daß er nicht anders handeln kann; fest entschlossen geht er wieder an die Mitteltür und öffnet.) Frau Schröder! . . . Frau Schröder . . . sind Sie da?

Fr. Schröders (Stimme). Jawohl, Herr Eschenbach!

Eschenbach. Ich habe es mir anders überlegt! Wenn Herr Siebenlist kommt, lassen Sie ihn nur herein!

Fr. Schröders (Stimme). Ist recht, Herr Eschenbach!

Eschenbach (schließt die Tür, dann sieht er ungeduldig nach der Uhr, er geht zum Fenster und schließt es, kehrt zum Tisch zurück, betrachtet das Bild von Hans, dann sieht er kopfschüttelnd wieder nach der Uhr; es klingelt draußen scharf und laut).

Eschenbach (horcht gespannt auf).

Fr. Schröder (in die Mitteltür tretend). Jetzt is der Herr draußen!

Eschenbach. Ich lasse bitten!

Fr. Schröder (schließt die Türe von außen).

Eschenbach (richtet sich hoch auf, als ob er sagen wollte: Ich bin bereit!)

Sechste Scene.

Eschenbach. Siebenlist.

Siebenlist (sommerlich elegant gekleidet, mit Strohhut und Handschuh). 'morjen! 'morjen! 'morjen! jeliebter Freund! Na, habe ich Wort jehalten? Bin ich der Erste? Was soll ich Ihnen heute an diesem Jubeltage sagen? Jar nischt wer ich Ihnen sagen, wir verstehen uns ooch so! Aber ich wer Ihnen lieber doch noch was sagen: Jlück und Segen über Sie und Ihre janze werte Familie! (Er drückt Eschenbach beide Hände.)

Eschenbach (der sich gewaltsam zur Ruhe zwingt). Ich danke Ihnen, lieber Siebenlist, auch für die schönen Blumen, die Sie uns geschickt haben!

Siebenlist. Ja, hat Sie's jefreut? Frau Jemahlin auch? Wie jeht's denn der würdigen Dame? Jedenfalls heute en bischen aufjeregt! Na, keen Wunder! 25 Jahre! das is en hübscher Brocken!

Eschenbach. Wollen Sie nicht Platz nehmen, lieber Siebenlist, ich habe da auch ein Kistchen Cigarren geschenkt bekommen! (Gezwungen lächelnd, dann geht er zum Tisch nach hinten.) Für mich das passendste Geschenk, ich rauche nämlich nicht! Da müssen Sie eine probiren.

Siebenlist (lacht). Ach so, Versuchskaninchen spielen! Aber für Sie, mein Herzchen, tu ich Alles! (während)

Eschenbach (die Kiste mit seinem Federmesser behutsam öffnet).

Siebenlist (zieht sich die Handschuh aus und murmelt). Er will also! Soll er auch anfangen! Vielleicht kann man ihm am Preise 'was abzwacken!

Eschenbach (mit der Kiste nach vorn). Aber so nehmen Sie doch Platz! (Geschieht.)

Siebenlist. Donnerwetter, sieht die fein aus! (Riechend) Ah! und dieses Aroma! (Während er sie sich anzündet) Haben Se wohl von Karlchen Miesnick als Ehrengabe jekriegt?

Eschenbach (setzt sich auch).

Siebenlist. Na warten Se nur, das kommt noch! Denke mir, Ernennung zum Prokuristen! Und auf 'ner silbernen Fruchtschale so . . na, ich will nicht übertreiben . . . so was wie 15 Mille! Wäre wahrhaftig nicht zu viel für 26jährige treue Dienste. (Er pafft große Wolken.) Jroßartig! kostet mindestens neun Pfennig! Na, Ihre Damen wer'n schön schimpfen, wenn ich ihnen die Bude so vollqualme! (Er sieht nach der Uhr.) Schon ½11? Habe nämlich nur 'nen Augenblick Zeit! Wundern Se sich nicht, daß ich so pikfein anjezogen bin? ich muß nämlich mit 'nem Kunden heute 'ne Landpartie machen. Können Se sich vorstellen: ich und 'ne Landpartie! Aber der Onkel nimmt mir rejelmäßig den ältesten Bowel ab und zahlt baar! Baar! Käsch! Pinke — pinke! Na, dafür fahre ich wirklich in 'nem Kremser vier Stunden lang auf 'ner staubigen Chaussee, und wenn wir bei de Kartoffelfelder vorüberkommen, wird anjestimmt (singend) „Wer hat Dich, Du schöner Wald" un denn 'raus mit'n Eßkober und Nachmittags Cakewalk . . . bei die Hitze! . . . un de Mächens haben ausjewaschene Kleider an un jelbe Schuhe aus'n Dreimarkbazar . . . un nachher Pfänderspiele mit Verstecken un Abends retour mit Lampions und Harmonika . . . und wenn's Wetter noch so schön is, uf beide Seiten vom Kremser die Leder runter, und die paar jungen Leute, die nich anderweitig anjenehm beschäftigt sind, die singen nich mehr (singend) „Wer hat Dich", sondern (singend) „Laß ab von der Liebe"! Das is aber der pure Neid! Und dazwischen nu Heinrich Siebenlist mit zwölfhundert Muster im Kopp! Jräßlich! Jar nich auszudenken! Aber . . . er zahlt baar! Un wissen Se, wer das is? Das is Ludwig Fritzsche aus Chemnitz! Habe ich C. M. Kollmann ooch so sachteken abjeknöppt! (Die Beine kreuzend) Na, und Sie alter Silberbräutigam, heute in sehr jehobener Stimmung, was? Läßt sich ja denken! Nachher feierliche Bepredigung mit Harmonium un Chokolade un Segen un Klimbim! Ja, ja, das Familienleben! (Er will sich scheinbar erheben.) Also, mein Herzchen . . . ich muß jetzt abschieben . . . höchste Eisenbahn . . .

Eschenbach (der mit immer wachsender Unruhe zuhörte). Ja, mein lieber Siebenlist, was nun den Plan anbetrifft, den Sie mir da gestern . . .

Siebenlist (einfallend). Nee, nee! Heute an Ihrem 25. Pfingstfeiertage . . . wollte sagen Hochzeitstage, nischt von Jeschäften! Ich sehe es

Ihnen an, Sie wollen nich . . . haben sich die Sache anders überlegt . . . nich Ihr Fall! Schön! Reden wir nich mehr drüber!

Eschenbach (schwer atmend). Nein, Siebenlist, ich habe mir die Sache überlegt, (mit gesenkten Augen) und wenn ich Ihnen einen Gefallen damit erweisen kann . . .

Siebenlist (völlig den Erstaunten spielend). Mir 'nen Jefallen?

Eschenbach. Ich dachte . . . Es läge Ihnen . . . viel daran!

Siebenlist. Ach so! Jetzt verstehe ich erst! Sie meinen die Sache da mit Eurer Erfindung? Hatte zwar die Chose schon wieder verschwitzt! Du lieber Himmel, ich hab'n Kopp so voll! Aber wenn Sie wieder davon anfangen, mir auch recht! Also, Jubelgreis, losgeschossen! Vielleicht ein Aschbecher! Ach so, war jestern ooch schon nich da! Na, denn nich! (Er wirft die Asche auf den Boden.)

Eschenbach (steht auf und wendet ihm den Rücken). Also, Siebenlist, ich . . . bin . . . bereit . . .

Siebenlist. Warum, jeliebter Freund, drehen Se sich denn um und gönnen mir nich den Anblick Ihres schönen Antlitzes?

Eschenbach. Weil . . . ich mich schäme!

Siebenlist. Ach, Blödsinn! Se wer'n sehen, daß Sie's mit einem Ehrenmann zu tun haben, der die Sache mit aller Delikatesse behandelt! (Gemütlich.) Also, wo war'n wer stehn jeblieben? Sie sind bereit . . . wozu sind Sie bereit?

Eschenbach (monoton und leise). Ihnen das Verlangte zu besorgen . . . gegen eine . . . einmalige Zahlung . . . von . . . 15000 Mark. (Er schöpft Atem.)

Siebenlist. Erlauben Se mal, erlauben Se mal, von wie viel?

Eschenbach (leise). Ich sagte es ja bereits! (Er dreht sich um.)

Siebenlist. Sagen Se mal, jeliebtes Engelchen, hatte ich nich, soweit ich mich besinne, nur von zehn Milleken jesprochen?

Eschenbach. Ursprünglich! Dann aber erhöhten Sie die Summe.

Siebenlist. Na, wenn Sie's sagen! (Leise, sich den Schnurrbart streichend.) Also nischt zu machen! (Laut.) Zwar en bisken ville für das Verjniegen, aber wenn ich's jesagt habe: Eschenbach, verlassen Se sich janz auf mich, ich bin ein Gentleman!

Eschenbach (bescheiden). Bitte, sprechen Sie nicht so laut, meine Familie nebenan könnte . . .

Siebenlist. Also schön, dann bin ich leise ein Gentleman!

Eschenbach (tritt dicht an ihn heran, in furchtbarer Erregung, mit bebender Stimme). Mißverstehen Sie mich um Gottes willen nicht, Siebenlist. Sie haben mir gestern gesagt, daß ich Schmerzen stillen, daß ich Hoffnungen aufbauen kann und Tränen trocknen! Das hat mich bis in's innerste Mark getroffen! Sehen Sie, ich bin so namenlos müde, von all dem Kampf, und ich bin so mürbe, so verzagt und hoffnungslos, wenn ich in die Zukunft blicke, daß

ich nicht anders kann! Ich habe mir's heute Nacht hunderte und tausende Male überlegt nnd habe mich verflucht und mich mit Abscheu von dem Handel abgewendet! Aber dann hörte ich wieder nebenan das Atemringen meiner Frau, und dann stieg wieder das Gräßliche vor mir auf, daß ich sie verlieren könnte, wenn nicht schnell Hilfe käme, und dann sah ich wieder das abgehärmte Gesicht meiner Tochter und das verzweifelte meines Jungen, und dann sah ich in die Zukunft und sah nichts als Elend und Sorge, und da . . . bin ich unterlegen! (Er ergreift krampfhaft Siebenlists Hand, stürmisch, aber gedämpft.) Können Sie mich verstehen? Können Sie mir nachfühlen? Sagen Sie mir, bin ich denn ganz und gar verdammenswert? Ich tue es ja, weiß es der Himmel, nicht aus Gewinnsucht, nicht aus . . . (Er kann nicht weitersprechen.)

Siebenlist (steht auf, legt seine Cigarre hin, dann ernster, mit Vermeidung der saloppen Sprechweise). Lieber Eschenbach, machen Sie sich deswegen keine Skrupel! Wenn das Sprichwort noch nicht da wäre, man müßte es für Sie erfinden: „Der Zweck heiligt die Mittel!" Sie sind Familienvater! glücklicher Familienvater! Wenn Sie nach ein paar Jahren abgerackert auf der Nase liegen, so giebt Ihnen C. M. Kollmann nicht einen Groschen, aber 'nen Fußtritt! Das Hemd ist einem näher als der Rock, opfern Sie den Rock! Sie können in Ihrer Lage nichts Vernünftigeres tun! Und — das wiederhole ich Ihnen — erfahren tut kein Mensch jemals etwas davon! Und passen Sie mal auf, welches Gefühl der Ruhe, der Sicherheit über Sie kommen wird, wenn Sie erst die braunen Dinger in Ihrer Brusttasche knistern hören! Das ist 'ne ganz eigene Musik, ohne jede Dissonanz! Ich kann Ihnen sagen, ich beneide Sie um die naive Freude! . . . . Das also wäre die moralische Seite . . .

Eschenbach (in tiefster Bitterkeit). Die moralische Seite!

Siebenlist. Und nun, Sie Großkapitalist, wollen wir mal praktisch reden! (Er geht mit den Händen auf dem Rücken durch's Zimmer.) Soweit ich die Geschichte beurteilen kann — wenigstens wurde es früher so bei C. M. Kollmann gehandhabt, als ich vor vierzehn Jahren als Lehrling dort eintrat — und deswegen wird's heute noch genau so sein — also, soweit ich mir die Sache vorstelle, liegen sämmtliche Pläne, Skizzen, Entwürfe, alle Proben, alle Buntdrucke von den ersten Anfängen bis zur definitiven Ausführung mit erklärenden Erläuterungen, kurz liegt die ganze Bescherung fein säuberlich in einem Aktenstück! Nicht wahr?

Eschenbach (schweigt).

Siebenlist. Das Ganze wird bei seiner fanatischen Pedanterie so klar, so übersichtlich sein, daß ich mich schnell orientiren kann! Wenn ich mich koncentrire, arbeite ich verflucht fix. Und wissen Sie das Ende vom Liede? Sie kommen endlich aus den Sorgen 'raus, ich mache mit Gottes Hilfe ein Bombengeschäft, und Karlchen Miesnick bekommt in Saint Louis vor Aerger wirklich die Gelbsucht! Muß er regelmäßig nach Karlsbad, und

Sie sind ihn alle Jahre vier Wochen los . . . dieses Patentekel! . . . . Besorgen Sie nur also . . . na, morgen ist Feiertag — also bis Dienstag Abend die Sache: Mittwoch früh haben Sie sie pünktlich zurück.

Eschenbach (faßt sich mit beiden Händen nach dem Halse und ringt nach Luft). Nein . . . nein . . . ich kann nicht! Ich ersticke!

Siebenlist (kalt). Soll ich vielleicht das Fenster öffnen?

Eschenbach (heiser). Nein . . . nein, nein!

Siebenlist (sein Blick fällt plötzlich auf Kollmanns Depesche, er liest sie und lacht kurz und höhnisch auf). „Freundlichsten Glückwunsch. C. M. Kollmann." Für sechsundzwanzig Jahre! (Höhnisch.) Fünf Worte macht 25 Pfennige: Hahaha!

Eschenbach (immer erregter). Lassen Sie mir Zeit, Siebenlist, lassen Sie mir Zeit!

Siebenlist. Mein Gott, ich habe Zeit! Es kommt nur darauf an, ob Sie noch so lange Zeit haben! Sie wissen, mit Wechseln werden keine langen Späße getrieben! Da kommt dann Mittwoch früh — das ist ja wohl der Verfalltag? — da kommt dann, wenn Sie und Ihre liebe Familie gemütlich beim Kaffee sitzen, irgend ein wildfremder ungemein zugeknöpfter Kassenbote und präsentirt, und dann kommt paar Tage darauf irgend ein furchtbar feintuender Rechtsanwalt — Cohn VI oder Levin VII — und protestirt, und dann kommt die Klage und zum Schluß die Pfändung! Na (sich umsehend) fruchtlos wird sie ja hier nicht sein! Und . . . Sie können mir's auf's Wort glauben . . . ein beliebtes Gesellschaftsspiel ist das nicht! . . . Da trampeln denn so'n paar ganz gemeine Kerle in Ihre Zimmer hier 'rein und packen mit ihren rohen Händen so'n paar Gegenstände, die Sie in fünfundzwanzig Jahren liebgewonnen haben! Und dann mit'm Möbelwagen weg auf die Pfandkammer! Und Sie bleiben zurück und starren auf die leeren Stellen! So was tut weh! so was schmerzt! aber eklig! Aber, was das Schlimmste dabei ist, da nützt kein Versteckspielen und kein Verheimlichen vor Ihrer lieben Frau, und die macht, statt sich in einem Badeort zu erholen, den ganzen Jammer mit, und Ihre Mädchen heulen, und Sie trauen sich nicht mehr auf die Straße, weil Sie sich vor den Nachbarn geniren! Aber, das ist nur der Anfang vom Ende! Bald giebt's immer mehr solche leere Stellen in Ihrer Wohnung! (Stark pointirend, aber leise) Wie Ihre arme kranke Frau all' das Elend überstehen wird . . . ob sie's überhaupt überstehen wird . . . tja . . . das weiß der liebe Gott!

Eschenbach (der in immer wachsender Erregung gefolgt ist, leise und fest entschlossen). Sie haben Recht, Siebenlist, ich tu's, ich tu's!

Siebenlist (atmet befriedigt auf). Na! . . . (Pause.) Also Dienstag Abend komme ich hierher, oder ist's Ihnen wo anders lieber?

Eschenbach (in fieberhafter Hast). Nein, nein, ganz recht hier . . .

Siebenlist. Um neun? Um zehn?

Eschenbach (atemlos). Wann Sie wollen!

Siebenlist. Sie geben mir das Bewußte?

Eschenbach (mechanisch). Ich gebe Ihnen das Bewußte . . .

Siebenlist. Mittwoch früh um sieben liefere ich es Ihnen wieder ab, und Sie bekommen Ihr Geld?

Eschenbach (bebend). Und ich bekomme . . .

Siebenlist. Abgemacht?

Eschenbach. Abgemacht!

Siebenlist (die Hand hinhaltend). Ein Mann?

Eschenbach (will einschlagen). Ein . . .

Siebente Scene.

Vorige. Helene (tritt zuerst in die Tür, dann **Charlotte**, beide in weißen Kleidern).

Helene (weich). Väterchen!

Eschenbach (beim Klang der Stimme, wie vom Blitz getroffen, starrt mit weitgeöffneten Augen in's Leere).

Helene (weich und zärtlich). Komm! es ist die höchste Zeit!

Eschenbach (seine Brust keucht furchtbar, nach und nach erwacht er wie aus einem entsetzlichen Traum, er starrt Siebenlist wie geistesabwesend an, dann wendet er langsam den Kopf nach hinten zu Helene, dann stürzt er wie Hülfe suchend auf sie zu, packt ihre Hände und gurgelt hervor). Es ist . . . die . . . höchste . . . Zeit! (Tiefe Pause.)

Helene und Charlotte (sehen in höchster Spannung auf ihn).

Siebenlist (stampft leise mit dem Fuße auf; dann nimmt er seinen Hut mit affektirter Vornehmheit). Mein verehrtes Fräulein, es ist nun das zweite Mal in meinem Leben, daß Sie mir einen Strich durch die Rechnung machen!

Helene (sieht ihn stolz an).

Eschenbach (hat von diesem Vorgang nichts gehört).

Siebenlist (nimmt sein buntes Taschentuch heraus und stäubt sich scheinbar die Stiefeletten ab). Mein lieber Herr Eschenbach, sobald wird Ihnen Hilfe nicht wieder in so koulanter und uneigennütziger Weise angeboten werden! (Er steckt das Taschentuch ein.) Ihnen ist eben nicht zu helfen! Sie werden in Ihrem ganzen Leben nicht auf 'nen grünen Zweig kommen! (Frech.) Uebrigens nochmals meinen allerherzlichsten Dank für die jroßartige Importcijarre und allerseits . . . recht verjniejte Feiertage! (Er setzt sich den Hut auf, auf dessen Deckel er laut klappt, und geht, während er „Glücklich ist“ aus der „Fledermaus“ pfeift, durch die Mitte ab.)

Achte Scene.

Vorige ohne Siebenlist.

(Nach kurzer Pause, während welcher Eschenbach wie angewurzelt steht)

Helene. Väterchen, so komm' doch . . . der Prediger wird gleich hier sein!

Eschenbach (hervorbrechend, ohne laut zu werden). Mein Kind, mein geliebtes Kind!

Helene. Was giebt's denn nur? Was hast Du nur?

Eschenbach (keuchend). Du hast mich gerettet!

Helene (angstvoll). Vor wem, Vater, vor wem?

Eschenbach (leise). Vor mir selbst! (Er ergreift ihren Kopf und küßt sie lange auf die Stirn; mit tiefster Innigkeit.) Ich danke Dir! . . . ich segne Dich! . . . (Dann ergreift er ihre Hand und hebt den Kopf.) So! Jetzt bin ich wieder der alte Johannes Eschenbach! Mag werden, was will! Ich werde standhalten! (Indem er mit ihr zur linken Tür geht.) Jetzt kann ich mit reinem Gewissen vor Den da oben treten! (Er geht aufrecht, wie ein Mensch, der von einer Last befreit ist, mit Helene hinaus.)

Neunte Scene.

Charlotte. Gleich darauf **Hans.**

Charlotte (steht ganz in Gedanken versunken, sie schüttelt den Kopf, als ob sie sich das eben Geschehene und Gehörte gar nicht erklären könnte, dann geht sie langsam an's Fenster und öffnet es und kehrt ebenso in Gedanken versunken wieder zurück, sie bleibt stehen, sieht in's Weite, man merkt, daß ihr jetzt der Zusammenhang klar wird; sie nickt langsam mit dem Kopf).

Hans (durch die Mitte, er hat eine weiße Kravatte um und einen nicht eleganten, aber sauberen dunklen Rock an). Da bin ich! Der Prediger schon da?

Charlotte. Er muß jeden Augenblick kommen!

Hans (erschrocken). Wie siehst Du denn aus, Lotte, was hast Du denn?

Charlotte. Nichts!

Hans. Lotte, ich will Dir was anvertrauen. Aber reinen Mund gehalten! (Leise.) Mittwoch fahre ich nach Paris zurück. (Glücklich.) Ich kann weiter malen. Der Vater stellt mir die Mittel auf ein paar Jahre zur Verfügung!

Charlotte. Das glaube ich kaum!

Hans (entsetzt). Warum nicht?

Charlotte. Es muß eben etwas Entsetzliches geschehen sein zwischen ihm und Herrn Siebenlist!

Hans (fliegend). Um Gotteswillen, was denn?

Charlotte. Ich weiß es nicht! Aber Dein Vater war schrecklich anzusehen, als ob er von Furien gepeitscht würde, wie ein Mensch, der über einem furchtbaren Abgrund schwebte und der in der höchsten Gefahr gerettet wurde . . .

Hans (atemlos). Durch wen? Durch wen?

Charlotte. Ich will's Dir sagen, wie ich's glaube: er wollte eine große Sünde begehen . . . aus Liebe und wurde durch Liebe gerettet! . . . (Pause.) Und nun komm! Wir müssen jetzt gehen! (Sie wendet sich nach links; es klingelt draußen sehr laut, Beide erschrecken.)

Hans (eilt zur Mitteltür, leise und schnell). Frau Schröder, wenn Besuch kommt, wir sind für Niemand zu Hause! (Er schließt die Türe; Pause.)

Zehnte Scene.

Vorige. Frau Schröder (durch die Mitte).

Fr. Schröder (mit einem ganzen Packet von Telegrammen). Es war kein Besuch. War nur en Mann! Von's Telejrafenamt! Nu bitt' ich Ihnen, Fräuleinchen,

um Allens in de Welt, jleich sieben Stück! Nee, so 'was! (Sie giebt Charlotten die Depeschen und geht kopfschüttelnd heraus.) Nee, so 'was, sieben Stück uff einmal! (Mitte ab.)

Letzte Scene.

Charlotte. Hans.

Charlotte. Alles Gratulationen für die Eltern; das wird die Mutter freuen; daran sieht sie, wie der Vater überall geehrt und geachtet wird! (Sie hat einige Depeschen hingelegt und einige in der Hand behalten; sie öffnet die erste und liest.) „Herzlichste Glückwünsche. Frommel und Frau." (Sie öffnet die zweite und liest.) „Dem Silberbrautpaar innigste Gratulation Albert Henkel mit Familie." (Sie legt sie hin.) Alles gute Bekannte von den Eltern. (Sie öffnet die dritte und liest.) „Ihnen, mein sehr verehrter Herr Eschenbach, meine aus aufrichtigem Herzen kommenden Glückwünsche . . . wie werden sich Ihre Eltern freuen! Geheimrat Diederici." (Sie schüttelt den Kopf, dreht die Depesche um, sieht nach der Adresse.) Sie ist ja für Dich! . . . „Hans Eschenbach" . . . Verstehst Du das? . . . (Sie giebt Hans das Telegramm.)

Hans (nimmt das Telegramm, liest es verständnißlos und zuckt dann mit den Achseln).

Charlotte (während sie wieder eine Depesche öffnet.) „In aufrichtiger Freundschaft und Verehrung gedenkt heute Ihrer und Ihrer Frau Gemahlin das Personal von C. M. Kollmann." Das ist lieb! (Sie will das folgende öffnen, liest aber noch die Adresse) „Monsieur Hans Eschenbach." Halt, das ist auch für Dich . . . (Sie giebt es ihm.)

Hans (liest die Adresse, öffnet mißmutig und langsam das Telegramm; er liest, seine Züge nehmen zuerst einen ganz irrsinnigen Ausdruck an, sein ganzer Körper bebt, seine Lippen lallen Unverständliches, das Blatt fliegt in seinen Händen; er stammelt ganz unartikulirt).

Charlotte (entsetzt). Mein Gott, Hans, was hast Du denn? was ist denn geschehen?

Hans (in fieberhafter Zusammenhanglosigkeit stammelnd). J'ai . . . l'honneur de vous . . . faire savoir . . . que . . . votre oeuvre . . . Le chemin du bonheur . . . vient d'être . . . l'objet . . . d'une . . . mention honorable . . Je vous envoie . . . mes meilleurs . . . félicitations . . . (Er fährt sich mit beiden Händen durch's Haar, wie Jemand, der fürchtet, plötzlich den Verstand zu verlieren, der glaubt, daß ein böser Spuk ihn narrte; er starrt wieder in das Blatt, einige Worte vor sich hinmurmelnd, er sieht sich im Zimmer um, um sich zu vergewissern, daß er nicht träumt, er drückt sich mit der rechten Hand krampfhaft die linke, um sich zu überzeugen, daß er wirklich lebt.) Lebe ich denn? (Plötzlich in namenloser Lust aufschreiend.) Ich lebe! . . . ich lebe! (Er stürzt in den Korblehnstuhl, den Kopf auf die Tischplatte beugend, und schluchzt vor sich hin.)

Charlotte (die in atemloser Spannung mit allem Ausdruck reinsten Glücks seine Worte verschlungen hat, nimmt ihm die Depesche aus der Hand und liest). „Ich habe die Ehre, Ihnen mitzuteilen, daß Sie für Ihr Werk „Der Weg zum Glück" durch eine ehrenvolle Erwähnung ausgezeichnet wurden. Edmund Forignac, Sekretär." . . . Eine ehrenvolle Erwähnung . . . bedeutet das viel?

Hans (in fieberhafter Hast). Ob das viel bedeutet? Lotte, das bedeutet

für mich Alles! Das bedeutet für mich armseligen Schlucker das Emportauchen aus dem Nichts, aus der Dunkelheit . . . (Immer fliegender) Das bedeutet Beachtung . . . Rettung vor dem Hunger . . . die Wahrscheinlichkeit, das Bild zu verkaufen. . . das bedeutet die Möglichkeit, den Eltern etwas zu geben . . . (Hinreißend.) Das bedeutet nach all den Qualen den Aufstieg . . . das ist das Licht . . . das ist der Weg zum Ruhm und zum Glück! (Erschöpft beugt er den Kopf wieder auf den Tisch.)

Charlotte (blickt auf ihn nieder, streichelt ihm zärtlich den Kopf und sagt dann leise und mit tiefer Innigkeit). Hans!

Hans (verharrt noch ab und zu aufschluchzend in seiner Stellung).

Charlotte. Hans! Mein guter Hans! Mehr kann ich Dir nicht sagen!

Hans (hebt langsam den Kopf und sieht sie zärtlich an). Lotte . . . ich danke Dir, Du hast ja mitgearbeitet und mitgeholfen am „Weg zum Glück!“ . . (Plötzlich reißt er ihr die Depesche aus der Hand; jubelnd.) Da steht's! . . . es ist wahr! (In Seligkeit.) Die Mutter!

Charlotte (in tiefem Ernst). Und der Vater!

Hans (hat den Kopf in beide Hände gestützt und blickt vor sich hin, als ob er es noch gar nicht fassen könne).

Charlotte (hat von dem Lorbeerbaum einen Zweig gepflückt, sie tritt an ihn heran voll Anmut und Innigkeit). Sei guten Muts, Du wirst auch schon noch den Kranz erringen! Nimm vorläufig von mir den kleinen Zweig!

Hans (steht auf mit dem Zweig, innig). Lotte, ich hätte ihn aus keiner lieberen Hand empfangen können! (Aus dem Nebenzimmer hört man auf dem Harmonium die ersten Klänge einer schönen feierlichen Weise.)

Charlotte. Und nun komm! Hörst Du, der Choral beginnt schon!

Hans und Charlotte (gehen nach links; als sie am Blumentisch vorüberkommen, bleibt)

Hans (stehen). Lotte! Noch einen Augenblick! (Er pflückt einen Zweig von der Myrte und reicht ihn ihr, einfach und von Herzen.) Willst Du?

Charlotte (sieht ihn selig an, dann schlägt sie stumm die Augen nieder).

Hans (ergreift ihre Hand, innig) Komm! (Er öffnet die linke Türe, heller Lichterglanz fällt auf Beide, sie bleiben auf der Schwelle stehen in Andacht und Glück versunken, und unter den feierlich anschwellenden Klängen des Chorals fällt ganz langsam der

Vorhang.)

Ende.



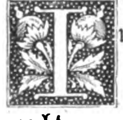
Von der „heiligen“ Zahl Sieben*),

ihrer Geschichte, ihrer Bedeutung und ihrem Ursprung.

Von

E. Sabel.

— Trier. —



Im Altertum spielte die „heilige“ Zahl Sieben im Leben der Völker eine sehr bemerkenswerte Rolle und hatte so große Bedeutung, daß sich ihr Einfluß bis in die neueste Zeit geltend macht.

Ihre Geschichte reicht bis in die ältesten bekannten Zeiten zurück, da nach dem Zeugnisse der Bibel schon Abraham sich der Sieben als bedeutungsvoller Zahl bedient hat, da bereits in den wahrscheinlich im 16. oder 17. Jahrundert v. Chr. verfaßten älteren Teilen des Veda, der kanonischen Religionsurkunde der indischen Brahmanen, häufig der Sieben erwähnt ist, und da um 1600 v. Chr. die Babylonier ihre fünftägige Woche mit der siebentägigen vertauscht haben sollen. Sie erstreckt sich also von diesen uralten und von Moses' Zeiten an, in dessen für uns besonders wichtigen Gesetzes- und Religionsvorschriften die Zahl Sieben in hervorragender Weise auftritt, bis in unser Leben hinein, in welchem auch wir uns noch, wie ehemals die Indier, Aegypter und Hebräer nach 7 Tagen der Woche richten, in welchem wir von seinen und ihren Siebensachen reden und die böse Sieben kennen, in welchem uns die bekannten 7 Brüder auf der Straße musikalische Genüsse bereiten, und in welchem es im Volksmunde heißt, im siebenten Himmel sein, wenn Jemand eine außerordentlich große Freude ausdrücken will.

Die Wertschätzung und Hochhaltung der Sieben hat sich auch übertragen auf die Lehren der katholischen Kirche von den sieben Erzengeln, den sieben Tugenden, sieben Hauptsünden und den sieben heiligen Sakramenten. Und im Kalender findet sich der 27. Juni als Festtag der heiligen Siebenschläfer bezeichnet, der Wettermacher insofern, als der Volksglaube annimmt, daß

---

*) Vortrag, gehalten im December 1902.

das Wetter von diesem Tage an 7 Wochen lang so beschaffen sein werde, wie es an demselben war.

Sogar in einigen früheren und jetzigen unserer politischen Einrichtungen ist der altgewöhnte Einfluß der Sieben unverkennbar: Die goldene Bulle setzte die Anzahl der Kurfürsten im deutschen Reiche auf 7 fest. Im neuen deutschen Reichstage und im preußischen Abgeordnetenhause werden die Mitglieder jedes derselben bei Beginn der Tagung in 7 gleich starke Abteilungen geteilt, welche ihrerseits gleich viel Mitglieder in die Kommissionen wählen, so daß die Anzahl der Kommissionsmitglieder aus Produkten der Sieben, 14, 21, 28 sich zusammensetzt. Und es ist gewiß nicht der reine Zufall, daß in Preußen gerad das siebente Söhnchen eines Elternpaares Patenkind des Königs werden darf, vielleicht, ich weiß es nicht, ich vermute es nur, im Gedenken des mutigen Verhaltens der 7 Makkabäischen Brüder, welche mit ihrer heldenhaften Mutter für ihre Gesetzestreue den Märtyrertod starben.

Auch manche geographischen Benennungen bringen uns die frühere Bedeutung der Sieben in Erinnerung: Siebenbürgen verdankt seinen Namen 7 festen Städten (Burgen), welche die daselbst eingewanderten Rheinländer erbauten. 7 nackte Felsenhörner am Wallensteiner See in St. Gallen heißen die Kurfürsten (Kurfirsten)! An den 7 Linden und Quellen sind häufig vorkommende Ortsbezeichnungen.

In unseren Sagen und Märchen finden wir die 7 wieder: Es sei nur an die Geschichten von den 7 Schwaben, 7 Raben und den 7 Zwergen in Schneewittchen erinnert und an die Siebenmeilenstiefel, mit denen wie in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts auf den meisten, leider nicht auf allen Gebieten des geistigen Lebens vorwärts geschritten sind und auch heute noch vorwärts schreiten.

Außer den wenigen mitgeteilten giebt es heutzutage in den verschiedenen Gegenden Deutschlands, besonders in Mittel- und Süddeutschland, noch eine ganze Reihe von Beziehungen, Gebräuchen und Aberglauben, bei welchen die Sieben eine Rolle spielt. Konnte man doch auf der letzten Aller-Heiligen-Messe zu Trier die 7 Paläste des Teufels sich ansehen.

Ebenso ist fast keine außerdeutsche Bevölkerung Europas von der Verquickung der Volksvorstellungen mit der Zahl 7 ausgenommen und naturgemäß auch diejenigen Bewohner anderer Weltteile nicht, welche von europäischen Auswanderern abstammen.

Dasselbe gilt von allen Völkern, welche Anhänger des mohammedanischen Glaubensbekenntnisses sind.

Andererseits ist der Einfluß der Sieben über fast ganz Asien verbreitet.

Sogar bei den Polynesiern finden sich Spuren der früheren Hochhaltung der Sieben in ihren Sagen, und sehr merkwürdig sogar auch bei einigen nord- und mittelamerikanischen Indianervölkern.

Das Eingedrungensein der Sieben in die Volksvorstellungen und Ge-

bräuche und Volkssagen ist also über den größten Teil der Erde verbreitet, und die Geschichte dieser Zahl umfaßt seit den Eingangs gegebenen uralten Anfängen bis jetzt einen Zeitraum von 3800 Jahren; wahrscheinlich aber reicht der Einfluß dieser Zahl auf die menschlichen Einrichtungen noch viel weiter als 2000 Jahre v. Chr. zurück. Bei einem so hohen Alter und einer so großen Verbreitung dieses hochwichtigen, weil sehr einflußreichen kulturgeschichtlichen Faktors scheint es von Wert und wohl auch interessant, seine Spuren und hinterlassenen Eindrücke zu verfolgen und seinem Ursprunge nachzuforschen.

Es ist aber nicht möglich, im engen Rahmen dieses Aufsatzes die Geschichte der Sieben ausführlich zu behandeln. Ich werde daher nur eine kurze allgemeine Uebersicht derselben geben, soweit die älteren heidnischen Völker in Betracht kommen, und nur etwas näher auf die Hochhaltung der Sieben bei den Hebräern eingehen, weil dieselbe den bei weitem größten Einfluß auf die Uebertragung der Sieben in die Vorstellungen der neueren Völker Europas ausgeübt hat.

Es wird sich dabei die willkommene Gelegenheit bieten, der Entstehung der Werthaltung der Sieben näher zu treten, über welche die Ansichten bis jetzt geteilt sind.

* * *

Am frühesten finden wir die Sieben als besonders hochgehaltene Zahl bei den ältesten asiatischen Kulturvölkern, den Indiern, Babyloniern und Chinesen in Gebrauch, von wo dieser sich nach allen Himmelsrichtungen verbreitet hat.

In dem altindischen Veda, von dem bereits Eingangs die Rede war, findet sich häufig die Sieben, besonders in dem ältesten Teile desselben, im Rigveda: Wischnu, eine der Gottheiten, welche zusammen den dreigestaltigen höchsten Gott der Bramahnenreligion bilden, schreitet durch die 7 Stätten der Erde. Der Sonnen- und Feuergott Agni hat 7 Strahlen, er wird von 7 himmlischen Strömen genährt, von 7 Priestern gesalbt, ihm zu Ehren ertönen 7 Töne des heiligen Liedes. Er fährt mit siebenzüngigen Rossen und 7 Zügeln; ein anderer Gott auf siebenrädrigem Wagen und einer mit 7 Rindern. Es giebt siebentägige Fasten und 7 gesetzliche Arten, Eigentum zu erwerben. Die Bramahnen kennen 7 Himmel und 7 obere und 7 untere Welten. Auch werden der Sieben magische Kräfte zugeschrieben, so unter Anderem gegen Krankheiten, um in einer neuen Wohnung Glück zu haben und um einen Gatten zu erwerben u. s. w.*)

*) Diese Belege, sowie auch einen großen Teil der folgenden, soweit sie die heidnischen Völker des Altertums betreffen, verdanke ich der Abhandlung: Die Siebenzahl im Geistesleben der Völker von Ferdinand von Andrian in den Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien, XXI. Band, 5. Heft; A. Hölder, Wien 1901. In dieser verdienstvollen Arbeit ist das mit bewunderungswertem Fleiße gesammelte Vor-

Auch in der erleuchteten Religion, welche der Reformator der Brahmareligion, Buddha, unter Verwerfung des dreigestaltigen Gottes, im 6. Jahrhundert vor Chr. lehrte: Ein unsichtbares, allmächtiges, weises, gerechtes, gütiges, barmherziges, höchstes Wesen regiert die Welt; durch Tugend gelangt der Mensch zur Seligkeit und Vereinigung mit diesem, wogegen die Seelen der Gottlosen Tierkörper durchwandern müssen, tritt uns die Sieben entgegen, besonders in den Legenden: Gleich nach seiner Geburt macht Buddha 7 Schritte nach Norden, 7 Tage danach stirbt seine Mutter. Er bereitet sich 7 Wochen auf die Verkündigung seiner Lehre vor. Er heißt der Besitzer der 7 überirdischen Schätze, ihm zu Ehren wurden sieben Stock hohe Gebäude erbaut u. s. w.

Bei den Babyloniern, die ebenso wie die alten Indier schon zur Zeit der Entstehung des Veda auf einer sehr hohen Kulturstufe standen, ist die Rede von 7 Welten, 7 Flüssen, 7 Winden u. s. w. Wir begegnen auch 7 bösen Geistern. Der Volksglaube hielt diese für die Urheber der Mondfinsternisse. Von der übrigens zweifelhaften Einführung der Woche zu 7 Tagen um 1600 vor Chr. ist schon die Rede gewesen. Vielleicht hat die 7 tägige Woche mit 6 Arbeits- und einem Ruhetage schon viel früher bestanden, wie daraus hervorgeht, daß in einem bei den Babylonischen Ausgrabungen aufgefundenen Festkalender der 7., 14., 21. und 28. Tag eines Monats als Tage bezeichnet sind, an welchen kein Werk getan werden durfte*).

Nicht weniger war dem wohl ältesten Kulturvolke der Erde, den Bewohnern Chinas, die Sieben als bedeutungsvolle Zahl bekannt, lange bevor der Buddhismus bei seinem Siegeszuge in's mittlere und östliche Asien, der vom 2. Jahrhundert v. Chr. an stattfand, seine Siebenverehrung in's himmlische Reich mitbrachte: Nach den rituellen Vorschriften des Li-ki, des 5. Teiles der von Konfuzius im 6. Jahrhundert v. Chr. gesammelten heiligen Bücher oder Kings, die zum Teil sehr alte Gebräuche wiedergeben, verehrte der Kaiser beim Ahnendienste 7 Generationen, in Folge dessen der Ahnentempel 7 kleinere Tempel umschloß. Die Kaiser opferten auf 7 Altären den 7 wichtigsten Geistergruppen. Der verstorbene Kaiser wurde am 7. Tage nach seinem Ableben eingesargt, im 7. Monat begraben, sein Sarg war siebenfach.

Es konnte nicht ausbleiben, daß die den Genannten benachbarten oder mit ihnen in nähere Berührung gekommenen Völker die Hochhaltung der Sieben kennen lernten und annahmen, so die Bewohner von Mesopotamien und Chaldäa, die Assyrier und namentlich die Meder und Perser.

Nach dem Zoroasters Lehren enthaltenden Zendavesta, den heiligen

kommen der Sieben bei den verschiedenen Völkern des Altertums und der Neuzeit zu einem Ganzen vereinigt. Ich bemerke dazu, daß ich die Ansicht über Entstehung des Siebenkultus aus der Kenntniß der 7 Planeten des Altertums, welcher auch diese Abhandlung zustimmt, nicht teile. Näheres hierüber auf den Seiten 307 f. und 311—313.

*) Babel und Bibel von Friedrich Delitzsch.

Büchern der Meder und Perser, stehen dem Beherrscher des Lichts und des Guten 7 höchste Lichtgeister, Amschaspands, zur Seite, dem Beherrscher der Finsterniß und des Bösen 7 Devas oder Dämonen. Die ursprünglich ein Ganzes bildende Welt ist unter dem Einflusse der Devas in 7 Teile zersprungen, deren einer unsere Erde ist.

In den persischen Heldensagen ist die Sieben die Lieblingszahl: Sie kennen 7 tägige Festgelage, 7 tägige Schlachten, 7 tägige Jagden, 7 tägige Hochzeitsfeier, 7 tägiges Gebet, eine Dürre von 7 Jahren u. dergl. mehr.

Selbst die persische Geschichte ist von der 7 nicht frei: der von Cyrus besiegte König Krösus sollte mit 2 mal 7 lydischen Knaben auf dem Scheiterhaufen verbrannt werden, wovor ihn bekanntlich seine Anrufung des Solon rettete. Der dem Kambyses auf dem Throne gefolgte falsche Smerdes wurde im 7. Monate seiner Regierung am Fehlen der Ohren erkannt und durch eine Verschwörung von 7 vornehmen Persern gestürzt und ermordet. Es scheint, daß ein wichtiges Unternehmen nicht für wahrscheinlich erfolgreich angesehen wurde, wenn nicht die Zahl 7 dabei eine Rolle spielte. Es findet sich das auch in der griechischen Heroenzeit, von der noch die Rede sein wird.

Den alten Aegyptern soll die Sieben als heilige Zahl ebenfalls bekannt gewesen sein: Nach Eusebius glaubten dieselben, ihre erste Königsdynastie habe aus 7 göttlichen Gliedern bestanden. In den Sagen von Osiris fehlt nach derselben Quelle die 7 nicht. In den ältesten Zeiten wurden die Leichen mit 7 wohlriechenden Essenzen behandelt. In dem ägyptischen Märchen spielen die 7 Hathors, die jungen schönen Schicksalsgöttinnen, die Rolle unserer Feeen.

Nichtsdestoweniger ist es fraglich, ob die Aegypter die Siebenverehrung schon gekannt haben, als die Hebräer nach Aegypten kamen (um 1800 v. Chr.), welche ihre weit ausgedehnte Heilighaltung der Sieben offenbar aus ihren Heimatländern, Chaldäa und Mesopotamien, nach Kanaan mitgebracht hatten, denn: Abraham bot dem Könige Abimelech zur Schlichtung eines Streites um einen Brunnen 7 Lämmer an; sein Enkel Jakob diente um die hübsche Rahel 7 Jahre lang und bekam statt ihrer deren ältere Schwester, die häßliche Lea, zur Frau und darauf erst nach einer zweiten 7 jährigen Dienstzeit seine heißgeliebte Rahel dazu; sein Schwiegervater Laban holte den mit seinen beiden Frauen und seinen Kindern, Mägden, Knechten und Vieh entflohenen Jakob nach 7 Tagereisen auf dem Berge Gilead ein. Indessen waren auch schon in jenen alten Zeiten das Wandern ganzer Stämme und einzelner Leute und der politische und Handelsverkehr sehr rege, wie die durch die Ausgrabungen bei El-Amarna in Aegypten zu Tag geförderten Thontafeln bestätigen, auf welchen Briefwechsel zwischen den Königen von Aegypten und Babylon und dem ersteren und seinen Vasallen entdeckt wurden*), so daß die Siebenverehrung auch auf diesen Wegen schon

---

*) Babel und Bibel.

vor den Hebräern bis nach Aegypten vorgedrungen sein könnte; aber das ist unwahrscheinlich, da es keine ägyptischen Quellen über das giebt, was vorhin über den Gebrauch der Sieben bei ihnen angegeben worden ist.

In der griechischen Welt war auch schon sehr frühzeitig der Siebengebrauch verbreitet: Die Hauptpersonen des Argonautenzuges, Jason und Medea, hatten 7 Söhne und 7 Töchter. Gegen Theben in Böotien zogen 7 Helden, von denen auffallender Weise 6 den Tod fanden, der 7. leben blieb. In der Ilias wird von dem 7häutigen Schilde des Ajax und von 7 dreifüßigen Kesseln, 7 tadellosen Weibern, 7 wohlbevölkerten Städten gesprochen, welche Agamemnon vergeblich dem erzürnten Achilles zur Versöhnung anbot. In der Odyssee kommt die Sieben auch einige Mal vor. 7 Städte stritten sich um die Ehre, Geburtsort Homers zu sein. Auch gab es, wie allgemein bekannt, der Weisen 7 und 7 Weltwunder, obschon noch eine Anzahl anderer weiser Philosophen und herrlicher Baudenkmäler dazu herausforderten, die Sieben durch höhere Zahlen zu ersetzen.

Bei den Römern giebt es nur sehr spärliche Nachrichten über die Rolle, welche die Sieben bei ihnen gespielt haben mag, aber das Wenige bezeugt ihr tiefes Eingedrungensein in die Anschauungen. So giebt Plinius die Lebensdauer der Insekten auf durch 7 teilbare Zahlen an, z. B. für die Spinnen auf 4 mal 7 Tage. Der Mensch bedürfe, sagt er, zu seiner Vollendung 3 mal 7 Jahre. Cicero legt dem Scipio Africanus die Worte in den Mund, daß die Sieben im Großen und Ganzen der Knoten aller Dinge sei.

Den Griechen und Römern gemeinschaftlich war es, daß diejenigen Kenntnisse und Fertigkeiten, die allein man des freien Mannes würdig erachtete, die sogenannten freien Künste, 7 waren: Grammatik, Dialektik, Rhetorik, Arithmetik, Geometrie, Astronomie und Musik.

Unter diesen Wissenschaften war es vornehmlich die Astronomie, sagen wir lieber die Sternkunde, welche schon sehr frühzeitig die Köpfe beschäftigt hat. Die wunderbar schöne und großartige, mit Myriaden lichtglänzender Sterne übersäte gewölbte Decke, welche in wolkenlosen und mondfinsteren Nächten sich über uns ausbreitet, mußte schon in den ältesten Zeiten, besonders in denjenigen Ländern, in welchen den größten Teil des Jahres hindurch der Himmel ein wolkenloses Antlitz zeigt, den Geist und das Gemüt des Menschen mächtig anregen. Welche reiche Quelle für Beobachtung und für rege Phantasie! Diese war es denn auch, welche, wahrscheinlich bei den Indiern und Babyloniern, zur Orientirung unter dem ausgedehnten Sternenheere und zur Bestimmung des Standes der Sonne die bekannten Sternbilder schuf, von denen uns drei besonders angehen, da sie aus je 7 hervorragenden Sternen gebildet sind: der große und der kleine Bär, welche das ganze Jahr hindurch am nördlichen Himmel sichtbar sind, und die Plejaden oder das Siebengestirn, welches als großer Nebelfleck im Halse des Sternbildes Stier erscheint.

Zur Erklärung der Entstehung der Sternbilder hat griechische Dichterphantasie eine Anzahl hübscher Verwandlungsgeschichten erfunden: Nach diesen ist der große Bär fälschlich ein Maskulinum. Die Sage erzählt, daß entweder die sittenstrenge jungfräuliche Göttin Artemis (die römische Diana) oder Here (Juno), die Gemahlin des höchsten Gottes Zeus, die schöne und liebreizende Nymphe Kallisto, die Begleiterin der ersteren, weil sie sich von diesem ein wenig stark hatte die Kur machen lassen, in eine Bärin verwandelt und daß Zeus sie später sammt ihrem Sohne (kleiner Bär) unter die Sterne versetzt habe. Ferner, daß die Plejaden, 7 Töchter des Atlas, nachdem sie, untröstlich nach einer Lesart über den Tod ihrer Schwestern, der Hyaden, nach anderer über das widrige Geschick ihres Vaters, der Zeit Lebens das Himmelsgewölbe tragen mußte, sich den Tod gegeben hatten, ebenfalls von Zeus in Sterne verwandelt worden seien, die das Siebengestirn bilden. Aber schon zu Ovids Zeiten war einer der 7 Sterne dieses Sternbildes nicht mehr zu sehen. In der Tat vermag ein unbewaffnetes normales Auge nur 6 Sterne aufzufinden und nur ein ganz vorzügliches mehr. Ovid erzählt, eine der sieben, Elektra, die Mutter des Gründers von Troja, habe den Fall und die Zerstörung dieser Stadt sich so sehr zu Herzen genommen, daß sie sich bis in den äußersten Norden zurückgezogen, so daß sie als Stern für uns unsichtbar geworden sei.

Da diese 7 Töchter des Atlas, die Plejaden, durch sehr hervorragende Geistesfähigkeiten ausgezeichnet gewesen sein sollen, gaben sie die Veranlassung dazu, daß unter den Gelehrten, welche der Ptolemäer Philadelphus I., der von 285—247 v. Ch. Aegypten beherrschte, nach Alexandrien zog, 7 von ihm besonders hochgeschätzte, unter denen Kalimachos, der Bibliothekar der berühmten alexandrinischen Bibliothek, der hervorragendste war, das Siebengestirn genannt wurden, eine Bezeichnung, welche später noch einige Mal auf Vereinigungen gelehrter Männer angewendet worden ist. —

Es konnte nicht ausbleiben, daß auch schon sehr frühzeitig bemerkt wurde, daß außer Sonne und Mond noch eine Anzahl Sterne durch ihre Bewegung am Himmel sich von den unbeweglichen Fixsternen unterscheiden und scheinbar ebenso wie Sonne und Mond ihre Bahn über die unbeweglich gedachte, wie eine Insel im Ocean schwimmende Erde verfolgen. Man fand deren 5 und bildete aus ihnen unter Hinzunahme von Sonne und Mond die 7 Wandelsterne oder Planeten der Alten. Dieselben hießen nach ihrer vermeintlichen Entfernung von der Erde geordnet: Luna (Mond, der Erde am nächsten) Merkurius, Venus, Sol (Sonne), Mars, Jupiter und Saturnus.

Seit wann diese Planeten außer Sonne und Mond den Astronomen des Altertums bekannt waren; ist nicht erwiesen. Wir wissen nur, daß die Indier und Babylonier, wahrscheinlich auch die Chinesen von ihnen Kenntniß hatten, und daß diese Kenntniß wahrscheinlich erst zur Zeit des Pythagoras (540—500 v. Chr.) auf die Griechen übergegangen ist. Von

diesem sagt man, daß er bereits vermutet habe, daß die Erde eine Kugel sei. Bei Plato und seinem Schüler Eudoxos und bei Aristoteles, welche zwischen 429 und 322 v. Chr. lebten, wurde diese Vermutung zur Gewißheit; letzterer brachte den Beweis für die Kugelgestalt der Erde aus den Mondverfinsterungen bei. Hierauf gestützt, bauten Hipparch, der bedeutendste Astronom des Altertums, und nach ihm Ptolemäos, (geb. 130 n. Chr.) das nach diesem benannte Weltsystem auf. Nach demselben bewegen sich die 7 Planeten in der vorhin angegebenen Reihenfolge um die im Mittelpunkte der Welt schwebende Erde im Umfange konzentrischer Sphären (Kugelschalen) oder Himmel. Diese sind wieder umgeben von dem unbeweglichen Fixsternhimmel, welchen noch zwei, nach Ptolemäus sogar drei größere Himmelssphären umschließen. Es gab also 10 (11) kugelförmige Himmel, welche in verschiedenen Entfernungen die Erde und wieder einer den andern umgaben.

Diese Anschauung war noch während des ganzen Mittelalters maßgebend, bis Copernicus mit seinem neuen heliocentrischen Weltsystem, nach welchem die Planeten nicht um die Erde, sondern mit dieser um die Sonne sich bewegen, vor die Oeffentlichkeit trat, was im Jahre 1543 geschah.

Noch kurz davor im Jahre 1540 wurde zu Frankfurt a. M. eine köstlich naive Beschreibung des Ptolemäischen Weltsystems gedruckt, die ich in einem alten Foliobande der Bibliothek zu Trier fand und meinen Lesern, obgleich streng genommen nicht zur Sache gehörend, nicht vorenthalten möchte. Sie lautet: „die natürlichen Philosophi Heyden und Juden setzen zehen himmel ob einander. Der erst, und der öberst stehen still und walzt nit, der heyßt zu latein Empireum, dz ist der feurin Himmel, darum dz er gleſt und scheint mit wunderlichem Glast, darin berüfft Got sein außer Welten. Der andere himel zu tal gegen uns heißt der beweger oder waltzer oder chrystallisch himel, darum dz er klar und lauter ist als ein christall, un kein stein ist an demselben himel und walzt in tag und in nacht um dz erdreich. der drit himel heißt zu latein Firmamentum, das ist der fest himel, darum das er ein fest und ein grundt ist aller stein, der waltzt und bewegt sich wiederwertz von der sonnen undergang gegen der Sonnen uffgang und vollbringt seinen lauff in 36000 jaren eins mals. Er heißt auch der gestirn himel. Danach sind die sieben himel der sieben Planeten der hat jeglicher nur ein stern." Leider zerstörte uns die unbarmherzige Wissenschaft zugleich mit dem Zusammenbruche des geocentrischen Weltsystems auch die eben gegebene beneidenswerte Kenntniß der Lage und der Beschaffenheit des Aufenthaltsorts der Seligen, welcher als ungeheuer großer lichterfüllter und glanzvoller Raum gedacht war, welcher die ganze Welt umspannte. —

Aus der hohen Wichtigkeit der 7 Wandelsterne und 7 Planetenhimmel für das bis Mitte des 16. Jahrhunderts maßgebende geocentrische Weltsystem hat man geschlossen, daß sie es war, welche die Verehrung der 7

hervorgerufen und zu der großen Bedeutung gebracht habe, welche diese im Altertume einnahm. Ich las noch vor nicht langer Zeit in einer Besprechung der in der Anmerkung zu Seite 302 erwähnten Abhandlung diesbezüglich: „Wäre der Planet Uranus den alten Bewohnern Mesopotamiens bekannt gewesen," hätten sie also 8 statt 7 Planeten gekannt, „so würde vermutlich die Woche 8 Tage umfassen," und also die Zahl 8 die Rolle spielen, welche die Zahl 7 eingenommen hat. Dem widerspricht, daß „die Birmanen, obgleich sie 8 Planeten zählten, dennoch an der 7tägigen Woche festgehalten haben*)", und daß die Römer, denen die 7 Wandelsterne sehr wohl bekannt waren, trotzdem eine 8tägige Woche hatten, welche auch später noch bis tief in die Kaiserzeit hinein neben der in der späteren republikanischen Zeit angenommenen 7tägigen Woche in Gebrauch blieb; ferner, daß es schwer einzusehen ist, wie aus dem Umstande, daß die Planetenzahl der Alten 7 war, die Woche zu 6 Arbeitstagen und einem Ruhetage entstanden sein soll; drittens daß bei Moses und nach ihm den Hebräern die Zahl 7 eine geheiligte und hochbedeutungsvolle war, obgleich Moses die 5 Wandelsterne neben Sonne und Mond nicht gekannt zu haben scheint, wenigstens denselben keine besondere Bedeutung zugelegt hat. Denn hätte er, oder wer auch der Verfasser des 1. Buches Mose sein mag, diese Wandelsterne gekannt und Sonne und Mond zu ihnen gerechnet, so wäre das wahrscheinlich in seiner Schöpfungsgeschichte zum Ausdrucke gekommen. In dieser aber heißt es: Und Gott sprach: Es werden Lichter an der Veste des Himmels, die da scheiden Tag und Nacht und geben Zeichen, Zeiten, Tage und Jahre. Und Gott machte zwei Lichter, ein groß Licht, das den Tag regiere, und ein klein Licht, das die Nacht regiere, dazu auch Sterne. Und Gott setzte sie an die Veste des Himmels." Unter den Sternen also ist kein Unterschied gemacht.

Und dennoch ist es die Sieben, welche bei Moses und den Hebräern eine große, nicht nur mit dem religiösen, sondern auch dem bürgerlichen Leben verwachsene Rolle spielt. Einige bezügliche Hauptpunkte seien, obgleich sie bekannt sind, hier hervorgehoben: In der Mosaischen Schöpfungsgeschichte ist der siebente Tag der Ruhetag und ist es seitdem geblieben. Der in der Stiftshütte und später im Tempel zu Jerusalem aufgestellte goldene Leuchter war siebenarmig mit 7 Lampen. Bei den Opfern finden sich 7 Lämmer erwähnt oder zweimal 7. Jedes 7. Jahr ist ein Feierjahr; und „du sollst zählen solcher Feierjahre 7, daß 7 Jahre 7 mal gezählt werden; da sollst du die Posaune blasen lassen durch alle Lande am zehnten Tage des 7. Monats, am Tage der Versöhnung". Vor Jericho nahmen 7 Priester 7 Posaunen des Halljahrs, trugen sie vor der Bundeslade her und gingen am 7. Tage 7 mal um die Stadt, bliesen, das Volk erhob Feldgeschrei, und die Mauern stürzten um. Auch in den nicht-

*) Aus der schon erwähnten Abhandlung von F. v. Andrian.

mosaischen Büchern des alten Testaments sowie im neuen Testament erscheint die Siebenzahl wieder. Der fromme, schwer geprüfte Hiob hatte 7 Söhne; seine Freunde kamen zu ihm, ihn zu trösten und saßen mit ihm auf der Erde 7 Tage und 7 Nächte und redeten Nichts mit ihm, denn sie sahen, daß sein Schmerz sehr groß war. Der 7 Makkabäischen Brüder ist bereits Erwähnung getan. In der Offenbarung Johannis werden 7 Gemeinden aufgezählt, repräsentiren 7 goldene Leuchter die 7 Gemeinden und 7 Sterne in Christi rechter Hand 7 Engel der Gemeinden. 7 Fackeln brennen vor des Allmächtigen Thron, welche sind die 7 Geister Gottes. Ferner ist die Rede von einem Buche mit 7 Siegeln und einem Lamm mit 7 Hörnern und 7 Augen und anderen 7 Dingen mehr.

Wie sehr wichtig die Zahl Sieben den Hebräern auch außerhalb ihrer religiösen und bürgerlichen Einrichtungen erschienen ist, und wie sehr das Bestreben sie beseelte, dieselbe mit den verschiedenartigsten Dingen und alltäglichen Vorkommnissen in Verbindung zu bringen, davon legt der jüdische Philosoph und Schriftgelehrte Philo aus Alexandrien, der kurz nach Christi Geburt lebte, ein beredtes, aber höchst sonderbares Zeugniß ab, von dem ich nachstehend einen Auszug mitteile: Nachdem er die vorzüglichen Eigenschaften der Sieben gepriesen und die bereits besprochenen und noch einige andere siebenzahlige Himmelserscheinungen erwähnt hat, fährt er fort: „Und da nach einer natürlichen Verbindung die Dinge auf Erden von denjenigen des Himmels abhängen, so stieg das Wesen der Zahl Sieben, das oben seinen Lauf begonnen, auch zu uns, den Geschlechtern der Sterblichen herab, und sogleich scheidet sich der Teil unserer Seele, der außerhalb der Vernunft ist, siebenfach, indem zu den 5 Sinnen noch das Werkzeug der Stimme und die Kraft der Fortpflanzung hinzukommt. Und ebenso, wenn Jemand die inneren und äußeren Teile des Körpers unterscheiden wollte, so würde er bei beiden die Siebenzahl finden. Die äußeren sind folgende: Kopf, Brust, Bauch, die beiden Arme und beiden Beine; die inneren aber, die Eingeweide genannt werden: Magen, Herz, Lunge, Milz, Leber und die beiden Nieren. Wiederum der herrschende Teil an dem lebenden Wesen, der Kopf, besitzt 7 notwendige Dinge: die beiden Augen, beiden Ohren, beiden Nasenlöcher und den Mund. — — Auch die durch den besten der Sinne, das Gesicht, erkannten Dinge haben an der Zahl Sieben Anteil, denn siebenfach ist das Gesehene: Körper, Unterschied, Gestalt, Größe, Farbe, Bewegung, Ruhe und außer diesen Nichts. Auch alle Veränderungen der Stimme sind 7: Höhe, Tiefe, Gedehntheit, der rauhe, zarte, lange und kurze Ton. Aber nicht minder alle Bewegungen sind 7: Nach oben, unten, rechts, links, vorwärts, rückwärts und im Kreise. Der Absonderungen sind 7: Tränen, Nasensaft, Speichel, Samen, die beiden Exkremente und der Schweiß, und wiederum den Frauen dauert die Periode höchstens 7 Tage. Und auch die Kinder im Mutterleibe können nach 7 Monaten leben, während die achtmonatlichen unter

keiner Bedingung leben können. Ebenso werden die schweren Krankheiten des Körpers — — — meistens am siebenten Tage erkannt. Der Mensch werde, so behauptet man, nach dem siebenten Jahre vernünftig — — nach den zweiten 7 Jahren tritt die Vollendung ein, die Kraft, seinesgleichen hervorzubringen — — die dritte Zeit von 7 Jahren bezeichnet das Ende des Wachstums u. s. w. Schließlich rühmt Philo noch, daß Moses der siebente seines Geschlechts sei: Abraham, Isaak, Jakob, Lewi, Kehath, Amram, Moscheh, und an einer anderen Stelle erzählt er von 7 jungen Töchtern eines Oberpriesters, welche ihre Herden an eine Quelle trieben, und von denen Moses die Schönste als sein Weib heimführte. Es mußte eben Alles, was auch nur entfernt mit dem Kultus und auch mit dessen Stifter zusammenhing, 7 sein.

Bei solcher Verehrung der Zahl Sieben kann es nicht Wunder nehmen, daß sich mit der Zeit auch die Vorstellung von sieben Himmeln herausbildete, wie sie im Talmud (Chagiga Fol. 12, 6), einer erst in den ersten Jahrhunderten nach Christi Geburt entstandenen Sammlung religiöses und bürgerliches Recht betreffender Ueberlieferungen, untermischt mit einer Unzahl eigenartiger Uebertreibungen, beschrieben sind. Die jüdischen Schriftgelehrten (Rabi) fanden im Gesetze (der Bibel) sechs verschiedene Stellen, welche sich auf den Himmel beziehen, folgerten aus jeder einen besonderen Himmel und fügten, damit ja die Zahl Sieben herauskomme, einen siebenten, Wilon genannt, als untersten oder Vorhimmel hinzu: der nächste Himmel über dem Wilon heißt Rakia, in welchen Sonne, Mond, Sterne eingesetzt sind. Im folgenden, Schachakim, stehen die Mühlen, welche Manna mahlen für die Gerechten, denn es heißt im Psalm 78, 23 u. 24: Da entbot er die Wolken droben und die Türen des Himmels tat er auf und ließ Manna auf sie regnen zur Nahrung, und himmlisches Korn gab er ihnen. Im vierten Himmel, Sebul, sind Jerusalem und der heilige Tempel und der Altar erbaut, und Michael, der große Fürst, steht da und bringt Opfer, denn so heißt es 1. Könige 8, 13: Gebauet habe ich ein Haus zur Wohnung dir, eine Stätte zu deinem Sitz für Ewigkeiten. Darauf folgen die Maon und Makon genannten Himmel. In ersterem befinden sich Schaaren von Dienstengeln, welche in der Nacht singen und am Tage schweigen (aus Ehrerbietung gegen die Israeliten, da diese am Tage Gottes Lob singen). Der folgende, der sechste Himmel, Makon, enthält die Schatzkammern des Schnees und die Schätze des Hagels, und den Söller böser Taue und Wassergefäße und das Gemach des Sturms und die Höhle des Nebels, und die Türen sind aus Feuer. Im siebenten Himmel, Arabot, sind Heil und Gerechtigkeit, die Schätze des Lebens, die Schätze des Friedens und Schätze des Segens und die Seelen der Gerechten und die Geister und Seelen derer, die geschaffen werden sollen, und die Töne, mit welchen einst der Heilige „Gelobt sei er“ die Toten wiederbeleben wird.

Von den talmudischen Uebertreibungen teile ich die folgende als charak-

teristisch an sich, wie auch in Betreff der Siebenzahl mit: Reisende sahen in einem Wasser einen großen Vogel stehen, dem dasselbe nur bis zur Hälfte seiner Beine reichte. Sie glaubten daher, hier unbedenklich baden zu können. Im Begriffe, sich in's Wasser zu begeben, hörten sie eine Stimme, die vom Himmel herab ihnen zurief: Gehet nicht da hinein, da ist vor 7 Jahren einem Zimmermann seine Axt in's Wasser gefallen, aber bis jetzt ist sie noch nicht auf dem Grunde angelangt.

Auch die Lehre Mohameds kennt 7 Himmel, denen wahrscheinlich die 7 Himmel des Talmud zu Vorbildern gedient haben. Im Koran*) heißt es: „Wahrlich, unser Herr ist Gott, der da erschaffen hat die Himmel und die Erde und was zwischen beiden ist, in 6 Tagen. — — Er erhöhte die 7 Himmel, ohne sie auf sichtbare Säulen zu stützen, zu einer wohlgestützten Decke, und ist kein Riß und Spalte in ihr, einen Himmel über den andern, und den untersten hat er ausgerüstet mit der lichten Sternenpracht. — — Jeder Himmel hat seine eigne Verrichtung. — — Und im siebenten Himmel, am Garten der ewigen Wohnung zur rechten Seite des göttlichen Thrones, stehet der Lotosbaum, der nicht überschritten werden darf."

Der Koran lehrt an anderer Stelle: „Es giebt 7 Himmel und 7 Erden. Von der bewohnbaren ersten Erde ist Mekka das Centrum, der Nabel, in dem alle Erden und Himmel hangen. — — Und 7 Meere umgeben die Erde. — — Die 7 Erden sind unter einander angeordnet, wie die 7 Himmel über einander. Die zweite Erde (zunächst) unter uns wird von den Winden bewohnt, die dritte von den Steinen, die vierte von dem Schwefel der Unterwelt; auf der fünften leben die Schlangen, und auf der sechsten die Skorpione, die sind schwarz und so groß wie Maulesel und haben Krallen wie Lanzenspitzen. Die siebente Erde aber ist die Wohnung des Iblis (des Satans) und seiner Heerschaaren."

Ich möchte noch die bereits Eingangs gestreifte Legende von den heiligen Siebenschläfern nachholen. Es begab sich im Jahre 251 n. Chr., daß sieben christliche junge Leute ihres Glaubens wegen verfolgt wurden. Sie flüchteten in eine Höhle bei Ephesus. Hier schliefen sie vor Ermattung ein und erwachten erst wieder nach 195 Jahren im Jahre 446 n. Chr., zu einer Zeit, in welcher die Christenverfolgungen aufgehört hatten. —

Aus der gegebenen Entstehungsgeschichte der 7 Himmel des Talmud geht unzweifelhaft hervor, daß diese mit den 7 Wandelsternen und deren Himmel nichts zu tun haben. Ebenso wenig stehen die sieben mohamedanischen Himmel, da sie nicht unter, sondern über dem Firmamente gedacht sind, mit diesen Himmelskörpern in irgend einer Beziehung. Daraus kann freilich nicht geschlossen werden, daß es die 7 Wandelsterne nicht gewesen

*) Koran, übersetzt von Ulmann.

seien, welche der Zahl Sieben den hohen Einfluß gegeben hätten, von dessen Größe und Bedeutung vorstehend eine Anzahl Beispiele vorgeführt worden sind. Ich habe bereits darauf hingewiesen, daß die Kenntniß der 7 Wandelsterne nicht die 7tägige Woche hervorgerufen hat. Die Benennung der 7 Planeten nach den bekannten Gottheiten hat erst Aristoteles vollständig durchgeführt. Die Benennung der Wochentage nach ihnen gehört einer viel späteren Zeit an. Ferner ist bereits dargelegt worden, daß die Nichtkenntniß oder wenigstens Nichtbeachtung der neben Sonne und Mond vorhandenen Wandelsterne bei Moses gegen die Urheberschaft der 7 Planeten für den Siebenkultus spricht. Aber auch der Umstand steht demselben entgegen, daß in den älteren Schriften der Hebräer nirgends eine wissenschaftliche Erkennung des Ganges der Himmelskörper zu Tage tritt, was wohl schwerlich der Fall gewesen wäre, wenn die Heilighaltung der Sieben entstanden wäre aus der hohen Wichtigkeit dieser Sterne. Die Nichtkenntniß der letzteren bei Moses und den älteren hebräischen Schriftstellern macht es wahrscheinlich, daß auch die alten Aegypter diese Wandelsterne als solche nicht gekannt haben, da Moses seine Kenntnisse in der Sternkunde nur von ihnen erhalten haben kann. Vermutlich sind die Aegypter erst durch die Griechen mit den 7 Planeten bekannt geworden. Von diesen haben die Hebräer wahrscheinlich erst während der babylonischen Gefangenschaft Kenntniß erhalten, also erst mehrere Jahrhunderte nach der Zeit, in welcher Moses seine Gesetze gab. Auch bei den Griechen ist wahrscheinlich der Siebenkultus in Uebung gewesen, lange bevor sie von der Existenz der 7 Wandelsterne Kenntniß erhielten, da dies, wie schon erwähnt, erst zu Pythagoras' Zeiten geschehen sein soll.

Viel wahrscheinlicher ist, daß die Hereinziehung der Zahl Sieben in die Gebräuche der Menschen dem Monde und seinen Veränderungen zu verdanken ist. Die Veränderungen des Mondlichts mußten schon in uralten Zeiten dem Menschen auffallen, eher und mehr als irgend eine andere Himmelserscheinung außer der Sonne. Das jedesmalige Wiedererscheinen des Mondlichts beim Neumond ergab einen immer sich wiederholenden Zeitabschnitt, der nicht unbeachtet und unbenutzt bleiben konnte, wogegen die scheinbar kleinen, schwierig zu unterscheidenden und zu beobachtenden Wandelsterne, Sonne und Mond ausgenommen, den Menschen noch gleichgiltig bleiben mußten, um so mehr, als sie nicht einmal zu allen Zeiten des Jahres sichtbar sind. Zur Ermittelung der Bewegungen und zur Erkennung des Einflusses der Wandelsterne auf den Weltengang ist zudem eine gewisse wissenschaftliche Bildung unbedingt erforderlich, welche in jenen ältesten Zeiten noch nicht vorhanden sein konnte.

So entstand der Monat. Das jedesmalige Wiedererscheinen des jungen Lichts wurde in den Zeiten, in welchen der Mensch es noch nicht verstand, künstliches Licht zu unterhalten, es sei denn durch Anzünden von Holzstücken, besonders bei den Nomadenvölkern, welche außer sich selbst eine Anzahl von

Tieren zu bewachen und zu schützen hatten, zum Feste, wie denn heute noch die Juden diesen Zeitpunkt als halben Feiertag (Neumond) begehen.

Innerhalb des Monats, der etwas über 29 Tage umfaßt, verändert aber der Mond sein Aussehen. Wir unterscheiden erstes und letztes Viertel, Halb-, Voll- und Neumond, und es lassen sich 4 siebentägige Perioden erkennen. Sie sind es, welche die 7tägige Woche hervorgerufen haben.

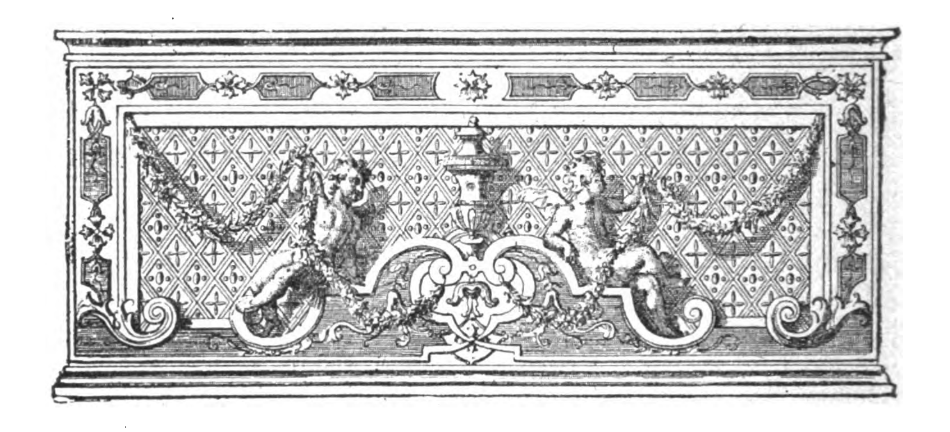
Der Monat und die Woche zu 7 Tagen müssen schon in uralten Zeiten bestanden haben. Die ältesten Völker hatten keinen anderen Anhalt zur Zeitrechnung, als die Mondveränderungen, und das Jahr zu 12 Monaten war bei ihnen allgemein gebräuchlich.

Seit wann und weshalb aber der Ruhetag der Woche? Die Menschen haben in den ältesten Zeiten gewiß noch nicht gearbeitet, vielleicht nicht einmal die Jagd oder den Fischfang ausgeübt, da ihnen in den milden Klimaten, in welchen sie lebten, die Früchte sozusagen in den Mund wuchsen. Das Arbeiten trat aber an sie heran, als sie sich aus dem ersten Naturzustande herausgewunden hatten, Familien und Stammesverbände bildeten, und auch als sie unwirtlichere Gegenden betraten. Damit kam auch das Bedürfniß nach Ruhepausen, welche sich naturgemäß mit den Festfeiern verbanden, die den Mondveränderungen ihre Entstehung verdankten.

Auch der Glaube an die Erschaffung der Welt in 6 Tagen mit darauf folgendem Ruhetage verdankt seine Entstehung diesem Verhältnisse: dem Schöpfer wurde das gebräuchliche Verfahren der Menschen untergeschoben, 6 Tage zu arbeiten und am siebenten Tage zu ruhen.

Die Hochhaltung und Wertschätzung der Sieben bei den Hebräern und den übrigen Abkommen Abrahams wie unter Anderen den Arabern, ist lediglich auf die Schöpfungsgeschichte und die Woche zu 7 Tagen zurückzuführen, da diese Völker in ihren älteren Zeiten nichts von den 7 Planeten wußten.

Bei den übrigen Kulturvölkern des Altertums wurde die aus den Mondveränderungen erkannte und entstandene Wichtigkeit der Sieben gestärkt durch die Erfindung der 7 Planeten, welche bei den älteren Völkern als gute oder als böse Geister betrachtet wurden und göttliche Verehrung genossen. Es ist nicht unmöglich, eher sogar wahrscheinlich, daß die bereits übliche Verehrung der Sieben nicht ohne Einfluß auf die Zahl der Planeten gewesen ist. Das vereinte Zusammenwirken dieser beiden Faktoren und das Hinzutreten anderer Himmelserscheinungen, bei denen die Sieben eine Rolle spielt, nicht minder aber die Hinneigung der Priester und der Gelehrten des Altertums und des Volksgeistes zur Mystik waren es, welche der Zahl Sieben die hohe Bedeutung im Völkerleben und den weit verbreiteten Einfluß verschafft haben, von denen im Vorstehenden eine allgemeine Uebersicht gegeben worden ist. —



Die Geschichte der Einführung der Arbeit in den Unterricht.

Von

Otto Wendlandt.

— Berlin. —

Die konventionelle Geschichte der Pädagogik hat sich mit der Frage der Verbindung von Arbeit und Unterricht noch nicht befaßt. Es giebt auch keine zusammenfassende Darstellung dieses Gegenstandes. Seit etwa zehn Jahren sammle ich die Schilderungen der kommunistischen Erziehung; diese setzt die Verbindung von Arbeit und Unterricht voraus. Der Ursprung der Idee ist aber keineswegs kommunistischer Art, wie auch die ersten Vertreter derselben in Deutschland nicht zu den Kommunisten gezählt werden dürfen.

Wie Jean Jacques Rousseau durch John Lockes Buch „Gedanken über Erziehung" angeregt wurde, seinen Emil oder das Buch über Erziehung zu schreiben, so wurde er in seiner pädagogischen Denkart maßgebend durch ein an sich unscheinbares, eigentlich abenteuerliches Buch Robinson Crusoe von Defoe beeinflußt.

Aus dem Urbild Robinson leitete Rousseau das große Geheimnis der Erziehung ab, welches darin besteht, daß man es so einzurichten versteht, daß sich körperliche und geistige Uebungen gegenseitig zur Erholung dienen. Emil soll arbeiten wie ein Bauer und denken wie ein Philosoph. In Robinson hat er das Vorbild. Er soll eine lange Zeit seine einzige Bibliothek sein.

Robinson auf seiner Insel allein, von allen Werkzeugen und Hilfsmitteln entblößt, und trotzdem für seinen Unterhalt und seine Erhaltung sorgend, das ist sicherlich ein Gegenstand, der jedem Alter Interesse einflößen muß.

Die große Begeisterung für Erziehung, welche Rousseaus Emil besonders in Deutschland entfachte, wird als pädagogische Richtung durch die Philanthropen mit Johann Bernhard Basedow an der Spitze gekennzeichnet. In dem von Basedow gegründeten Philanthopin zu Dessau wurde zum ersten Male in Deutschland neben wissenschaftlichem Unterricht auch körperliche Beschäftigung zur gleichmäßigen harmonischen Entfaltung der Seelen- und Körperkraft getrieben. Am Philanthropin zu Dessau wirkten auch zuerst Salzmann und Guts Muts, welche die körperliche Erziehung mittelst gymnastischer Uebungen sowohl als verschiedener Handarbeiten nach Schnepfenthal verpflanzten. Von Schnepfenthal führt eine gerade Linie zu der Bewegung der Gegenwart behufs Einführung der Arbeit in den Schulunterricht.

Im Jahre 1795 wurde zuerst in Frankreich durch das Manifest der Gleichen die Verbindung von Arbeit und Unterricht als ein Haupterforderniß der kommunistischen Erziehung bezeichnet.

Da das letzte Ziel der socialen Kunst die tatsächliche Gleichheit sein soll, so fordert das Manifest auch, daß die Erziehung der Jugend gemeinsam und gleich zu gestalten sei. Diese Erziehung soll in großen nationalen Anstalten erfolgen, Handarbeiten und militärische Uebungen wechseln mit dem Unterricht ab. Mögen, so heißt es wörtlich in Nummer 35 vom 30. November 1795 des von Gracchus Babeuf herausgegebenen „Volkstribun oder der Verteidiger der Menschenrechte“, alle Künste zu Grunde gehen, wenn nur die wirkliche Gleichheit uns bleibt. Babeuf führt dann weiter aus, daß die Ueberlegenheit der Talente und des Gewerbefleißes nur ein Märchen, ein Trugschluß ist, der den Verschwörern gegen die Gleichheit als Köder gedient hat. Es sei daher abgeschmackt und ungerecht, eine größere Belohnung für den zu verlangen, dessen Arbeit einen höheren Grad von Intelligenz, mehr Fleiß und geistige Anstrengung erfordern; denn der Wert der Intelligenz sei nur eine Sache der Wertschätzung, dem der Wert der rein physischen Kraft jedenfalls gleichkomme. Es seien die Intelligenzen gewesen, welche der geistigen Tätigkeit einen so hohen Preis gegeben hätten.

In Frankreich kam es nicht zur Ausführung dieser Pläne.

Mit der Errichtung von kommunistischen Erziehungsanstalten, in welchen Unterricht und Arbeit abwechseln sollten, begann Robert Owen 1809 in England. Zur praktischen Lösung der Erziehungsaufgabe schlug Owen die Gründung von Heimkolonien (Home Colonies) vor, welche möglichst gleichmäßig mit 500—2000 Einwohnern über das ganze Land verteilt werden sollten. In den Kolonien sollte es nur eine Einteilung nach Altersstufen geben. Owen schlug folgende acht Stufen vor:

I. Klasse von der Geburt bis zum Ende des fünften Jahres. Nach dem Säuglingsalter kommen die Kinder in Pflegeanstalten und Kleinkinderschulen, wo die eigentliche Erziehung beginnt.

II. Klasse vom fünften bis zu zehn Jahren. Nach Fortsetzung des Unterrichts in der Kleinkinderschule bis zum achten Lebensjahre wird von da ab mit dem Unterricht regelmäßig Arbeit in Haus und Garten verbunden. Die Kinder stehen dabei unter der Aufsicht der Glieder der dritten Abteilung. Wie die Arbeit einmal dem Erziehungszwecke dient, so soll sie außerdem auch schon bedeutenden gesellschaftlichen Nutzen bringen.

III. Klasse vom zehnten bis zu fünfzehn Jahren. Zuerst liegt den Gliedern dieser Klasse die Leitung der zweiten Klasse ob. Vom dreizehnten Jahre ab werden sie in die höheren Künste und Gewerbszweige eingeweiht. Der Unterricht erstreckt sich auf alle Wissenschaften. Durch die Arbeit dieser Klasse soll der Reichtum und das Wohlsein der Gesellschaft bei möglichstem Selbstvergnügen gefördert werden. Die Arbeit erstreckt sich auf alle Erwerbszweige, wie Landwirtschaft, Industrie, Bergbau und Fischerei. Die Zahl der Arbeitsstunden darf nur so hoch bemessen werden, als es sich mit der körperlichen Entwicklung und den Erziehungszwecken verträgt. Auch für eine systematische Ausbildung des Körpers wird gesorgt.

IV. Klasse von fünfzehn bis zwanzig Jahren. Die Mitglieder dieser Klasse nehmen entsprechend ihrer größeren Arbeitskraft mehr als die vorhergehenden an den gesellschaftlich notwendigen Arbeiten Teil.

Außerdem sind sie unter der Aufsicht Erwachsener beim Unterricht der dritten Klasse behilflich.

Klasse V von zwanzig bis fündundzwanzig Jahren. Ihr gehören die zur Arbeit und zum Unterricht tüchtigsten Glieder der Gesellschaft an; wer sie zurückgelegt hat, braucht an den für die Gesellschaft unbedingt notwendigen produktiven und pädagogischen Arbeiten nur noch aus Neigung zu der einen oder anderen Arbeit daran teilzunehmen. Vielmehr funktioniren die Glieder dieser Klasse als Werkmeister und Direktoren, wie etwa die Leiter der industriellen und kommerziellen Betriebe, der Bergwerke, der Schulen und Universitäten.

Durch diese fünf ersten Klassen, welche die Jugend vom ersten bis fünfundzwanzigsten Lebensjahre umfaßt, wird genügend für die Erzeugung von Reichtum und Bildung eines tüchtigen Charakters gesorgt.

Klasse VI reicht bis zu dreißig Jahren. Sie hat die Aufgabe, den durch die voraufgehenden Klassen erzeugten Reichtum zu bewahren und zu verteilen, wozu etwa zwei Stunden täglich ausreichen.

Die übrige Zeit werden sie nach Belieben zum Besten der Gesellschaft entweder durch Beaufsichtigung der Werke oder durch Nachdenken über Verbesserungen und Fortschritte verwenden. Die übrige Zeit werden sie den Wissenschaften, den schönen Künsten, der Geselligkeit und Unterhaltung widmen.

Klasse VII von dreißig bis zu vierzig Jahren. Ihr liegt die Leitung der inneren Angelegenheiten ob.

Klasse VIII von vierzig bis sechszig Jahren. Sie bildet den Rat der Alten und ist die oberste Instanz zur Schlichtung von Differenzen in der siebenten Klasse und zwischen derselben und den andern Klassen. Ganz besonders ist ihre Aufgabe die Besorgung der auswärtigen Angelegenheiten.

Wer über sechzig Jahr alt ist, wird keiner Klasse mehr zugezählt. Er kann sich in's Privatleben zurückziehen; es steht ihm aber frei, an irgend einer Stelle aktiv tätig zu sein.

Aus der siebenten und achten Klasse der inneren und äußeren Regierung wird eine Centralregierung gebildet, welche die gesamten Gemeinwesen nach einheitlichem Plane leitet. Eine tatsächliche konsequente Verwirklichung dieser Ideen nach Owen: „The New Moral World" war die in den Vereinigten Staaten von Nordamerika angelegte Kolonie New Harmony. Ein 30 000 Acker umfassendes angebautes Stück Land wurde von Owen zu diesem Zwecke erworben. Bald darauf erwuchs die Musteranstalt. Nach kurzer Zeit ging dieselbe jedoch wieder ein. New Harmony mußte verkrachen; denn diese Kolonie war auf den Kredit der Arbeiter, die selbst nichts besaßen, in's Leben gerufen. Sieht man auch selbst davon ab, so war es unmöglich, daß die ersten fünf Jahresklassen, also die Menschen bis zum 25. Lebensjahre, genügend für die notwendige Produktion sorgen, geschweige denn Reichtum erzeugen konnten. Die Einteilung der Menschen nach Altersklassen für die verschiedensten Verrichtungen der Gesellschaft ist ganz und gar verkehrt.

Owen selbst hatte sich von der Ausführung seines Planes viel versprochen. Auf Rundreisen suchte er die Regierungen von Frankreich, Oesterreich, Preußen, Bayern und Sachsen für die Gründung von Heimkolonien zu gewinnen. 1818 war er auf dem Aachener Kongreß, um für einen Weltkongreß Propaganda zu machen, Friedrich Wilhelm III. und Alexander von Rußland klopften dem Reformator huldvoll auf die Schulter. Später erhielt Owen ein eigenhändiges Schreiben von Friedrich Wilhelm III., worin er ihm anzeigt, daß er befohlen habe, bei den neuen preußischen Schulreformen seine Vorschläge, soweit die Umstände es erlauben würden, zur Unterlage zu nehmen. Auch Metternich unterhielt sich gelegentlich mit Owen; er war mit dem Ziel, die Menschen glücklich zu machen, einverstanden; die dazu von Owen vorgeschlagenen Mittel verwarf er aber.

In Deutschland ist der erste Vertreter der kommunistischen Erziehung, welche einen regelmäßigen Wechsel von Unterricht und Arbeit voraussetzt, Joh. Gottlieb Fichte. Er war ein Zeitgenosse Owens. Mit Begeisterung forderte er in seinen Reden an die deutsche Nation eine für alle Stände gleiche Erziehung in großen nationalen Anstalten.

Ein Hauptererfordernis des gänzlich veränderten Erziehungswesens sollte sein, daß darin Lernen und Arbeiten verbunden sei. Jede Erziehungsan-

stalt sollte sich selbst erhalten, wenigstens sollte es den Zöglingen so erscheinen, damit Jeder das Bewußtsein bekomme, daß er zur Erhaltung mit beitrage. Gleichzeitig erfolge dadurch die bisher vernachlässigte wirtschaftliche Erziehung. In dem kleinen Wirtschaftsstaat werde daher kein Artikel zu Speise, Kleidung, Werkzeug gebraucht, der nicht in der Anstalt gezeugt oder gefertigt worden sei.

Die Hauptarbeit sei die Ausübung der Acker- und Gartenbauer, der Viehzucht und derjenigen Handwerke, deren der kleine Staat bedürfe. Die Beschäftigung der Zöglinge müsse ihrer Körperkraft angemessen sein. Die Hauptsache sei, daß Jeder die nötigen Kenntnisse von der Erzeugung der Pflanzen, des tierischen Körpers, den Gesetzen der Mechanik erhalte. Auf diese Art werde die Erziehung ein um so folgerichtigerer Unterricht über Gewerbe und Landwirtschaft, als sie andererseits Arbeit um den Unterhalt sei.

Der Einwand, daß der Staat nicht die Mittel für die neue Erziehung habe, dürfe nicht gemacht werden. Er werde in Zukunft nur diese eine Hauptausgabe haben. Der größte Teil der Einkünfte sei bis jetzt auf die stehenden Heere verwandt worden, deren der Staat fortan nicht mehr bedürfe; denn jeder durch die neue Erziehung Gegangene sei zu jedem möglichen Gebrauch seiner Körperkraft geübt. Nach Einführung der neuen Erziehung werden alle Zweige der Haushaltung ohne viele Mühe einen Flor gewinnen, den noch keine Zeit gesehen habe. Die Zucht- und Verbesserungshäuser, sowie die Armenanstalten würden verschwinden.

Willig würden die Eltern die Kinder der Anstalt nicht übergeben, darum müsse wie für den Kriegsdienst der Zwang für die Erziehung eingeführt werden.

Wie sehr Fichte die Wirkung der neuen Nationalerziehung überschätzte, geht daraus hervor, daß er dieselbe als das einzige Mittel zur Befreiung von der Fremdherrschaft bezeichnete. Die neue Erziehung wurde nicht eingeführt, und dennoch warf das deutsche Volk die Fremdherrschaft ab und gründete sogar ein neues deutsches Reich.

Auch Friedrich Ludwig Jahn fordert in seiner Schrift „Deutsches Volkstum“ die Einführung der allgemeinen Handfertigkeit. Die Außenkultur des Menschen, die rein körperliche Erziehung hat nach Jahn eine hohe Bedeutung für die allgemeine Bildung. Bei den Griechen war dieselbe allein noch für das Volk genügend. Auch die alten Deutschen pflegten die körperliche Entwicklung mehr, als dies in der Zeit nach der Reformation geschah.

Durch Anlegung des Turnplatzes in der Berliner Hasenhaide 1811 wurde Jahn der Begründer der körperlichen Volkserziehung. Neben den gymnastischen Uebungen hielt Jahn die Einführung der Handfertigkeit für notwendig. Zum Beweise für die Nützlichkeit der letzteren führte er an, daß die Rabbiner ihrem arbeitsscheuen Volk die Wahrheit einschärften: Ein Jeder, der seinen Sohn kein Handwerk lernen läßt, ist gleich, als wenn er

ihn die Räuberei lehre (Jehuda), und Gamaliel: Die Gelehrsamkeit steht schön, wenn man noch eine Vorrichtung dabei kann; denn die Bemühung in diesen beiden Stücken macht, daß man die Sünde vergißt; und alle Gelehrsamkeit, wobei kein Handwerk ist, wird zuletzt unnütz und zieht Sünde nach sich.

Der Stifter des Christentums war Zimmermann (Marc. 6, V. 3) und Paulus Teppichmacher, Sokrates Bildhauer und Franklin Buchdrucker. — Der Kaiser von China pflügt; der türkische Großherr muß ein Handwerk verstehen. Peter der Große konnte mehr als eins.

Jeder Mensch ist um so freier und selbstständiger, je weniger Andere er braucht. In diesem Sinne Jahns ist auch Tolstois Vorschlag zur Erziehung der Selbstständigkeit und Freiheit gemeint.

Jahn schreibt weiter, warum der Knabe seine faulen Glieder strecken soll, während seine kleinere Schwester nützlich beschäftigt wird. Warum soll der Arbeiter im Winter des Abends auf der Ofenbank schnarchen, wenn die emsige Hausfrau das Spinnrad dreht? Arbeit schändet nicht, macht auch nicht weibisch. Gerade das untätige Hindämmern ist die verderbliche Seuche des Zeitalters. Wer die Arbeit nicht kennt, wird nie ein Held. Im Wechsel der Arbeit liegt auch Erholung.

Aus diesen Gründen fordert Jahn: Allgemeine Erlernung von Handarbeiten beim ganzen Volk von Jugend auf, vom Fürstensohn bis zum Tagelöhnerkinde hinunter.

Den niederen Ständen können durch mit Gemeindeschulen verbundenen Industrieklassen mechanisches Geschick, Ordnungssinn, Beschäftigungstrieb, Arbeitsliebe und Untätigkeitsscheu eingeflößt werden. Aber auch für die mittleren und höheren Stände muß in der Jugend mehr geschehen. Sie müssen den wahren Wert der inneren Menschenkraft schätzen lernen. Sie müssen in der Zeit, die doch nur sonst auf unnütze Dinge verschwendet wird, noch ein Handwerk zuerlernen.

Jahns Reformbestrebungen auf dem Boden der bestehenden Gesellschaftsordnung zeitigten praktische Erfolge. Als Turnvater wird Jahns Name fortleben. Auch Industrieklassen sind mit Gemeindeschulen verbunden worden. Für Mädchen sind dieselben durch die Allgemeinen Bestimmungen vom Jahre 1872 obligatorisch gemacht worden. Handfertigkeitskurse für Knaben mit der Gemeindeschule zu verbinden, wird den Gemeinden, welche es für notwendig erachten, von der Unterrichtsleitung gestattet.

Durch Rousseaus Emil ist auch Goethe für den Gedanken der gleichzeitigen, wissenschaftlichen und praktischen Ausbildung gewonnen worden, wenn er schreibt: Lebenstätigkeit und Tüchtigkeit ist mit auslangendem Unterricht weit verträglicher, als man denkt.

Man wird nicht fehlgehen, wenn man Goethes pädagogischen Roman Wilhelm Meisters Lehr- und Wanderjahre als ein bewußtes Pendant zum „Emil" ansieht. Der Emil ist halb Roman und halb Lehrbuch, und so

umschlingt Goethes Roman auch eine Dialektik; das ist die pädagogische Provinz, welche mit dem ersten Kapitel des zweiten Buches der Wanderjahre beginnt und mit dem neunten und zehnten Kapitel desselben Buches schließt.

Für die Ausbildung zu den verschiedenen Berufen ist die pädagogische Provinz in Regionen geteilt. Die ackerbautreibende Region ist eine liebliche Landschaft, wo Wiesen, Seen und Hügel bunt mit einander abwechseln. Hier wird die Bestellung des Ackers, Pflügen, Graben und Mähen gelernt. Daran schließt sich die Pferde nährende Region, in der Wilhelm Meisters Sohn Felix zunächst dem langweiligen Geschäft, Stuten und Fohlen zu hüten, obliegt.

Aus allen Ländern trafen hier Kauflustige ein, um Geschöpfe edler Abkunft und sorgfältiger Zucht zu kaufen. Alle Sprachen der Welt glaubt man zu hören. Darum ist mit dieser Beschäftigung Sprachübung und Sprachbildung verbunden. Zeigt ein Zögling zu dieser oder jener Sprache besondere Neigung, so wird für den gründlichsten Unterricht gesorgt.

An den Bezirk für Instrumentalmusik schließt sich das Gebiet der Dichtkunst. An Schönheit übertrifft dieselbe aber die Region der bildenden Künstler, wo Maler, Bildhauer und Baumeister wohnen. Während der Musiker immer in sich selbst gekehrt sein muß, um sein Inneres auszubilden, muß umgekehrt der bildende Künstler in der Außenwelt leben. Darum müssen bildende Künstler wie Könige und Götter wohnen, wie wollten sie denn sonst für Könige und Götter bauen und verzieren. Als Wilhelm Meister in das Zimmer der Maler geführt wurde, erzählte gerade ein junger Freund dem anderen eine einfache Geschichte, sodaß er fast eben so viele Worte machte, als jene Pinselstriche anwendeten, seinen Vortrag auf's Rundeste zu vollenden. In einem anderen, von oben gut erleuchteten Saal saß ein Kreis von Künstlern um eine kolossale Gruppe; der Maler an der Staffelei, der Zeichner am Reißbrett; Einige modellirten, und Baumeister entwarfen den Untersatz, worauf künftig das Kunstwerk gestellt werden sollte. Nur ein Einziger hatte die ganze Gruppe in kleinerem Maßstabe wiederholt, und das war der Meister des Modells.

In der Bergregion wurden die Zöglinge neben der praktischen Ausbildung über die Erschaffung und Entstehung der Welt und die Entwicklungsgeschichte der Erde unterwiesen. Unstreitig zeigt Goethe in seiner pädagogischen Provinz, daß bei der Ausbildung der Jugend Theorie und Praxis neben einander laufen können; dennoch darf er den Vertretern der allgemeinen polytechnischen Jugendbildung nicht zugezählt werden. Für die pädagogische Provinz kommen nur die Kinder der Eltern in Betracht, welche eine höhere resp. Hochschule besuchen. Nach ihren Anlagen sollen diese Elemente geschieden werden in solche, welche für die Kunst begabt sind, und solche, die sich nur für ein Handwerk eignen. Es ist Goethe nur um eine richtige Auslese für Kunst und die höheren Berufe aus den Kreisen der oberen Zehntausend zu tun. Nur für diesen einen Fall hat Goethe auch

einmal die Schwärmerei für Weltverbesserung angewandelt; denn die pädagogische Provinz basirt auf humanistischem Princip. Daß Goethe an der hergebrachten Art der Volksbildung nicht rütteln wollte, betont er an andrer Stelle ausdrücklich: Gewisse Dinge freilich müssen nach einer gewissen gleichförmigen Einheit gebildet werden: Lesen, Schreiben, Rechnen mit Leichtigkeit der Masse zu überliefern, übernimmt der Abbé. Seit der Reformation lag ja die Bildung der Massen in den Händen des Priesters und seiner Helfer. In dieser Anschauung gipfelt der Gegensatz zu Fichte, der für die Kinder aller Stände die gleiche Erziehung fordert, da der Stand der Geburt keinen Unterschied in den Anlagen macht und sich die höhere Bildung immerfort gerade aus den niederen Schichten des Volkes ergänze.

Am Ende des 19. Jahrhunderts sind die Hauptvertreter der allgemeinen polytechnischen Jugendbildung auf kommunistischer Grundlage die drei Socialdemokraten Bebel, Liebknecht und Heinrich Schulz.

In seinem bekannten Buche „Die Frau und der Socialismus" fordert Bebel die Uebernahme der Gesamterziehung von der Gesellschaft. Nach der ersten Pflege für das Kind und die Mutter harren des Kindes die Altersgenossen zu gemeinsamem Spiel und gemeinsamer Obhut. Mit den Spielsälen kommen die Kindergärten, später kommt die spielende Einführung in die Anfänge des Wissens und der menschlichen Tätigkeit. Es kommt die geistige und körperliche Arbeit, verbunden mit gymnastischen Uebungen. Es soll ein gesundes, körperlich und geistig normales Geschlecht herangebildet werden. Die Einführung in die verschiedenen praktischen Tätigkeiten, des Fabrikwesens, der Gartenkultur, des Ackerbaues und in die ganze Technik des Produktionsprocesses erfolgt Schritt vor Schritt. Darüber wird die geistige Ausbildung in den verschiedenen Wissensgebieten nicht vernachlässigt.

Aehnlich schreibt Liebknecht im Januarheft 1898 der Kosmopolis:

Unter Erziehung verstehen wir nicht bloß die Schulerziehung der Jugend, sondern die Erziehung eines jeden Gesellschaftsgliedes von frühester Kindheit an und das ganze Leben hindurch: Erziehung durch die Mutter, Erziehung in Kindergärten, in der Elementarschule, in Fachschulen, in Akademien, in Kunst- und Hochschulen — über die Schule hinaus methodische Erziehung durch Kunst, Litteratur und Wissenschaft. Und die Erziehung für den Leib sowohl wie für den Geist.

Am 15. Juni 1900 ließ sich Heinrich Schulz im Vorwärts also vernehmen:

Das Charakteristikum im wirtschaftlichen Leben ist bewußte und gewollte Anteilnahme der zu organisirter Gemeinschaft vereinigten Individuen an der Produktion, an der gesellschaftlich notwendigen Arbeit, die pädagogische muß sein: Einführung der Arbeit in die Erziehung, Organisation der Erziehung im Sinn der möglichst günstigen Befähigung des Zöglings, sich im socialen Produktionsproceß im Allgemeinen, in seinem frei gewählten

Specialberuf im Besonderen zurecht zu finden. Die Bildung sei eine dreifache, eine geistige, körperliche und polytechnische; letztere soll dem Kinde die allgemeinen wissenschaftlichen Grundsätze aller Produktionsprocesse mitteilen und es in den praktischen Gebrauch der elementaren Instrumente aller Gewerbe einführen.

Bis vor kurzer Zeit meinten die Socialdemokraten, die sociale Revolution oder der große Kladderadatsch, wie sich Bebel ausdrückte, würde noch vor Ablauf des Jahrhunderts eintreten. Die Arbeiterklasse würde alsdann das Reich socialer Freiheit und Gleichheit mit diktatorischer Gewalt einführen und begründen auf die Organisation der Arbeit als materielle und die Organisation der kommunistischen Erziehung als moralische und intellektuelle Grundlage der neuen Gesellschaft.

Mit der Ueberwindung der Socialrevolution hat die Socialdemokratie auch das kommunistische Erziehungssystem überwunden.

Vor mehr als dreißig Jahren forderten die Theoretiker des Socialismus auf dem Genfer Kongreß: In einem rationellen Zustand der Gesellschaft solle jedes Kind ohne Unterschied vom neunten Jahre ab ein produktiver Arbeiter sein, doch unter der Bedingung, daß mit jeder produktiven Arbeit Bildung verbunden sei.

Seitdem der Glaube an den Zukunftsstaat vernichtet ist, herrscht in der Socialdemokratie um keinen Punkt des Programms eine so große Meinungsverschiedenheit als bezüglich einer zeitgemäßen Stellung zu dem bestehenden Bildungswesen der Gegenwart.

Als 1900 in der zweiten hessischen Kammer die socialdemokratischen Schulanträge verhandelt wurden, wies der Leiter der Schulabteilung, Ministerialrat Dr. Eisenhut, auf die Nebenabsichten der Socialdemokratie zur Einführung der zukunftsstaatlichen Zwangserziehung hin. Der socialdemokratische Abgeordnete Dr. David bezeichnete die Ausführungen als Bangemachereien und Unterstellungen und empfahl der Regierung, diese veraltete Art der Bekämpfung in die Rumpelkammer zu werfen.

Die widerspruchsvolle Haltung der Socialdemokraten in den Einzellandtagen und einiger großen Stadtgemeinden bezüglich der Bildungsfrage hat dazu geführt, daß auf dem Parteitage in München ein Referat über die Stellung zur Volksbildung und zum höheren Schulwesen gehalten wurde. Beschlüsse sind nicht gefaßt worden. Trotzdem der Referent Dr. Lindemann die Bildungsfeindlichkeit der socialdemokratischen Haltung gegenüber dem höheren Schulwesen nachwies, trat einige Wochen später in der Berliner Stadtverordnetenversammlung Dr. Bernstein für die Erhöhung des Schulgeldes an den Gymnasien und Oberrealschulen ein, um ein Beispiel zu konstatiren.

Hat die Socialdemokratie das kommunistische Erziehungssystem überwunden, so ist damit auch die Möglichkeit der Einführung einer allgemeinen polytechnischen Jugendbildung geschwunden.

Für eine Verbindung von Arbeit und Unterricht im Sinne des Beschlusses der Internationalen auf dem Genfer Kongreß ohne Aenderung der Gesellschaftsordnung und im Anschluß an das bestehende Bildungswesen tritt Reallehrer Robert Seidel in Zürich ein. Von seinem 1885 bei Laupp in Tübingen erschienenen Werk: „Der Arbeitsunterricht, eine pädagogische und sociale Notwendigkeit," zugleich eine Kritik der gegen ihn erhobenen Einwände, erschien alsbald eine englische Ausgabe in Boston, und der Generalschulinspektor von Rom erwarb das ausschließliche Recht der Uebersetzung in's Italienische.

Seit Jahren ist diese Schrift vergriffen, und Seidel hat seine Ideen in populärer Form für ein großes Publikum 1901 in dem Schriftchen: Die Handarbeit, der Grund- und Eckstein der harmonischen Bildung und Erziehung, erschienen bei Rich. Lipinski in Leipzig, dargestellt. Von den großen Pädagogen, welche der Nützlichkeit und Notwendigkeit der Handarbeit für Bildung und Erziehung das Wort geredet haben, hat Keiner nachgewiesen, warum und wie der Handarbeitsunterricht erziehend und bildend wirkt. Das hat Seidel 1885 in der genannten Schrift zum ersten Male versucht. Das Berner Schulblatt kritisirte das erste Buch durch die Bemerkung, der Stein, den die Bauleute verworfen haben, ist zum Eckstein geworden. Dies ist die Veranlassung zum Titel des zweiten Schriftchens.

Seidel führt aus, daß unser gegenwärtiges Schulwesen der Forderung der harmonischen Menschenbildung, i. e. Berücksichtigung der vierfachen Natur, der physischen, geistigen, bürgerlich socialen und moralischen Natur des Menschen, nicht entspricht.

In allen Bildungsanstalten wird zu viel Theorie gelehrt und zu wenig Praxis getrieben, in allen gehen Theorie und Praxis zu wenig Hand in Hand, in allen wird zu viel Wissen und zu wenig Können erzeugt. Dabei kommt die Bildung des Körpers, des Herzens und des Gemüts zu kurz.

Das Kind hat den Trieb zur Bewegung und Beschäftigung, darum darf es die Schule nicht zum stundenlangen Stillsitzen zwingen. Dem untätigen Aufmerken bringt das Kind nur wenig oder gar kein Interesse entgegen. Wird es durch künstliche Mittel dazu gezwungen, so kann leicht eine geistige Ueberreizung entstehen, auf welche eine Erschlaffung erfolgen muß. Und gerade diese Erschlaffung wirkt für die körperliche Entwicklung höchst nachteilig.

Durch die Vernachlässigung der körperlichen Ausbildung gehen eine Menge wertvoller geistiger, beruflicher und künstlerischer Anlagen des Kindes zu Grunde.

Weil der Unterricht der Natur des Kindes nicht gerecht wird, bleiben auch die rechten Erziehungsfrüchte aus, sodaß Kind, Lehrer und Eltern gegenwärtig unzufrieden sind.

Durch enge Verbindung von Arbeit und Unterricht will Seidel alle Mängel im Bildungswesen beseitigen.

Die Befriedigung des Tätigkeitstriebes macht das Kind glücklich, verhindert die Ausbildung schlechter Eigenschaften, entwickelt den Körper und bildet den Geist.

Das Kind hat ein Bedürfnis nach Abwechslung zwischen körperlicher und geistiger Betätigung. Da dieser Arbeitsunterricht diesem Bedürfnis entspricht, so ist derselbe eine Forderung der Gesundheitspflege und der harmonischen Bildung.

Beim Arbeitsunterricht ist das Kind ohne Anwendung von künstlichen Zwangsmitteln aufmerksam; die Beobachtung des Werdens und Wachsens der Arbeit seiner Hände erregt sein Interesse, welches die Voraussetzung jeder wahren Bildung ist.

Der Arbeitsunterricht bildet fast alle Sinne gleichmäßig aus und berücksichtigt vor Allem den sechsten Sinn oder den Muskelsinn, dessen Wichtigkeit von der Physiologie noch gar nicht genügend gewürdigt und dessen Bedeutung für die Geistesentwicklung von der Pädagogik überhaupt noch gar nicht erkannt worden ist.

Die Verfeinerung der Sinnesorgane mittelst des Arbeitsunterrichts führt zu einer Vertiefung der Anschauungen, welche das Kind von den wirklichen Dingen hat.

Besonders für die Bildung der Begriffe von Form und Zahl, Raum und Zeit kann der Arbeitsunterricht viel beitragen. Er ist das beste Mittel, die künstlerischen Anlagen der Kinder zu entwickeln und schlummernde Talente zu wecken.

Daß alle unsere Bildungsanstalten zu wenig in's praktische Leben eingreifen, muß man Seidel zugestehen. Dieser Mangel kann aber keineswegs allein durch Einführung des Handarbeitsunterrichts beseitigt werden. Seidel übersieht auch, daß bei dem gegenwärtigen Unterrichtsbetrieb die Tätigkeit des Kindes in der Schreib- und Rechenstunde, beim Leseunterricht, bei allen Niederschriften, im Zeichen- und Turnunterricht, voll und ganz in Anspruch genommen wird. Nur für den Turnunterricht erkennt es Seidel an. Die Forderung der Abwechslung von geistiger und körperlicher Beschäftigung ist auf Rousseau zurückzuführen; sie galt bisher für den Gipfel der pädagogischen Weisheit, ist aber durch die moderne Seelenforschung widerlegt und darf darum nicht mehr als eine Forderung der Gesundheitslehre und harmonischen Bildung bezeichnet werden.

Wenn Seidel meint, durch allgemeine Einführung des Arbeitsunterrichts kann das Erziehungswesen am besten reformirt und der verderblichen einseitigen und verfrühten Wissens- und Geistesbildung vorgebeugt werden, so wird diese Ansicht durch die Broschüre von E. Ries im Auftrage des Lehrervereins zu Frankfurt a./M. 1898 „Gegen den Handarbeitsunterricht der Knaben" ad absurdum geführt.

In gutem Glauben an Rousseau, daß der Wechsel von körperlicher und geistiger Tätigkeit zur Erholung dient, hat man den Handarbeitsunterricht in verschiedenen Ländern allgemein eingeführt.

In der Schweiz wird der Arbeitsunterricht durch den Bund, die Kantone und die Gemeinden gefördert. Im Kanton Genf ist er obligatorisches Unterrichtsfach in allen Schulen, in anderen Kantonen steht er nicht im Unterrichtsplan, sondern ist freies Schulfach, das vom Kanton und der Gemeinde oder von letzterer allein unterstützt wird. Die Lehrerbildungskurse für Handarbeit werden vom Bund, von den Kantonen und den Gemeinden unterstützt in der Weise, daß den teilnehmenden Lehrern und Lehrerinnen ein großer Teil ihrer Kosten durch Bund und Kanton vergütet wird, und daß die Kosten der Organisation und Durchführung des Kursus von dem Kanton und der Gemeinde bestritten werden, in denen der Kursus abgehalten wird.

In Frankreich ist die Handarbeit durch das Schulgesetz vorgeschrieben; sie rangirt in dem Gesamtlehrplan unter der Rubrik körperliche Erziehung. Als Zweck der Handarbeit wird angegeben: Den Schülern frühe jene Geschicklichkeit der Hand und jene Sicherheit der Bewegungen zu geben, welche, wertvoll für alle, doch besonders den Volksschülern nötig sei, die in ihrer Mehrzahl zu Handarbeitern bestimmt sei. Der Lehrplan für Volksschulen vom Jahre 1882 schreibt Folgendes vor:

Für das Alter von 5—7 Jahren:

Kleine Uebungen im Flechten, Falten, Weben. Ausschneiden und Ansetzen farbigen Papiers auf geometrische Zeichnungen.

Kleines (leichtes) Korbmachen.

Zusammenstellungen in farbiger Wolle auf Stramin oder Papier.

Auf die Kinderklasse (Kindergarten) folgt der Elementarkursus von 7—9 Jahren:

Handübungen zwecks Entwickelung der Handgeschicklichkeit.

Ausschneiden von Pappdeckeln in Form von geometrischen Körpern.

Korbmachen: Zusammenfügung von Stroh (Halmen) verschiedener Farben.

Modelliren: Herstellung geometrischer Körper und sehr einfacher Gegenstände.

Der mittlere Kursus reicht von 9—11 Jahren mit dem Pensum:

Herstellung von Gegenständen aus Pappdeckeln, bekleidet mit farbigen Zeichnungen und farbigem Papier.

Kleine Arbeiten in Draht: Gitter.

Verbindung von Draht und Holz: Käfige.

Modelliren: einfache architektonische Ornamente.

Bekanntschaft mit den gebräuchlichsten Werkzeugen.

Für den Oberkursus von 11—13 Jahren sind vorgeschrieben:

Uebungen im Zeichnen und Modelliren: Skizzen von herzustellenden Gegenständen und Herstellung dieser Gegenstände nach den Skizzen oder umgekehrt. Studium der hauptsächlichsten Werkzeuge bei der Holzarbeit. Stufenmäßige praktische Uebungen. Hobeln, Holzsägen, einfache Zusammensetzungen. Genagelte oder ohne Zwecken zusammengefügte Kasten. Holzdrechseln, Drechseln sehr einfacher Gegenstände.

Studium der hauptsächlichsten bei der Bearbeitung des Eisens angewandten Werkzeuge. Uebungen mit der Feile, Ausputzen und Ausarbeiten unbearbeiteter Schmiede- und Gußobjekte.

So steht der Handarbeitsunterricht auf dem Papier.

Ueber den wirklichen Stand schrieb der Schuldirektor und Leiter eines größeren französischen Schulwesens an den Redakteur der Frankfurter Schulzeitung Folgendes:

Die Handarbeit findet in unsern Volksschulen immer weniger Anklang, wo man sie fast garnicht mehr betreibt.

Sie hat nicht die Resultate ergeben, die man von ihr erwartete. In den Schulen, wo sie noch betrieben wird, beschränkt sie sich auf Weben, Flechten, Ausschneiden von Papier und Pappdeckeln zur Konstruktion von Würfeln, Pyramiden und verschiedener geometrischer Körper.

In einigen Schulen treibt man von Zeit zu Zeit Modelliren, und das ist Alles!

Man giebt höchstens eine oder zwei Stunden die Woche. Die Schüler finden meist keinen Geschmack an diesen Uebungen, die zu häufig der Mannigfaltigkeit ermangeln oder schlecht geleitet werden. Die Handarbeit in den Schulen ist, wie die militärischen Uebungen, fast aufgegeben, selbst in Paris.

Die Familien schätzen sie meist gering, besonders auf dem Lande.

Schon vor der obligatorischen Einführung wurde in Paris Handfertigkeit freiwillig und außerhalb der Schulstunden getrieben; als Lehrziel galt, mittelst der Herstellung von allerhand Gegenständen aus Stäbchen, Papier, Pappe und Holz Handgeschicklichkeit zu erzielen. Nach der gesetzlichen Einführung, so schrieb 1898 ein Gemeinderatsmitglied von Paris, sank der Unterricht zum Hobeln und Eisenfeilen herab. Die Kinder hatten keinen Gewinn davon, und der Eingriff dieser Arbeit in den regelmäßigen Klassenunterricht verminderte den Wert des pädagogischen Unterrichts in ganz auffallender Weise.

1892 wurde eine Kommission beauftragt, die theoretischen und praktischen Programme einer Durchsicht zu unterziehen, um der Handarbeit ein neues Ziel zu stecken.

Die von dieser Kommission vorgenommene Aenderung des Lehrplans von 1882 hat die Lage des Unterrichts keineswegs verbessert.

Durch einen Antrag ist der Magistrat auf die Mängel des Unterrichts aufmerksam gemacht worden.

Der Antragsteller hofft, daß der Magistrat in absehbarer Zeit auf die Organisation von 1882 zurückgreifen wird.

In Frankreich selbst wäre das nichts Auffälliges; es hat seit zwanzig Jahren zahlreiche Beispiele seiner Unbeständigkeit auf dem Gebiete der Pädagogik gegeben. Die Schülerbataillone, Schulmuseen, Schulsparkassen sind wieder aufgelöst worden.

Den Landgemeinden kann man es keineswegs verdenken, wenn sie die Mittel für einen Unterricht nicht aufbringen wollen, den jedes Kind in einem Bauernhause unentgeltlich hat resp. haben kann. Welches Bauernkind lernt denn nicht hobeln, feilen ꝛc.

Die großen Summen, welche Paris noch alljährlich für den in 133 Gemeindeschulen betriebenen Handarbeitsunterricht ausgiebt, könnten im Interesse der allgemeinen Volksbildung bessere Verwendung finden.

Das klassische Land des Handarbeitsunterrichts ist Dänemark und Schweden, wo dieser Unterricht nach dem Muster des dänischen Rittmeisters Clauson-Kaas betrieben wird.

Um die Mitte der siebziger Jahre wirkte der dänische Handarbeitsapostel auch erfolgreich in Deutschland.

Männer von hoher Bildung und in den angesehensten Stellungen bekannten sich bald in Aufrufen als seine Anhänger. Superintendenten, Landräte, Landesdirektoren traten an die Spitze der Bewegung zur Gründung von Handfertigkeitsvereinen und Handfertigkeitsschulen. Der Handarbeitsunterricht sollte das richtige Mittel sein zur Bekämpfung des socialen Elends, zur Hebung des Handwerks und der Industrie und zur Rettung des Mittelstandes vor völliger Auflösung. Andere hochgestellte Männer forderten wieder für denselben Zweck der Steuerung des socialen Elends ganz andere Mittel, zum Beispiel Einführung von Gesetzeskunde und Volkswirtschaftslehre, Gesundheitslehre, Sport und Spiel in den Lehrplan der Volksschule.

Die preußische Regierung hat allen diesen Bewegungen die größte Aufmerksamkeit geschenkt.

Vor mehr als 20 Jahren sandte sie eine Kommission nach Dänemark und Schweden zur Orientirung über den wirklichen Betrieb des Handarbeitsunterrichts. Die Kommission war darüber einig, daß der Unterricht gut und nützlich, seine obligatorische Einführung für Deutschland nicht durchaus notwendig sei.

Das Hauptorgan des 100000 Mitglieder zählenden deutschen Lehrervereins, die Pädagogische Zeitung, von 1881 bemerkt zu dem Bericht: Unsere Volksschuljugend erhält im späteren Leben reichlich Gelegenheit zur Handfertigkeit. Wollen wir ihr nicht unnötigerweise die paar Jahre, die sie zu ihrer geistigen Ausbildung hat, belasten und verkürzen.

Der verstorbene Landtagsabgeordnete von Schenckendorf trat an die Spitze der Bewegung zur Einführung der Handfertigkeit. Er war Mitglied der erwähnten Ministerialkommission. 1881 gründete er das Centralkomitó für Handfertigkeit und 1886 den deutschen Verein für Knabenhandarbeit.

Schenckendorf bildete den Clauson-Kaas'schen Unterricht nach und ließ sich dazu von einem sogenannten Socialpädagogen eine Theorie schreiben, welche längst in der Versenkung verschwunden ist. Auf der Hauptversamm-

lung des Vereins 1901 in Ulm sprach der Vorsitzende über 20 Jahre unserer Arbeit.

Wenige Bestrebungen, so führt Schenckendorf aus, dürften mit so vielen Hindernissen und Mißverständnissen zu kämpfen gehabt haben, wie die des deutschen Vereins für Knabenhandarbeit. Dies habe aber die Kräfte und Freude der Vorkämpfer nicht beeinträchtigt, sondern eher gestärkt. Als seine wichtigste Aufgabe habe der Verein von jeher angesehen, die Knabenhandarbeit zu einem auf pädagogischer Grundlage sich aufbauenden Unterrichtsfach zu machen, also Lehrgang und Lehrart für die verschiedenen Arbeitsrichtungen und Altersklassen auszubilden. Der Verein habe sich und seine Einrichtungen neben der Schule entwickelt und es seien zur Zeit in Deutschland an tausend Schülerwerkstätten im Betrieb. Daneben seien freie Versuche im Rahmen des Schulunterrichts willkommen gewesen. Es werde kein zwangsweiser Einlaß in die Schulen gefordert, sondern eine ganz allmähliche Entwickelung auf Grundlage der Freiwilligkeit der Gemeinden. Die Bestrebungen des deutschen Vereins liegen in der Kulturatmosphäre der Zeit, und sie werden daher ihre Verwirklichung finden.

Daß die Bestrebungen des Vereins in der Kulturatmosphäre liegen, ist eine Phrase, und die Hoffnung auf Verwirklichung Einbildung.

1897 hat der Abgeordnete von Schenckendorf eine Denkschrift als Rundschreiben an alle deutschen gesetzgebenden Körperschaften, Unterrichtsbehörden und Magistrate zur Aufrichtung von Handfertigkeitsschulen erlassen.

Die Regierung in Preußen und einigen Bundesstaaten lassen der Bewegung freie Bahn. Die Einführung wird in all den Orten, wo es die Schuldeputationen für nötig halten, neben dem öffentlichen Unterricht Handfertigkeitskurse einzurichten, gestattet.

In 321 öffentlichen Schulen wird neben dem Unterricht Handarbeit betrieben; dazu gehören 14 Gymnasien, 13 Realschulen und 26 Seminare. Es giebt ferner 364 selbstständige Werkstätten, welche von Vereinen, Brauereien, Fabriken zc. unterhalten werden.

In 92 Knabenhorten und 160 Erziehungsanstalten ist die Arbeit ein wichtiger Erziehungsfaktor.

Das geistige Centrum für Knabenhandarbeit bildet das von Dr. Götze begründete und gegenwärtig von Dr. Pabst geleitete Seminar in Leipzig. Ueber tausend Lehrer sind dort bereits ausgebildet worden. Diese Lehrer, welche die Handfertigkeitskurse leiten, haben mit Genehmigung der Behörden einen guten Nebenverdienst und sind daher auch die besten Agitatoren für die allgemeine Einführung der Handarbeit.

Der Berliner Hauptverein für Knabenhandarbeit hat mit Unterstützung der Stadt (3000 Mk.) und des Königl. Provinzialschulkollegiums (1500 Mk.) 5 Werkstätten eingerichtet. Die fünf Stufen des normalen Lehrganges sind:

I. Vorkursus: „Fröbelsche Beschäftigung, II. Vorkursus: Natur- und

Spaltholzstäbchenarbeit, III. Kursus: Flächenarbeit aus Pappe und deren Zusammenstellung zu Körpern, IV. Schnitz- und V. Hobelarbeit.

Etwa 700 Schüler erhalten diesen Unterricht.

Die schädlichen Folgen der sitzenden Lebensweise in der Lernschule können durch die vorstehenden Handarbeiten unmöglich paralysirt werden, da für die vier ersten Kurse das Sitzen Voraussetzung ist. Die Hobelarbeit, welche an sich dem Princip der Bewegung Rechnung trägt, ist für Kinder von 12—13 Jahren noch zu schwer. Nur mit wenigen Ausnahmen sind die Volksschüler vor dem Verlassen der Schule körperlich so weit entwickelt, daß sie ohne Schädigung ihrer Gesundheit Hobelei betreiben können. Die ausgestellten Schülerarbeiten scheinen diese Behauptung zu widerlegen. Auf Befragen räumten mir aber einzelne Lehrer ein, daß die schwierigsten Handgriffe der Ausstellungsobjekte von den Leitern der Kurse gemacht würden. Die in sitzender Haltung ausgeführte Handarbeit befriedigt den Tätigkeitstrieb nicht mehr als Zeichen-, Schreib- und Rechenunterricht. Ja eine Abwechselung von Frage- und Antwortstunden mit Gesang-, Schreib- und Zeichenstunde ist praktisch viel leichter möglich als ein Wechsel von Handarbeits- und Unterrichtsstunden.

Dennoch tritt der deutsche Verein für die Einführung der Handarbeit ein, weil durch dieselbe dem Kinde die intensivste Anschauung geboten wird. Nach einer anderen Lesart heißt es, der Anschauungsunterricht erhält durch den Handfertigkeitsunterricht eine lebensvollere Gestaltung.

Die Erziehung des Auges mittelst des Tastsinns hat die Entwicklung der Menschheit unstreitig gefördert.

Dieser Wink aus dem Bildungsgang der Menschheit wird von der Pädagogik keineswegs übersehen. Gegen das Modelliren oder Formen von Gegenständen aus Plastelina ist ebensowenig einzuwenden als gegen das Pappen, das ist Herstellung von geometrischen Körpern im Anschluß an den Anschauungs und Geometrieunterricht.

In unendlich großen Zeiträumen hat die Menschheit durch Sammlung von Kenntnissen aus einfachen Hantirungen unendlich kleine Fortschritte gemacht. Diesen schneckenartigen Bildungsweg darf das Kind nicht wieder geführt werden. Das abschreckende Beispiel dafür bietet Frankreich. Die intensivste Anschauung, welche im Handfertigkeitsunterricht gewonnen werden kann, beschränkt sich lediglich auf die konkreten Gegenstände. Abstrakte Begriffe wie Gerechtigkeit, Freude, Gnade, Treue, Zuversicht, welche in den ersten Sprüchen und Liederversen vorkommen, die das Kind lernt, können mittelst der Handarbeit keine intensivere Behandlung und Erklärung erfahren. Um die Erläuterung der konkreten Dinge ist die Schule niemals in Verlegenheit, sie tragen sich von selber vor."

Von socialpädagogischer Seite wird die Einführung der Handfertigkeit gefordert, weil dieselbe Bildungsmomente enthält wie kein anderer Unter-

richtsgegenstand. Mit Ausnahme des Turnens trifft das wohl zu; aber vom Billardspiel, Kegelschieben 2c. kann man dasselbe behaupten.

Wäre die Handarbeit ein außerordentliches Bildungsmittel, sie müßte ihre Bildungskraft am Handwerker oder im Handfertigkeitsunterricht in Frankreich offenbart haben.

Der Betrieb einer Handarbeit erfordert meistens nur elementare psychische Funktionen. Neben dem Gesichtssinn wird am meisten der Muskelsinn geübt und in Tätigkeit gesetzt. Die Entwickelung des Muskelsinns für die Erziehung und Bildung soll hier keineswegs unterschätzt werden; allein die idealsten Bildungsmittel für den sechsten Sinn sind Turnen, Wandern, Schwimmen, Eislauf. Bei der Handarbeit können immer nur einzelne Muskelgruppen geübt werden, während durch gymnastische Uebungen die Gesammtmuskulatur gestählt wird. Gymnastik ist harmonische Bildung des Muskelsinns.

Auch Rousseaus Anschauung von der Erholung durch den Wechsel von körperlicher und geistiger Tätigkeit ist durch Ermüdungsmessungen in den Schulklassen widerlegt worden. Die Sinnessphären sind sensorisch-motorische Bezirke. Gegen Ermüdung der Empfindungsnerven hilft nur Ruhe und Schlaf, aber keine Bewegung. Professor Doktor Eulenburg warnte davor, die Turnstunden als Erholungsstunden anzusehen und sie demgemäß an den Schluß oder in die Mitte des Unterrichts zu legen. Der Turnunterricht ist, soll er seinen Zweck erfüllen und aus einem Segen sich nicht zum Unheil gestalten, zu isoliren und auf die schulfreien Nachmittage zu verlegen. Die Nachmittage müßten überhaupt für die rein körperliche Kultur reservirt werden. In der bloßen Ausbildung des Körpers liegen viel mehr Bildungsmomente, als die Gegenwart annimmt. Im Altertum, besonders bei den Griechen und Urgermanen, war der ästhetisch kultivirte Körper der Gipfel der allgemeinen Bildung. Das Mittelalter hindurch ist die Körpergeschicklichkeit der Deutschen erhalten geblieben; erst nach der Reformation ist sie geschwunden. Wird durch systematische Leibesübungen in unseren öffentlichen Bildungsanstalten körperliche Formgewandtheit erzielt, so bedürfen wir des Handfertigkeitsunterrichts nicht.

Zwei Jahrzehnte hat die deutsche Lehrerschaft in Versammlungen und Verbandsorganen die Handfertigkeitsfrage geprüft und 1890 auf dem Lehrertage in Köln folgenden Beschluß gefaßt:

Die Versammlung spricht sich mit aller Entschiedenheit gegen die Aufnahme des Knabenhandfertigkeitsunterrichts in den Lehrplan der Volksschule aus.





Maxim Gorki.

Von

Hans Ostwald.

— Groß-Lichterfelde. —



Ein schwerer, trüber Märztag. Regen und Dunst. Keine Bewegung in der Luft. Der Ausblick verschleiert. Das Grau, das über der Erde dampft, vereinigt sich in naher Ferne mit dem niedrig hängenden Himmelsgrau.

Und doch sieht es überall aus, als wolle es Frühling werden. Die Fliederbüsche werden dicht, die Zweige schwellen. In dem dunklen Gehänge der hellen Birkenstämme, in den emporstrebenden Wipfeln der Linden zeigt sich ein hellbrauner Schimmer. Von einzelnen Bäumen tropfen Kätzchen. Und auf den Kastanienästen stecken korallenrote, spitze Knöpfe. Aus dem vergilbten und verfilzten Gras am Wegrand tauchen frischgrüne Flecken auf.

Die Luft ist halbkalt und gesättigt mit Feuchtigkeit.

Schwer lastet sie auf Allem, macht die Wege mühevoll . . .

Und plötzlich springt der Wind um, fegt den eintönigen Himmel auseinander, wirft mit kräftigen Armen die Wolken wie ein Kinderspiel zusammen und wieder von einander, enthüllt ein Stück hellsten Himmels — um im nächsten Augenblick wieder einen dicken, dunklen Wolkenballen darüber hin zu rollen.

Alles ist in Bewegung gekommen.

Der Dunst zieht fort, und die Bäume werden vom Winde geschüttelt, daß die Tropfen herunterstäuben.

Bald ist es licht, bald ist es finster am Himmel.

Aber die ermüdende, erschlaffende und verzweiflungsvolle Eintönigkeit ist gewichen.

Das Leben ist da.

Der Frühling.

Mit all seinem Temperament, mit seiner Kraft und Stärke, mit seinem Kampf und dem Glauben an seinen Sieg . . .

* * *

So etwa könnte man das Wesen des jungen Russen und sein Wirken auf Rußland, auf die russische Litteratur charakterisiren.

Will man den Dichter und seine Eigenart, seine Bedeutung in seinem Vaterlande richtig erfassen, so muß man den Kreis und die Verhältnisse betrachten, in die Gorki hineintrat. Nur so ist er zu verstehen, nur so sein großer Erfolg bei den Russen und die Nachwirkung dieses Erfolges bei uns zu begreifen.

Maxim Gorki ist heute vierunddreißig Jahre alt. Noch vor zehn Jahren stand er in der Eisenbahnreparaturwerkstatt zu Tiflis als schlichter Arbeiter am Schraubstock. Heute zählt er zu den bedeutendsten Könnern der Litteratur und zu den führenden Geistern in Rußland.

Das ist ein jäher Sprung, ein Weg über eine tiefe Kluft, die zwei steil von einander emporragende Welten trennt. Wie kühn der Sprung ist, erfaßt man erst, wenn man in Betracht zieht, daß Maxim Gorki sich aus der untersten Schicht emporarbeiten mußte und er eigentlich nie eine richtige Schule besucht hat.

Aber eine noch so eingehende Analyse von Gorkis Talent würde das Verständniß für die Bedeutung dieses Schriftstellers doch nie ganz erschließen. Erst im Zusammenhang mit der Entwickelung der russischen Gesellschaft und der russischen Litteratur kann die Erscheinung Gorkis verständlich werden.

* * *

Für den gebildeten Russen bedeutet die nationale Litteratur nicht bloß die geistige Blüte seines Volkstums: ihm ist sie vor Allem ein Spiegelbild der jeweiligen socialen Verhältnisse, der kulturellen Phase, in der die betreffenden Werke geschaffen wurden.

Der russische Schriftsteller sieht seine Aufgabe nicht ausschließlich darin, seinen Lesern ästhetische Genüsse zu bieten, sie zu erheben, zu unterhalten, ihnen sensationelle Erschütterungen zu bereiten. Eine solche Litteratur würde in Rußland vorläufig keinen rechten Boden finden. Rußland verlangt seit dem Tage, da es eine eigene Litteratur besitzt, etwas Anderes vom Schriftsteller. Er muß die Empfindungen der öffentlichen Meinung ausdrücken können. Er muß das aussprechen und gestalten, was die verschiedenen socialen Schichten durchströmt, was sie bewegt. Was in ihnen nicht zu Worte kommen kann, was in ihnen nur klingt und bohrt, muß er in Worte fassen und Menschen aus den allgemeinen Gefühlen schaffen. Ja, er muß auch diese Gefühle reformiren können.

Daraus erklärt sich das allgemeine lebhafte Interesse, das in Rußland den Erzeugnissen der belletristischen Litteratur entgegengebracht wird. Man sieht in ihr ein Spiegelbild der verschiedenen Phasen jener überraschenden Entwickelung, die Rußland während der letzten sechzig Jahre durchgemacht hat.

Da sind die Reformen der fünfziger und sechziger Jahre. Die Leibeigenschaft wurde aufgehoben, das Kastenwesen vielfach gesprengt, die ländliche Selbstverwaltung eingeführt. Auf dem Gebiete der Justiz, des Unterrichts, des Kredit- und Verkehrswesens erschienen soviel Neuerungen, daß dies Alles zu einem ganz neuen Rußland den Grund legte. Gerade in jene bewegte Periode fällt eine kräftige Blütezeit der russischen Litteratur: Turgenjew, Gontscharow, Leo Tolstoj und Dostojewski fanden in dem frisch aufgewühlten Boden der russischen Gesellschaft die reichste Nahrung für ihr dichterisches Talent. Neben und mit ihnen schufen eine Reihe nicht minder begabter Autoren aus dem Vollen — bis der Einbruch der Reaktion in der zweiten Hälfte der sechziger und in den siebziger Jahren wie ein frostiger Reif auf die üppige Blüte fiel und sie vernichtete. Nach und nach verstummten die Großen. Nur Leo Tolstoj überlebte sie.

Neben ihm arbeiten nur Epigonen, die Volksfreunde. Nur wenige Dichter erwerben sich eine höhere Wertung. Als solche, die auch bei uns in Deutschland Boden gefunden, kann man Wladimir Korolenko und Tschechow rechnen. Die Beiden gehören zu der Gruppe, die man „Männer der achtziger Jahre" nennt.

Diese Jahre, die dem Auftreten Gorkis unmittelbar voraufgehen, gehören zur düstersten Zeit in der neueren russischen Geschichte. Finstere Reaktion ist auf allen Gebieten nach den verzweifelten Nihilistenkämpfen der siebziger Jahre gefolgt. An der Schwelle des Jahrzehnts steht der Zarenmord, dem Alexander II. zum Opfer fiel — und über dem Jahrzehnt schwebt der finstere Geist, der Tausende und Abertausende junger begabter Leute nach Sibirien verschickt.

So bedeutete diese Zeit einen entschiedenen moralischen Rückschritt im sittlichen Stande des russischen Volkes.

Der mußte sich natürlich in der Litteratur widerspiegeln. Nichts von Aufschwung und reformatorischem Drange erfüllt jene Epoche. Ein tief zerschneidender Pessimismus erstickt alles Frische. Nur Korolenko, der den größten Teil jener Zeit als politischer Sträfling im fernen Jakutsk lebte und so die widerwärtigen Eindrücke der Reaktion nicht in sich aufnahm, blieb unberührt und kräftig. Auch Anton Tschechow hat die traurigen Jahre überlebt und ist weitergewachsen.

Gewiß, ganz konnte er sich dem Einfluß der Zeit nicht entziehen. Er wurde der Schilderer der tristen bürgerlichen Gegenwart. Aber er verdiente, näher bei uns bekannt zu sein, als er ist. Seine Werke drücken überall eine quälende Sehnsucht nach Besserem aus — nach Besserem, das sich nie bietet. Seine Menschen sind hilflos. Sie sprechen wohl: „Nein, so kann man nicht leben. So geht's nicht weiter." Niemals aber können sie sich zu einer befreienden Tat aufraffen. Sie zerschellen am Leben und seiner erdrückenden Gewalt.

* * *

In diesen Zustand der Litteratur und der Gesellschaft Rußlands trat nun Maxim Gorki. Er brachte das Neue und Starke, das die Reformen der sechziger Jahre vorbereitet hatten. Diese Reformen, so einseitig und unvollkommen sie auch gewesen sein mochten, hatten doch genügt, neue wirtschaftliche Lebensformen zu schaffen. Auf der einen Seite entstand eine wohlhabende, fast nur aus nichtadligen Schichten sich rekrutirende Bourgeoisie, auf der anderen Seite ein industrielles Proletariat. Aus diesem Milieu ist Maxim Gorki hervorgegangen. Und aus diesen echt modernen Gegensätzen ist seine Erscheinung zu verstehen. Im klaren Bewußtsein seiner socialen Stellung ist er in die litterarische Bewegung eingetreten. Dies Selbstbewußtsein, das ihn als eine ganze Persönlichkeit kennzeichnete, war es besonders, das ihm seinen ungewöhnlichen Erfolg bereitete. Und als Angehöriger einer neu aufstrebenden Klasse, einer Klasse, die wieder ideale Ziele vor sich sah, die sich nicht mit der vorhandenen Form des Lebens begnügte, war es selbstverständlich, daß Gorki, der Proletarier und Eisenbahnarbeiter, das Leben nicht verneinte, sondern es bejahte, mit aller Kraft der Lunge und des Herzens bejahte er es.

Und diesem neuen Ton hat er seine Wirkung zu verdanken.

Gorki, der eigentlich Alexej Maximowitsch Pjeschkow heißt, wurde am 14. März 1862 in Nischni-Nowgorod geboren. Seine Mutter, Warwara, war die Tochter eines reichen Färbers. Sein Vater aber war nur ein armer Tapezierer. Der kleine Maxim verwaiste früh. Er war drei Jahre alt, da ergriff ihn die Cholera, die seinen Vater zu gleicher Zeit dahinraffte. Seine Mutter starb ihm in seinem neunten Jahre — nachdem sie zum zweiten Mal geheiratet hatte. Sie erlag der Schwindsucht. Nun stand Gorki ohne Eltern da. Sein strenger Großvater nahm ihn zu sich. Nach russischem Brauch ward er bald in die Lehre getan — zu einem Schuster. Aber bei dem Schuster stieß ihm ein Unglücksfall zu: er verbrühte sich mit kochendem Wasser, und der Meister schickte den Knaben nach Hause zum Großvater. Vorher war er kurze Zeit in der Schule gewesen. Da er aber die Pocken bekam, mußte er die Schule verlassen. Und damit war seine Bildung abgeschlossen — zu seinem Vergnügen. Denn er machte sich nichts aus dem Lernen. Und die Psalmen, die ihm sein Großvater beibrachte, machten ihm auch keine besondere Freude.

Als er sich von seinem Unglücksfall, der ihn bei dem Schuhmacher betroffen, erholt hatte, kam er zu einem Zeichner und Heiligenmaler in die Lehre. Aber mit „diesem konnte er sich nicht verstehen", der behandelte ihn zu schlecht. Der tapfere Junge flüchtete; jetzt bemühte er sich selbst um eine Stelle, und es gelang ihm, als Küchenjunge auf einem Wolgadampfer unterzukommen.

Hier begegnete er dem ersten freundlichen, wohlwollenden Menschen. Der Küchenmeister Smurij fand Gefallen an dem geweckten Burschen und versuchte, ihm von dem, was er selbst besaß, mitzuteilen. Er war ein

großer Bücherfreund. Und das reizte den Knaben, da hier ein wohlwollender Mensch Beziehungen zu den Büchern hatte. Er sah das Buch in neuem Licht und fand Geschmack am Lesen, das er vorher so verabscheut hatte. Gogol und die Heiligenlegenden lasen die Beiden in ihren Freistunden in einem Winkel des Deckes, die Wolgasteppen mit ihrem wuchtigen weiten Ausblick vor sich, umrauscht von der Musik der Wellen, die gegen die Schiffswände klatschten. Daneben las der Junge Alles, was ihm der Zufall in die Hände warf. Neben den wirklichen Klassikern beschäftigten seinen Geist die Erzeugnisse unbekannter Autoren, die Schmierwerke von Kolportageschriftstellern.

Das Alles erweckte in ihm — etwa in seinem 15. Jahre — einen jähen unstillbaren Durst nach Kunst und nach Wissen. Ohne zu wissen, wovon er sich während seiner Studienzeit ernähren und kleiden könne, ging er nach Kasan, um dort zu studiren. Seine unfundirten Hoffnungen brachen bald zusammen. Er hatte eben, wie er sich ausdrückte, kein Geld, Wissen zu kaufen. Und anstatt in eine Schule, trat Gorki in eine Zuckerbäckerei ein. Mit drei Rubeln, die er monatlich erhielt, mußte er bei achtzehnstündiger Arbeit sein Leben fristen. Diese für ihn zu anstrengende Arbeit gab Gorki bald auf. Am Fluß, am Hafen lebte er als Gelegenheitsarbeiter, als Holzsäger oder Gepäckträger. Nun verlor er auch das Obdach. Er mußte in der Gesellschaft der Heruntergekommenen leben. Was aber auch immer der Jüngling in dieser Gesellschaft, in diesem Kampf um die Nahrung der Stunde gelitten haben mag — er erlebte nun die Tiefen des menschlichen Lebens selbst und kam in die schwärzesten Abgründe.

Aber mit dem besten Willen und allen Kräften konnte er sich keine Aussicht auf bessere Tage erringen. Er sank selbst immer tiefer in das Strolchleben hinein.

In seinem zwanzigsten Jahre überwand ihn die Verzweiflung. Das Leben hatte für ihn keinen Wert mehr. Er machte einen Selbstmordversuch. Die Revolverkugel drang in seine Lunge ein, ohne ihn zu töten. Der Arzt entfernte die Kugel. Gorki kränkelte danach einige Zeit. Als er sich erholt hatte, suchte er sich neue Arbeit.

Er wurde Obsthändler und las, wie bisher, eifrig wissenschaftliche und litterarische Werke jeder Richtung. Doch auch dieser Beruf bot ihm nichts. Er ging nach Zaryzin als Weichensteller und Arbeiter in Eisenbahnwerkstätten.

Aber auch an der Eisenbahn war seines Bleibens nicht lange. Er mußte sich im Jahre 1890 in seinem Heimatsort Nischni-Nowgorod zur militärischen Musterung stellen. Doch wurde er wegen seiner Wunde, die vom Selbstmordversuch herrührte, nicht eingestellt.

In Nischni-Nowgorod kam er mit einigen Gliedern der gebildeten Kreise zusammen. Er war zuerst als Kwaß-Bierverkäufer mit seinem Fäßchen durch die Arbeiterstraßen und durch die Reihen der Marktzelte ge-

zogen, jedem Trinker, der es wünschte, seinen Becher vollzuschänken. Wieder trieb es ihn hinaus. Er lebte wieder als Landstreicher und Trinker. In Odessa nahm er Arbeit im Hafen und in den Salzwerken. Dann durchwanderte er Bessarabien, die Krim, die Kuban und kam schließlich nach dem Kaukasus. In Tiflis arbeitete er in Eisenbahnwerkstätten. Hier begegnete er wiederum einigen Leuten aus gebildeten Kreisen, hauptsächlich jungen Armeniern. Seine Persönlichkeit, seine immerhin schon bemerkenswerte Bildung warb sie ihm zu Freunden. Von einem verkommenen Studenten, den er selbst einmal als Alexander Kaluschny schildert, hatte er das Niederschreiben und Gestalten gelernt. Mit großem Eifer beobachtete er nun jede Seelenregung eines befreundeten Geisteskranken, der viel von der Wiedergeburt der Menschheit sprach, und trug seine Beobachtungen in sein Notizbuch ein. Derartige Notizbücher, in die er seine Eindrücke niederschrieb, besitzt Gorki in großer Anzahl. Damals beschäftigte er sich mit den großen Dichtern, mit Shakespeare, Goethe und Byron. Am meisten bewunderte er Manfred, der über die Elemente und Ariman befahl. Alles Ungewöhnliche begeisterte ihn.

In der gleichen Zeit begann er in aller Heimlichkeit litterarisch zu arbeiten. Seine Erzählung „Makar Tschudra“ erschien im Jahre 1893 in der kaukasischen Zeitung „Kawkas“. Aber er konnte immer noch nicht in geistiger Tätigkeit leben. Er mußte immer noch handlangern. Da kam ihm die Idee, wandernd Volksvorstellungen zu geben. Er schnürte sein schweres Bündel und zog abermals aus. Schon im April hatte er Gleichgesinnte angeworben. Eine Frau und fünf Männer hatten sich gemeldet. Unterwegs sollte die Truppe vergrößert werden — aber Gorki mußte seine Wanderschaft allein fortsetzen und zog wieder nach Nischni-Nowgorod.

Ein großer Glücksfall führte ihn zu dem Advokaten Lanin, einem Freund moderner Litteratur. Der erkannte bald, welchen Kopf er in seinem Bureau hatte. In ernster Weise sorgte er für die Ausbildung des jungen Menschen.

Jetzt schrieb Gorki seine ersten größeren Erzählungen. Bald wurden mehrere Litteraturfreunde auf ihn aufmerksam. Sie schickten ihn zu dem bekannten Wladimir Korolenko, der damals in Nischni-Nowgorod lebte und die Zeitschrift „Russischer Reichtum“ herausgab. Korolenko zeigte großes Interesse für Gorki. Doch konnte er dem jungen Dichter noch kein Fundament zum Schaffen bieten. Gorki mußte sich mühselig als Mitarbeiter kleiner Provinzzeitungen durchs Leben bringen. Ja, es ging ihm wie so vielen Schriftstellern: nicht einmal ein geringes Honorar bewilligten ihm die Redaktionen, sondern schickten einfach seine Arbeit zurück, wenn er, wie von einer Odessaer Zeitung, drei Kopeken für die Zeile verlangte. Doch gab ihm diese Zeitung den Auftrag, über die Weltausstellung in Nischni Nowgorod vom Jahre 1896 Berichte zu schreiben. Darauf ging Gorki gern ein. Zwar erregten diese Berichte die allgemeine Aufmerksamkeit. Aber die Zeitung bezahlte sie so schlecht, daß Gorki in den dürftigsten Verhältnissen leben mußte und brustleidend wurde.

Da nahm sich Korolenko seiner ernsthaft an. Was Gorkis bisherigen höchst eigenartigen Leistungen nicht gelungen war — die Fürsprache eines Schreibgewaltigen machte ihn begehrenswert und bekannt. Neue Zeitschriften forderten ihn zur ständigen Mitarbeiterschaft auf. Und nun begann die sorglose Existenz des dichtenden Vagabunden, der nach seiner eigenen Angabe vier Lehrer gehabt hat: den Koch des Wolgadampfers, den Advokaten Lanin, den Bummler, den er als Kaluschny dargestellt, und Korolenko.

* * *

Gorkis Berühmtheit ist keine geringe.

Diese rasche Wirkung hat Gorki den sonderbaren Verhältnissen des russischen Reichs ebenso zu verdanken, wie seinen Fähigkeiten. Dort, wo kein öffentliches Leben freie Aeußerung der Wünsche und Selbstgestaltung der Zukunftspläne gestattet, wird immer die Kunst größere Hoffnungen erfüllen sollen als dort, wo freiere Wege bereits aufgeschlossen sind. Und da erringen denn Männer wie Gorki einen uns schier unglaublich dünkenden Einfluß.

Nun wäre es aber mindestens ebenso verkehrt, nur den Zuständen allein den Erfolg solcher Individualitäten zuschreiben zu wollen, wie etwa dem, was sie sagen, und daß sie es mit starrem, unbeugsamem Mannestrotz sagen. Die Fähigkeit, die Begabung, das Wie spricht denn doch auch mit. Es wird in Rußland gewiß nicht Wenige geben, die zu denselben Erkenntnissen und Einblicken gekommen sind wie Gorki. Aber ihnen mangelt das Organ. Ihnen fehlt die Kraft des Könnens.

Zwar wird auch mancher Könner vorhanden sein. Aber er ist vielleicht nicht der ganze Mann wie Gorki, der ernst und fest zupackt, ohne Scheu und ohne Schonung.

* * *

Umsonst nennt sich Maximowitsch Pjeschkow nicht Gorki, d. i. der „Bittere“. Er stellt den alten Helden, den großen Kriegskünstlern und Massenmördern — den Rittern Blaubart und Toggenburg, dem Richard Löwenherz — ein neues Heldentum gegenüber. Was sind uns heute noch jene Gewalthelden? Keiner kann in ihnen das Leben wiedergeben, wie wir es erkannt haben. Sie waren und sind eine Form geworden, in die sich nicht mehr der üppige allseitige Gehalt des Daseins hineinschöpfen läßt.

Aber — wir müssen doch wieder Helden haben; Helden, die ihr Leben auf eine besondere Weise meistern, die ein schweres Schicksal erlebt haben. Unsere Sehnsucht verlangt glühend nach Menschen, die aus dem Kleinen des Alltags hinaus sind, die es verachten und still darüber hinweg leben.

Da stellt nun Gorki die von uns so oft falsch genannten Allerelendesten, die Heimat- und Obdachlosen dar, die Verachteten, Mißhandelten und Bemitleideten. Und wir müssen erkennen: ja, das sind Helden, Sieger, Abenteurer. Nicht Alle, aber Viele.

Als besonders erkenntnißreich erscheint die Schilderung: „Verlorene Leute", die gewissermaßen eine Vorstudie zu dem vielgenannten „Nachtasyl" bildet.

Hier erleben wir neue Romantik. Hier wird kein Vergangenheitsideal neu aufgeputzt und geschminkt oder mit frischem Flitter behangen. Hier werden Menschen unserer Zeit wie Helden dargestellt.

Ob man in Deutschland auch solche Helden als Erfüllung seiner romantischen Sehnsucht anerkennen wird?

Ich bezweifle das. Ist doch das „Nachtasyl" dem Publikum der Provinz meist zu stark und erschütternd. Wir Deutschen haben nicht die tiefe Religiosität des Russen, die in Jedem einen Mitsünder und Miterlösten sieht. Und bis zu jener höheren Religiosität, die in jedem Menschen einen Sündlosen und einen gar nicht der Erlösung Bedürftigen erkennt, haben wir uns noch nicht aufgeschwungen.

So erscheinen uns Gorkis Menschen, Gorkis „Verlorene Leute" als merkwürdige und eigenartige Helden. Der ehemalige Rittmeister, jetzige Herbergswirt, gewesene Besitzer eines Gesindevermietungskontors und einer Druckerei, Aristid Kuwalda, ist die Hauptfigur. Er hat sein Leben nicht vergewaltigen können und ist Anführer und Genosse einer sonderbaren Schaar geworden. Sein bester Freund ist ein gewesener Schulmeister. Der verdient sich durch Liefern von Zeitungsberichten ein ganz hübsches Stückchen Geld. Aber was ist so einem Menschen Geld? Er geht hin, kauft Obst, Süßigkeiten und gutes Essen für die eine Hälfte seines Einkommens, ruft alle Kinder der „Offenen Gasse", in der Kuwaldas Herberge liegt, zusammen und bewirtet sie unten am Flusse mit diesen Leckerbissen. Die zweite Hälfte seines Einkommens verleiht er zum guten Teil an seine Freunde — und den Rest verbraucht er für Herbergsmiete und für Schnaps.

Noch mehr solcher verkrachten Intelligenten hausen bei Kuwalda. Alles Menschen, die etwas gewesen sind. Darum nennt sie Gorki auch „Biwschije ljudi", genau übersetzt: „Gewesene Leute."

Die Erzählung ist für unser Empfinden zu umfangreich, zu langatmig. Lange, einleitende Schilderungen, zu genaue, kleinliche Beschreibung des Aeußeren, besonders des Aeußeren der Personen schaden dem klaren, scharfen Eindruck, verwischen das Charakteristische. Wenige Worte würden deutlicher sein. Eine gewisse Unfähigkeit zur Beschränkung muß man Gorki vorwerfen, will man ehrlich sein.

Das aber will wenig bedeuten gegen die restlose, scheinbar unpersönliche Darstellung des Treibens der Gewesenen, das durch die heroische Tat Kuwaldas wie von einem unverlöschbaren Stern erhellt wird. Kuwalda verliert seine nicht geringe Lebenssicherheit, als ihm sein Kamerad, der Schulmeister, gestorben. Er empört sich gegen die brutale Behandlung, die er und andere Bewohner der Offenen Gasse von den Vertretern der Regierenden und des Bürgertums erfahren. Mit schlecht verhehlter Absicht

vergreift er sich an seinem Todfeinde, dem Kaufmann Petunnikov — und schmäht die Polizisten. Er erreicht seinen Zweck. Er wird geknebelt und abgeführt.

Leider hat Gorki seinen Menschen der Tiefe eine zu hohe Philosophie mitgegeben. Er füllte seinen eigenen Wein in ihre Schläuche. Wohl besitzen die Landstreicher und Bummler oft eine tiefe, nur ihnen eigentümliche Welt- und Lebensweisheit. Aber sie äußert sich doch mehr unbewußt, mehr instinktiv, nicht so pathetisch wie bei Gorki.

Ueberhaupt ist der pathetische Grundton Gorkis sein künstlerischer Mangel. Das reine Hell der bloßen Heiterkeit fehlt ihm. Wohl besitzt er Humor. Aber sein Humor ist gallebitter und ätzend wie Schwefelsäure. Beispiel: „Kain und Artem."

Kain ist ein armseliges, jüdisches Hausirerchen. Artem, der hübsche, felsstarke, aber faule Liebhaber der Höferinnen, wird von ihm gepflegt, als Rachsüchtige und Neidische den Burschen halb tot geschlagen. Zum Dank für die Pflege, für die Rettung aus Schmach und Not schützt Artem den verfolgten, verhöhnten Kain. Aber zuletzt wird ihm der Dank lästig — wie allen Mächtigen der Dank gegen die Kleinen erniedrigend erscheint. Und der Löwe jagt die um Hilfe flehende Maus, die ihn einst aus dem Fangnetz befreit, davon und schläft lächelnd ein . . .

Diese finstere Erkenntniß spricht sich auch in dem Ausgang anderer Erzählungen aus. Sie schließen fast alle mit der schweren Trübe eines regnerischen Märzabends, der uns wieder zweifeln läßt, ob denn der Frühling wirklich naht.

Gorkis finstere Erkenntniß und Pathetik ist aber notwendig zu der anklagenden Symbolik der „Verlorenen Leute".

Da erzählt er, schlicht wie ein Chronist, daß das fette Bürgertum oben auf den Hügeln zwischen wohlgepflegten Gärten wohnt. Wenn es regnet, strömt der ganze Unrat der oberen Stadt in die „offne Gasse".

* * *

Und die finstere Pathetik und diese Erkenntniß ist es wohl auch, durch die wir Gorkis Helden als wirkliche Helden empfinden. Es sind Helden ganz neuer, überraschender Art. Sie zeichnen sich aus durch ein unbeschränktes Unabhängigkeitsgefühl. Sie haben die Fähigkeit und das Streben, alle lieb gewordenen Gewohnheiten, Pflichten und Zustände zu verlassen und von sich zu werfen.

Es ist ein Heroentum, ein hochromantisches Heroentum, das Gorki darstellt. Aber nicht eins nach dem Recept der alten Romantik: alt, mystisch, aus ferner Vergangenheit Ideale ausgrabend. Es ist eine lebendige wirkliche Romantik, mit all dem geschmückt, was wir uns in langem Grübeln erobert, was wir uns als neues, sonnenstrahlendes Ideal aufgerichtet haben. Wenn auch einige von Gorkis Helden ganz wie die Helden

der voraufgegangenen Litteraturepoche an ihrer Schwäche zu Grunde gehen — die meisten Helden des „Bitteren“ gehen zu Grunde an einer Tat.

Und in diesem rücksichtslosen Aufstellen und Verherrlichen solcher Tatmenschen liegt das, was Gorki so hoch emporhebt über so Viele, und auch über die ihm vorhergehende Generation. Hier liegt das, was die Jugend seines Vaterlandes zu ihm reißt — dieses Vaterlandes, das mit rasselnden Ketten belastet ist. Hier liegt auch das, was uns in seine Fesseln schlägt. —

* * *

Eine ganz besondere Vorliebe für starke ungewöhnliche Menschen beherrscht Gorki. Fast in allen seinen Erzählungen treten solche Gestalten auf. Da ist die alte Isergil, deren Liebes-Odyssee er zu einer sagenhaften Größe ausmalt. Da ist der kühne, furchtlose Hasendieb Tschelkasch in der gleichnamigen Geschichte. Da ist die kecke und leichtfertige, liebesstarke Malwa, die den Mann dem zaghaften Jüngling vorzieht. Da ist der rote Waska, der Hausdiener und Büttel eines öffentlichen Hauses und noch eine Reihe ähnlicher Kraftmenschen.

Leider giebt Gorki manchem von ihnen einen weichen Zug, weshalb manche russische Kreise — und besonders anspruchsvolle Aesthetenkreise mit halber Berechtigung solche Werke Auerbachiaden nennen. Da ist z. B. Jemeljan, ein gewohnheits- und gewerbsmäßiger Räuber. Er zieht aus, in der Nacht einen Kaufmann zu überfallen und auszuplündern. Aber da trifft er ein junges Mädchen aus besseren Kreisen an der Brücke, an der er seinen Ueberfall ausführen will. Sie will sich umbringen. Und im Gespräch mit ihr vergißt er Alles; sie rührt ihn so, daß er sie vom Selbstmord zurückhält und ihren Eltern zuführt.

Trotz der Rührseligkeit enthält diese Geschichte auch einen feinen Humor. Und eine Skizze ist besonders mit Humor getränkt. Mit Humor, der aus dem Charakter der Menschen kommt, der nur über die Menschen lächelt. Es ist die Geschichte von dem Silberschloß. Drei Gelegenheitsarbeiter stehlen beim Abbrechen eines alten Bauwerkes eine silberne Schnalle. Einer von ihnen verzichtet auf seinen Anteil und trägt die Schnalle wieder zurück. Zum Dank dafür schimpft die alte Hauswirtin ihn aus.

Doch das sind nur so nebensächliche, mehr unterhaltende, aber immer kunstvolle Arbeiten.

Die bedeutenden Charaktere ziehen Gorki immer wieder an. Und an einzelnen Stellen gelingt es ihm auch, Menschen zu gestalten, die sich nicht mehr vom Leben in die Hand nehmen lassen, sondern die es selbst in die Hand nehmen.

* * *

Gerade in Rußland, wo ein düsterer Pessimismus in der Litteratur das Uebergewicht bekommen hatte, mußte eine Poesie, die das Dasein in

ihren Grundprincipien bejahte, einen besonderen Willkommen finden. Wie Gorki das Leben auffaßt, sagen die Worte des Lokomotivführers Nil in den „Kleinbürgern", einer sympathischen, aber nicht ganz von Renommisterei freien Gestalt. Nil, fast der einzige lebensmutige und herzhafte Mensch in einem Bündel Schwächlinge und Zerstückter, sagt:

„Ich weiß, daß das Leben schwer ist, daß es bisweilen widerwärtig rauh und hart ist, und ich verabscheue sie, diese Ordnung der Dinge. Ich weiß, daß das Leben eine ernste, wenn auch noch nicht geordnete Sache ist . . . daß ich alle meine Kräfte und Fähigkeiten einsetzen muß, damit es in Ordnung komme. Und mit allen Mitteln meiner Seele werde ich meinem inneren Drange gerecht zu werden suchen: mitten in's dichteste Leben mich hinein zu mengen, es bald so, bald so zu kneten, den Einen in den Weg zu treten, den Anderen beizuspringen . . . Das, ja das ist die Freude des Lebens!"

Solche Worte mußten nach der Trostlosigkeit der vorhergehende Epoche erquickend und belebend wirken. Dieser neue Geist, diese neue Menschen packten die Zeitgenossen mit ganzer Kraft.

Zweifellos würde diese Wirkung noch tiefgehender sein, wenn den Gorkischen Helden nicht immer noch irgend ein Rest des Alten anhaftete. Gewiß, es sind Menschen der Tat. In Gorkis Werken pulst ein ganz anderes Leben, bewegen sich mutigere Menschen, als in den Werken anderer russischer Schriftsteller. Aber selbst der Lokomotivführer Nil kann keinen der Leidenden von seinen Schmerzen befreien. Er nimmt wohl voller Lebenszuversicht die Polja fort aus ihrem Kreise, läßt aber ein um so größeres Dunkel hinter sich. Auch er formt noch nicht das Leben um — und so haftet ihm denn ein klein wenig von einem russischen Wortthelden an.

* * *

In den größeren Werken, die den „Kleinbürgern" voraufgingen, in den Romanen „Foma Gordjejew" und „Drei Menschen" treten auch wilde und tapfere Gestalten auf. Doch ist in ihnen noch nicht Gorkis neue Lebensanschauung so klar und wohltuend formulirt, wie im „Nil" oder anderen späteren Figuren. Vielmehr gehen jene Gestalten noch an der Ueberfülle ihrer Kraft und an der Gemeinheit ihrer Umgebung elend zu Grunde.

In „Foma Gordjejew" geißelt Gorki den skrupellosen russischen Großkaufmann, der nichts weiter kennt als den Profit und den gröbsten Sinnengenuß und der sein eigen Fleisch und Blut verkümmern läßt, wenn er von seinem egoistischen Standpunkt auch nur um einen Zoll breit weichen soll. Foma, der nicht geschaffen zum Handelsherrn, der wohl herrschlustig, aber zu großmütig zu den kniffliche̱n Geschäften der Kaufleute ist, muß ihnen unterliegen. Und die Kinder seines ihn besiegenden Vormundes retten sich nur dadurch aus dem Elend, daß sie sich ihrer Umgebung einfügen.

* * *

In diesem Roman ist aber, trotz allem Quälenden und Zermalmenden, doch ein wunderbar Aufrichtendes: die herrlichen, farben- und lebensreichen Naturschilderungen. „Foma Gordjejew" ist der Roman des Wolgalebens.

Mit welcher Intimität, mit welcher Vertrautheit, mit welchem vollen Herzen hat Gorki hier gesehen und geschildert! Der große Strom mit seinen vielgestaltigen Charakteren, mit seinen kraftstrotzenden Ereignissen vermählt sich mit dem Schicksal der Menschen und rauscht förmlich an uns vorüber . . .

Diese Verbindung von Menschlich-Allzu-Menschlichem mit der prächtigen Wiedergeburt der Natur ist es auch, die manche der Gorki'schen Erzählungen so auszeichnet, die sie oft erst für manche Leser lesenswert und lesensmöglich macht. Manche Schilderungen aus dem Leben der außerhalb der Gesellschaft Lebenden würden ohne diese verklärenden Naturmalereien vielfach abstoßend wirken. Das wäre besonders der Fall bei „Malwa". Dies robuste Mädchen erweckt viel Sympathie durch die Kraft, mit der sie in der Natur drin steht, wie sie in's Wasser springt und, gleich einem Fisch, drin herum spielt . . .

* *
*

Von ganz anderer Art ist wieder der Roman „Drei Menschen". Die Erzählungen und Skizzen, die Gorki vor diesem Werke veröffentlichte, gaben nur immer Ausschnitte, Katastrophen oder Zustandsschilderungen aus dem interessanten Stoffgebiete des Dichters. Zwar enthielten sie den Extrakt des Lebens seiner Menschen. Sie belichteten die Axe ihres Daseins. Aber sie kamen über einen ganz gewiß nicht restlosen Impressionismus fast nie hinaus — und traten auch oft mit allzu großer Prätension auf. Nur zu häufig überwog das Lehrhafte. Gorki begnügte sich nicht immer mit dem Vornehmen: hier habt ihr ein Stück Leben. Er wollte oft irgend eine kleine Weisheit anbringen. Von klarer geschlossener Form war wenig zu finden. Ueberladenheit mit Details, mit in's Kleine gehenden Schilderungen verunstaltete seine Erzählungen. In Deutschland hat Gorki seinen Uebersetzern manches zu danken. Das wurde besonders klar bei der von August Scholz besorgten Uebersetzung des „Makar Tschudra", der ersten Veröffentlichung Gorkis. Zuerst gab Scholz nur ein Stück dieser Erzählung. Später, als Alles, was von Gorki kam, für etwas Bedeutendes galt, als Gorki ein buchhändlerischer Erfolg wurde, ward der ganze, nicht von Wust freie „Makar" der Uebersetzung für würdig befunden.

In dem Roman „Drei Menschen" verläßt Gorki seine freie Vagabundenwelt. Er schildert Menschen, die zwischen den Vagabunden und den Festsitzenden leben, Menschen, die in keiner der beiden Welten, nicht bei den Landstreichern und nicht bei den Gesicherten, Ruhe und Glück finden. Nur sind es weit mehr als drei Menschen, die in diesem Romane eine bedeutungsvolle Zeit, bedeutungsvolle Geschicke durchleben. Mit wie viel mehr Recht könnte der

Roman „Viele Menschen", meinetwegen auch „Keine Menschen" heißen. Ganz, wie man die Schilderungen des Autors auslegen will. Schließlich haben alle Menschen des Romanes etwas Menschlich-Unmenschliches.

Dieses Buch ist eines der vollendetsten und erschütterndsten Werke des russischen Dichters. In großen Zügen entrollt es nicht nur russisches, sondern allgemein menschliches Leben. Der Bauernjunge, der in's Stadtproletariat hineingerät, leidet an dem Leben, das um ihn herum und in ihm seine Geheimnisse aufrichtet: „Warum müssen die Menschen einander so quälen?" Das nagt und frißt an ihm, drückt ihn nieder und peitscht ihn wieder empor. Hier hat Gorki aus einem Problem, aus dem nur allzu Viele nichts weiter als eine Satire machen konnten, eine gewaltige Tragik geschöpft. Der emporstrebende Proletar, mochte es nun ein Bauernjunge oder ein Arbeitersohn sein, ward meist mit leichtem Gelächter abgetan. Nur zu häufig sprach sich da eine ungerechte Ueberhebung der akademisch Gebildeten aus. Allzu kurzsichtig sahen sie an den mit ungewöhnlicher Energie und Intelligenz ausgestatteten Männern, die aus den niederen Volksschichten stammen und nicht Bildungsberufe erwählten oder erwählen konnten, nur das Komische. Sie sahen nicht, wie erfrischend und stärkend diese Menschen auf das gesammte Volksleben wirkten. Sie sahen nicht, wie notwendig eine solche Zuführung „gemeinen Blutes" den höheren Formen des Volkskörpers war. Sie sahen nicht, daß diese „Parvenus" neue Geschlechter, eine neue Kultur begründeten. Sie sahen auch nicht, daß manche Klüfte immer unausfüllbarer wurden. Sie fühlten auch nicht den eigenen Hochmut, den Gorki in diesem Roman an einer Figur, an der Studentin, so klassisch und wehmütig darstellt. Sie fühlten auch nicht, daß diesen Emporkömmlingen Vieles eigen, was ihnen — und nicht gerade zum Vorteil — fehlt. Gorki wußte, wie das Emporstreben nicht ohne inneres Kämpfen und Ringen abgeht. Und mit feiner Psychologie hat er seinen, aus dem Elend Herausstrebenden die große Sehnsucht nach der Reinlichkeit gegeben. Das ist immer das Zeichen des Höheren, daß es empfindlicher für Sauberkeit ist, und es ist auch immer das Zeichen des aus seiner niederen Umgebung sich Fortsehnenden. Nicht nur um den äußeren Schmutz handelt es sich — auch vom inneren will sich so ein Mensch loslösen. Und er arbeitet und arbeitet, will rein werden. Und gerät nur immer tiefer in den Schmutz . . .

Selten hat ein Dichter die frohe Rücksichtslosigkeit, wie sie Gorki eigen ist. Er ist frei von falscher Nachsicht, gerade wie sein Bauernjunge, den der Trieb nach Reinheit — nicht die erkünstelte Reue — dazu zwingt, seine Intimität mit seiner jungen Wirtin und Geschäftsteilhaberin, der Beamtenfrau, bei einem ihrer Gastmähler vor allen Bekannten zu gestehen — und auch zu gestehen, daß er einen alten Wucherer ermordet hat. Und nicht das Schuldgefühl des Raskolnikow ist es, das ihn zum Geständniß, zur Reinigung treibt. Es ist der Ekel vor den Menschen, denen er so ideal und erwartungsvoll gegenüber stand.

Und hier ist es, wo mir Gorki weit über Dostojewski hinauszugehen scheint. Raskolnikow ist ein Mörder aus Theorie, ein Büßer aus Schwäche. Gorkis Mörder aber mordet aus dem inneren Zwang heraus. Seine Tat, sein Geständniß, Alles ist naive, klare Notwendigkeit. Hier steht Einer, dem es nicht leid tut, ein Gewürm vernichtet zu haben. Damit hat Gorki das Bedeutendere gegeben.

Wer bereut seine Tat? Von den Verbrechern, die ich in Pennen, Herbergen und Arbeiterkolonien kennen gelernt habe, fast nicht ein einziger. Und die Tat war auch fast immer wie ein aus heiterem Himmel niederschlagender Blitz über sie hereingebrochen. Das unerbittliche, meist unbewußte Muß, nicht aber ein erzwungenes Wollen hatte sie getrieben.

Ganz einwandfrei ist mir die Zeichnung der Männer. Eine jede Person hat ihren Zweck, wirkt auf den Mörder; die Frauengestalten sind aber nicht ganz zweifelsfrei.

Gorki ist von niederschmetternder Rücksichtslosigkeit gegen die Frauen der Kleinbürger und Beamten. Er häuft auf sie alle Schlechtigkeiten. Sie sind nicht nur gemein in Geldbingen. Auch in Geschlechtsdingen, ja in allen Eigenschaften zeigen sie ihre Erbärmlichkeit. Dafür aber haben Gorkis Dirnen fast immer eine rührende, ergreifende, edle Eigenschaft. Die eine der Dirnen beweint ihr verlorenes Leben. Die andere will mit dem, der ihrethalben zum Mörder geworden, alles Elend und alle Sorgen teilen. Und die dritte wird jäh von einem Wahrheitsdrang erfaßt. Und das im Gerichtssaal, wo ihr Liebster ihr gegenübersitzt, wo sie weiß, daß er zu Grunde geht, wenn sie ihm entrissen wird!

Hier hat Gorki wohl absichtlich seine intime Kenntniß gewisser Volksschichten verleugnet. Eine Dirne lügt sich immer heraus. Besonders ihres Liebsten wegen. Ihr Leben ist wahrlich nicht dazu geeignet, sie zur Wahrheitsfanatikerin zu machen. Ja, wenn die Dirne bei ihrem verachteten und verfolgten Gewerbe Eines lernt, so ist es das Lügen. Ich habe bei meinem jahrelangen Verkehr in Zuhälter- und Dirnenkneipen nie eine wahrheitsliebende Dirne kennen gelernt. Gorki jedoch brauchte die in seinem Werk. Ihr Geständniß ist die Beseitigung des letzten Hindernisses vor dem Geständniß des Mörders. Es ist die Entfernung der letzten Stütze unter einem unterwühlten Damm.

Aber es ist auch die Erweckung des Zweifels an der Wahrheit und Wirklichkeit der Gorki'schen Gestalten. Warum wird er an einzelnen Stellen rührselig, wo er doch an anderen Stellen so hart und scharf sein kann? Er ist eben noch nicht dahin gekommen, ohne Voreingenommenheit darzustellen.

Und das läßt einen fragen: Ja, wie weit kann man seiner Menschenschilderung überhaupt glauben?

* * *

Die einzelnen Werke Gorkis erscheinen uns Deutschen, wie eben der Roman „Drei Menschen", allerdings noch trübe und düster. Als Ganzes stimmen sie uns immer traurig. Sie wirken bedrückend.

Aber es kann auch nicht geleugnet werden, daß Gorki mit einer gewissen naturwüchsigen Wucht und Kraft drauf los geht auf's Leben und daß er eine gewisse Vorliebe für lebensmutige und tatenfreudige Menschen hat. Er ist eben der Landstreicher, der trotz aller Hindernisse zum Dichter wurde. Da kommen ihm seine Erlebnisse zu Gute. Sie haben ihn gestählt. In allen seinen Werken finden wir irgend so einen kraftstrotzenden Menschen. Es ist meist einer, der außerhalb der gesellschaftlichen Gesetze steht. In seiner Skizze „Tschelkasch" ist es ein Schmuggler, ein rücksichtsloser Kerl, der einen armen Bauernburschen zwingt, ihm bei einem nächtlichen Verbrechen als Gehilfe zu dienen. Dieser Bauernbursche erweist sich als ein ganz erbärmliches Subjekt. Aus Habgier überfällt er den Schmuggler, um ihn wegen einiger Geldscheine zu erschlagen. Der schwer verwundete Tschelkasch aber wirft ihm voll Verachtung das Geld hin. Den so viel gepriesenen Bauern zeigt er als einen kleinlichen Geldjäger, als verabscheuungswerten Gesellen, der im Kampf um sein dürftig Stück Brot und um seine Ruhe jede höhere Regung verliert.

Das ist überhaupt Gorkis Glaube: nicht der Bürger, nicht der Bauer sind die Hüter und Vollbringer des Menschlichen und Edlen. Großmut und Edelherzigkeit findet Gorki fast nur bei den Verkommenen und Verfolgten.

Dieser ganz entschieden klar erkennende Blick, dieses dichterische Gefühl, das Gorki zu den von bürgerlicher Sitte abseits lebenden Menschen treibt, darf nicht mißverstanden werden. Alle großen Dichter haben sich den Königen oder Empörern oder Verbrechern zugewendet. Nur dort, wo man über Alltagsängste hinausgewachsen, wird sich Kraft und Lust zu tragischen Unternehmungen finden. Der Dichter braucht eben Menschen, die sich auflehnen und die abseits leben von den allgemein gültigen Anschauungen.

* * *

Solcher Art sind auch die Menschen des „Nachtasyls". Sie leben in der Tiefe eines abscheulichen Kellers, ein heruntergekommener Baron, ein ehemaliger Sträfling, ein gewerbsmäßiger Dieb, eine käufliche Dirne und noch mehr von solchem „Gesindel". Einer, der mit seiner Frau in ihrer Mitte haust, wird von ihnen verhöhnt, weil er sich als arbeitender Mensch von ihnen absondert.

„Ich bin ein Mensch, der arbeitet! — Als ob die Anderen weniger wären als er! — Arbeite doch, wenn es Dir Vergnügen macht, — was brauchst Du da groß stolz zu tun? Wenn man die Menschen nach ihrer Arbeit schätzen sollte, — dann wär' ja ein Pferd besser als jeder Mensch, — das zieht den Wagen — und hält's Maul dazu!"

Und so, wie diese Worte, ist auch ihr Leben. Sie leiden wohl von der Not. Aber sie klagen nicht darüber, sondern führen einfach eine Art Guerillakrieg gegen die Stadtbewohner.

Und doch sind einige darunter, denen dies Leben zwischen Schnaps und Raufen, Stehlen und Betteln zur Hölle wird. Besonders dem Dieb Pepel. Er möchte gern in ein reinlicheres Leben aufsteigen. Allein fühlt er sich nicht stark genug. Aber — mit der Natascha . . .

Diese Natascha ist die Schwester der Herbergswirtin. Dieses Weib aber hält's mit dem Pepel und will ihn nicht aus den Fingern lassen; ja, er soll sogar ihren Mann beseitigen, damit sie ungestörter mit dem Diebe leben kann.

Das stößt ihn zurück.

In diese Situation hinein kommt der Pilger Luka. Er will Allen helfen. Er ist voller Güte und Menschlichkeit. Der sterbenden Frau des arbeitenden Schlossers sagt er etwas Liebes. Dem verschnapsten Schauspieler erzählt er von einer Heilanstalt, in der man ihn von der Trunksucht heilen könne. Und der Natascha redet er zu, mit Pepel aus dieser Tiefe zu fliehen. Das erlauscht die Wirtin. Sie peinigt ihre Schwester und mißhandelt sie mit Hilfe ihres Mannes fast zu Tode. Da fängt Pepel an zu rasen und tut der Wirtin wirklich den Willen und erschlägt den Wirt.

Sie triumphirt. Der Dieb wird verhaftet. Und der Pilger verschwindet heimlich.

Im letzten Akt sitzen die übrigen Vagabunden wieder beisammen. Sie versuchen, sich über sich selbst und über die Welt klar zu werden. Einer von ihnen erzählte, daß der Pilger gemeint habe, die Welt sei eigentlich nur für die Tüchtigsten da. So bei den Tischlern. Da leben Alle — und arbeiten — und plötzlich kommt Einer und bringt das ganze Tischlerhandwerk um zehn Jahre vorwärts.

„Der Mensch ist die Wahrheit . . . der Mensch — das ist etwas ganz Großes . . . Alles im Menschen, Alles für den Menschen . . . Trinken wir auf den Menschen!" so ruft der ehemalige Zuchthäusler Satin.

„Sei Mensch!" das ist das neue Wort für Rußland. So ist dem Russen das „Nachtasyl" zu einer Erlösung geworden — trotzdem Gorki die großen Konflikte aus seinem Stoff noch nicht geschöpft hat, die zu einer wahrhaft großen Tragödie führen müßten. Das Nachtasyl ist diese Tragödie noch nicht. Es zeigt noch kein großes Geschehen, kein gewaltiges Schicksal, so daß es das Walten der großen Naturkräfte im Menschen aufdecken und so unser Gefühl vom Leben restlos erhöhen könnte. Es erdrückt immer noch etwas, es ist noch zu viel Jammern und Klagen drin. Und die gesammte Kritik hat sich täuschen lassen von zu großen und pathetischen Worten, die sie gleich für die tiefste Philosophie nahm. Zum Philosophiren ist der Dichter und ist aber auch die Bühne nicht da. Unsere großen Philosophen haben das Alles viel gewaltiger gesagt, was Gorki einigen

Ausgestoßenen in den Mund legt. Nur seine Worte vom Werte des Menschen sind eigen und ergreifend.

Und noch Eins führte die Kritik irre. Sie betonte das große Mitleiden, das in diesem Stück leuchte, das der Pilger Luka verkörpere, und lobte diese Licht- und Helfersgestalt. Dabei wurde ganz übersehen, daß gerade diese Gestalt am meisten Unheil anrichtet. Zuletzt hat Luka Keinem geholfen, sondern nur Alles durcheinander gebracht und den Zusammenbruch beschleunigt.

Gorki wollte gewiß so eine Lichtgestalt zeichnen. Aber ihm fehlten die Mittel, das durchzuführen. Wider seinen Willen konnte das Wesen dieses Heilbringers nichts Gutes hervorbringen, sondern kehrte sich in das Gegenteil. Die Figur ähnelt in ihrer Wirkung dem Gregor Werle der „Wildente" von Ibsen.

Und auch vom rein technischen Standpunkt enthält das Nachtasyl große Mängel. Der große Umschwung wird vollzogen durch eine Lauschscene. Gerade bei der wichtigsten Unterredung zwischen dem Dieb Pepel und seiner Angebeteten und zwischen dem Pilger Luka taucht, ganz wie in den schlechtesten Rühr- und Schauerstücken, der Intrigant des Stückes im Hintergrund auf, nämlich die Herbergswirtin, die Geliebte des Diebes.

Solche Naivitäten darf kein ganz großes Kunstwerk enthalten. Die jammernden Schilderungen, die mehrere Asylisten von ihrem Werdegang geben, sind auch gerade nicht dramatisch und verführen zu dem falschen Mitleid mit ihnen.

Auch in anderen Werken Gorkis finden wir derartige große Fehler. Auf den Kardinalmangel in dem Roman „Drei Menschen" habe ich schon hingewiesen.

Trotz Allem ist Gorki ein großer Dichter, der mit Recht die Welt, die Schicht, aus der er hervorgegangen, und die er gründlich beherrscht, in Werken von großer Gewalt und Schönheit niederlegt. Er stellt in seinen Werken das neue Rußland dar. Er selbst ist das neue Rußland. Er ist der Mensch, der alle Fährnisse des Lebens überwand.

Und er ist es, der seinem Volke neue, mutige und kraftvolle Menschen darstellt, Menschen, die den Glauben und die Lust zum Leben haben . . .

* * *

Von den zahlreichen Uebersetzungen Gorki'scher Werke in's Deutsche kommen ernsthaft nur die von August Scholz bei Bruno Cassirer, Berlin W. herausgegebene und die von Eugen Diederichs in Leipzig recht hübsch ausgestatteten Ausgaben in Betracht. Von „Foma Gordjejew" ist die Ausgabe der Deutschen Verlagsanstalt, Stuttgart zu empfehlen. Und von dem erschütternden Drama „Nachtasyl" liegt nur eine, allerdings vorzügliche Ausgabe von Marchlewski u. Co., München vor.



Neue Gedichte

von **Albert Roffhack**-Karlsruhe

Einst

Die Mutter hat dich einst leise gewiegt,
Das ist schon fern.
Lagst lachend in ihren Schoß geschmiegt,
Das ist schon fern.
Nun sind die Wangen dir welk und blaß,
Du senkst den Blick, und es trübt das Naß
Der Augen Stern.

Den Ring der Gefahren schlugst du entzwei,
Das ist schon fern.
Der Liebsten entwichst du beim Hahnenschrei,
Das ist schon fern.
In Unermeßlichkeit vor dir lag
Die rosige Nacht und der flimmernde Tag
Und Sonn' und Stern.

Dich fröstelt, es wird nicht wieder warm,
Das ist schon fern.
Und niemand nimmt dich mehr in den Arm,
Das ist schon fern.
Die Rose blühte so fest am Strauch,
Jetzt nimmt ihr die Blätter der leiseste Hauch:
So geschieht dir's auch!

Wanderer

Was gehst du mit so schwerem Tritt
Und nimmst so viel in Taschen mit?
Und deiner Blicke starres Grau'n
Vermag kein Lächeln aufzutau'n!

Ein andrer geht in dünnen Schuh'n,
Mag hier und dort am Schatten ruh'n,
Trägt bei sich nur, was nicht viel wert;
Sein freies Auge nichts begehrt.

Der Weg hat Gruben überall
Und Raum darin zu tiefem Fall.
Wer weiß, der andre flugs entspringt,
Wenn dich die Erde schon verschlingt!

Der Menschen Los scheint mancherlei,
Betrachtest du's zu nahebei.
Wenn's einer aus der Ferne sieht,
Ist nur gering der Unterschied.

Mich dauert jeder Stunde Ruf,
Die nicht zu eigen ich mir schuf,
Wo ich verschlossen blieb und kühl
Vor jedem göttlichen Gefühl.

Flügel

Es ist so viel Gewicht in meinen Tagen,
Als ob nicht weiter ich sie könnte tragen.
Darnieder sänk' ich müd' von meiner Last
Und fänd' im Staub und Dunkel schlimme Rast.

Da regt es in den Lüften sich von Schwingen,
Die Traumsirenen schimmernd nahn und singen:
Wir sind ein flügelmächtiges Geschlecht.
Komm' mit, du bist uns zum Gefährten recht!

Auf unsre Höh'n erhebt dich dein Vertrauen,
Komm' mit, die schönen Wunder wirst du schauen,
Aus felsiger Wiege fließt kristallenhell
Und unversiegbar der Verjüngung Quell.

Und wächst zum See! Wir weilen am Gestade.
Komm' mit uns, werde jung im heiligen Bade!
Dann sind für dich auch Flügel aufbewahrt:
Frei durch den Äther saust die kühne Fahrt!

Blaubartmärchen

Es war eine Frau von lichter Gestalt,
In entrückender Schönheit Liebesgewalt.
Die Schönheit neidete ihr der Tod:
Über ihrem Haupte stand ein Gebot.

Mit Zinnen und Türmen erhob sich ihr Schloß.
Hohe Fenster starrten aus jedem Geschoß.
Schwarz hing eine Fahne, die andere rot:
Die Fahnen bedeuteten schlimmes Gebot.

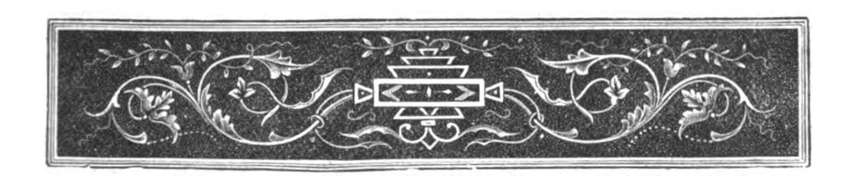
In den marmornen Hallen verbarg sich ein Saal,
Den nie zu betreten ihr Gatte befahl.
Er wies auf sein Schwert, wohl brächt' es ihr Not! —
Und finster über ihr stand sein Gebot.

Und die Sonne kam, und die Stunde kam,
Wo sie doch den goldenen Schlüssel nahm.
Der sprengte das Schloß und die Türe sogleich:
Da ging sie hinein vor Grausen bleich.

Der Schwester balsamische Leiche lag
Auf schneeigem Bette seit jenem Tag,
Als einst sie betrat den verbotenen Saal
Und ihr Leben verspielt an den strengen Gemahl. —

Weh mir! Nun hüllt mich ins Leichentuch!
Dem Manne hauch' ich hinein meinen Fluch.
Ich unterwerfe mich seinem Gericht:
Seine blutigen Küsse mag ich nicht!





Die Festung der Neuzeit.

Eine Studie.

Von

Reinhold Günther.

— Basel. —

I.

Die große Oeffentlichkeit hat lange, etwa bis zum Jahre 1870/71 den Glauben gehegt, daß die Festung nicht nur zu den wichtigsten Kriegsmitteln gehöre, sondern daß sie auch in ihrer Art eine gewisse Unbesieglichkeit verkörpere. Die Belagerung von Sebastopol, welche genau 11 Monate andauerte*), der strategische Nutzen, den das italienische Festungsviereck den Operationen der k. k. Heere in zwei Feldzügen gewährte, bestärkte diese noch aus dem Zeitalter der Stellungskriege stammende Ansicht. Die große Oeffentlichkeit zeigte sich deshalb auch um so überraschter, als der Verlauf der 1870/71 in Frankreich von den Deutschen unternommenen Belagerungen den geringen Nutzen einer Landesbefestigung darzutun schien. Man vergaß dabei, daß die französischen Festungen nicht nur, von Paris und Metz abgesehen, eine veraltete Bauart aufwiesen, sondern auch keine

*) Die Belagerung von Sebastopol umfaßte die Zeit vom 9. Oktober 1854 bis zum 9. September 1855. Die Festung ward im Durchschnitt je von 50 000 Russen mit etwa 1100 Geschützen verteidigt. Die Verbündeten (Franzosen, Engländer, Türken, Sardinier) zählten am Schlusse der Belagerung 170 000 Mann mit 800 Geschützen. Drei erfolglose Entsatzversuche (Inkerman, Eupatoria, Tschernaja) wurden unternommen. Der erste Sturmangriff der Verbündeten (18. 6. 55) ward abgeschlagen, der zweite (8. 9. 55) dagegen führte zur Einnahme des die Stadt beherrschenden Malakoff-Turmes. Die Russen verloren 103 000 Mann an Todten, Verwundeten und Vermißten während der Belagerung, die Verbündeten ebenso 54 000 Mann. Verbraucht wurden von den Belagerern etwa 1,4 Millionen Kanonenschüsse, 28 Millionen Gewehrpatronen, 67 Millionen kg Sprengpulver. Sie erbauten 86 km Laufgräben und 1280 m Galerien und Minengänge. Der Verteidiger (Todleben) übertraf diese technischen Leistungen noch um ein Bedeutendes.

entsprechende Vorbereitung besaßen. Sie wurden ferner, und zwar ganz besonders Metz, nicht ausgenutzt von der französischen Heeresleitung. Trotzdem haben sie am meisten dazu beigetragen, daß sich der Krieg in die Länge zog; sie hätten vielleicht bei einer für die Franzosen günstigeren Lage es vermocht, einen wesentlich anders gestalteten Friedensschluß hervorzurufen. Hielt doch Paris während vierundeinhalb Monaten etwa 200 000 Deutsche mit 670 Feldgeschützen vor seinen Mauern fest*), indeß die Nordfestungen ein unberührtes Hinterland schufen, das die Aufstellung neuer französischer Feldheere ermöglichte. Ja, noch mehr, neuere deutsche Kriegsschriftsteller geben unumwunden zu, daß ein im großen Stile befestigtes Orléans wahrscheinlich die deutschen Heeresoperationen völlig lahm gelegt, wenn nicht gar zum Scheitern gebracht haben würde.

Eine weitere Behauptung besagt, daß die Verteidigung fester Plätze dem Angriffe stets unterliegen müsse, soferne der Belagerer nur genügend lange auszuhalten vermöge. Die technische Kraftleistung der neuesten Festungsbauarten widerspricht jedoch dieser Annahme, die nur dann als richtig anerkannt werden darf, wenn die Angriffsmittel in ihrer Leistungsfähigkeit plötzlich überraschend gesteigert werden. Das war beispielsweise der Fall in der Periode unmittelbar nach der Erfindung des Feuergeschützes und später bei der Einführung der gezogenen, schweren Rohre, sowie ferner beim Auftreten der Brisanzgeschosse und der beweglichen Belagerungsartillerie. Jetzt aber, seit etwa anderthalb Jahrzehnten sind Beton und Panzer, verbunden mit der Massenverwendung der Artillerie und der gehörigen Ausnutzung des Geländes, sehr wohl im Stande, auch dem mächtigen Angriffe zu widerstehen. Gegenüber den Stimmen endlich, welche verkünden, daß der Festungskrieg zu den historisch gewordenen Erscheinungen gehört, darf mit Bestimmtheit gesagt werden, daß die Zukunft sicherlich umfangreiche Belagerungen zeitigen wird.

Die Bedeutung, welche eine mit entsprechenden Mitteln geschaffene Landesbefestigung besitzt, läßt sich begrifflich dahin zusammenfassen, daß sie

---

*) Die Belagerung von Straßburg 1870 dauerte 45 Tage; 23 000 Franzosen (darunter 6000 „Mobiles") mit 400 Geschützen verteidigten sich gegen 40 000 Deutsche mit 168 schweren Geschützen. Die Belagerten verloren 2500 Mann (dazu 1800 Einwohner), die Belagerer 933 Mann. Kapitulirt wurde erst, nachdem die Deutschen eine gangbare Bresche in den Hauptwall geschossen hatten, 448 Gebäude vollkommen zerstört und 10 000 Einwohner obdachlos waren.

Der Widerstand von Metz dauerte 69 Tage. Die Einschließung erforderte 197 000 Deutsche (wovon am Ende Oktober etwa 40 000 erkrankt waren) mit 658 Geschützen. Der Verlust der Belagerer betrug 5800 Mann.

Belfort hielt sich mit 17 700 Mann (davon nur ein Drittel Linientruppen) 105 Tage gegen 23 000 Deutsche mit 97 schweren Geschützen. Der Verlust der Belagerer betrug 2140 Mann; die Garnison erhielt durch die Kapitulation einen freien Abzug bewilligt.

unter allen Umständen nicht nur einen direkten Schutz vor den Folgen des feindlichen Einbruches gewährt, sondern überhaupt die Dauer des Widerstandes sehr erheblich zu vermehren vermag.

Die Linie der Grenzfestungen sichert die ungestörte und rasche Durchführung des eigenen Aufmarsches, oder sie läßt doch wenigstens einen günstigen Ausgleich zwischen der etwa verzögerten Mobilmachung und der raschen Vorbewegung des Gegners zu. Die gegenwärtige Landesbefestigung Rußlands in seinem weit nach Westen ausgreifenden Gebietsteile liefert hierfür ein gutes Beispiel. Die großen Fortfestungen Nowogeorgiewsk Iwangorod, Brest und Osowiec bilden ein Viereck, dessen Seiten durch die Weichsel, den Bobr, den Wieprz und den Narew gedeckt werden. Die russischerseits als Weichsel-Narew-Waffenplatz bezeichnete Verteidigungszone vereinigt alle aus dem Innern des Zarenreiches nach Westen verlaufenden Eisenbahnen und enthält die nötigen Stapelplätze für alle Bedürfnisse des zur Kriegführung gegen die beiden benachbarten Dreibundmächte bestimmten Heeres. Nicht genug damit, findet sich noch die Niemenlinie mit dem mächtigen Kowno und den provisorischen Befestigungen von Grodno und Olita in der Richtung gegen Nordwesten. Der Süden und Südwesten aber wird durch das Fort Dubno und die Stellungen am Styr nächst der Bahnlinie Rowno-Kowel-Brest gedeckt. Das Sumpfgebiet der Polesie hindert hier naturgemäß die Entfaltung größerer Kräfte des Angreifers.

Die Anlage aller der genannten Befestigungen zeigt deutlich, daß der russische Generalstab darauf rechnet, die sicherlich langsam vor sich gehende Versammlung des Heeres in dem gewaltigen Festungsviereck unbelästigt und auch unbeobachtet von gegnerischen Eingriffen zu vollziehen, um dann mit überlegenen Kräften seinerseits hervortreten zu können, wenn der Angreifer bereits geschwächt erscheint. Sollte aber dieses Vorbrechen nicht vom Erfolge begleitet sein, so würden die großen Festungen entweder den ungestörten Rückzug des Heeres in das Innere sichern oder ihm wenigstens einen willkommenen Zufluchtsort gewähren. Dabei muß der Angreifer wiederum damit rechnen, daß die Festungen dem Verteidiger es erlauben, sich zu erholen und das Herankommen von Verstärkungen oder das Wiedervereinigen der von einander getrennten Heeresteile abzuwarten. Der Angreifer kann also die großen Festungen, die seinen Vormarsch aufhalten, seine rückwärtigen Verbindungslinien dauernd bedrohen, nicht übersehen. Er muß sie einzuschließen, unschädlich zu machen suchen. Dies schwächt ihn jedoch dergestalt, daß seine weiteren Operationen geradezu lahm gelegt werden, indeß ein geschickter Verteidiger die Möglichkeit gewinnt, das Hinterland der Festungen zu einer Wiederaufnahme der Offensive auszunutzen, welche den Angreifer in eine sehr gefährliche Lage bringen kann.

Im kleineren Maßstabe hat das italienische Festungsviereck Mantua-Verona-Peschiera-Legnago im Jahre 1848 es dem alten Radetzky ermög-

licht, diese Umgestaltung der Kriegslage zu vollziehen und die Lombardei für seinen Kaiser wieder zu gewinnen.*)

Die geschützte Zone diente dem österreichischen Heere als Zufluchtsstätte, und Verona als gesicherter Operationspunkt, sowie dieser mit Mantua zusammen als Brückenköpfe für die Offensive. Das Hinterland konnte als Operations-Basis, trotz der versuchten aufständischen Erhebung, ausgenutzt werden. Mantua und Peschiera aber zogen für längere Zeit ansehnliche feindliche Kräfte aus dem Hauptheere auf sich, so daß dieses keine energische Vorbewegung zu unternehmen wagte.

An dem oben gegebenen russischen Beispiele lassen sich fast alle Arten der neuzeitlichen Landesbefestigungen unterscheiden. Zunächst nämlich das sogenannte „natürliche", oder Abschnittssystem. Es stützt sich in seiner Anlage auf die Wasserwege, die Flußläufe des Landes, oder in Gebirgsländern (z. B. in der Schweiz) vielleicht in der Form einer Centralstellung, geradezu auf den Vereinigungspunkt der das Staatsgebiet durchfurchenden Haupttäler. Denn von größter Wichtigkeit für jede Landesverteidigung sind alle zur Verfügung stehenden Verbindungswege, und unter ihnen nehmen die Wasserstraßen, welche zugleich jedem Angriffe große, selbst größte Hindernisse entgegenstellen, als die natürlichen und unveränderlichen Kommunikationen den ersten Rang ein. „Die großen Ströme — sagt Moltke — welche unser Land von Süd nach Nord durchziehen, bilden die unwandelbare Schutzwehr der Verteidigung." So wenig es jedoch möglich ist, die nicht künstlich bewehrten Flußläufe auf die Länge vor der Ueberschreitung durch einen tatkräftigen Gegner zu schützen, ebenso sehr gewinnt die Verteidigung, wenn sie sich auf künstlich verstärkte Wasserstraßen stützen kann. Da die Flußwege gewöhnlich mit den wichtigsten Kunststraßen in Verbindung stehen, wenn nicht sich mit ihnen decken, und die großen Brückenorte zugleich Mittelpunkte der bürgerlichen Tätigkeit sind, so werden die an solchen Orten errichteten Befestigungen die Verteidigungkraft des Landes wesentlich erhöhen. Dort verfügt der Feldherr über die Wegverbindungen mit dem Hinterlande und damit neben der strategischen Stütze auch über die denkbar mannigfaltigsten materiellen Beihilfen zur Kriegführung. Dort kann das Heer

*) Radetzky hatte mit nur 25 000 Mann vor der lombardischen Revolution und dem von Carlo Alberto befehligten piemontesischen Heere bis Anfangs April 1848 nach Verona zurückgehen müssen. Die Italiener überschritten zwar den Mincio, doch waren sie gezwungen, stärkere Entsendungen gegen Mantua und Peschiera aufzustellen. Bei Santa Lucia (6. 5. 48) kam ihr Angriff auf Verona zum Stillstande. Unterdessen erhielt Radetzky etwa 20 000 Mann an Verstärkungen. Er schlug die Italiener bei Mantua am Curtatone, 29. 5.) und besetzte Vicenza, wodurch er eine neue Operations-Basis in der Provinz Venetien gewann. Nachdem er weitere Verstärkungen, etwa 30 000 Mann, bei Verona an sich gezogen, warf er den linken Flügel der Italiener (Rivoli 22. 7.; Sona 23. 7.) über den Mincio zurück und schlug Carlo Alberto bei Custozza (25. 7.). Jetzt konnten die Oesterreicher — nach vier Monaten — den Vormarsch in die Lombardei wieder antreten.

das rückwärtige Verkehrsnetz ausnutzen und gesichert den zur Offensive notwendigen Uferwechsel rasch vollziehen, indeß der Gegner ohne den Besitz der Linie in jedem Vorwärtsschreiten gehindert bleibt.

Im Allgemeinen gesprochen, bietet die gegenwärtige Landesbefestigung des Deutschen Reiches ein hervorragendes Beispiel für die Anwendung des natürlichen Systems. Die großen Ströme bilden zum Teil außerordentlich starke Verteidigungsabschnitte und sind dementsprechend, ebenso wie die Meeresküsten, entsprechend befestigt*). Deutschland verfügt gegenwärtig über 7 vollkommen nach neuzeitlichen Anforderungen erbaute Fortfestungen, 2 große (befestigte) Kriegshäfen und 24 mittelgroße oder kleine Festungen, welche aber ebenfalls als durchaus widerstandsfähig erscheinen.

Ein Gegenstück von geradezu riesenhafter Art bildet die Landesbefestigung Frankreichs mit 17 großen Fortfestungen**), 59 kleineren Plätzen und Sperrforts***), 5 großen (befestigten) Kriegshäfen†) und 18 anderen Küstenbefestigungen††).

---

*) Zur Rheinfront gehören: das im Bau befindliche Fort auf dem Isteiner Klotz (gegenüber Hüningen), Neu-Breisach, Straßburg, Germersheim, Mainz, Koblenz, Köln, Wesel; ferner als vorgeschobene Plätze an der Mosellinie: Metz und Diedenhofen.

Zur Südfront gehören die das Donaugebiet beherrschenden Festungen Ulm und Ingolstadt.

Zur Ostfront (Linie des Pregel, des litauischen Seengebietes, der Weichsel, Warthe und Oder) gehören: Glatz, Neisse und Glogau an der Oder, Posen an der Warthe, Thorn, Graudenz und Danzig an der Weichsel und die Feste Boyen (Lötzen) in Masuren. Königsberg erscheint als der centrale Waffenplatz des einem russischen Angriff zunächst ausgesetzten Ostpreußen.

Zur Nordfront (Nord- und Ostseeküste) zählen die Kriegshäfen Wilhelmshafen und Kiel mit Friedrichsort, sowie die Küstenplätze Geestemünde (Weser), Cuxhafen (Elbe und Kaiser-Wilhelm-Kanal), Swinemünde (Oder), Weichselmünde-Neufahrwasser, Pillau (Frische Haff), Memel (Kurische Haff).

Eine innere, im Notfalle noch provisorisch zu verstärkende Verteidigungszone enthält die Stützpunkte Königstein (Elbe), Magdeburg, Küstrin (Oder) und Spandau.

**) Paris, Lyon, Lille, Maubeuge, Toul, Verdun, Epinal, Belfort, Besançon, La Fère, Laon, Reims, Langres, Dijon, Perpignan, Bayonne.

***) In der Nordostzone (Nordgrenze, Mittelmaas, Obermosel, Jura, Aisne): Maulde, Mortagne, Condé, Valenciennes, Curgies, le Quenois, Hirson, Des Ayvelles, Montmédy, Longwy, Génicourt, Troyon, Paroche, Camp des Romains, Lionville, Gironville, Jouy, Frouard, Pt. St. Vincent, Pagny la Côte, Bourlémont, Manonviller, Arches, Remiremont, Rupt, Château Lambert, Servance, Chaux, Montbard, Lomont, Joux, Larmont inférieur, Larmont supérieur, St. Antoine, Rousses, Risoux, L'Ecluse, Pierre Châtel, Malmaison, Condé s. Aisne. In der Alpenzone (Isère, Durance, Seealpen): Albertville, Chamousset, Baraux, Leseillon, Briançon, Queiras, Mt. Dauphin, Tournoux, St. Vincennes, Sisteron, Colmars, Entrevaux. In der Pyrenäenzone: Bellegarde, Prats de Mollo, Ft. des Bains, Montlouis, Villefranche, Urdos, St. Jean Pied de Port.

†) Toulon, Cherbourg, Brest, Lorient, Rochefort.

††) Mittelmeer-Küste: Nizza-Francheville, Port Vendres, Marseille, Cette, Collioure. Atlantische Küste: Dunquerque, Gravelines, Calais, Boulogne s. mer, Dieppe, Le Hâvre-Bouches de la Seine, Granville, St. Malo, St. Brieu-Bouches de la Loire, Les Sables d'Olonne, Bordeaux-Bouches de la Gironde, St. Jean de Luz.

Die Republik schuf diese gewaltige Armatur ihrer Grenzen zwischen 1874 und 1889, um sich während der Periode der militärischen Neubildung vor Ueberraschungen zu sichern. Jetzt freilich, wo dieses Ziel anscheinend erreicht worden ist, erheben sich verschiedene Stimmen, die der kostbaren Landesbefestigung den Vorwurf machen, daß durch sie die eigene Offensive gelähmt werde. Tatsächlich müßte eine ausreichende Besetzung aller französischen Festungen auch von der Feldarmee sehr nennenswerte Kräfte in Anspruch nehmen.

Die Landesbefestigung Frankreichs deckt neben Paris die Küsten und die Grenzen gegen Belgien, Luxemburg, Deutschland, die Schweiz, Italien und Spanien. Als Grundsatz galt, Centralstellungen zu schaffen, die sich teilweise auf Flußläufe stützen und alle auf Paris führenden Wegeverbindungen beherrschen. Hierzu kommen noch, besonders für die Jura-, Alpen- und Pyrenäen-Zone, eine entsprechende Zahl von Sperrforts, welche sich den Centralstellungen vorlagern, während weitere (provisorische) Befestigungen — beispielsweise auf der Linie Laon-Reims — für den Fall eines Krieges mit Deutschland geplant sind. Paris selbst, das dritte Treffen der Landesbefestigung, hat zu dem von 1870/71 her bekannten Fortgürtel drei nach Osten, Norden und Südwesten vorgeschobene verschanzte Lager erhalten, so daß der Umfang dieser Centralstellung nunmehr 130 km*) beträgt.

Großartige Centralbefestigungen, die man vielleicht als eine besondere Art von künstlicher Landesverteidigung ansehen darf, finden sich dort, wo kleine Mächte die Verletzung ihrer Neutralität durch einen starken Gegner zu befürchten haben. Solche Centralbefestigungen, die demnach eine völlige Besetzung des Landes verhindern, oder wenigstens verzögern sollen, bestehen in Belgien (Antwerpen und die Maaslinie), in Dänemark (Kopenhagen), in Rumänien (Bukarest) und in der Schweiz (St. Gotthard und die Befestigungen im Wallis).

Manche Theoretiker rechnen auch die zur Verhinderung von Landungen, zur Unterstützung der eigenen schwächeren Flotte, zur Vermeidnng von Blockaden und zur Sicherstellung der Marinemagazine notwendigen Küstenbefestigungen als eine besondere Art von Landesbefestigung, zumal wenn, wie in England und den Vereinigten Staaten, Festungen im Innern des Landes vollständig fehlen.

Man unterschied früher noch als eigenes System die sogenannten befestigten Linien, die längs der Grenze angelegt und sich auf Flüsse, Sümpfe, Hochgebirge und ähnliche starke natürliche Hindernisse mehr stützend, das Eindringen des Gegners in das Land verzögern sollten. Heute werden die befestigten Linien, welche stets eine starke Zersplitterung der Kräfte des

*) Im Kriegsjahre 1870/71 betrug der von den Befestigungen von Paris gedeckte Umfang 65 km.

Verteidigers mit sich brachten, zweckmäßig durch eine von großen Festungen flankirte Sperrfortkette (bei den Franzosen „rideau défensif“ genannt) ersetzt*). Aber auch bei ihr macht sich noch immer der Nachteil geltend, daß sie zu viele Einzelbesatzung erfordert und daß sie, wenn einmal an einer Stelle durchbrochen, wertlos erscheint.

Mehrfach haben provisorisch angelegte Befestigungen in neueren Kriegen eine außerordentliche Rolle in der Landesverteidigung gespielt**). Sie werden auch in Zukunft zur Ausführung gelangen***). Der fortschreitenden Technik dürfte es wohl gelingen, der Heeresverwaltung Mittel aller Art an die Hand zu geben, um die sogenannten Behelfsfestungen im betreffenden Falle rechtzeitig und ausreichend zu erbauen. Aber trotzdem gilt nach wie vor der Ausspruch von Moltke: „Festungen, die nicht wirklich in haltbarem Zustande sich befinden, wo erst bei rückgängiger Bewegung der Operationen der komplicirte Apparat der Verteidigung improvisirt, durch eilig herbeigezogene Truppen geleistet werden soll, deren artilleristische Ausrüstung und Verproviantirung mangelhaft sein wird und deren Vorterrain in aller Hast vorbereitet werden soll, werden voraussichtlich bald in Feindes Hand fallen und dann nur ihm von Nutzen sein.“ Die Heeresverwaltung wird gerade bei der Anlage von provisorischen Werken, die während eines Krieges geschaffen werden sollen, ihre Organisationskraft zeigen müssen. Selbst unter Aufwendung gewaltiger Mittel und bei rechtzeitiger Fertigstellung der flüchtigen Befestigungen können diese die Festungen niemals vollständig ersetzen.

---

*) Ein Beispiel bildet die Befestigung der französischen Nord- und Ostgrenze.

**) Bunzelwitz (1761), Torres Vedras (1811), Sebastopol (1854/55), Richmond (1861/64); Düppel (1864), Plewna (1877), ferner etwa noch Dresden (1813), die Floridsdorfer Linien (1866), Orléans (1870) und teilweise auch Paris.

***) „Will man alle für die Landesverteidigung wichtigen Orte mit einer modernen Lagerfestung versehen, so müßte deren Anzahl eine sehr große werden. Dennoch wird man die Erfahrung machen, daß hinterdrein, wenn die Operationen des Feldkrieges eine unvermutete Wendung nehmen, sie gerade dort fehlen, wo man ihrer bedurfte . . . Man wird mit einiger Sicherheit voraussehen können, welche Geländestriche oder Punkte bei großen Operationen unter allen Umständen eine Rolle spielen müssen, und vermag ihre Behauptung durch einzelne permanente Werke vorzubereiten, welche nur geringe Mittel und eine verhältnißmäßig schwache Besatzung erfordern. Die Ergänzung der so im Gerippe hergestellten Verteidigung bleibt den Feldtruppen überlassen . . . Die Versuchung, sich dort einschließen zu lassen, tritt keinem Feldherrn nahe. Das Gefährliche der Lagerfestung fällt also fort, und doch kann der große strategische Zweck erfüllt werden . . . . Die moderne Art der Anordnung von Befestigungen, welche, ohne an eine bestimmte Figur gebunden zu sein, nur aus, im Gelände nach taktischen Rücksichten verteilten, Batterien und sichernden Infanterieposten bestehen, sowie die weiterreichende Wirkung des Festungsgeschützes geben allen künstlichen Verstärkungen erhöhte Biegsamkeit und Anpassungsfähigkeit. Sie gewähren große Freiheit in der Anwendung und erleichtern die Verflechtung mit bestimmten Operationsentwürfen.“ Colmar Frhr. v. d. Goltz: „Krieg- und Heerführung“ (Berlin 1901) S. 191/192.

II.

Die neuzeitliche Belagerungsartillerie, welche jetzt fast ausschließlich für die Niederkämpfung des Widerstandes einer Festung in Betracht kommt, zählt gewöhnlich zu ihren Parks leichte (9 cm), mittlere (15 cm) und schwere (20—28 cm) Steilfeuergeschütze (Mörser), sowie Flachbahngeschütze (lange Kanonen) von 10, 12 und 15 cm Kaliber. Granaten und sogenannte verlängerte Granaten mit sehr wirksamer Sprengstoffladung für die Steilfeuergeschütze, Shrapnels und Panzergranaten für die langen Kanonen bilden den Schießbedarf. Die Steilfeuergeschütze vermögen ihre Granaten bis auf 16,5 km Entfernung, die Flachbahngeschütze bis auf 9 und 10 km zu entsenden; die wirksamsten Schußweiten liegen freilich zwischen 2½ und 4½ km. Das Steilfeuergeschütz, welches, hinter Deckungen stehend, die Festungsziele von oben her unter Feuer nimmt, verwendet eine Langgranate mit Auftreffzünder, welche gewöhnliches oder schwaches Betonmauerwerk und Walzeisenpanzer bis zu 15 cm Stärke meistens mit einem Treffer durchschlägt; auf 40 m im Umkreise ist die Wirkung der Langgranate gegen Truppenziele und Batterien eine geradezu vernichtende. Vor diesem Geschosse können die älteren Festungswerke, ebenso wie die Feld- und provisorischen Befestigungen nicht bestehen. Dagegen sind starke Betonwerke und Nickelstahlpanzer genügend widerstandsfähig, um selbst eine längere Beschießung durch schwere Steilfeuergeschütze auszuhalten.

Die Festungsartillerie verwendet im Allgemeinen das nämliche Geschützmaterial wie der Belagerer. Die langen Kanonen und der schwere Mörser sollen den Angreifer auf große Entfernungen hin unter Feuer nehmen, das mittlere Steilfeuergeschütz wird gegen die näher gerückten Angriffsbauten und Batterien wirken. Feldgeschütze, Schnellfeuergeschütze von kleinerem Kaliber (5 bis 6 cm) und Maschinengewehre unterstützten die infanteristische Verteidigung.

In der modernen Festung wird sämmtliches äußeres Mauerwerk aus sogenanntem starrem Beton hergestellt, der fast die Widerstandskraft einer Felsmasse besitzt. Der Erdbau nimmt unter Verwendung von Sand und Schotter gehörig Rücksicht auf die Wirkung der Sprenggranaten. Die Hohlräume erhalten starke Sandummantelungen, oder sie werden in der Form von Galerien in den etwa felsigen Boden gelegt; die Fundamentmauern sind entweder gehörig zu vertiefen, oder mit eigenen Schutzplatten zu versehen, um das Herausheben der Basis durch etwaige Fußtreffer der schweren Steilfeuergeschütze zu hindern. Die Tür- und Fensteröffnungen der Hohlbauten liegen selbstverständlich vom Angreifer abgewendet und erhalten Schutzpanzer*). Vorgraben und Grabensohle bekommen im Mauerwerk ver-

*) Nicht nur, um sie vor Sprengstücken zu schützen, sondern auch um das Eindringen der giftigen Sprengstoffgase zu verhindern.

ankerte Drahthindernisse, sowie Pallisaden-Gitter, welche letztere auch auf der Contreescarpe u. s. w. angebracht werden. Die Festungsgeschütze endlich stellt man unter Panzer.

Die Panzer, deren sich zuerst im Beginn der zweiten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts die Marine und die Küstenverteidigung bediente, sind seit etwa dreißig Jahren von der Landbefestigung mehr und mehr in Verwendung genommen worden. Hartgußeisen, Flußeisen, Flußstahl, Walzeisen und Nickelstahl bilden jetzt das Material für die Panzerkonstruktionen. Der Technik aber ist es gelungen, Panzerplatten bis zu 21 cm Stärke zu erzeugen*).

Von den Panzern für Befestigungsanlagen werden unterschieden: die Geschützpanzer und die Beobachtungs- und Beleuchtungspanzer. Die Geschützpanzer treten auf in der Form von feststehenden Panzerständen, Drehtürmen oder Kuppeln und den fahrbaren Panzern. Die feststehenden Panzerstände haben, ihrer Konstruktion ensprechend, einen verhältnißmäßig geringen Wirkungsraum; sie kommen gewöhnlich in der Form von Panzerbatterien, etwa zum Bestreichen von Hafeneinfahrten, oder als Geschützstände für die Flankirungsanlagen bei den Landfestungen in Betracht.

Die Panzerdrehtürme, welche aus einem in dem Schutze einer starken Betonvorlage untergebrachten Schachte und der mit einer Minimalscharte versehenen Panzerkuppel bestehen, sind entweder mit einem drehbaren Gehäuse**) ausgestattet, oder sie besitzen nur eine drehbare Panzerkuppel***), mit der die Laffetirung des Geschützes (der „Rohrträger") fest verbunden bleibt. Eine dritte Art bilden die Panzerlaffeten, bei denen die Laffete durch Handgetriebe gedreht werden kann. Die Kugelmörser bestehen aus einer Panzerglocke, deren obere Mittelöffnung durch eine Hartgußkugel verschlossen wird, in welcher wiederum ein Mörserrohr fest eingelagert erscheint.

Zu den beweglichen Panzern gehören zunächst die hebbaren Drehtürme („Verschwindpanzer"), von denen bereits eine ganze Anzahl Konstruktionen bekannt geworden sind. Bei ihnen hebt sich der Panzerdeckel mit dem Rohr in dem Augenblick der Schußabgabe, um dann wieder sich derart zu senken, daß von außen her nichts mehr von dem Werke zu sehen bleibt. Die fahrbaren Geschützpanzer, die vornehmlich zur Unterbringung von leichten Schnellfeuergeschützen bestimmt sind, bestehen aus dem Blechgehäuse mit der Tür und der darauf lagernden, leichten drehbaren Panzerkuppel. Auch diese Panzer enthalten entsprechende Betonvorlagen, in die sie für den bestimmten

*) Die Panzerplatten liefern in Deutschland die Krupp-Gruson-Werke; in Oesterreich: Witkowitz in Böhmen; in Frankreich: die Werke von Creuzot, St. Chamond und Chatillon & Comentry. Auch Belgien, Rußland, England und die Vereinigten Staaten von Nordamerika besitzen eine sehr leistungsfähige private Panzerplatten-Industrie.

**) In diesem Falle als „Drehscheiben", oder „Rollenkranz"-Türme bezeichnet.

***) „Drehkuppel"-Türme genannt.

Fall eingefahren werden. Zur raschen Verstärkung von Fronten und für die Schlachtfeldbefestigung dürften die fahrbaren Geschützpanzer in Zukunft eine ausgedehnte Verwendung finden.

Um ein sicheres Beobachten der artilleristischen Wirkung zu ermöglichen und um mittelst elektrischer Scheinwerfer das Vorgelände gehörig beleuchten zu können, bedient man sich der dreh- und hebbaren Beobachtungskuppeln und der mit Beobachtungstürmchen versehenen hebbaren Beleuchtungspanzer.

Alle Panzeranlagen haben den gemeinsamen Nachteil, daß sie sehr teuer sind*) und mit der Zeit in ihren Konstruktionen natürlich veralten, weil die Technik rastlos fortschreitet. Dagegen sind sie fast unverwundbar und von einer außerordentlichen Widerstandsfähigkeit.

Ferner haben die Drehpanzer ein unbegrenztes Schußfeld zur Verfügung und erleichtern die Arbeit des Artilleristen**).

Wenn wir uns einer mit allen technischen Errungenschaften der Neuzeit ausgestatteten großen Festung nähern, so treffen wir zunächst auf den fast kreisförmigen 10 bis 15 km im Durchmesser haltenden äußeren Gürtel der Hauptverteidigungsstellung, welche aus Stützpunkten (Werken), Zwischenfeldern und ständigen Batterieen besteht. Die Stützpunkte sind gewöhnlich sogenannte Panzerforts, welche 1 bis 2 km von einander entfernt auf den das Vorgelände beherrschenden Punkten liegen. Andererseits enthalten die Zwischenfelder eine Anzahl gegen Schuß und Einsicht***) gedeckter Infanterieunterstände und Munitionsmagazine neben den gepanzerten, Beobachtungsständen und den für die Hauptverteidigung bestimmten ständigen Batterien der schweren Steilfeuergeschütze. Diese Batterien werden, wenn immer möglich, in den Schutz der Panzerforts verlegt und sind, sofern es nötig erscheint, ebenfalls gepanzert. Die erwähnten Werke bestehen bereits im Frieden; im Kriegsfalle schieben sich auf die Zwischenfelder noch Kampfstellungen für Infanterie und Artillerie ein, ebenso wie nun die fahrbaren Panzerlaffeten in die bedrohten Fronten eingefahren werden.

Etwa 2 bis 3 km hinter der Hauptverteidigungsstellung liegt eine ähnlich gegliederte rückwärtige Stellung. Hier finden sich vor Allem Munitionsmagazine von ausreichender Größe, ferner Stützpunkte für die Nahkampfverteidigung, provisorische Befestigungen und Batterien.

---

*) Größere Panzertürme kosten 230000 bis 250000 Mark; kleinere Drehkuppeln 10000 bis 30000 Mark.

**) Nämlich die hohe Steigerung der Feuergeschwindigkeit, die Möglichkeit des genauen Richtens der Geschütze, die durch maschinelle Hilfsmittel erleichterte Bedienung und die dauernde Gefechtsbereitschaft als Folge der Unterbringung des Schießbedarfs im Bedienungsraum.

***) Etwa durch Anbringen von Landschaftsmasken (Pflanzungen) bewirkt.

Reich gegliedert zeigt sich das Straßen- und Schmalspurnetz zur Verbindung der Gürtelwerke untereinander und mit der Festung. Es ist selbstverständlich, daß diese Wegeverbindungen möglichst gegen Einsicht durch den Gegner gedeckt werden und daß ihnen ein unterirdisches Kabelnetz entspricht.

III.

Es ist richtig, daß die Anlage, der Ausbau und die gehörige Unterhaltung einer Festung viel dazu beitragen, die tatsächliche wie die moralische Widerstandskraft ihrer Garnison zu heben und zu stärken.

Aber die Technik allein gewährleistet nicht den Erfolg, es ist vielmehr der Geist, der die von ihr gefertigten Hilfsmittel zu benutzen versieht, der Geist, welcher auch mit einer kleinen, geringen Unterstützung das ihm anvertraute Gut erhalten wird.

„Die Tatkraft und Einsicht des Kommandanten, der Geist, mit dem er die Verteidigung belebt, der feste Wille, den Kampf bis auf's Aeußerste fortzusetzen, bedingen den Verlauf, die Dauer und den ganzen Charakter der Verteidigung*)." Vor Allem muß von dem Verteidiger einer großen, mit ausreichend starker Besatzung belegten Festung gefordert werden, daß er dem Angriffe nicht nur einen passiven Widerstand entgegensetze, sondern daß er vor Allem suche, das beherrschte Gebiet dadurch auszunutzen, daß er also den Gegner in einen fortdauernden Kampf verwickele, dessen Einzelgefechte für diesen nicht immer günstig ausfallen.

Um den Maßnahmen des Angreifers zuvorkommen und ihn selbst überraschen zu können, bedarf der Verteidiger eines ausgezeichnet arbeitenden Nachrichtendienstes, wofür ihm neben dem Fesselballon und den hochgelegenen Beobachtungspunkten die Erkundungen aller Art, die Brieftauben und vielleicht auch geheime Verbindungen nach außen zur Verfügung stehen. Der Verteidiger erkundet deshalb den Anmarsch des Belagerers, um durch rechtzeitige, kräftige Vorstöße die Bereitstellung der Angriffsmittel und das Vollziehen der Einschließung zu verzögern. Selbstverständlich muß unterdessen die Festung in einen dem Plane entsprechenden, völlig kriegsbrauchbaren Zustand versetzt werden, wobei es vor Allem auch darauf ankommt, sich von dem Angreifer in solch kritischem Augenblicke nicht überraschen zu lassen**).

---

*) v. Müller: Geschichte des Festungskrieges seit allgemeiner Einführung der Feuerwaffen bis zum Jahre 1892, (Berlin 1902) S. 203.

**) Die Verteidigung von Paris fand 1870 im September wegen des langsamen Anmarsches der Deutschen von Sedan her die nötige Frist, um die Riesenstadt zu verproviantiren, Kriegsmaterial und Besatzungstruppen heranzuziehen, sowie einige Verstärkungsarbeiten zu vollenden. Französischerseits schwebte man damals zwei Wochen hindurch in ängstlicher Sorge, der Gegner werde sich durch einen raschen Handstreich der vorerst wenig zur Verteidigung eingerichteten Forts und damit des Waffenplatzes selbst bemächtigen.

Da man auf den laufenden Meter des Umfanges einer Gürtelfestung als Besatzung einen Mann rechnet, so werden dem Verteidiger wahrscheinlich ansehnliche Truppenkräfte zur Verfügung stehen. Er bedarf derselben aber auch und noch mehr, nämlich einer mindestens ein Drittel der ständigen Garnison ausmachenden „Offensivbesatzung". Der Angriff wird nämlich, wenn einmal als notwendig erkannt, eine solche Uebermacht entwickeln, daß der Verteidiger einer Lagerfestung sich bald in eine passive, ihm geradezu verderbliche Lage versetzt findet, sofern er nicht über genügende Ablösungen und Ausfallstruppen, Arbeitskräfte (zur Wiederherstellung zerstörter und zur Anlage neuer Befestigungen) und Besatzungen für die Werke der angegriffenen Front verfügt. Es ist wohl richtig, daß die Anhäufung von Truppen innerhalb einer Festung der Feldarmee die Streitmittel entsprechend entzieht. Aber der Angreifer hat ebenfalls mit dieser Tatsache zu rechnen. Gewiß wird auch die Proviantfrage sehr stark in Betracht fallen. Es bleibt jedoch zu bemerken, daß die neuzeitliche Nahrungsmittel-Industrie hierbei außerordentliche Erleichterungen zu schaffen vermag. Jedenfalls erfordert das „Aushungern" einer modernen Lagerfestung sehr viel Zeit, also eine dem Angreifer dauernd günstige allgemeine Kriegslage und insofern viele Kräfte, als diese bei dem langwierigen Verfahren stark in Anspruch genommen und dementsprechend verbraucht werden.

Die Beschießung einer großen Gürtelfestung richtet wenig aus bei einer entsprechend angelegten Verteidigungsstellung und bei gehöriger und tatkräftiger Benutzung der dem Verteidiger zur Verfüguug stehenden Artillerie. Die Beispiele, welche der Krieg von 1870/71 lieferte, kommen hierfür nicht mehr in Betracht; denn solch günstige Verhältnisse dürften sich für die Belagerer kaum jemals wiederfinden. Uebrigens zeigt auch die damalige Einschließung von Paris, wie schwierig es ist, einen förmlichen Angriff mit gehöriger Ausnützung der Artillerie gegen eine große Lagerfestung durchzuführen. Beträgt der Umfang der Werke etwa 50 km, so muß der Belagerer etwa 400 bis 500 Geschütze einsetzen, und um diese Lasten (mit dem dazu gehörigen Schießbedarf) herbeizuschaffen, braucht er eine außerordentliche Zahl von Bewegungsmitteln sowie sehr viel Zeit.

An Ueberfälle einer Festung kann unter den heutigen Verhältnissen in Europa ernstlich nicht mehr gedacht werden, selbst wenn ein großartiger Verratsapparat spielte. Dagegen empfehlen einzelne Taktiker den sogenannten abgekürzten Angriff, besonders gegen vereinzelte Sperrforts, denen man keine genügende augenblickliche Widerstandskraft beimißt. Hierbei handelt es sich darum, den Verteidiger zu überraschen und ihm die Richtung des Angriffs möglichst lange zu verschleiern. Eine absolute artilleristische Ueberlegenheit ist jedoch auf diesem Wege, größeren Festungen gegenüber, nicht zu erreichen. Die Tatsache ferner, daß der Angreifer es unternehmen muß, möglichst gleichzeitig auf allen Punkten mit der Offensive aufzutreten, führt notwendiger Weise die Gefahr der Zersplitterung seiner Kräfte mit sich.

Gelingen kann der flüchtige Angriff jedenfalls nur gegen vernachlässigte größere Festungen, und diese finden sich schwerlich mehr in Europa. —

Es bleibt schließlich nur der förmliche Angriff übrig, der sich gegen eine Front der Hauptverteidigungsstellung richtet und ein enges Zusammenwirken von Infanterie und Artillerie fordert. Von dem Augenblick angefangen, da es die vollzogene Einschließung erlaubt, die lebenden und toten Angriffsmittel bereit zu stellen, bis zu dem Einbruch in die Festung sollen sich eine Reihe von zusammengesetzten taktischen Handlungen*) vollziehen, die alle günstig für die Offensive verlaufen müssen, um einen endlichen Erfolg zu erzielen. Das aber heißt angesichts eines geschickten, tatkräftig-rücksichtslosen Verteidigers und einer dem Angreifer nicht durchaus günstigen Kriegslage, die die Opfer an Zeit und den Aufwand an Kräften ohne Weiteres gestattet, ein sehr geringe Gewinnmöglichkeit versprechendes Lotteriespiel betreiben. Am fraglichsten ist dabei noch das Gelingen des Sturmes, weil hierbei völlig unberechenbare Erscheinungen auftreten und sehr kleine Ursachen außerordentlich große Störungen im Verlaufe des vor Allem mit dem Moment der Ueberraschung rechnenden Unternehmens nach sich ziehen. Gewiß, die große Festung, wie sie die neuzeitliche Ingenieurkunst zu schaffen versteht, ist nicht unverwundbar, aber ihre Widerstandskraft kann auch nicht vollständig gebrochen werden, solange sie noch entschlossene Verteidiger besitzt, welche über die notwendigen Kriegs- und Lebensmittel verfügen.

Erscheint es auch fraglich, daß der Kampf um Festungen die Haupttätigkeit der Streiter im Zukunftskriege ausmachen wird, so dürften doch in ihm die Belagerungen eine nicht kleine Rolle spielen. Die Staaten haben deshalb wahrlich kein geringes Interesse daran, daß ihre Landesbefestigung auf der Höhe der Anforderungen bleibe, welche man notwendigerweise an sie stellen muß.

*) Auf die Bereitstellung der Angriffsmittel für den regelmäßigen Festungsangriff folgen nacheinander: der Aufmarsch der Angriffsartillerie, der Feuerkampf zwischen den beiderseitigen Artillerien, das Niederkämpfen der Artillerie des Verteidigers, das Heranschieben der Infanterie des Angreifers auf die Sturmentfernung, das Niederkämpfen der Nahverteidigung beim Verteidiger, der Sturm auf die Hauptverteidigungsstellung und endlich der Einbruch in den Kern der Festung selbst.





Die interessanten Völkerschaften im Reiche.

Von

Kurd von Strantz.

— Berlin. —

Das kleindeutsche, national anscheinend einheitliche Reich enthält eine Anzahl von Volkssplittern fremden Stammes, die bei näherer Prüfung sich als Angehörige unseres eigenen Volkstums entpuppen. Diese vermeintlichen Ueberbleibsel einer früheren Bevölkerung haben im Anschluß an die Angriffsstellung des Polentums als stärkster Bruchteil undeutschen Blutes plötzlich ihr besonderes Volkstum erkannt und bekunden eine auffällige Neigung zu einem Sonderdasein im Gegensatz zur deutschen Hauptbevölkerung des Reiches. Müßte schon auch im Falle ihrer wirklich fremden Abstammung der nationale Staat jede Absonderungsbestrebung im Interesse seiner eigenen nationalen Einheit unterdrücken, so erscheint das Verlangen dieser angeblichen fremdartigen Volksbestandteile um so ungerechtfertigter, als es sich in der Mehrzahl garnicht um undeutsche Reichsgenossen handelt, sondern um ihrem alten angestammten Deutschtum entfremdete Volksteile, die undeutschen Einflüssen erlegen sind. Wir können drei Gruppen dieser Entdeutschung im Reichsgebiet unterscheiden. Die verwelschten Lothringer und Wallonen im Westen, die verdänischten Nordschleswiger im Norden und die Wenden, Mähren und Littauer auf ehemaligem deutschen Volksboden im Osten, indem wir von den polonisirten Deutschen im Oder- und Weichselgebiet hier ganz absehen.

Die amtliche Berechnung zählt 220000 Franzosen in den Reichslanden (Lothringen 174000, Unterelsaß 22000 und Oberelsaß 24000). Die Volkskunde ergiebt, daß selbst das noch französisch gebliebene Lothringen rheinfränkischen Stammes ist. Die Französlinge der deutschen Nachbarlande sind also lediglich verfranzte Franken, die des gleichen Blutes wie alle Rheinländer sind, oder Allemannen elsässischer Herkunft, wie sie noch um

Belfort (Beffort) und Mömpelgard unter der französischen dreifarbigen Fahne sitzen. Der Nachweis der deutschen Abstammung ist ausführlich an anderer Stelle geführt*), auch besteht kein Zweifel an der geschichtlich verfolgbaren allmählichen Verwelschung. Anders liegt die Kenntniß des Wallonentums im Kreise Malmedy, das noch 13000 Seelen zählt und die Kreisstadt zu einem französischen Ort stempelt. Tatsächlich hat der Landstrich stets zum alten Reiche gehört. Das Bistum Lüttich ist erst unter der napoleonischen Fremdherrschaft und dank der belgischen Deutschenwut dem Franzosentum erlegen. Der Begriff einer besonderen wallonischen Volksart ist ungeschichtlich und völkerkundlich widersinnig. Mag die dichte fränkische Besiedlung bis zur Somme auch noch einige wenige Sprachinseln romanisirter Kelten umgangen haben, so sind schon die Belgen stark germanisirte Kelten gewesen, wie sich überhaupt körperlich Germanen und Kelten fast garnicht unterscheiden und auch die Sprache eine nahe Verwandtschaft verrät. Daher sind auch häufig die vermeintlichen Reste keltischen Volkstums in Deutschland nur die urgermanische Spur der Zeit vor der Völkerwanderung, die übrigens auch nicht alle Volkgenossen aus den alten Wohnsitzen trieb. Wir dürfen nicht vergessen, daß Karl der Große zu Paris deutsch sprach und noch unter dem ersten Kapetinger die fränkischen Großen diese ihre Muttersprache redeten. Die geringere und besonders wenig widerstandsfähige germanische Gesittung ordnete sich der höheren römischen Bildung unter, wie dies ja später mit Hilfe der Kirche auf reinem deutschen Volksboden auch noch geschah, wo wenigstens noch die Sprache gerettet wurde. Die Werke der geistigen Entfaltung und die Ueberlieferung des alten Götterglaubens sind bis auf winzige Spuren in ihrer reinen Gestalt vernichtet. Die Wallonen sind daher auch echte Germanen fränkischen Stammes mit geringen keltogermanischen Resten belgischer Mischart. Infolgedessen sind die sogenannten Wallonen nicht romanisirte Kelten, sondern verwelschte Germanen aus verhältnißmäßig später Zeit. Das neue Franzosentum seit der Teilung des Karlingerreiches benagte die rein germanische Sprachgrenze mit großem Erfolg, da es ja eines germanischen Stammes mit den Nachbarn war und als ein fremdes und unterworfenes Volk nicht mehr gelten konnte, seitdem es mit fränkisch-burgundisch-westgotischem Blut reichlich durchsetzt war. Lothringer und Wallonen sind also biedere Rheinfranken, denen die welsche Sprache allmählich und hauptsächlich durch den nach Paris schielenden und mit französischen Familien verschwägerten Adel aufgezwungen worden ist. Ihre Mundart verrät noch die deutsche Zunge zum großen Aerger dieser Französlinge aus deutschem Geblüt.

Daß die preußische Regierung diese Handvoll falscher Franzosen noch nicht verdeutscht hat, ist kein Ruhmeszeichen für die deutsche Vormacht.

---

*) Das verwelschte Deutschtum jenseits der Westmarken des Reiches von K. v. Strantz, zweite verbesserte Auflage, Leipzig und Berlin, Fr. Luckhardt, 1902.

Aber selbst das gelehrte Kultusministerium hält das Gebiet für einen französischen Sprachbereich. Die Schädlichkeit dieser nationalen Schwäche beweist eben der Fortbestand dieses wallonischen Einsprengsels auf deutschem Boden seit den Befreiungskriegen bis auf den heutigen Tag. Dank der behördlichen Obhut haben 50 Millionen Deutsche diesen verwelschten Volksteil nicht zu seinem alten deutschen Stamm zurückführen können. Wir dürfen uns dann nicht wundern, daß die französische Regierung in Belgien die deutschen Lützelburger und Lütticher von Amtswegen verfranzt hat, ohne daß der deutsche Nachbarstaat auch nur den Versuch einer damals möglichen Einmischung gemacht hat. Erst das belgische Niederdeutschtum hat durch die vlämische Bewegung auch die kläglichen Ueberbleibsel dieses bis zur Wende des 18. Jahrhunderts noch ganz deutschen Hochstifts vor dem Untergange gerettet. Wir sehen das erhebende Schauspiel, daß auf belgischer Seite die Lütticher Stiftslande sich wenigstens noch zum geringen Teil ihr Deutschtum bewahren, während der preußische Anteil sein fälschliches französisches Aussehen behält. So liefern selbst die deutschen Renegaten französischer Zunge den Beweis, daß Frankreich und sein Sprachgebiet nicht zurückgeht, sondern dem Volkstum der Sieger von Sedan täglich noch Sprachboden abgräbt. Das Niederdeutsch Belgiens und Nordfrankreichs, das Hochdeutsch Elsaß-Lothringens und der Schweiz bilden die Beute des sprachlich unbesiegten Erobervolkes jenseits des Wasgenwaldes, den es längst sieghaft überschritten hat. Die germanische Stammverwandtschaft mit Nordfrankreich hat natürlich dem mehr fränkischen als gallischen Kampfhahn die Wege geebnet, wie dies schon unsere Litteraturgeschichte des Mittelalters beweist. Ueber Nordfrankreich ging der Pfad, den die romanischen Einflüsse und Anregungen nahmen. In den Niederlanden und Lothringen, dem alten deutschen Zwischenreiche, finden wir immer zuerst die französischen Erzählungen des Karlingerkreises und der keltischen Artussage.

Auch die sogenannten dänischen Nordschleswiger entpuppen sich bei völkerkundlicher Untersuchung als reine Deutschen, die freilich den ebenfalls nicht dänischen Jüten als Westgermanen (gleich allen Niederdeutschen nahverwandt sind. Die Schleswiger) sind Angeln. Leider ist ein gutes Stück dieses niederdeutschen Volkstums aus bereits gerügter amtlicher Unwissenheit in Sprachdingen, die keinen Vorwurf für die juristischen Berater Bismarcks bildet, den Inseldänen verblieben. Unser Stammesgefühl ist erst in dieser großen Zeit geweckt worden, da die bloße Kenntniß sprachwissenschaftlicher Forschungen noch keine politische Wirkung bedeutet. Der Bezirk von Ripen und das Eiland Fanö mit einigen Nebeninseln wurden bei Dänemark belassen, obwohl die Königsaue der anerkannte Grenzfluß und Fanö noch heute mehr deutsch als dänisch ist, auch wenn sich das Seebad nicht in deutscher Hand befände und fast ausschließlich deutsche Besucher dort Erholung begehrten. Wie man drei Jahre später Luxemburg aus dem deutschen Staatenverbande ausscheiden ließ aus Furcht vor Frankreichs Groll, so be-

wog Englands Wohlwollen die deutschen Mächte zu einer unverdienten, glimpflichen Behandlung Dänemarks, die sich mit den nationalen Forderungen nicht vertrug. Auch der Vorbehalt der Volksabstimmung in Nordschleswig war ein notgedrungenes Zugeständniß an die feindseligen Westmächte.

Das nordschleswigsche Platt ist eine niederdeutsche Mundart altertümlichen Gepräges, wie sich etwa Isländisch zum Dänisch-Norwegischen verhält. Da Jütisch ebenfalls eine niederdeutsche Sprachform gleich dem Angelsächsisch ist, so ist der Unterschied mit der dänischen Festlandsprache ziemlich gering. Das schleswigsche Anglisch und das dänische Jütisch sind keine Schriftsprachen. Der schriftliche Ausdruck ist Inseldänisch, also die nordgermanische Sprache, die beiden Mundarten so fern wie das Hochdeutsche steht. Je mehr nun Hochdeutsch das niederdeutsche Sprachgebiet beherrschte, um so größer wurde der Abstand dieser norddeutschen Mundarten, die sich der dänischen Schriftsprache bedienten. Das deutsche Nordschleswig wurde bei aller Bewahrung seines niederdeutschen Gepräges doch von der sprachverwandten dänischen Schriftsprache derartig beeinflußt, daß es dem Nichtkenner als dänische Mundart erscheint, zumal da sich die längst danisirten Jüten eine ähnliche Redeweise angewöhnt hatten. Sprachlich gehört die cimbrische Halbinsel zum niederdeutschen Sprachstamm. Bei der nahen Volksverwandtschaft fiel den Inseldänen die sprachliche Unterwerfung nicht schwer, ohne daß die Volksmundart selbst aufgegeben wurde. Noch heut muß das nordschleswigsche Platt als niederdeutsche Mundart angesprochen werden, die auch jeder platt sprechende Niederdeutsche versteht. Da aber die Amts-, Kirchen- und Schulsprache hochdeutsch ist, erscheint die Landesmundart als eine fremde und undeutsche. Die Aehnlichkeit mit der Sprache der früheren Herrscher hat sie daher als dänische Abart ansehen lassen. Im Interesse des Volkstums ist aber die Erhaltung der Mundart durchaus erwünscht, sofern die dänische Schriftsprache unterdrückt wird. Der Rückgang des Niederdeutschen im Verkehr und die Ausschaltung im öffentlichen Leben haben ja auch die sprachliche Entfremdung mit den Niederdeutschen an den Maas- und Rheinmündungen, diesen urdeutschen Vorlanden, gezeitigt. Jetzt erst haben diese friesisch-fränkischen Stämme ihre deutsche Abstammung wieder entdeckt und finden als Stammesbrüder Beachtung im deutschen Mutterland. Die nordschleswigische Sprachinsel beträgt zwar nur gegen 140000 Seelen, die sich ihr altes Platt mit dänischem Firniß erhalten haben. Aber eine liebevolle Behandlung unter scharfer Ausmerzung der dänischen Schriftsprache gewinnt uns vielleicht die Herzen schneller, als die hochdeutsche Herrschaft, unter der gute Niederdeutsche als falsche Dänen über die Grenze getrieben werden, zumal die Bevölkerung sich in Uebereinstimmung mit der schlecht unterrichteten Regierung selbst für unterdrückte Dänen oder wenigstens Jüten hält. Mit der chauvinistischen Bezeichnung der Nordschleswiger als Südjüten stellen sich hierdurch die Inseldänen unbewußt ein Armutszeugniß aus, da sie dadurch selbst zugeben, daß diese Niederdeutschen keine Dänen sind.

Jedenfalls muß mit der Irreführung gebrochen werden, als ob unsere Nordmark dänischen Blutes sei.

Scheinbar wesentlich anders sind die wendischen Verhältnisse des oberen Spreegebietes in der preußischen Niederlausitz und der sächsischen Oberlausitz gestaltet. Amtlich werden fast 80000 Sorben gezählt, deren Vorfahren noch an der Saale saßen und deren Stammesgenossen die heutigen Serben sind. Bisher nahm man ohne nähere Prüfung an, daß der deutsche Osten erst seit der Karlingerzeit langsam wieder besiedelt sei und daher noch starke Reste der unterdrückten slavischen Bevölkerung aufweise. Man zerbrach sich nicht den Kopf darüber, wohin die deutschen Vorbewohner gekommen sind, da sie keineswegs sämmtlich vom Wandertrieb ergriffen worden waren. Bekannt ist es auch, daß noch vor den Warägern alle Häuptlingsnamen in Moskau nach den griechischen Berichten germanisch waren. Höchstens ließ man zu, daß in den böhmischen Randgebirgen die Markmannen teilweise sitzen geblieben seien, obschon der Name des Tschechenlandes noch heute deutsch ist, während gerade die Slaven den Landschaften und Wohnstätten sonst ihre eigene nationale Bezeichnung gegeben haben. Da die Geschichte nirgends von Volkskriegen zwischen Germanen und Slaven nach der Völkerwanderung etwas meldet, so ist die Annahme gerechtfertigt und sogar beweisbar, daß zahlreiche deutsche Volksteile im Osten bis Moskau zurückgeblieben und in den nachrückenden Slaven sprachlich aufgegangen sind. Es steht fest, daß die germanischen Bastarnen im östlichen Polen die sarmatische Ebene nie verlassen haben. Ohne Volksgenossen germanischen Stammes hätten die Waräger niemals eine dauernde Herrschaft auf russischem Boden errichten können, zumal eine so nahe Verwandtschaft wie zwischen Germanen und Kelten mit den Slaven deutscherseits nicht besteht. Wie sich die Wenden in den Spreesümpfen in der germanischen Umflutung volklich erhalten haben, so darf man auch annehmen, daß ihre Vorgänger, die deutschen Semnonen, dort ebenfalls vor der slavischen Welle Zuflucht gefunden haben und erst allmählich von ihren friedlichen Bedrängern aufgesogen sind. Wir haben also in den ursprünglichen Wenden keine reinblütigen Slaven vor uns, sondern eine Blutmischung, die unser eigen Fleisch enthält. Die bedauerliche deutsche Anpassungsgabe hat dort noch heute fortgewirkt, zumal Volk und Staat diese wendischen Reste in nationaler Schwäche verhätschelt haben. Der preußische Hauptort der Wenden ist das Kaupendorf Burg, sorbisch Gord (aus gleicher Wurzel wie unser Gart), mit 5000 Einwohnern, die auf einer Quadratmeile in entzückendem Garten- und Wiesenland mit zahlreichen Wasserläufen der Spree auf Einzelhöfen verteilt sind. Erst Friedrich der Große setzte dort fast die Hälfte der heutigen Bauern an, und jetzt fühlen sich die Nachkommen dieser deutschen Soldaten selbst als Wenden. Freilich strafen ihre Namen und ihr Aeußeres eine slavische Abkunft Lügen. Aber tatsächlich ist sorbisch noch die Verkehrssprache, wenn auch Jedermann deutsch spricht. Endlich ist dort auch der Gottesdienst deutsch geworden. Es handelt sich also garnicht

um einen geschlossenen wendischen Volksstamm, der außerdem auf ursprünglich deutschem Volksboden sitzt.

Nur die Gunst ihrer örtlichen Lage hat diese Sumpfbauern vor völliger Verdeutschung bewahrt, und die sächsischen Behörden haben bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts, wo der nördliche Teil preußisch wurde, das Slaventum noch harmlos gefördert. Im sächsischen Gebiet wird noch zahlreicher wendischer Gottesdienst gehalten. Die kleidsame wendische Tracht verführt auch leicht zu freundlicher Duldung der Eigenart dieses gutmütigen Völkchens, dem aber in jüngster Zeit von fremder Seite besondere nationale Bestrebungen nahe gelegt worden sind. Der deutsche Geistliche wirkt häufig national verderblich, natürlich in bester Absicht, wenn er aus Interesse für seine Kirchgemeindemitglieder deren Sprache treibt und sie wissenschaftlich bearbeitet. Die Pflege der wendischen Mundart haben lediglich Deutsche übernommen und erst deren schriftliche Feststellung bewirkt. Bei der Kampfeslust der Westslaven ist aber ein solches Unterfangen auf deutscher Seite gefährlich und weckt die nationale Begehrlichkeit sonst harmloser slavischer Volkssplitter. Wir werden im äußersten Nordosten Deutschlands noch sehen, welch' üble Früchte eine solche unbedachte Stärkung fremden Volkstums tragen kann. Völkerkundlich unterscheidet sich jetzt der Wende trotz seiner alten Sprache nicht mehr von dem benachbarten Deutschen. Lasse man diesen stark germanisirten Halbblutsorben ihre Gebräuche und ihre eigenartige Volkstracht, aber verhindere den falschen Glauben an ein besonders reines Volkstum, das sie zum Genossen der österreichischen Slaven und unserer Polen macht. Der Lausitzer Wende ist von Anfang an ein Bastard germanisch-slavischen Geblüts, in dem jetzt die deutsche Hälfte nicht nur in der Gesittung erheblich überwiegt. Nicht das fleißige Spreewendentum selbst, sondern unsere nationale Schwäche seiner Sonderart gegenüber bildet eine nationale Gefahr, die bald beschworen werden muß, ehe sich Selbstständigkeitsgefühle und Annäherungsversuche an die Westslaven regen. Mag in den Spinnstuben und in den alten Liedern das Wendische fortleben; aus dem täglichen Verkehr und dem öffentlichen Leben in Kirche und Schule muß es verschwinden. Das ist die nationale Pflicht der Behörden, die das Geschick des kleinen Stammes in den Händen haben. Eine nationale Abschließung würde außerdem sein wirtschaftliches Unglück bedeuten. Die nachweisliche Verslavung deutscher Siedler im Wendenland treibt uns in eine Verteidigungsstellung, die uns zur Unterdrückung zwingt. Dem deutschen Dorfgenossen muß die Möglichkeit genommen werden, sein Volkstum zu Gunsten der minderwertigen Wenden einzubüßen, denen wir dafür unsere Gesittung und die Vorteile eines großen Nationalstaates bringen. Wir können freilich mit einem freundlichen Ausblick in die Zukunft schließen, da um das Jahr 1860 die Zahl der Wenden noch 135000 betragen hat und in der sächsischen Oberlausitz noch zunahm. Der sächsische Anteil beträgt 50000 gegenüber den 30000 preußischen Seelen, was kein Lob

für die sächsische Verwaltung ist. Angesichts der tschechischen Arbeitereinwanderung hat Sachsen allen Grund, das Slaventum auf eigenem Boden zu verdeutschen. Gewaltmaßnahmen sind ja bei dem staatstreuen Volksstamm weder erforderlich noch erwünscht, um ihn nicht in die Arme der hetzerischen Polen und Tschechen zu treiben.

Die Tschechen sind leider auch auf Reichsgebiet bereits heimisch. Daß man mit ihnen wieder Wüstungen besiedelte, wie Nowawes (Nauendorf) bei Potsdam, oder Rodungen bevölkerte, wie Friedrichstabor u. a. in den Kreisen Gr. Wartenberg und Schildberg, lag in der Not der Zeit und dem mangelnden nationalen Verständniß. Glücklicher Weise sind diese kleinen Siedlungen längst verdeutscht, auch mögen sich unter den böhmischen Brüdern manche Deutschböhmen befunden haben. Schlesien besitzt jedoch noch zwei kleine tschechische Sprachgebiete aus der alten böhmischen Herrschaftszeit, als die Grafschaft Glatz und das westliche Oberschlesien zur benachbarten Markgrafschaft Mähren gehörten.

Nun erweckt freilich der Umstand der einstigen Zugehörigkeit zu dem stark deutsch durchsetzten Mähren den berechtigten Verdacht, daß diese tschechischen Einsprengsel kaum ein reines Westslaventum darstellen. Gerade für Mähren ist der fast urkundliche Beweis geliefert worden, daß in dieser Mark (Mähren) zahlreiche Markmannen und Quadenreste auf den schützenden Randgebirgen hängen geblieben sind, während die Tschechen die fruchtbare Ebene füllten. Die österreichischen Grenzstriche sind gegenwärtig fast rein deutsch. Es ist nicht ausgeschlossen, daß wir es in Schlesien mit verslavten Deutschen zu tun haben, die in der Hussitenzeit dem angreiferischen Tschechentum erlegen sind. Der Hauptstock dieser 70 000 vermeintlichen Tschechen wohnt im Kreise Ratibor, an den sich schwächere Siedlungen im Kreise Leobschütz anschließen. Die Anlehnung an die Wasserpolacken Oberschlesiens macht die Absonderung dieser Tschechen, als die sie sprachlich freilich jetzt leider anzusprechen sind, wirklich staatsgefährlich. Ohne diesen Halt müßten sie längst aufgesogen sein. Nunmehr erscheinen sie als erwünschte und stammverwandte Hilfstruppen der oberschlesischen Polen, daher ist auch kein Rückgang wie bei den lausitzschen Wenden zu bemerken. Ihre Vermehrung ist sogar seit einem Menschenalter erstaunlich. Man zählte 1870 kaum über 50 000. Man möchte beinahe einen böhmischen Zufluß annehmen. Jedenfalls bestärkt sie die Anmaßung ihrer Volksgenossen in Oesterreich in der Bewahrung ihres Volkstums. Daher müssen sich gegen sie die gleichen Maßregeln der Verdeutschung richten, wie sie endlich die Regierung gegen ihre polnischen Landesgefährten in's Werk gesetzt hat. Der Fürstbischof von Breslau als Oberhirte ihrer mährischen Glaubens- und Volksgenossen in Oesterreichisch-Schlesien wird hier seine Deutschfreundlichkeit zeigen können und hat es bei der jüngsten Reichstagswahl auch erfreulicherweise getan. Aber hauptsächlich muß jede Einwirkung von böhmisch-mährischer Seite streng zurückgewiesen werden. Schon jetzt treiben sich tschechische Hetzer im Lande umher. Die deutschen

Gutsherrschaften müssen auch ihr Volkstum gegenüber ihren Dienstboten und Tagelöhnern mehr zur ausschließlichen Geltung bringen. In den polnischen Bezirken Oberschlesiens sieht es in dieser Beziehung übel aus, was sich auch die Gruben- und Hüttenverwaltungen gesagt sein lassen mögen.

Schließlich beschäftigt uns ein völkerkundlich noch nicht sicher erklärter Stamm, der der deutschen Vormacht den Namen gegeben hat. Die alten Preußen werden zwar zum lettischen Volksschlag gerechnet, zu dem die Littauer, Kuren und Liven gehören. Jedoch scheint es festzustehen, daß die Preußen entweder erst lettisirt worden oder jedenfalls nicht reine Letten sind, wenn auch ihre überlieferte Sprache lettisch ist. Ob sich an der Bernsteinküste noch Teile der Schyren oder anderer germanischen Stämme erhalten haben, die sich mit den nachrückenden lettischen Nachbarn zu einem neuen Volke der Preußen verschmolzen haben, oder ob die Anwohner des „Ruß", woher man den Namen erklärt, aus anderen Völkergeschieben entstanden sind, war bisher nicht festzustellen. Jedenfalls sind die Preußen nicht reine Letten, und es ist daher falsch, sie als Littauer zu bezeichnen, wie dies ihre heutigen Nachkommen tun, da sie die lettische Sprache reden. Die eigentlichen Littauer sind polonisirt, obschon die Polen ihre ärgsten Widersacher waren. Daher haben bereits die preußischen Polen versucht, auch die garnicht stammverwandten preußischen Littauer für ihre Zwecke in Anspruch zu nehmen. Die Annäherung scheint bisher mißglückt zu sein. Aber mit Hilfe der ländlichen Deutschen ist ein besonderer littauischer Reichsbote im Reichstag erschienen, obwohl die national sich absondernden Littauer über die Stimmenmehrheit im Memeler Wahlkreise garnicht gebieten. Diese Absonderung ist bemerkenswert und fordert die politischen und regierenden Kreise zur Vorsicht auf. Der Untergang der alten Preußen ist ein tragisches Geschick gewesen, das uns aber nicht zu einer falschen Gefühlsseligkeit bestimmen darf. Mit Stumpf und Stiel sind sie auch nicht ausgerottet worden, wie noch die starke Volkszahl im 18. Jahrhundert beweist. Selbst in den letzten 30 Jahren ist ihr Stamm von 140 000 auf 120 000 Seelen gesunken. Trotzdem hat die gelehrte deutsche Bildung, die erst ihre Litteratur überhaupt entdeckt hat, neuerdings ihr Stammesgefühl gehoben, das nunmehr sogar seinen politischen Ausdruck gefunden hat. Ein deutscher Pfarrer hat sich dieses zweifelhafte Verdienst erworben.

Die Littauer sitzen mit überwiegender Mehrheit in der ostpreußischen Landschaft Schalauen, wo sie in den Kreisen Memel, Tilsit und Heidekrug die größere Hälfte der Einwohner bilden. In der Landschaft Nadrauen bilden sie blos einen schwachen Bruchteil der Kreisinsassen (20 000 von 220 000 der Kreise Gumbinnen, Stallupönen, Insterburg, Labiau und Wehlau). Bezeichnend ist die Tatsache, daß gleichzeitig mit der Polenvergötterung in Posen und Westpreußen um die Mitte des 19. Jahrhunderts auch das Selbstgefühl der preußischen Littauer stieg und eine Volksvermehrung eintrat, also der Einfluß der Verdeutschung in Sprache und Ge-

sittung wirkungslos blieb. Erst die politische und wirtschaftliche Uneinigkeit der Deutschen in Ostpreußen hat ihnen den Sitz im Reichstag verschafft, so daß deutsche Ostpreußen von einem Letten vertreten werden, was keine Ehre für das herrschende Deutschtum ist. Seitdem regten sich auch anspruchsvolle Wünsche nach Beachtung ihrer Sprache in Kirche und Schule. Die deutsche Geistlichkeit ist in ihrer gelehrten Spielerei mit der alten lettischen Volkssprache solchem unbilligen Verlangen geneigt, auch der Kultusminister zeigt eine Anwandlung von Schwäche in Gewährung littauischen Unterrichts. Durchaus falsch ist die Meinung, durch solche Liebenswürdigkeiten die befürchtete Bundesgenossenschaft zwischen den slavisch-katholischen Polen und den lettisch-evangelischen Mischlingen zu verhindern. Volklich stehen uns Deutschen diese Littauer näher als die Polen. Sondergelüste eines so kleinen Volkssplitters beseitigt man nicht durch national-gefährliche Zugeständnisse, sondern durch rücksichtslose Verdeutschung, die blos durch die Lässigkeit der Obrigkeit in Staat, Kirche und Schule bisher aufgehalten und von den deutschen Mitbewohnern nicht mehr gefördert ist. Ein Sonderleben der preußischen Littauer ist national wie politisch ausgeschlossen. Wir müssen aber jeden Schein der Stärkung nichtdeutscher Stämme im Reiche angesichts der unleugbaren Polengefahr vermeiden und daher auch sonst harmlose Volksreste undeutscher Art aufsaugen, um nicht das fremde Blut durch diese interessanten Völkerschaften nach österreichischem Vorbild zu vermehren. Wallonen und Lothringer deutschen Stammes, Wenden, Mähren und Littauer mit deutscher Beimischung können uns freilich allein nicht gefährlich werden. Aber als Verbündete der angreifenden Polen, die durch den Arbeiterbedarf des Großgewerbes schon den Westen bedrohen, müssen wir sie im Zaume halten und deshalb verdeutschen, was jetzt noch eine leichte Mühe ist. Sie verdanken lediglich deutscher Schwäche ihr Sonderdasein und den falschen Glauben an ein besonderes Volkstum, das sie nie besessen haben.





Rußland und Japan strategisch einander gegenüber.

Von

A. Rogalla von Bieberstein.

— Breslau. —

Der Krieg hat begonnen, und es erscheint von Interesse, die strategische Lage, in der sich Rußland und Japan einander gegenüber befinden, einer Erörterung zu unterziehen. Die dabei in Betracht kommenden wesentlichsten Momente liegen, ungeachtet der weiten Entfernung des event. Operationsschauplatzes in genügender Klarheit vor dem fachmännischen Urteil, um in ihren Hauptzügen, ohne auf das Gebiet der Konjektur zu geraten, sachlich und objektiv erörtert werden zu können.

Auf den ersten Blick möchte es scheinen, als wenn das russische 130-Millionenreich mit seinem Landheer von über 3½ Millionen Streitern auf Kriegsstärke und seiner zum namhaften Teil in Ostasien zur Bildung des ostasiatischen Geschwaders verwandten sibirischen und Ostseeflotte von zusammen 319 Fahrzeugen mit 550 858 Tonnen Deplacement und 2927 Geschützen über eine erdrückende Ueberlegenheit über das japanische 47½-Millionenreich und dessen Landmacht von etwa 476 000 Mann, exkl. Gendarmerie und Rekrutenreserven, und Flotte von nur 120 Fahrzeugen, darunter 54 Torpedoboote, verfügte, und Japan mit einem Kriege ein sehr gewagtes Spiel gegen Rußland spiele. Allein das Gros der russischen Streitkräfte sowohl des Landheeres wie der Flotte befindet sich in Europa in einer Entfernung von etwa 1000 d. Meilen Luftlinie vom eventuellen Operationsschauplatz im fernen Osten, und Rußland kann, mit Rücksicht auf

etwaige nie ausgeschlossene internationale Verwickelungen, seiner Ostseeflotte kaum noch beträchtlichere Streitkräfte für Ostasien entziehen, und seine Schwarze Meerflotte befindet sich in einem mare clausum. Das Gros seiner Landmacht aber ist nur durch eine einzige Eisenbahnlinie von verhältnißmäßig geringer Leistungsfähigkeit mit jenem Schauplatz verbunden, so daß das Eingreifen stärkerer Heeresabteilungen der russischen Hauptmacht auf ihm nur langsam zu erfolgen vermag. Die sibirische Bahnverwaltung erklärte allerdings 75 000 Mann mit allem Zubehör innerhalb 4 Wochen nach Ostasien schaffen zu können. Da Militärzüge jedoch zur Schonung des Oberbaus nur 25 km pro Stunde fahren, und der Oberbau der sibirischen Bahn, wenn auch neuerdings verbessert, vielleicht noch geringere Geschwindigkeit erfordert, und da die Holzfeuerung der Bahn beträchtlichen Aufenthalt verursacht, ist es fraglich, ob die sibirische Bahn, wenn auch im Fall der Mobilmachung 68 Züge täglich auf ihr verkehren und somit 34 für den Truppen-, Proviant- und Kriegsmaterial-Transport und 34 für seine Evakuation, für die Approvisionirung und den sonstigen Heeresnachschub aller Art für ein Heer von über 200 000 Mann im fernen Osten ausreichen würde. Denn schon für europäische Verhältnisse gilt, daß eine einzige Bahnlinie nur eine Armee von etwa 100 000 Mann zu versorgen vermag. Für die unwirtlichen Gebiete der nördlichen und des gebirgigen Teils der Mandschurei und der Amur- und Küstenprovinz sowie Nordkoreas aber dürfte dies in noch höherem Maße gelten. Ueberdies ist diese in ihrer Leistungsfähigkeit für den fernen Osten vielfach überschätzte Bahn eine in ihrem östlichsten Teil sehr empfindliche Verbindungslinie und, an sich nicht sehr solide gebaut, der Zerstörung durch umherstreifende Rußland feindlich gesinnte tschungusische Banden der Mandschurei, wie dies schon der Feldzug von 1900 bewies, sehr ausgesetzt, so daß bereits heut 10 000, nach anderen Angaben selbst 20 000 Mann russischer Truppen zu ihrer Bewachung erforderlich sind. Ferner aber ist es die Frage, ob ein numerisch sehr starkes russisches Heer überhaupt, selbst mit dem Nachschub der sibirischen Bahn, in der, bei nur 6 Einwohnern auf den qkm, bei 5½ Millionen Bewohnern auf einem Areal von fast der doppelten Größe Deutschlands, sehr dünn bevölkerten, im überwiegenden nördlichen und gebirgigen östlichen Teil unwirtlichen, nur im Süden und den Gebirgstälern fruchtbaren Mandschurei, genügend verpflegt und erhalten zu werden, und zugleich den enormen Train an Landfuhrwerk dort aufzubringen vermag, der zur Ergänzung der Truppentrains unerläßlich wäre, es sei denn, daß, wie nicht anzunehmen ist, gewaltige derartige Vorräte und Material in Wladiwostok und Port Arthur für diesen Zweck bereits aufgestapelt wären.

Somit ist Rußland vor der Hand durch die bestehenden Verhältnisse auf seine bereits in der Mandschurei und auf der Halbinsel Kuantung in und bei Port Arthur sowie in der Amur- und der Küstenprovinz bei Wladiwostok ꝛc. versammelten Landstreitkräfte und auf sein z. Z. in Ostasien be-

findliches Geschwader und ihren nur langsamen Nachschub an Streitkräften angewiesen, und beiden ist Japans Wehrmacht numerisch an Landheer sehr beträchtlich, an Flotte aber namentlich qualitativ überlegen, und zwar beträgt die Ueberlegenheit seiner Flotte 2 Panzerkreuzer und 7 geschützte Kreuzer und im Ganzen 44 175 Tonnen und 27 680 engl. Pfund Breitseitfeuergewicht, während das russische Geschwader allerdings ein Schlachtschiff mehr zählt, und die Ueberlegenheit der zu Angriffsoperationen auf dem Festlande verfügbaren japanischen Landmacht verschieden auf etwa 131 000 bis 141 000, von einigen jedoch nur auf 105 000 Mann veranschlagt wird. Zwar wurde die russische Landmacht in Ostasien neuerdings erheblich verstärkt, und namentlich 2 vollständige Brigaden nebst ihrer Artillerie dorthin gesandt, sowie zwei Schützenbrigaden von 20 Bataillonen, darunter 11 aus europäischen Mannschaften, neu formirt, und, allerdings unkontrollirbare, jedoch nicht unwahrscheinliche Nachrichten melden von unausgesetzten, schon seit Monaten stattfindenden kleinen Truppennachschüben, sowie neuerdings von dem zweier Divisionen — man nennt die 9. und 31. des X. Armeekorps (Kiew) — nach dem fernen Osten. Allein betreffs der Flotte sind die Nachrichten kontrollirbar, und befinden sich für die event. Verstärkung der 7 Schlachtschiffe, 4 Panzerkreuzer, 7 geschützten Kreuzer, 25 Torpedobootjäger, 19 Torpedoboote und 9 Transportschiffe des russischen ostasiatischen Geschwaders z. Z. das Schlachtschiff Osljabja, der Panzerkreuzer 1. Klasse Dmitri Donskoi und der große Kreuzer Awrora sowie 7 Torpedobootjäger und 4 Torpedoboote nebst 1 Transportdampfer in der Fahrt nach Ostasien. Allerdings hat die Osljabja nebst dem Transportdampfer und einem Torpedobootjäger bei Suez im Kanal einen Halt gemacht, um das Docken des letzteren havarirten Schiffes abzuwarten. Mit dem Eintreffen dieser Kriegsschiffe im fernen Osten würde das dortige russische Geschwader der japanischen Flotte an Schlachtschiffen zwar um 2, an Tonnengehalt um 11 872 Tonnen, an Breitseitfeuergewicht jedoch nur um wenige Pfund überlegen werden, und zwar ständen 96 672 Tonnen der acht russischen Schlachtschiffe gegenüber 84 800 Tonnen der japanischen, an Breitseitfeuergewicht 24 967 Pfd. der russischen gegenüber 24 945 Pfd. der japanischen Schlachtschiffe, und selbst vorausgesetzt, daß die Vereinigung der in Port Arthur und Wladiwostok weit von einander getrennten Geschwader mit jener Verstärkung, der zwischen ihnen postirten japanischen Flotte gegenüber, gelänge, würde deren Uebergewicht an Panzerkreuzern und geschützten Kreuzern bestehen bleiben, ja sogar mit dem Eintreffen der beiden neugekauften Kreuzer Kassuga und Nisshin noch um 15 000 Tonnen und 57 Geschütze verstärkt und die Ueberlegenheit der japanischen Flotte an Homogenität ihrer Geschwader, Panzerschutz und artilleristischer Armirung der Schiffe, sowie namentlich an besserer Basirung nicht alterirt werden. Denn die japanische Flotte verfügt nicht wie die russische lediglich über 2 durch eine Entfernung von etwa 256 d. Meilen Seewegs von einander getrennte Kriegshäfen, wie Wladiwostok und Port

Arthur, von denen der erstere überdies bereits in der Eineisung begriffen, der andere nicht geräumig genug ist, sondern über zahlreiche gute, geräumige, zum Teil, wie die Kriegshäfen von Yokosuka bei Yokohama, Kure, Sasebo und Nagasaki, mehr oder weniger stark befestigte Häfen. Ferner aber würde die maritime Ueberlegenheit Japans, die namentlich auch in seinen vorhandenen für die Ausbesserung im Kampf havarirter Schiffe unentbehrlichen Docks und Werften besteht, sich auch in dieser Hinsicht empfindlich zu Rußlands Nachteil geltend machen, und der Statthalter Admiral Alexejew hob dies bekanntlich selbst ausdrücklich hervor. Denn die Docks und Werften Port Arthurs sind bis auf eins noch unvollendet und unvollständig, und diejenigen Wladiwostoks zu entfernt und eingeeist, und von wie außerordentlicher Wichtigkeit ein entscheidender siegreicher Kampf des russischen Geschwaders gegen die japanische Flotte auch wäre, der ihm die Herrschaft zur See über diese sicherte, so findet doch in namhaften englischen Fachkreisen die Ansicht Vertretung, daß das russische Schlachtschiffgeschwader bei Port Arthur, in Anbetracht seiner Inferiorität in den erwähnten wichtigen Richtungen und der Trennung von dem starken Kreuzergeschwader bei Wladiwostok, vielleicht das Gelbe Meer gar nicht verlassen, sondern, auf Port Arthur gestützt, nach einem Kampf vor diesem Hafen eventuell in denselben zurückgehend, durch jenen Kampf und Vorstoß eine Landung der Japaner bei Port Arthur und dem benachbarten Dalny, sowie an der Südküste Kuantungs und der Provinz Liaotung überhaupt zu verhindern suchen, mindestens aber durch die stete Bedrohung ihrer rückwärtigen Verbindung sehr gefährden werde.

Von großem Gewicht für die militärische Situation beider Mächte ist ferner, daß Japan seine Land- und Seestreitkräfte dem Kontinent gegenüber in verhältnißmäßig koncentrirter Bereitschaft und in Shimonoseki, Sasebo, Nagasaki und Kobe, wie berichtet wurde, bereits 25 000 Mann sowie im Hafen von Taheshiki an der Tsushimastraße die Garde-Division einschiffungsbereit hatte, und, in Anbetracht seiner Ueberlegenheit zur See und namentlich der Nähe Koreas, es ohne Risiko wagen konnte, bei Masampho, Fusan, Mocpho und anderen für die Ausschiffung und Basirung günstigen Punkten der Küste des Kontinents zu landen, während seine Flotte das russische auf Port Arthur basirte Schlachtschiffgeschwader schleunigst aufsuchte, angriff und derart genügend weit von der Landungsstelle aufhielt und wahrscheinlich gleichzeitig gegen das Kreuzergeschwader von Wladiwostok angemessene Streitkräfte entsandte. Denn bei der Nähe der südjapanischen Häfen von Shimonoseki, Sasebo, Nagasaki und Kobe von nur 29 bezw. 31, 37 und 73 deutschen Meilen von Korea war eine Landung der Japaner an dessen Südküste mit den beträchtlichen Streitkräften von einer Division in einem Tage Fahrzeit, exkl. Ein- und Ausschiffung, ausführbar, da die japanische Flotte dem russischen Geschwader zum Schutz der Landung im Gelben Meer, wie erwähnt, weit genug von der Landungsstelle gegenüber-

zutreten und eine Störung der Landung durch dasselbe zu verhindern vermochte. Denn die Entfernung Port Arthurs von Masampho beträgt etwa 132 d. Meilen Luftlinie, und die von Wladiwostok dorthin etwa 124 d. Meilen. Mit einem Wort, eine Landung der Japaner auf Korea war durch das russische Port-Arthur-Geschwader, selbst wenn ihm die Vereinigung mit den event. rechtzeitig aus Wladiwostok auslaufenden großen Kreuzern Rossija, Gromoboi und Rurik sowie dem kleinen Kreuzer Bogatyr und 3 Hochseetorpedobooten gelang, von ihm umsoweniger zu verhindern, als die Ueberfahrt selbst nur 7—8 Stunden*), jedoch in sicheren Häfen erfolgend, die Einschiffung und Ausschiffung allerdings mehrere Tage in Anspruch nimmt. Der österreichische Major Ursyn von Pruszynski rechnet in seiner Schrift „Die Wehrmacht Japans“ allerdings einschließlich der Einschiffung und Ausschiffung 8 Tage zum Transport zweier japanischer Divisionen nach Korea inkl. Rückkehr der Transportschiffe. Allein dies ist, wie es scheint, zu hoch veranschlagt, da die Fahrt selbst von den nächstgelegenen Häfen, wie erwähnt, nur 7—8 Stunden mit 16 Knoten dauert, und die Ein- und Ausschiffung zweier kriegsstarker Divisionen kaum mehr als je $2^1/_2$ Tage in Anspruch nimmt.

Allein die Landung dieser ersten Staffel japanischer Truppen sowie der von den entfernteren Häfen ihr sehr bald folgenden übrigen $5^1/_2$ Staffeln von je 2 bezw. 1 Division und der Staffeln der Reservetruppen auf Korea, und selbst die gebotene fortifikatorische und sonstige Festsetzung in Masampho und anderen koreanischen Häfen konnte für die Sicherung der Landoperationen der japanischen Armee nicht genügen, wenn nicht zugleich die ungestörte Verbindung derselben mit der Heimat gesichert war. Japan bedurfte daher unbedingt der Herrschaft zur See, um seine Landoperationen auf dem Kontinent durchführen zu können, und mußte somit, wie erwähnt, in erster Linie danach streben, die russische Flotte aufzusuchen, anzugreifen, gründlich zu schlagen und in ihre Häfen einzuschließen, um sie derart für jede empfindliche Störung seiner Verbindung durch die russischen Geschwader unschädlich zu machen. Gelang ihm dies nicht, so waren sein Landungsunternehmen und die sich anschließenden Landoperationen gefährdet, da deren Verbindung mit der Heimat von der russischen Flotte, und selbst einzelnen Schiffen derselben, unausgesetzt bedroht werden konnte. Allein schon bei einem nicht völlig erfolgreichen oder unentschiedenen Kampfe zur See mußte die japanische Flotte voraussichtlich dadurch die Ueberlegenheit über das russische Geschwader gewinnen, daß dasselbe seine in diesem jedenfalls scharf geführten Kampfe havarirten Schiffe weder in Port Arthur noch Wladiwostok ausreichend zu docken und auszubessern vermag, während die havarirten japanischen Kriegsschiffe dazu in den Werften und Docks von Yokosuka, Uraga und Kure völlig in der Lage sein würden.

*) Von Kobe 18 Stunden mit 16 Knoten.

So unwahrscheinlich daher eine Landung der Japaner an der Südküste der Halbinsel Kuantung und der Provinz Liaotung in der Nachbarschaft Port Arthurs aus den dargelegten Gründen war, und so ausgeschlossen dieselbe, in Anbetracht der begonnenen Vereisung, auch in der dazu sonst günstigen Possietbai mit dem Operationsobjekt Wladiwostok, dem sehr stark befestigten Hauptcentrum der russischen Macht in Ostasien, gelten mußte, so wahrscheinlich war dieselbe auf Korea, der Brücke zum Kontinent und dem nächsten und wichtigsten Ziel der Expansionsbestrebungen Japans.

Korea ist ein in seinen minder hohen Gegenden und den Tälern der südlichen und mittleren Provinzen fruchtbares, u. a. Getreide und Reis producirendes, jedoch vieh- und namentlich pferdearmes, im Ganzen wegsames, von einem Telegraphennetz und der zum Teil fertigen Bahn von Fusan nach Söul und der von Söul nach Tschemulpo durchzogenes, nicht stark bevölkertes Land und daher für Kriegsoperationen geeignet, und mit dem Gewinn der Herrschaft zur See vermochte auch die Landungsdiversion Japans bei dem wichtigen Hafen Tschemulpo, 7 d. Meilen von der Hauptstadt Koreas, Söul, oder im Hafen von Gensan an der Ostküste zu erfolgen. In Korea vermag Japan die numerische Ueberlegenheit seines Landheeres, ohne Gefährdung für dessen Verbindung und Unterhalt, rasch zu entfalten und zur Geltung zu bringen, indem es sich gegen die russische Armee, wo ihm diese gegenübertritt, sei es in Korea selbst oder in der Provinz Liaotung, oder auf Kuantung, oder in der mittleren Mandschurei; oder etwa gegen Wladiwostok wendet und für eine feste Basirung zunächst bei Masampho und Fusan und event. Mocpho, sowie für gesicherten Nachschub sorgt. Ein Widerstand der höchst minderwertigen, der Artillerie und Kavallerie ganz entbehrenden, auf etwa 10000—12500 Mann bei den Fahnen geschätzten koreanischen Armee ist kaum zu erwarten, ebensowenig aber auch deren überdies belanglose, kaum für Etappenzwecke wertvolle Unterstützung. Dagegen vermöchte China, trotz seiner derzeit noch herrschenden militärischen Schwäche, ein wertvoller Bundesgenosse Japans zu werden, wenn es mit einer starken Streitmacht in der südlichen Mandschurei gegen Rußland vorginge oder sich auch nur mit seinen schlecht ausgebildeten und bewaffneten mongolisch-tschungusischen Schaaren auf die Bahnverbindungen Rußlands würfe. Allein ein Eingreifen Chinas in den Konflikt dürfte, wie die Verhältnisse liegen und wenigstens nach der jüngsten Erklärung des Prinzen Tsching, als ausgeschlossen gelten, und ebensowohl dasjenige einer europäischen Macht.

Somit würde, nachdem die Entscheidung auf dem Meere gefallen, das Weitere von den Operationen der beiden Landheere, ihrer Führung und der numerischen Stärke der für sie verfügbaren Streitkräfte abhängen, da Organisation, Ausrüstung und Bewaffnung auf beiden Seiten als ziemlich gleichwertig gelten können. Was die Stärke der zur Zeit im Felde verfügbaren beiderseitigen Truppen betrifft, so wurden bisher deutscherseits ziemlich übereinstimmend diejenigen Rußlands auf 130—135000 Mann inkl. der in

Ostasien unmittelbar verfügbaren Reserven angenommen, von denen jedoch etwa 18000—28000 Mann für Festungsbesatzung und Bahnbewachung abging, so daß für die Feldoperationen etwa 102000—107000 bezw. 117000 Mann zur Verfügung ständen. Nach neuerer detaillirter Berechnung des „M.-W.-Bl." wird ihre Stärke jedoch auf 231000 Mann bewertet, und auch von österreichischer fachmännischer Seite veranschlagt man sie auf über 200000 Mann. Auch von englischer fachmännischer Seite wird, in Anbetracht dessen, daß die russischen Truppen in Ostasien seit dem Chinakriege, wo sie 220000 Mann, davon 179000 nur für die Offensive bereite, betrugen, mit Ausnahme der Entlassung der inzwischen durch Rekruten wieder ersetzten Kriegsreserven, nicht vermindert worden seien, ihre heutige Gesammtstärke nach Eintreffen der Verstärkungen auf gegen 200000 Mann veranschlagt, von denen 76000 Mann bei Port Arthur, 10000 bis 20000 Mann an der mandschurischen Bahn und der Rest in Sinmintung, Mukden, Tschantschun, Charbin, Nikolskoë, Wladiwostok, Ninguta, Spassk und Chabarowsk stehen und an die Bahnstrecke Shanhai-Kwan-Niutschuang entsandt sein sollen. Trifft die Ziffer von 231000 Mann zu, so würden nach Abrechnung von 10000 bis 20000 Mann Bahnwachen und 8000 Mann Festungstruppen Rußland 203000—213000 Mann für die Feldoperationen zur Verfügung stehen. In jener Ziffer sind jedoch die noch heranzuführenden asiatischen Truppen der zweiten Linie, von zusammen etwa 48500 Mann, inbegriffen, so daß bis zu deren Eintreffen nur etwa 155000—165000 Mann für jene Operationen verfügbar wären. Wir fügen noch hinzu, daß nach neuester Pekinger Meldung englischer Quelle die Gesammtstärke der russischen Armee im fernen Osten inkl. Bahn- und Grenzwachtruppen nur 3115 Offiziere, 147479 Mann und 266 Geschütze betragen soll, von denen die Festungstruppen und Bahnwachen sowie wahrscheinlich die asiatischen Truppen der 2ten Linie für die Feldoperationen in Abzug zu bringen wären.

Was die japanische Armee anlangt, so läßt sich deren numerische Stärke leichter kontrolliren, und die Annahme, daß für die Feldoperationen eine Gesammtstärke von etwa 200000 Mann mit 684 Geschützen, und zwar 13 Infanteriedivisionen zu 14000 Mann sowie 1 Kavalleriedivision, die Artilleriereserve und die technischen Truppen der Armee der ersten Linie, verfügbar ist, erscheint zutreffend. Es kommt jedoch in Betracht, daß diesem Feldheere starke Reserven unmittelbar zur Verfügung stehen, während die verfügbaren russischen Reserven bereits in der ersterwähnten Ziffer inbegriffen sind und starker Nachschub aus Europa für dieselben, wie erwähnt, erst nach Verlauf mehrerer Wochen, nach Ansicht Mancher selbst Monate, einzutreffen vermag. Jene Reserve-Armee Japans beziffert sich, General von Janson zu Folge, auf etwa 100000 Mann, für die jedoch, wie Major von Ursyn angiebt, an Formationen nur 52 Bataillone, 17 Eskadrons, 19 Batterien und je 13 Genie- und Train-Kompagnien und somit 60000

Mann Reservetruppen vorgesehen sind, die sofort in der ersten Linie verwandt werden können. Die japanische Feldarmee der ersten Linie würde somit etwa 260000 Mann und 798 Geschütze zählen. Hinter ihr ständen überdies noch an Reserven etwa 100000 Mann und eine Territorialarmee mit Milizcharakter von etwa 100000 Mann, sowie eine Rekrutenreserve von 161000 Mann. Es ist daher in Anbetracht des Vorhandenseins namentlich der ersten noch gut ausgebildeten Kategorie dieser Reserven erklärlich, daß manche Fachmänner die Stärke der in erster Linie verwendbaren Truppen des japanischen Heeres selbst auf 300000 Mann und die Gesammtstärke desselben wie Major Ursyn, auf 362000 Mann inkl. Offiziere und 1116 Geschütze veranschlagen. Denn ihm zufolge formirt überdies die Territorial-Armee 13 Infanterie-Truppendivisionen jede zu 8 Bataillonen, 2 Eskadrons, 4 Batterien und 2 Geniekompagnien. Ob allerdings die volle Bewaffnung und Ausrüstung für die gesammte Reserve, und namentlich für die Territorialarmee bereits vorhanden ist, erscheint in Anbetracht dessen, daß Japan zwar ein prosperirendes, jedoch nicht reiches Land ist, fraglich.*) Jedenfalls erscheint der Unterschied der ersterwähnten numerischen Stärke der Feldtruppen der ersten Linie inkl. verfügbarer Reservetruppen von etwa 47000—57000 Mann zu Gunsten Japans derart beträchtlich, daß die russische Armee kaum in den Stand gesetzt scheint, die Offensive in dem Kampfe zu ergreifen, ungeachtet der großen Vorzüge, die ihr in fast jeder Hinsicht innewohnen. Ein deutlicher Hinweis hierauf lag auch in der Erklärung des russischen Gesandten Pawloff in Söul: „Die russische Flotte werde nicht angreifen, die fabianische Taktik werde zur Anwendung kommen, und Rußland nur gezwungen kämpfen und den ihm passenden Augenblick wählen. Denn Rußland würde auf das Einsetzen seiner unter so großem Mittelaufwand in Ostasien versammelten Flotte, um die Herrschaft zur See zu erkämpfen, die seine Offensive in Korea so wesentlich erleichtern und die japanische überhaupt lahmlegen konnte, kaum verzichtet haben, wenn es nicht überzeugt war, mit der Defensive besser zu fahren, die Japaner anlaufen zu lassen und schließlich die erdrückende Ueberlegenheit seiner europäischen Truppen zur vollen Geltung zu bringen.

Die Schätzungen der Zeitdauer des Transports der japanischen Operationsarmee nach Korea differiren außerordentlich. Denn während einige annehmen, daß 14 Tage nach ausgesprochener Mobilmachung die japanische Feldarmee in 4—5 Häfen zur Einschiffung bereit stehen könne, daß jedoch das vorhandene Transportschiffsmaterial von 18 Transportdampfern — 20 Handelsdampfer sind überdies gechartert — nur für 2 Divisionen ausreiche, und daß 8 Tage für die Ein- und Ausschiffung, Ueberfahrt

*) Seine Einnahmen betrugen im Finanzjahre 1902/03 282 432 964 Yen à 2,92 M., die Ausgaben 281 753 194 Yen exkl. der sich balancirenden Einnahmen und Ausgaben für Formosa.

und Rückkehr der ersten Transportstaffel, für die übrigen $5^1/_2$ Staffeln etwa 7 Wochen und für deren Munitions- und Proviantreserve weitere $1^1/_2$ Monate erforderlich wären, veranschlagen Andere die Zeitdauer, deren Japan bedarf, um seine sämmtlichen verfügbaren Truppen einschiffen und nach Korea transportiren zu können, auf nur 14 Tage und sind der Ansicht, daß die russischen Truppen während dieser Zeit schon bei Söul stehen werden. Von der Anzahl und dem von Einigen auf 31000 Tonnen geschätzten Deplacement der verfügbaren Transportschiffe, zu denen noch zahlreiche Dampfer der Handelsflotte hinzukommen, wird es abhängen, welche von beiden Annahmen sich der Wahrheit nähert. Von Interesse aber erscheint, sich zu erinnern, daß Japan im Chinakriege, bei allerdings weit weniger entwickelter Transportflotte und unter anderen militärischen Bedingungen, 8 Monate zum Transport von 75000 Mann nach Korea bedurfte. Eine dritte Annahme, daß Japan 8 Tage nach erfolgter Kriegserklärung 40000 Mann und nach weiteren 8 Tagen fernere 40000 Mann auf Korea landen könne, hat vielleicht mehr Wahrscheinlichkeit für sich. Daß aber die Russen 14 Tage nach erfolgter Kriegserklärung bei Söul stehen könnten, erscheint unzutreffend; denn die nächste russische Garnison, Mukden, liegt etwa 76 d. Meilen Luftlinie und mindestens 90 d. Meilen wirklich zurückzulegenden Weges von Söul entfernt, und überdies würde der russische Vormarsch über das schwierig passirbare Liaotung- und Pjöng-an-Do-Gebirge führen. Die ersten Kämpfe zu Lande dürften daher an der Nordgrenze Koreas in der Provinz Liaotung, oder wenn die Eisverhältnisse das nicht verbieten, an der Possietbai und bei Wladiwostok zu erwarten sein. Alle weiteren Annahmen aber wie diese ganz allgemein gehaltenen, der Begründung nicht entbehrenden, würden in das Gebiet der Konjektur gehören. Das eine aber dürfte feststehen, daß selbst bei einem etwa durch eintreffende Verstärkung ermöglichten entscheidenden Seesiege Rußlands über die japanische Flotte ein russischer Angriff auf das Inselreich selbst, in Anbetracht der gewaltigen Schwierigkeiten einer überseeischen Landung an einer gut verteidigten und an den wichtigsten Punkten befestigten, von einer beträchtlichen Torpedoflotte gesicherten Küste, sowie der für die Landesverteidigung Japans verfügbaren Streitmacht von über 600000 Mann, umsomehr als ausgeschlossen gelten muß, als Rußland sich nach jenem Seesiege in unbedrohtem Besitz der streitigen Interessengebiete, der Mandschurei und Koreas befände, und daß daher auch bei einem entscheidenden russischen Siege in Korea der Krieg beendet sein würde. Sein Verlauf und Ausgang aber wird nicht nur für die militärische, sondern auch für die gesammte politische Welt von höchstem Interesse sein, da nicht nur 2 moderne Flotten sich zum ersten Male mit einander, sondern auch das japanische Heer sich hier zum ersten Male mit einer europäischen Armee messen, und somit das Ergebniß dieses Kampfes einen Maßstab für die richtige Bewertung der Leistungsfähigkeit der Wehrmacht des Inselreichs

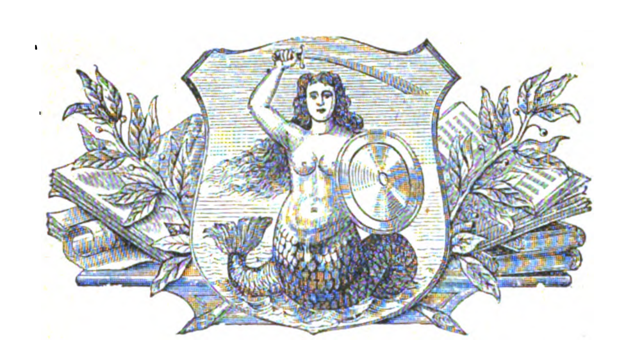
und für dessen künftige Aussichten für die von ihm erstrebte Erweiterung seiner Machtstellung in Ostasien und dem Stillen Ocean liefern wird.

Nachtrag.

Inzwischen haben sich die ersten Ereignisse des Krieges vollzogen. Die Japaner griffen in der Nacht vom 8. und am Tage des 9. Februar die russische Flotte bei Port Arthur überraschend an und setzten 2 ihrer besten Schlachtschiffe, den Cesarewitsch und Retvisan, sowie den großen geschützten Kreuzer Pallada außer Gefecht, havarirten dieselben sehr erheblich und vier andere Kreuzer und das Schlachtschiff Poltawa leicht und vernichteten bezw. nahmen die russischen Kreuzer Warjag und Koriez zu gleicher Zeit bei Tschemulpo. Allerdings gelang ihr auf die völlige Vernichtung des Port-Arthur-Geschwaders abzielender Angriff nur zum Teil. Allein die demselben zugefügten Verluste sind, da sie die havarirten Schiffe zu docken nötigen, so beträchtliche, daß die Japaner mit diesem Siege bereits heut als im Besitz der Herrschaft zur See gelangt gelten müssen, da überdies in vierzehn Tagen das Eintreffen der beiden neuen Kreuzer Kusuga und Nisshin ihre Ueberlegenheit zur See noch verstärkt. Die inzwischen bei Masampho, Fusan und anderen Punkten der Südküste Koreas sowie bei Tschemulpo begonnene Landung ihres Heeres vermag daher russischerseits nicht mehr erfolgreich gestört zu werden, da auf das Eintreffen des am 9. Februar erst bei Djibuti im Golf von den gemeldeten russischen Mittelmeergeschwaders von einem Schlachtschiff, zwei großen Kreuzern, sieben Torpedobootzerstörern und vier Torpedobooten vor 5 Wochen im Gelben Meer nicht zu rechnen ist, da dessen Kreuzer Dimitri-Donskoi nur 15 Knoten läuft. Allein auch das aus Wladiwostok auslaufende starke russische Kreuzergeschwader, bestehend aus 3 großen Panzerkreuzern und 1 großen Kreuzer vermag, selbst wenn ihm auf dem Umwege über die Straße La Pérouse durch den Stillen Ocean die Vereinigung mit dem Port-Arthur-Geschwader gelänge, demselben nicht die Ueberlegenheit über die japanische Flotte zu verschaffen. Somit dürften die Landoperationen der Japaner ihren durch die russische Flotte ungestörten Fortgang nehmen, und als nächste Frage diejenige entstehen, ob sich die russische Heeresleitung stark genug fühlt, zur Offensive über den Jalu-Fluß, an dem sie bereits 50000 Mann versammelt haben soll, nach Korea zu schreiten, oder ob sie sich dafür entscheidet, sich an diesem Flußabschnitt sowie in der Mandschurei und auf der Halbinsel Kuantung und bei Wladiwostok defensiv zu verhalten und die Bahnverbindung ihrer dortigen Streitkräfte, sowie die rückwärtige mit der heimatlichen Basis, namentlich den Bahnknotenpunkt Charbin, zu sichern und das Eintreffen der Verstärkungen aus Europa abzuwarten, um dann selbst zur Offensive überzugehen. Nach der bisher von der japanischen Kriegsleitung entwickelten Energie, Schnelligkeit und Umsicht zu schließen, dürfte die russische Armee in Ostasien, falls jene diese Eigenschaften weiter betätigt, in Anbetracht

der mannigfache Teilung ihrer Streitkräfte bedingenden Lage, den Japanern gegenüber einen schweren Stand bekommen, wenn dieselben, wie zu erwarten, ihre Kräfte völlig entwickeln, versammelt behalten und sich mit starker numerischer Ueberlegenheit auf die des Gegners werfen. Die Umsicht der Japaner hat sich auch in der Beschlagnahme von mehreren Transport- und Postdampfern 2c. der Russen gezeigt und bewiesen, daß sie nach gut vorbereitetem Plan verfahren, während russischerseits die Exponirung der beiden Schlachtschiffe Retvisan und Cesarewitsch und des Kreuzers Pallada nächtlichem, von Wei-hei-wei her ausgeführten Torpedobootangriff, mit Rücksicht auf die große Schnelligkeit von Torpedobooten vermieden werden konnte, und ebenso die Isolirung und das nicht rechtzeitige Zurückgehen der beiden bei Tschemulpo eingebüßten Kreuzer.

(Abgeschlossen am 12. Februar 1904.)





Baronin Torgow.

Novelle.

Von

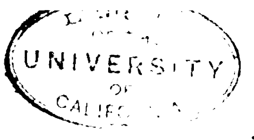
Julius Weil.

— Breslau. —

Vor langen Jahren wurde ich durch meinen Beruf in eine kleine Stadt verschlagen, die durch ihre herrliche Lage am Fuße eines bis an die höchsten Gipfel bewaldeten Gebirges für sich einnahm, in allen übrigen Stücken aber ein rechtes Nest war. Ich kannte natürlich keine Menschenseele in Rabenau, meiner zukünftigen Amtsresidenz, doch besaß ich eine Empfehlung an den Pastor Loberg, ersten Prediger an der Stadt- und Pfarrkirche, in dem ich zu meiner großen Freude einen feingebildeten, lebensklugen und gütigen Mann kennen lernte, zu dem ich mich sogleich hingezogen fühlte. Er war ein hoher Vierziger, unverheiratet und heiterer Geselligkeit nicht abhold, dabei gleich mir ein passionirter Läufer; er kannte jeden Steg und Weg im Gebirge und stellte mir köstliche Wanderungen in Aussicht. In seinem ganzen Wesen hatte er nichts Pastorliches, man hätte ihn eher für einen Naturforscher halten können, Pflanzen und Gestein waren sein Lieblingsthema.

Auf meine Bitte gab er mir, als ich ihm meinen ersten Besuch machte, einen kurzen Abriß der Gesellschaft von Rabenau, und ich lernte ihn dabei als einen humorvollen Schilderer menschlicher Schwächen und Eigenheiten kennen. Nachdem er mir eine kleine Galerie mehr oder weniger interessanter Köpfe vorgeführt hatte, machte er eine Pause und sagte dann:

„Nun wären noch zwei Herrschaften übrig, bei denen ein Besuch für Sie unerläßlich ist. Vielleicht sind es diejenigen, von denen Sie am meisten zu erwarten haben — ob im Guten oder Schlimmen, wer kann das wissen?“



„Sie machen mich neugierig, Herr Pastor," warf ich ein. „Warum sollte ich gerade dort besonders beeinflußt werden?"

„Weil — nun, ich kann mich ja auch täuschen, es ist ja möglich, daß Sie ihnen fremd bleiben, Sie würden allerdings eine Ausnahme machen. Also, um mich kurz zu fassen, es handelt sich um zwei Familien, die hier eine maßgebende Rolle spielen. Beide machen ein großes Haus, und es ist unmöglich, sie zu übergehen.

Zuerst der Ritterschaftsrat Beegendorf, die einflußreichste Persönlichkeit in Stadt und Kreis. Hatte früher eine größere Besitzung, die er an den Fürsten Blinski verkauft hat, und wohnt seit mehreren Jahren in der Stadt. Er ist Vertrauensmann des Grundbesitzes, Direktor der Kreissparkasse und verschiedener Kreditvereine, Mitglied des Kreis- und Provinziallandtages, kurz ein gewichtiger Mann, ja der gewichtigste, mit dem wir hier aufwarten können. Uebrigens verwittwet, kinderlos, Pfleger einer lebhaften Geselligkeit.

Und zweitens der Baron Torgow, der ebenfalls erst vor etwa vier Jahren, vermutlich von der schönen Landschaft angezogen, hierher übergesiedelt ist. Er bewohnt mit seiner Gattin — Kinder sind nicht vorhanden — das prächtige Landhaus, das Ihnen wohl schon aufgefallen ist; man sieht es zuerst, wenn man mit der Bahn ankommt, es liegt auf einer kleinen Anhöhe vor der Stadt, etwa zehn Minuten vom Marktplatz. Der Baron war Offizier, hat aber in Folge eines Leidens, das seine Bewegungsfähigkeit unterbindet, den Dienst quittiren müssen und beschäftigt sich jetzt mit schriftstellerischen Arbeiten. Sie werden von seiner ritterlichen, vornehmen Art und seiner idealen Lebensanschauung den besten Eindruck gewinnen und bald in ein herzliches Verhältniß zu ihm treten. Was die Baronin betrifft — —"

Er sah nachdenklich vor sich hin, anscheinend unschlüssig, wie er sich dem Uneingeweihten gegenüber ausdrücken solle, ohne mißverstanden zu werden.

„Sie soll eine außergewöhnlich schöne Frau sein," sagte ich.

„Ja, das ist sie, und ich will dem auch nichts weiter hinzufügen, Sie müssen sich selbst ein Urteil bilden."

Er stand auf und reichte mir die Hand.

„Nun, ich wünsche Ihnen auf Ihrer Wanderung durch das gastliche Rabenau von Herzen Glück, und möchten Sie bald bei uns heimisch werden und Wurzel schlagen."

* * *

Der Ritterschaftsrat Beegendorf besaß eine hübsche Villa in der Bahnhofstraße, deren innere Einrichtung so luxuriös war, daß sie mich fast verblüffte. Ich hatte einen solchen Aufwand von Reichtum und Geschmack in dieser Umgebung nicht vermutet. Der Ritterschaftsrat bewegte sich darin

wie in seinem eigensten Element, paßte auch seiner ganzen Erscheinung nach vollkommen hinein. Ich hatte mir nach dem, was ich über ihn gehört, einen älteren Herrn mit aristokratischen Allüren und einem starken Selbstbewußtsein vorgestellt und fand mich außerordentlich enttäuscht, als ich vor einem hochgewachsenen, sehr eleganten und jugendlich frischen Herrn, der kaum die Mitte der Vierziger erreicht haben konnte, empfangen wurde.

Der erste Eindruck, den er auf mich machte, war, ich kann nicht anders sagen, imponirend. Er war zweifellos ein schöner Mann, einer von denen, die den Frauen gefährlich werden. In seinem flotten Auftreten, seiner knappen Redeweise verleugnete er den ehemaligen Rittmeister nicht, aber man sah auf den ersten Blick, daß etwas mehr in ihm steckte. Er hatte ein ungewöhnlich intelligentes Gesicht; seine Augen, tiefschwarz und lebhaft, blitzten bald feurig auf, bald sahen sie scharf und eindringlich wie zwei wachsame Beobachter in die Welt. Ein Dutzendmensch war das nicht, soviel hatte ich gleich weg, aber was man aus ihm machen sollte, das schien mir nicht so leicht zu bestimmen. Offenbar hatte man es hier mit einem komplicirten Charakter zu tun, der studirt sein wollte. Vorläufig erwies er sich als ein Mann von bestechender Liebenswürdigkeit. Er behauptete, sich aus Schilderungen, die ihm von dritter Seite zugegangen seien, ein Bild von mir gemacht zu haben, das sich vollkommen mit dem Original decke.

„Ich freue mich aufrichtig, daß Sie mich nicht enttäuscht haben,“ fügte er hinzu. „Ich bin überzeugt, wir werden Freunde werden.“

Er reichte mir die Hand, und ich dankte für die gütige Meinung und die noch gütigere Ueberzeugung und überließ das Weitere getrost der Zukunft.

Der Ritterschaftsrat ließ mich übrigens nicht so leichten Kaufes von dannen gehen. Er bewies mir, daß sein Weinkeller nicht mit Unrecht für eine Schatzkammer galt, indem er mir einen Wein vorsetzte, den man ohne Ehrfurchtsverletzung auch einem gekrönten Haupte hätte kredenzen können. Während wir uns daran erlabten, lüftete er ein wenig sein Inneres vor dem neuen Manne. Er erzählte mir von seinen zahlreichen Geschäften, die ihm manchmal doch ein bischen zuviel würden; aber wenn er von Erleichterung spreche, von Niederlegen dieses oder jenes Amtes, dann schrieen Alle: „Um Gottes Willen, tun Sie uns das nicht an!“

„Als ob ich der einzige Mensch wäre, der das kann? Was soll ich dagegen machen? Sie halten mich nun mal für ein unentbehrliches Tier!“

Er lachte lustig auf. „Komische Ansicht, was? Wer ist unentbehrlich in dieser Welt?“

Nach diesen Selbstbekenntnissen kam die mir nicht neue Frage: was Rabenau für einen Eindruck auf mich mache? Selbstverständlich den besten!

„Na, na," meinte der Ritterschaftsrat, „Sie sehen mir garnicht so bescheiden aus. Werden wohl im Stillen denken: da bist Du unter die rechten Kaffern geraten! Stimmt auch zum Teil, aber nur zum Teil. Wir haben hier auch gebildete Europäer, beispielsweise einen Obersten, einen Professor, einen Romanschriftsteller — — haben Sie schon bei Torgows Besuch gemacht? Nicht? Na, nehmen Sie sich nur in Acht, daß Sie sich nicht die Flügel verbrennen."

„Wieso, Herr Ritterschaftsrat?"

„Keinen Ton! Werden ja bald wissen, was ich meine. Und dann haben wir noch einen liberalen Pastor."

„Loberg meinen Sie?"

„Ja. Sie kennen ihn? Scheint Ihnen zu gefallen. Na ja, es ist ja auch soweit ein ganz netter Mann, ich unterhalte mich ganz gern mit ihm, habe auch gegen seine Ansichten im Allgemeinen nichts einzuwenden, für meine Person wenigstens. Aber für die Masse ist er mir zu viel Philosoph und zu wenig Pastor. Das wirkt schädlich auf die Lauen und Halben, und die kirchlich Gesinnten nehmen Aergerniß daran. Das tut nicht gut. Ich spreche allerdings ganz im Vertrauen. Sie werden ja für diese Dinge wenig Interesse haben, wenigstens im Anfang, aber es schadet nichts, wenn man darauf hin gelenkt wird."

So wurde ich im Laufe der Besuchsstunde noch auf manches Andere „hingelenkt". Denn der Ritterschaftsrat sprach anscheinend mit großer Offenherzigkeit über die verschiedensten Verhältnisse und Persönlichkeiten in Stadt und Land nnd zeigte sich dabei als ein ebenso scharfer Beobachter wie Satiriker; und da man auch von einem Satiriker lernen kann, hörte ich seinen interessanten Schilderungen mit großer Aufmerksamkeit zu, dachte mir aber zum Schluß: mit dem Manne ist nicht gut Kirschen essen, zum Feinde möchte ich ihn nicht haben, aber auch nicht zum Freunde, na, wir werden ja sehen.

* * *

Um zur Villa Torgow zu gelangen, bog man von der Promenade aus in eine mit alten Kastanienbäumen besetzte Allee ein; diese mündete in einen englischen Park, der sich zu dem etwas höher gelegenen Hause, einem Bau im Schweizerstil, hinzog.

Ich wurde durch eine geräumige Halle in ein reich ausgestattetes Zimmer geleitet, wo ich einige Minuten wartete, bis der Diener zurückkehrte und mich in einen Gartensaal treten ließ, der sich auf eine große Veranda öffnete.

Aus dieser fuhr alsbald in einem Rollstuhl ein dem Anscheine nach älterer Herr herein, der, die Hand zum Gruße nach mir ausstreckend, mi einer weichen, wohlklingenden Stimme mich ansprach.

„Verzeihen Sie, daß ich Sie in dieser elenden Verfassung empfange! Ich habe heute einen schlimmen Tag und muß mich dieses Vehikels bedienen.“

„Dann ist es an mir, Herr Baron, um Verzeihung wegen der verursachten Störung zu bitten,“ entgegnete ich.

Er wehrte mit einem freundlichen Kopfschütteln ab.

„Nicht doch, Sie sind mir herzlich willkommen. Die Freude ist das beste Heilmittel für meine Nervenschmerzen. Und ich freue mich aufrichtig, Sie bei mir zu sehen, nachdem ich von unserem lieben Loberg auf Ihren Besuch vorbereitet bin. Bitte, nehmen Sie doch Platz! Meine Frau ist leider augenblicklich nicht anwesend, kann aber jede Minute kommen. Oder ist es Ihnen vielleicht angenehm, bei der sommerlichen Temperatur im Freien zu sitzen?“

„Wie es Ihnen bequem ist, Herr Baron.“

„Gut, dann reise ich voraus.“

Er wendete seinen Rollstuhl und fuhr auf die Veranda hinaus. Ich folgte ihm, blieb aber, von dem Anblick, der sich mir bot, überwältigt, auf der Schwelle stehen.

Vor mir lag das Gebirge in seiner ganzen Ausdehnung, zum Greifen nahe. Deutlich konnte man jede Erhebung, jede Falte erkennen und mit den Augen die Linien des Kammes in voller Schärfe nachzeichnen. Senkte sich dann der Blick, so traf er auf ein weites, liebliches Tal, auf dessen grünem Teppich kleine Ackerstreifen voll schnittreifen Getreides wie Goldflecken hervorleuchteten.

„Nicht wahr, ein schönes Plätzchen?“ hörte ich den Baron sagen. „Es war eine gute Wahl, daß wir an dieser Stelle unser Haus bauten. Das Verdienst gebührt übrigens meiner Frau. Sehen Sie, hier sitze ich viele Stunden des Tages, den Blick auf dieses Bild gerichtet, und immer bietet es mir Neues, Reizvolles. Denn Sie müssen nicht glauben, daß es eintönig, leblos ist wie ein Gemälde — nein, seine Züge verändern sich wie auf einem Menschenantlitz: es lächelt, wenn die Sonne ihre Lichter darauf streut; es blickt düster drein, wenn die Dämmerung herabsinkt und die Nacht hinter dem Kamme lauert; geheimnißvoll starrt es mich an, wenn es im Glanze des Mondes sich spiegelt. Mit dem Wechsel des Lichtes, des Windes, der Wolken wechselt auch sein Aussehen, ähnlich wie unsere Mienen sich den verschiedenen Stimmungen anpassen, die uns bewegen.“

Während er dies Gleichniß mit einem gewissen Behagen ausführte, konnte ich ihn genauer betrachten. Er mußte in gesunden Tagen sehr schön gewesen sein. Sein Gesicht hatte feine, aristokratische Züge, jetzt waren sie durch ein offenbar schweres Leiden entstellt; mit dem in der Mitte gescheitelten vollen Haar und dem langen, von weißen Fäden durchzogenen Bart erinnerte es an einen Christuskopf.

Es war mir, als ob er meine Zustimmung zu seiner bilderreichen Rede

erwartete, und ich beeilte mich, sie, wenn auch in wesentlich prosaischerer Weise zu geben, worauf er fragte:

„Sind Sie ein Freund von Bergpartien?"

Ich bejahte.

„Dann werden Ihnen hier reiche Genüsse blühen. Ich rate Ihnen aber, sich bei Freund Loberg in Gunst zu setzen, er ist ein Läufer und Steiger von Profession und wird Ihnen mit seiner Ortskenntniß nützlich sein."

„Wir haben uns schon zu einer Wanderkameradschaft verbunden, Herr Baron."

„Das ist schön. Dann werde ich Sie also in Zukunft Beide auf Ihren Partien beobachten. Ich kann nämlich mit meinem Fernrohr bis zu den höchsten Spitzen jeden Gegenstand verfolgen, und es ist vorgekommen, daß ich zum größten Erstaunen Lobergs ihm genau beschrieben habe, welchen Weg er auf seinen Touren genommen hatte. Wollen Sie einmal versuchen?"

Er reichte mir das Instrument hin, und ich faßte, an die Brüstung tretend, einen bestimmten Punkt mit dem Glase in's Auge. Als ich es aus der Hand legte, sah ich, wie der Baron, in dessen Gesicht es plötzlich hell aufleuchtete, den Kopf nach der Verandatür richtete; zugleich nahm ich einen eigentümlichen, sehr zarten Wohlgeruch wahr. Ich wandte mich ebenfalls um und fühlte im nächsten Augenblick, daß mir das Blut nach dem Gehirn strömte.

Am Ausgang des Gartensaales stand eine Frau von wunderbarer Schönheit; eine hohe, schlanke Brünette mit tiefschwarzen Augen, die das blasse, edle Gesicht zu durchleuchten schienen; ein hinreißendes Lächeln spielte um ihren blühenden Mund.

Mit einer leichten Kopfbewegung mich grüßend, schritt sie auf den Baron zu, der ihre ihm entgegengestreckten Hände erfaßte und küßte, worauf er mit höchster Zärtlichkeit einen Augenblick seinen Kopf darauf ruhen ließ. Dann nannte er meinen Namen, und sie kam, während ich mich tief verneigte, auf mich zu und reichte auch mir ihre Hand, eine weiße, schmale, aber festgegliederte Hand.

„Sie waren so gütig, mir Gesellschaft zu leisten," nahm der Baron das Wort. „Ich glaube, wir haben einen neuen Verehrer unseres Gebirges gewonnen."

Nun entspann sich ein Gespräch zu Dreien, das sich um die landschaftlichen Reize von Rabenau bewegte und ziemlich lebhaft verlief. Als ich mich verabschiedete, sagte der Baron:

„Wenn Ihnen mein Plätzchen gefallen hat, kommen Sie recht oft und ohne allen Zwang, wie man zu guten Freunden geht. Sind Sie Schachspieler, so stehe ich jederzeit zu Diensten, aber auch zu einem Plauderstündchen werden Sie uns immer willkommen sein."

„Auch, ich bitte darum," fügte die Baronin hinzu. „Wir sind einsame Leute, die für jede freundliche Teilnahme dankbar sind."

* * *

Wenn ich bei meinem Einzuge in Rabenau geglaubt hatte, mein Leben würde, wie ein Strom im Sande, in Arbeit und Langeweile versickern, so hatte ich mich doch gründlich getäuscht. Es flutete vielmehr stärker und schäumender als je.

Nicht immer sind es die großen Ereignisse, die uns in Atem halten und unsere Pulse schneller schlagen lassen. Was ich äußerlich erlebte, war nicht sonderlich aufregend; mein Amt nahm mich nicht allzusehr in Anspruch, und die gesellschaftlichen Zerstreuungen bewegten sich im üblichen Gleise. Und dennoch fühlte ich mich wie von einer mächtigen Woge emporgetragen, in eine neue Welt versetzt.

Anfangs bildete ich mir ein, der Umgang mit Loberg, den ich immer höher schätzen lernte als einen Mann von seltener Geistesfreiheit, von einem über alle kleinliche Selbstsucht sich erhebenden Herzen — dieser anregende Verkehr habe die Wandlung in mir hervorgebracht. Aber er hatte damit nichts zu tun. Die himmlische Frau, die wie ein plötzlich aus dem Dunkel aufblitzender Stern meine Seele mit Licht und Glanz erfüllte — ihr verdankte ich das neue Leben.

Wenn ich an sie dachte, hatte ich zuerst den Eindruck von etwas Strahlendem und zugleich süß Berauschendem, und wenn dann ihre Gestalt, ihr Antlitz, ihr Lächeln, ihr göttliches Lächeln vor meinen Augen erschien, fühlte ich sie mir fast körperlich nahe, und alle meine Sinne gerieten in Aufruhr.

Es war also ein gefährlicher Zustand, in den ich da geraten war, und ich faßte sogleich den energischen Entschluß, die Versuchung zu fliehen und meinen Besuch zunächst nicht zu wiederholen. Aber es waren kaum acht Tage vergangen, so befand ich mich schon auf dem Wege zur Villa Torgow.

Die Baronin war allein. Sie entschuldigte ihren Gatten, der sich gerade einer ihm in letzter Zeit empfohlenen Kur unterziehe. Ich glaubte ungelegen zu kommen und wollte wieder aufbrechen, sie bat mich aber auf's Freundlichste zu bleiben; sie habe sich auf mein Kommen gefreut, dies aber viel früher erwartet. Ich blieb nur zu gern und folgte ihr in ein seitlich von dem Empfangszimmer befindliches reizendes Rokokoboudoir.

„Hier ist mein Reich!" sagte sie, und auf zwei sehr zierliche Sesselchen deutend: „Kommen Sie, setzen Sie sich, aber vorsichtig. Hier werden Männer nur zugelassen, wenn sie ganz sanft und folgsam sind."

„Ich werde sanft sein wie ein Lamm, gnädigste Frau."

„Das versprechen sie alle, und dann halten sie's nicht."

Ich dachte bei mir: das wäre auch der Rechte, der ihr gegenüber säße und ruhig Blut behielte.

Und nun saß ich selbst ihr gegenüber, sah ihr in das schöne Gesicht, das sich mir mit lächelnder Teilnahme zukehrte, und schon fing mein Herz wieder zu schlagen an wie einem blöden Jungen, der zum ersten Male mit seiner Angebeteten allein ist.

„Nun, wie gefällt es Ihnen hier?“ fragte sie. „Nicht wahr, die Frage hören Sie zum ersten Mal? Ich kenne auch die Antwort, die Sie darauf in Bereitschaft halten, will sie aber nicht hören. Sie sollen mir die Wahrheit bekennen. Also —?“

„Gnädige Frau, in diesem Augenblicke —“ begann ich, aber sie unterbrach mich schnell.

„Ich merke schon, Sie wollen Ausflüchte machen. Ich werde Ihnen also selbst sagen, wie es Ihnen hier gefällt. Wie einem Menschen, der durch ein Wunder von der Erde auf irgend einen anderen Himmelskörper, sagen wir den Mars, geraten ist. Er vermag kaum zu atmen, die Luft ist anders zusammengesetzt als die Erdatmosphäre, die Geschöpfe, die hier als Menschen gelten, geberden sich so ganz anders, ihre Sprache, ihre Art zu denken ist eine andere, als die er gewöhnt ist — kurz, er weiß nicht, was ihm geschehen ist, und irrt verzweifelt umher und möchte sich am liebsten hinunterstürzen in das All oder Nichts, wenn er nur wüßte, wie er's anfangen sollte. Ist's nicht so?“

„Ich wage doch zu widersprechen, gnädige Frau. Ich finde die Luft hier stellenweise ganz vorzüglich, und was die Menschen betrifft — ach, gnädige Frau, auch auf der Erde wird mit Wasser gekocht; — das heißt: es ist mir wirklich unbekannt, ob man diese Kochmethode überhaupt auf dem Mars anwenden kann.“

Sie lachte.

„Sie wollen den Großmütigen spielen, aber mich täuschen Sie nicht. Ich habe es auch durchgemacht, weiß, wie Ihnen zu Mute ist, zu Mute sein muß unter diesen kleinseeligen Menschen. Es ist ja wahr, die Leute in der großen Stadt sind auch keine Engel, aber sie sind doch nicht darauf angewiesen, sich lediglich mit einander zu beschäftigen, sie werden von einander abgelenkt durch tausend Dinge, die ihr Interesse, ihr Nachdenken, ihre Leidenschaften in Anspruch nehmen und die sie doch wieder zu anderen Zwecken zusammenführen, als um sich gegenseitig zu beneiden, zu bekritteln, zu verfolgen. Habe ich nicht Recht? Und haben Sie nicht jetzt schon das Gefühl, als würden Sie es auf die Dauer hier unmöglich aushalten können? Möchten Sie nicht lieber heute als morgen zurückkehren in die Welt, aus der man Sie verbannt hat?“

Ich weiß nicht, woher ich den Mut nahm, ihre Hand zu erfassen und, meine Lippen darauf pressend, zu antworten:

„Nein, gnädige Frau, vorausgesetzt, daß Sie mir Ihre Gnade nicht entziehen.“

„Sie wollen ja sanft sein wie ein Lamm!“ versetzte sie lächelnd.

„Also mit meiner Hilfe wollen Sie es hier versuchen? Nun, daran soll es nicht fehlen, aber offen gestanden, Sie tun mir leid: entweder Sie fügen sich den Landessitten, dann ist es um Sie geschehen; oder Sie bewahren sich Ihre Freiheit und widerstehen dem herrschenden Geiste, dann werden Sie ein verbitterter Einsiedler werden, wie Ihr Vorgänger einer war."

„Sollte es nicht doch noch ein Drittes geben? Daß man nämlich ein Verhältniß zu den Menschen, mit denen man gezwungen ist zu leben, sucht, ohne deshalb seine eigenen Grundsätze aufzugeben?"

„Ach, Sie wollen ein Kompromiß schließen?" rief sie. „Sie werden ja sehen, wie weit Sie damit kommen."

„Ich denke dabei an meinen Freund Loberg."

„Loberg — ja der!"

Sie blickte zu Boden und legte ihre Hände ineinander, eine Bewegung, die, wie mir schien, ihr zur Gewohnheit geworden war und die ihrer Erscheinung etwas Sinnendes und zugleich Resignirtes gab.

„Er findet in seinem Glauben einen Halt, eine Zuflucht, er braucht die Menschen nicht; wir Andern aber — —"

Sie brach ab, fuhr aber sogleich in verändertem Tone fort:

„Sie müssen mir doch erzählen, wie es gekommen ist, daß Sie so schnell Freundschaft geschlossen haben, er ist sonst eher zurückhaltend."

* * *

Ich war in seligster Stimmung. Ich pries das Geschick, das mich nach Rabenau verschlagen hatte. Dieses kümmerliche Nest erschien mir im Lichte eines paradiesischen Aufenthaltes. Alles, Alles erschien mir vollkommen.

Meinem Freunde Loberg entging dieser Seelenzustand nicht. Er hatte wohl auch seine Ursache erkannt, verlangte aber keine Aufklärung, und ich blieb verschwiegen, als müßte ich fürchten, ein Geheimniß preiszugeben. Endlich fing er doch davon zu sprechen an:

„Ich beobachte Sie schon lange im Stillen," sagte er. „Sie sind ja wie umgewandelt: erst so verzagt, mißgelaunt, der verbannte Großstädter, und nun mit einem Mal vergnügt, befriedigt, der beglückte Kleinstädter. Ich freue mich zwar über diese Wandlung, denn sie kommt uns, vor Allem aber Ihnen selbst zu Statten. Aber sie ist mir eigentlich etwas rätselhaft."

„Wie so, Herr Pastor? Ich habe mir eben die Sache in meiner Dünkelhaftigkeit ganz anders vorgestellt, als sie in Wirklichkeit ist. Hätte ich ahnen können, daß man mich mit offenen Armen aufnehmen, daß ich hier so liebe, vortreffliche Menschen finden würde, ich hätte von vornherein ein freundlicheres Gesicht gemacht."

„Ich wußte gar nicht, daß wir so außerordentlich einnehmende Leute sind," erwiderte Loberg lächelnd. „Oder bezieht sich das schmeichelhafte Urteil etwa nur auf die Damenwelt von Rabenau?"

„O nein, gar nicht!“

„Gar nicht. Können Sie das verantworten? Uebrigens Sie haben mir ja noch nichts von Ihrem Besuch in Villa Torgow erzählt? Wie hat es Ihnen dort gefallen?“

„Der Baron ist eine interessante Erscheinung. Ich gestehe — —“

„Und die Baronin? Warum schweigen Sie von ihr?“

„Die Baronin? Sie ist eine schöne Frau, finden Sie nicht auch?“

„Sie täuschen mich ja doch nicht, lieber Freund! Sprechen Sie nur, schwärmen Sie, es wird Ihnen wohl tun, ich weiß ja, Sie haben Ihr Herz verloren.“

Er hatte seine Hand auf meinen Arm gelegt und sagte es in einem sanften und begütigenden Tone, wie man etwa zu einem Kranken spricht. Der Ton gefiel mir nicht, und ich erwiderte trocken:

„Und wenn es so wäre, lieber Pastor, was ist dagegen zu tun? Ich kann mir wohl denken, daß Sie es von Ihrem Standpunkt aus verwerflich finden müssen.“

„Verwerflich? Warum?“

„Nun, sie ist ja eine verheiratete Frau.“

„Und Sie sind ein Ehrenmann, der nichts Unrechtes sinnen und begehren wird. Daß Sie an so viel Liebreiz nicht kalt vorüber gehen — wenn das ein Vergehen wäre, so würden wir Alle schuldig sein. Denn Niemand hat in der Nähe dieser Frau geweilt, ohne von dem Zauber ihrer Schönheit erfaßt zu sein. Wenn schon ein herrliches Kunstwerk uns hinreißt, um wie viel mehr ein so wunderbares Werk des Schöpfers? Nun, und daß dies Gefühl bei Ihnen als Schwärmerei, vielleicht auch ein wenig wärmer zum Ausdruck kommt, dafür sind Sie jung, mein Freund, auch darin finde ich nichts Tadelnswertes.“

Meine Erwiderung auf diese so menschlich gütigen, verständnißvollen Worte war ein tiefer Seufzer, dann sagte ich:

„Sie denken zu gut von mir. Ich begnüge mich nicht, die Baronin zu bewundern, ich liebe sie und — —“

„Und werden dieser Liebe Herr werden, ich vertraue Ihnen. Als wir uns zum ersten Mal begegneten, fragte ich mich, ob ich Sie warnen, von dem Verkehr in dem Hause der Baronin zurückhalten solle. Ich habe es nicht getan, denn ich wußte, daß es vergeblich sein würde, Sie dem Einfluß zu entziehen, den sie auf Alle ausübt. Aber ich wußte auch, daß Sie ein Mann sind, der einer Versuchung widerstehen, der vielleicht irren, aber nie sich verlieren kann.“

Er gab mir die Hand und hielt die meinige lange fest.

Das war nun doch eine Warnung. Und eine regelrechte Moralpredigt. Diesmal hatte er den Pastor doch nicht verleugnet. Aber — aber Eindruck hat seine Predigt auf mich nicht gemacht.

* * *

Ich fragte mich oft, ob sie ihren Gatten liebe? Mit der schwärmerischen, fast abgöttischen Liebe wie er sie sicherlich nicht. Für ihn war sie, was die Sonne der Blume ist. Wenn er ihrer ansichtig wurde, erhellte sich sein Gesicht, sein eingesunkener Körper richtete sich empor, als ob er von einer frischen Blutwelle durchströmt würde, und seine Blicke hingen wie verzückt an ihrem Antlitz. Jedes Wort, das er zu ihr sprach, war wie eine Liebkosung.

Auch sie ließ es an zärtlicher Aufmerksamkeit gegen ihn nicht fehlen. Jeden Wunsch las sie ihm von den Augen ab. So lange sie um ihn war, schien sie keinen anderen Gedanken zu haben, als ihn zu erfreuen und über seine Schmerzen, die er freilich standhaft zu verbergen trachtete, hinwegzutäuschen. Aber wenn er in eine Unterhaltung mit Dritten oder mit Lektüre beschäftigt war, saß sie meist völlig teilnahmlos da; das Buch oder die Arbeit, die sie in den Händen gehalten, sank dann in den Schoß, und in ihren Stuhl zurückgelehnt, konnte sie lange Zeit in's Leere starren, als weile ihre Seele in einer anderen Welt.

Einmal trat ich unangemeldet auf die Veranda, wo das Ehepaar, wenn das Wetter und der Stand der Sonne es irgend erlaubte, tags über sich stets aufhielt. Schon vom Gartensaal aus konnte ich ihr Gesicht beobachten, dessen Profil mir zugekehrt war. Ein mir fremder, herber Zug lag um ihren Mund, und die Augenbrauen waren wie im Zorn zusammengezogen. Er saß neben ihr und schrieb. Sie glaubte sich offenbar unbeobachtet. Als sie mich gewahr wurde, schrak sie leicht auf und strich mit der Hand über ihr Gesicht; im nächsten Augenblick begrüßte sie mich freundlich wie immer, und gleich schnellsegelnden Wolken waren die Schatten um Mund und Augen verschwunden.

In solchen Momenten kam mir der Gedanke, daß sie nicht glücklich sei und ein geheimer Schmerz ihre Seele verdunkle. Was konnte es sein? Die Sorge um den Gatten? Oder die Sehnsucht nach der Welt? Was es auch war, ich begriff vollkommen, daß sie mit ihrem Schicksal grollte, und verdachte ihr's nicht, wenn sie an ihren Fesseln rüttelte. Hielt sie doch diesen Groll, diesen Freiheitsdrang sorgfältig vor dem verborgen, dem sie das Opfer brachte — und dem sie trotz Allem eine zärtliche Gattin war.

Nein, ich verdachte ihr's nicht, hätte ihr überhaupt nichts verdacht, außer wenn sie mich aus ihrer Nähe verbannt hätte. Daran war ja glücklicherweise nicht zu denken. Im Gegenteil, sie bevorzugte mich sichtlich. Ich durfte zu jeder Zeit kommen, immer empfing mich ein dankbar liebes Wort, ein gütiges Lächeln. Häufig schickte sie auch nach mir mit der Bitte, an ihren Mahlzeiten teilzunehmen. Bisweilen, wenn wir gemeinsam mit dem Baron lange genug geplaudert hatten, promenirten wir Beide durch die Anlagen oder auch darüber hinaus den Bergen zu. Gelegentlich nahm sie auch meinen Arm, und dann war's mir, als ginge ein Leuchten und

Klingen durch den Wald. Wie beflügelt, wie losgelöst von der Schwerkraft der Erde schritt ich neben ihr her. Ich war glücklich.

Aber eines Tages machte ich eine Beobachtung, die mich sehr beunruhigte.

Wir saßen zu Dreien in der Bibliothek. Der Baron las uns aus seinem neuesten Roman vor, als der Ritterschaftsrat gemeldet wurde. Ich blickte zufällig die Baronin an. Sie hatte bis dahin still, mit etwas müdem Ausdruck dagesessen. Als der Diener den Namen des Gastes nannte, zuckte sie plötzlich zusammen, ein eigentümliches Licht kam in ihre Augen, und sie machte Miene, sich schnell zu erheben, schien sich aber zu besinnen und blieb, jetzt wieder ganz gelassen, auf ihrem Platze sitzen.

Was hatte das zu bedeuten? Beegendorf war, wie ich wußte, ein häufiger Gast im Hause, ich war ihm hier auch wiederholt begegnet, hatte aber nie etwas Auffälliges in seinen Beziehungen zu der Baronin bemerkt. Er gab sich wie ein alter Freund, etwas cavalierement, wie es seine Art war, aber voller Respekt gegen die Dame des Hauses und ohne ein Recht zu beanspruchen, das nicht jedem Gaste zu Teil wurde. Und die Baronin ihrerseits zeigte sich gegen ihn genau so wie gegen jeden Andern. Was bedeutete nun ihre plötzliche Bewegung, über die ich mich doch nicht täuschen konnte? Denn obwohl sie nur sekundenlang dauerte, hatte ich sie ganz genau beobachtet.

Mein Mißtrauen war erwacht, fand jedoch keine neue Nahrung, trotzdem ich keinen Blick von Beiden ließ. Dagegen erschien mir Beegendorf heute selbstbewußter und siegessicherer noch als sonst. Er war doch der rechte Typus des Eroberers, der mit seinem Herrscherblick die Frauen bezwang. Aber gehörte sie denn zu den Alltagsfrauen, die solchen Einflüssen unterliegen? War sie nicht eine Natur, die selbst zu herrschen gewohnt war?

Ob er dem Baron sympathisch war, bezweifle ich, sie waren grundverschiedene Naturen. Doch behandelte er ihn wie immer mit der größten Zuvorkommenheit. Er erklärte, die Anwesenheit so lieber Freunde sei für ihn ein Fest, das er nach seinen bescheidenen Kräften würdig feiern müsse, er fühle sich so angeregt, daß er es wagen wolle, eine Fußpartie zu unternehmen, und lade die Versammelten feierlichst dazu ein. Während er dies in seiner liebenswürdigen Weise vorbrachte, erhob er sich mit Hilfe seines Stockes vom Rollstuhl, winkte mich mit den Augen zu sich und schritt, auf meinen Arm gestützt, weniger mühsam, als ich geglaubt hatte, an der Baronin, die in die Hände klatschte und Bravo! rief, vorbei, langsam in den Garten. Die Beiden folgten uns und blieben auch während der kurzen Promenade, die wir gemeinsam durch die Anlagen machten, hinter uns. Ich hörte kaum, was der Baron zu mir sprach, meine ganze Aufmerksamkeit war auf das andere Paar gerichtet, dessen Gespräch ich vergeblich zu erlauschen suchte. Ich mußte mich zusammennehmen, um meine

Aufregung zu verbergen. Denn meine eifersüchtige Phantasie spiegelte mir die unglaublichsten Scenen des Einverständnisses, der Vertraulichkeit vor, und ich war froh, als der Baron, der seine Kräfte doch überschätzt haben mochte, den Spaziergang für beendet erklärte und Beegendorf sich empfahl. Ich selbst durfte noch nicht gehen, da ich eine Einladung zum Essen angenommen hatte.

* * *

Mein Verdacht erhielt bald neue Nahrung.

Die Rabenauer Saison war eröffnet; es regnete Einladungen zu Festlichkeiten, die zwar die verschiedensten Namen trugen, aber alle auf eine ungewöhnliche Inanspruchnahme des Magens hinausliefen. Der Ritterschaftsrat in seiner drastischen Redeweise nannte diese anstrengenden Wochen: die Freßkampagne.

Er selbst eröffnete übrigens den Reigen, wie er in Allem den Ton angab. Seine Gastmähler waren weit und breit berühmt, sie arteten meist in Riesenschlemmereien aus und entsprachen an Ueppigkeit und Luxus seiner sonstigen Lebensführung, die sich nur ein Mann in den glänzendsten Vermögensverhältnissen erlauben konnte, für den er auch von Jedermann gehalten wurde.

Die Baronin nahm an dem Feste teil, natürlich ohne ihren Gatten. Es war eine der wenigen Lichtseiten seines erbärmlichen Zustandes, so hatte er mir einmal gesagt, daß er von den Gesellschaften verschont blieb, er selbst sah nur immer einen kleinen Kreis befreundeter Damen und Herren um sich.

Sie erregte wie immer durch ihre Schönheit und ihre erlesene Toilette das größte Aufsehen. Von ihrem Platze ging förmlich ein Strahlenmeer aus, das sich über die ganze Tafel verbreitete, und nach dem alle Blicke, neidische und bewundernde, hingelenkt wurden. Beegendorf war ihr Nachbar. Ich konnte Beide genau beobachten und sah voll Wut und Ingrimm, wie sie während der Mahlzeit ununterbrochen sich flüsternd unterhielten. Ich hätte darauf schwören mögen, daß zwischen ihnen ein geheimes Einverständniß bestand. Und mit meiner Laune war es für diesen Abend vorbei.

Loberg, der auch unter den Gästen war, stellte mich nach dem Essen und wollte wissen, warum ich so böse aussähe, ob ich eine schlechte Nachbarschaft gehabt hätte, oder was mir sonst in den Kopf gefahren wäre? Da ihn meine ausweichenden Antworten nicht befriedigten, bestand er darauf, daß ich mit ihm käme und einen tüchtigen Spaziergang machte, das sei gut gegen Grillen und Dinerkater. Ich wollte aber nichts davon wissen. Ich hatte den Verdacht, daß er mich in's Gebet, der Baronin wegen, nehmen wollte, und war heute am wenigsten dazu aufgelegt. So ging er denn allein, war aber nicht verletzt, sondern schüttelte nur den

Kopf und nahm mir das Versprechen ab, am nächsten Tage zu ihm zu kommen.

Ich irrte indessen planlos zwischen Damensalon und Herrenzimmer umher. In letzterem führte an einem Biertisch der Landrat, ein sehr jugendlicher Herr, das große Wort. Ich hörte ihn sein Lieblingsthema von der wachsenden Verrohung abhandeln und für drakonische Strafen, inklusive der leider noch nicht eingeführten Prügelstrafe, plaidiren. Mit jedem neuen Glase Löwenbräu wurde er erbarmungsloser, und schließlich verkündete er der andächtig lauschenden Korona, daß er eine Schrift unter der Feder habe mit dem angenehmen Titel: „Von der Notwendigkeit, der Abschreckungstheorie im Strafrecht eine größere Geltung zu verschaffen." Der Ritterschaftsrat stand, die Hände in den Taschen, in seiner Nähe und blickte nachdenklich zu Boden.

Als der Landrat sein litterarisches Geheimniß enthüllte, trat er an ihn heran und sagte, seinen Arm berührend:

„Verehrter Freund, wenn Sie mit dem Drucker noch keinen festen Kontrakt gemacht haben, verschieben Sie vielleicht die Herausgabe Ihres Abschreckungsbuches und lassen es noch etwas ablagern: nonum prematur in annum, wie der selige Horaz sagt. Ich glaube, Sie werden dann anders über die Chose denken. Denn — wo ist der Pastor? ich weiß nicht, ob ich richtig citire — wir sind allzumal Sünder und ermangeln des Ruhmes."

* * *

Der Rabenauer Winter war, auch abgesehen von den Gesellschaften, auffallend streng und hart. Der Januar brachte eine geradezu sibirische Kälte. Alle Wasserläufe und Tümpel waren bis zum Grunde erstarrt, und das Gebirge hüllte sich in eine dichte Schneedecke.

Aber dieser Winter war mein Glück, denn er brachte mein verwirrtes Gemüt einigermaßen zur Ruhe. Ich weiß nicht, was ohne ihn aus mir geworden wäre. Meine hoffnungslose Leidenschaft hatte mich schon ganz elend gemacht. Ich fühlte mich so unglücklich, daß ich auch die tollsten Gedanken, wie sie nur ein überreiztes Gehirn erzeugen kann, nicht mehr abwies; und schließlich faßte ich den wenig tapferen, aber unter den obwaltenden Umständen vielleicht richtigen Entschluß, zu fliehen — natürlich unter Wahrung meiner Amtspflichten, also um meine Versetzung von Rabenau einzukommen.

In diesem kritischen Augenblick griff Loberg ein. Er war ein eifriger Sportfreund und der Winter sein Mann. Er unterließ es, meinen Seelenzustand zu erschweren und mit Vernunftgründen gegen mich loszugehen, sondern holte einfach die Schneeschuhe hervor, nahm mich unter den Arm und schleppte mich in die beschneiten Berge. Und in ihrer reinen Luft, auf den sausenden Fahrten über Höhen und Schluchten, im Kampf

mit Wetter und Wind, fing ich an gesund zu werden, erwachte der alte Lebensmut und die fast ertötete Heiterkeit der Seele. Und eine innige Dankbarkeit gegen meinen klugen Arzt erfüllte mich und löste das Siegel von meinem Munde. Ich schüttete ihm mein Herz aus, ich schilderte ihm meine Qualen und verbarg ihm auch die allerböseſten Vorsätze nicht.

Er hörte schweigend zu und sagte dann nur, während er mich mit einem fast väterlichen Lächeln ansah:

„Das Uebel erkennen und nach Mitteln zu seiner Beseitigung sinnen, ist der erste Schritt zur Heilung. Sie sind auf dem besten Wege dazu, und das macht mich glücklich. Wenn Sie meinem Rate folgen wollen, denken Sie nicht an Flucht, sondern harren Sie aus und sehen Sie der Gefahr fest in's Auge."

„Das heißt, ich soll den Verkehr in Villa Torgow nicht aufgeben?"

„Das ist mein Rat. Ihre Gedanken würden doch immer dahin zurückkehren und den Gegenstand Ihrer Sehnsucht mit einer Gloriole umgeben, die vielleicht in Wirklichkeit nicht vorhanden ist. Der Kampf von Angesicht zu Angesicht wird schwerer sein, aber desto sicherer zum Siege führen."

So sagte er, und ich, obwohl ich seine Hoffnung nicht teilte, folgte ihm und setzte meine Besuche fort. Doch hatte ich jetzt häufiger den Freund zum Begleiter, da er sich offenbar vorgenommen hatte, mir als stiller Alliirter im Kampfe beizustehen.

Unser gemeinsames Erscheinen war den Bewohnern der Villa gegenwärtig mehr als je willkommen. Der Baron war in diesen Wochen sehr leidend. Sein Uebel machte, wie es den Anschein hatte, starke Fortschritte. Er durfte Tage lang das Bett nicht verlassen und hatte häufig schwere Ohnmachten. Als dann dieser beängstigende Zustand vorüber und der Kranke wieder im Stande war, sich in die Bibliothek zu seinen Büchern fahren zu lassen, bereitete ihm unsere Gesellschaft eine so sichtliche Freude, daß wir schon aus Mitleid gekommen wären, wenn wir uns auch nicht damit selbst einen Dienst erwiesen hätten.

Denn der Baron war einer der seltenen Menschen, die immer geben, auch wo sie die allein Empfangenden zu sein scheinen. Nie ging man von ihm, ohne eine Anregung, einen schönen Gedanken, ein treffendes Wort mitzunehmen. Sein Bildungsgang war ein eigentümlicher. Er hatte zuerst Philosophie studirt, nicht zu Berufszwecken, sondern aus Wissensdurst und Wahrheitsdrang. Auf Wunsch seiner Familie war er dann Offizier geworden und geblieben, bis ihn die Krankheit zwang, seinen Abschied zu nehmen. Seitdem hatte er sich, vielleicht nicht unbeeinflußt durch sein, wie er wohl ahnen mochte, unheilbares Leiden, theologischen Studien zugewendet. Er war nach Lobergs Urteil ein vorzüglicher Kenner der Bibel, die er in allen denkbaren Ausgaben besaß, und in der man ihn fast immer lesen sah. Er hatte sich ein eigenartiges, zwischen Rationalismus und Positivismus

stehendes System zurecht gemacht, das zwar nicht überall konsequent und vom Standpunkt der Gottesgelehrtheit gewiß anfechtbar war, das sich aber auf dem Grunde wahrer Religiosität aufbaute. Das erkannte auch Loberg an, wenn er auch im Uebrigen das System selbst verwarf. Er verschmähte es auch nicht, sich mit dem Baron in theologische Debatten zu vertiefen, die den streitenden Herren, aber auch mir, dem Laien, nicht geringes Vergnügen bereiteten, weil Beide der Rede in hohem Grade mächtig waren, auch in ihren Erörterungen nicht selten Fragen von allgemeinem Interesse berührten.

Oft wohnte die Baronin unseren Gesprächen bei, meist als schweigsame Zuhörerin. Daß sie nicht sehr bei der Sache war, wenn es sich um theologische Dinge handelte, war verzeihlich, doch auch sonst saß sie gewöhnlich teilnahmlos da und erwachte wie aus Träumen, wenn man sie ansprach. Aber der Baron war beseligt, wenn er sie nur in der Nähe wußte.

Als wir den Winter hinter uns hatten, besserte sich sein Zustand sichtlich. Oft äußerte er: „Ich hab's Euch gesagt, wenn nur der Frühling da ist, dann bin ich über'm Berg!" Und der Frühling kam schneller, als er nach dem bösen Winter erwartet werden konnte. Die letzten Märztage brachten schon sonnige Tage mit milder Luft, an denen der Kranke auf ein Stündchen die Veranda aufsuchen und sich an dem Treiben und Sprießen im Garten und Park, an dem lauten Schlag des einsamen Finkenmännchens ergötzen konnte.

An einem solchen Tage kam ich, um nach ihm zu sehen, und fand ihn auf seinem Lieblingsplatze mit Schreiben beschäftigt.

„Aber Herr Baron!" rief ich ihm zum Gruße zu. „So gehorchen Sie dem Doktor? Er hat Ihnen doch jede Arbeit auf's Strengste verboten!"

Der Baron nickte mir lächelnd zu.

„Ich arbeite nicht," antwortete er, „ich spreche nur mit mir selbst, auf meine Art, sehen Sie!"

Er hielt mir das Blatt, das vor ihm lag, hin, und ich sah, daß es mit Versen beschrieben war.

„Darf ich so unbescheiden sein, Herr Baron?" fragte ich, meine Hand danach ausstreckend.

Er gab es mir, und ich las, tief ergriffen von dem rührenden Ton dieser ganz kunstlosen Verse, in denen eine im Schmerz geläuterte Menschenseele in sanfter Ergebung ihr Leid und ihre Hoffnung ausströmte. Als ich zu Ende war, sah ich zu dem Dichter hin. Er hielt das Auge auf die Berge gerichtet, die ihr weißes Gewand abgestreift hatten und wieder in den alten traulichen Farben prangten. Ein fast feierlicher, tiefer Ernst lag in seinen Zügen. Ich wagte nicht, seine stille Andacht zu stören. Erst als er nach einigen Minuten sein Gesicht mir zuwandte, sagte ich:

„Herr Baron, ich habe eine Bitte, geben Sie mir die Erlaubniß, diese Gedichte abzuschreiben.“

„Nicht doch,“ entgegnete er. „Sie bereiten mir eine Freude, wenn Sie das Blatt behalten. Vielleicht erinnert es Sie in späterer Zeit an einen Mann, der Ihrer Güte und Freundlichkeit so viele glückliche Stunden zu verdanken hatte, und dem,“ — er sah mich mit einem traurigen Lächeln an — „ein Gott gegeben, zu sagen, was er leidet.“

Ich bewahre dieses Blatt noch heute als teures Andenken an einen der edelsten Menschen. Hier sind die schlichten Verse, die es enthält:

Die Hand, die mich geschlagen, sei gesegnet,
Denn Alles, was mir Himmlisches begegnet,
Was mich gestellt
Ueber Luft und Welt,
Was mir von Eitelkeit
Das Herz befreit
Und es erhellt mit abertausend Kerzen —
Wem dank' ich das, als euch, ihr heilige Schmerzen?

Ich sehe, wie im Blau ein Vogel schwebt,
Und folge seinem Flug.
Mir ist, als ob ich von mir selbst mich löste,
So leicht ist mir, so körperlos zu Mut. — —
Da sinkt er jäh herab,
Und plötzlich fühl' ich wieder, daß ich lebe.

Nun ist die Nacht vorbei. O lichter Morgen,
Der Seele gleichest du,
Die sich aus Leid und Qual erhebt.
Du steigst und steigst, als gäb' es keine Grenze,
Und kehrest doch zurück
In Nacht und Dunkel, meiner Seele gleich.

Ich leide, Herr, doch groll' ich darum nicht,
Du schufst das Dunkel und Du schufst das Licht.
Du ließest mich aus einer Nacht voll Pein
Hinüberschlummern in des Tages Schein.
Du sandtest mir der Berge reinen Hauch,
Das Vogellied, die Blüte an dem Strauch.
O laß mich, Herr, aus dieses Tages Pracht
Hinüberschlummern in die ew'ge Nacht!

* * *

Reichlicher Aprilregen hatte die Erde getränkt. Aus den vereinzelten hellen Streifen, die wie Oasen aus dem braunen Land hervorleuchteten, waren über Nacht weite grüne Matten geworden. Anemonen, Goldsterne, Leberblümchen, glänzend gelbe Ranunkeln und Himmelsschlüssel schossen hervor; die Kastanie rollte ihre strotzenden Knospen auf, und in den zarten Schleier ihrer Blüte hüllte sich die Ulme. Im Garten zeigten sich die Erstlinge von Pensées, Lack und Primeln, süß duftende Hyacinthen schmückten die besonnten

Beete. Die Luft war lind und lau und legte sich wie eine zärtliche Hand auf blasse Wangen.

Es war die rechte Luft für einen Genesenden, und ein Genesungsfest sollte es auch werden, zu dem der Baron, der sich wohler zu fühlen schien als je, in eigenhändigen herzlichen Briefchen seine Freunde geladen hatte. Die Einladungen lauteten auf die Abendstunde. Am Vormittag kam jedoch eine Absage, die durch Erkrankung der Baronin begründet wurde. Auf meine besorgte Frage, was es damit für eine Bewandtniß habe, erhielt ich von dem Diener eine beruhigende Auskunft und erschrak daher um so mehr, als Nachmittags ein paar eilige Zeilen des Barons meinen unverzüglichen Besuch erbaten.

Ich fand ihn in großer Aufregung. Die Baronin, berichtete er, sei schon seit einigen Tagen leidend, durch keines Anderen als seine Schuld; denn in seinem Eigennutz habe er geduldet, daß sie in der Pflege und Sorge um ihn ihre Kräfte über alles Maß angestrengt habe. Nun sie ihn gesund gemacht, sei sie selbst zusammengebrochen. Vorgestern habe es geschienen, als wenn sie sich erholt hätte, aber seit der letzten Nacht seien ihre Nerven in einen solchen Aufruhr geraten, daß sie, die auch in den schwersten Augenblicken ihre Selbstbeherrschung nicht verloren, jetzt jedem tröstlichen Zuspruch unzugänglich sei. Nun habe sie den dringenden Wunsch geäußert, mich zu sprechen.

„Es kann sich,“ fügte er erläuternd hinzu, „nur um irgend welche geschäftliche Angelegenheiten handeln, die sie, ganz grundlos natürlich, beunruhigen. Sie müssen nämlich wissen, sie ist wie in allen anderen Dingen so auch in der Verwaltung meines Vermögens mein anderes, das heißt: besseres Ich, mein Generaldirektor und Hofbankier in einer Person. Also gehen Sie und lassen Sie die Aermste nicht warten, und wenn Sie's vermögen, reden Sie ihr ein wenig in's Gewissen.“

„Und noch Eins!“ rief er mir, als ich mich schon verabschiedet hatte, nach. „Sagen Sie ihr, daß Sie mich ganz besonders wohl gefunden hätten, das wird sie freuen.“

Als ich bei der Baronin vorgelassen wurde, erhob sie sich von einem Sopha, auf dem sie geruht zu haben schien, und machte ein paar schwankende Schritte mir entgegen. Sie sah aus wie die Verkörperung des Schmerzes. Ihr Gesicht, das ich nie so schön gesehen hatte, war wie durchsichtiger Marmor, die Augen blickten mich durch einen Schleier von Tränen an, um die Lippen zuckte es wie verhaltenes Weinen.

Ich eilte auf sie zu und führte sie zu ihrem Sitz zurück.

„Ich danke Ihnen,“ sagte sie mit matter Stimme. „Ich habe Sie — —“

Weiter kam sie nicht. Ein jäh aufsteigendes Schluchzen erstickte ihre Worte, und willenlos dem Weinkrampf, der sie packte, preisgegeben, grub sie ihr Gesicht in die Kissen.

Dieser Anblick, diese bittren, schmerzenden Tränen wühlten Alles in mir auf, was ich für diese Frau empfunden — ach, noch jetzt empfand, wahrer, zärtlicher als je empfand.

„Teure gnädige Frau!“ rief ich, ihre Hand umklammernd; — und war ich niedergekniet oder stand ich neben ihr — ich weiß es nicht, aber ich bedeckte ihre fieberheiße Hand mit meinen Küssen. Ich betete sie in diesem Augenblicke an wie eine Heilige, ich hätte mein Leben hingegeben, um ihre Tränen zu stillen.

Endlich kam sie zu sich. Mir sanft ihre Hand entziehend, richtete sie sich wieder auf und sagte:

„Verzeihen Sie mir — ich kann mich nicht beherrschen. Ich bin so grenzenlos unglücklich. Ich kann es nicht mehr ertragen —!“

Ihre Stimme, ihre Verzweiflung brachten mich von Sinnen.

„O vertrauen Sie mir, gnädige Frau!“ flehte ich sie an. „Sagen Sie mir, was ist es? Was quält Sie?“

Sie trocknete ihre Augen und suchte sich zu fassen. Und nach einer Weile begann sie ruhiger:

„Ich finde keine Hilfe mehr in mir. Ich sterbe, wenn ich es weiter allein tragen soll. Ich habe Sie bitten lassen — ich glaube an Ihre Freundschaft und Verschwiegenheit.“

„Was Sie mir anvertrauen werden, gnädige Frau,“ beteuerte ich, „wird fest verschlossen sein in meinem Herzen.“

Sie reichte mir ihre Hand.

„Ich will Ihnen Alles sagen — nur versprechen Sie mir, mich nicht zu verachten, was Sie auch hören mögen! Vergessen Sie nicht, daß eine Unglückliche — ach, eine Tiefunglückliche zu Ihnen spricht!“

Ich sie verachten! Während ich ihre Hand an meine Lippen zog, gelobte ich mir, diese Frau zu verteidigen gegen die ganze Welt, zu ihr zu stehen, und hätte sie noch so Schweres verbrochen. Nun saß sie minutenlang still wie in Nachdenken da. Darauf setzte sie mehrere Male zum Reden an, aber immer wieder brach sie ab, als könne sie das rechte Wort des Anfanges nicht finden. Dann aber kam es hastig und ohne Unterbrechung von ihren Lippen, wie wenn sie fürchtete, den Mut zum Weitersprechen zu verlieren, wenn sie erst einmal innegehalten hätte. —

„Es sind jetzt zwölf Jahre her, als ich mit meinem Vater den Frühling in Rom verlebte. Er hatte ein großes Werk unter der Feder, zu dessen Vollendung er die vatikanische Bibliothek benutzen mußte. Meine Mutter war viele Jahre vorher gestorben, ich war das einzige Kind, er mußte mich also mit auf die Reise nehmen und tat es nur zu gern, denn er konnte sich nicht einen Tag von mir trennen.

Es war damals eine besonders lebhafte Saison, zahlreiche hervorragende Fremde hielten sich in Rom auf. Mein Vater fand überall die seinem

Ruf als Gelehrter gebührende Aufnahme, und mich zeichnete man in einer fast überschwänglichen Weise aus, ich schwelgte in Genüssen.

Unter den distinguirten Persönlichkeiten befand sich auch ein junger Prinz aus deutschem Hause, der eines Lungenleidens wegen den Winter an der Riviera zugebracht hatte und nun sich an den Kunstschätzen Roms erholen wollte. Er war fast noch ein Jüngling, von bezaubernder Schönheit, und seine Schönheit wurde in meinen Augen noch erhöht durch einen sanften und rührenden Zug, in dem sich sein Leiden ausprägte. Wir begegneten uns häufig in kurzen Zwischenräumen, und bald ward ich inne, daß er mich liebte und auch, daß ich ihn wiederliebte.

Ach, ich war damals ein junges, unbewachtes Kind, ohne Mutter aufgewachsen, durch einen in seiner zärtlichen Liebe blinden Vater über alle Maßen verwöhnt, heißblütig, von den Frauen wegen meiner Schönheit bewundert, von jedem Manne mit verlangenden Blicken betrachtet, mit Schmeicheleien, mit Huldigungen überschüttet. Das war ich damals, als ich den Prinzen kennen lernte. Seine wahnsinnige Leidenschaft umhüllte dieses kleine, eitle, zitternde Herz wie ein Feuermantel und setzte es in lodernde Flammen. Ich dachte an nichts, nicht an den Vater, die Welt, meine Zukunft, ich dachte nur an ihn und unsere Liebe. Und ihm erging's wie mir. Er war wie ich noch ein halbes Kind, und alle seine Sinne waren untergegangen in dem einen übermächtigen Gefühl, dem wir Beide zum Opfer fielen. In einer abgelegenen Straße hatte er ein kleines Atelier gemietet, dort trafen wir uns ungestört, denn niemand wußte, wer der junge deutsche Maler war — —

Aber eines Tages erkrankte mein Vater urplötzlich, und die Aerzte erklärten sofort, es sei keine Hoffnung. Da erwachte ich aus meinem Taumel, da fiel die Binde von meinen Augen. Ich wußte mit einem Male, was ich getan hatte, daß ich ein unseliges, verächtliches Geschöpf war, unwürdig, an meines sterbenden Vaters Bette zu knieen. Das schrieb ich dem Prinzen und erklärte ihm, daß wir uns nicht mehr sehen dürften, uns für ewig trennen müßten. Er flehte und raste, er lag vor mir auf dem Boden und wand sich wie ein Gefolterter und wollte nicht von mir lassen. Aber ich blieb fest und hieß ihn gehen. Und da ging er, nachdem er mir gelobt, unser Geheimniß mit ins Grab zu nehmen.

Ach, ich ahnte nicht, daß es ihm schon gegraben war. Zwei Tage darauf war in den Zeitungen zu lesen, daß er nach einem wahnsinnigen Ritt in die Campagna einem Blutsturz erlegen sei.

Als ich das erfuhr, glaubte ich, mein Ende sei gekommen. Ich zerraufte mein Haar und verfluchte meinen Leib, und ich hätte mich getötet, wenn nicht der Vater, der in meiner Seele las, mit der letzten Kraft seines entfliehenden Lebens mir zugerufen hätte: Nimm mir nicht die Ruhe des Grabes! Schwöre mir, bei dem Andenken Deiner Mutter, schwöre mir, daß Du leben wirst!"

Die Erzählerin brach ab. Sie bedeckte ihre Augen mit der Hand, und ich sah, wie ihr Körper erbebte. Ich wagte mich nicht zu rühren, mit atemloser Spannung wartete ich auf die nächsten Worte.

„Ich habe meinen Schwur gehalten," begann sie wieder mit matter Stimme. „Ich habe weiter gelebt — ein Leben so voll Qualen, voll Tränen, daß ich nicht fassen kann, wie ich im Stande war, es zu ertragen, ohne den Verstand zu verlieren. Aber ich überwand sie, die furchtbaren Jahre der Prüfung. Ich war jung und meine Reue tief und aufrichtig.

Und es kam eine Zeit, wo die Vergangenheit wie ausgelöscht war aus meiner Seele. Der Mann, dem ich angehört, war tot, mein Geheimniß mit ihm begraben, und ich selbst eine Andere — nicht mehr das leicht verführbare Kind, sondern ein ernstes, durch strenge Selbstzucht gereiftes Weib. Was ich getan, lag so weit hinter mir, als wäre es in einer anderen Welt geschehen, und so unbegreiflich, so unglaublich erschien es mir, daß ich fast überzeugt war, es sei nicht geschehen, und ich hätte nur einen bösen Traum gehabt, der mich Jahre lang verfolgte.

Dennoch blieb es mir ein Rätsel, daß nicht eine Spur von Furcht, von Selbstverachtung in mir zurückgeblieben war. Den Verbrecher verfolgt der Schatten seiner Tat, sagt man. Warum geschah mir das nicht? War ich denn anders als die Anderen? Oder war es kein Verbrechen, was das hilflose, willensschwache Wesen getan. Gab es dafür ein Vergeben und Vergessen?

Ja, so mußte es sein! Wie hätte ich sonst die Frau eines Torgow werden können? Wie hätte ich an der Seite eines solchen Mannes glücklich sein, neben ihm schlummern, ihm furchtlos in's Auge sehen können? Wie hätte ich leben können, ohne vor der Entdeckung zu zittern, wenn ich nicht schuldlos war?

Aber das Schicksal läßt sich nicht herausfordern. Für meine Schuld giebt es keine Sühne!" —

In diesem Augenblick ging draußen die Klingel, und in der Halle wurde Beegendorfs Stimme laut. Die Baronin zuckte zusammen und legte wie schutzsuchend ihre Hand auf meinen Arm. Wir lauschten, den Atem anhaltend. Ein kurzes Zwiegespräch zwischen dem Besucher und dem alten Diener. Dann fiel die Haustür in's Schloß, und es war wieder die frühere Stille.

„Er ist es," fuhr sie schweratmend fort, „den das Schicksal zum Rächer bestimmt hat! Wir lernten ihn in einem Kurort kennen, als die Leiden meines Mannes anfingen, eine ernste Form anzunehmen. Er gehörte zu den Vielen, die mich umschwärmten. Ich beachtete ihn kaum, und als er durch übertriebene Aufmerksamkeiten lästig fiel, wies ich ihn scharf zurück. Da sah er mich mit kalten Blicken an und sagte, sich vor mir verneigend:

„Sie tun Unrecht, mich übel zu behandeln, meine Gnädigste. Ich hätte eher Anspruch auf Ihre Dankbarkeit!"

Und auf meinen erstaunten Blick wiederholte er:

„Ja, auf meine Dankbarkeit. Ich hatte schon einmal die Ehre, Ihnen allerdings nur flüchtig zu begegnen. Es war im Frühling 18.. in Rom, wo ich als persönlicher Adjutant und Reisebegleiter des Prinzen D. längere Zeit verweilte!"

Er mußte bemerkt haben, wie ich des Todes erschrak, denn er fügte schnell hinzu:

„Fürchten Sie nichts, meine Gnädigste, ich war der einzige Vertraute meines unglücklichen Herrn, und ich habe ihm geschworen, sein Geheimniß zu bewahren. Ein Ehrenmann hält seinen Schwur!"

Seit jenem Tage war ich in seiner Hand, denn ich durchschaute ihn vollkommen. Ich wußte, daß er seinen Eid brechen würde, wenn es ihm Vorteil bot. Er fühlte sich auch ganz als mein Herr. Zwar kam er nie mehr auf jenes Gespräch zurück, aber er zeigte mir unverhohlen, daß ich ihm nicht mehr entrinnen könne. Er wich nicht mehr von unserer Seite. Meinem Manne suchte er sich durch tausend kleine Dienste unentbehrlich zu machen, er stand ihm mit allerlei praktischen Ratschlägen zur Seite und erwies sich dabei als ein geschickter, in allen Sätteln gerechter Geschäftsmann. Das volle Vertrauen dieser reinen Seele zu gewinnen, gelang ihm nicht, aber er erreichte doch, daß seine Gesellschaft nicht ungern gesehen und sein Rat angenommen wurde. Mich behandelte er seltsamer Weise mit größerer Zurückhaltung als zuvor. Er ahnte vielleicht, wie es in mir aussah, wozu ich fest entschlossen war; wenn er es wagen sollte, an meine Ehre zu tasten, so war der Dolch geschliffen, für mich nnd für ihn. —

Aber ich hatte ihn zu hoch eingeschätzt. Er wollte nur mein Geld, nichts weiter. Er hatte ermittelt, daß mein Mann reich war, wie ich selbst, und daß er mir die Verwaltung des gemeinsamen Vermögens überließ. Darauf baute er seinen Plan. Er begann damit, mir seine Dienste bei der Veräußerung eines Gutes anzubieten, das meinem Manne gehörte und dessen Besitz uns unter den gegebenen Verhältnissen große Schwierigkeiten bereitete. Der Verkauf ging durch seine Hand und trug uns einen erheblichen Verlust ein. Sein Werk war es auch, daß wir uns hier ansiedelten; so groß war meine Furcht vor ihm, daß ich ihm nicht zu widersprechen wagte, obwohl ich wußte, daß er mich damit immer mehr in seine Gewalt bekam.

Hier legte er denn auch bald die Maske des uneigennützigen Freundes ab. Er gestand mir, in Vermögensschwierigkeiten geraten zu sein, und bat mich um Hilfe. Ich gewährte sie ihm wie die zahllosen anderen Darlehen, die er nach und nach immer dreister, immer unersättlicher von mir erpreßte. Unser Reichtum schmolz unter seinen gierigen Händen hin. Und

nun begehrt er auch das Letzte. Er hat mich gezwungen, eine große Summe, den Rest unseres Vermögens, flüssig zu machen, und verlangt jetzt mit offenen Drohungen, daß ich sie ihm herausgebe. Bis heute habe ich mich widersetzt, aber ich bin mit meiner Kraft zu Ende. Was soll ich tun? Meinen Mann zum Bettler machen oder ihm mein Geheimniß ausliefern lassen? Beides wäre sein Tod! Was soll ich tun? Raten Sie mir! Helfen Sie mir! Giebt es denn keinen Ausweg? Muß ich den Edlen, den Schuldlosen morden — — ?"

Angst, Verzweiflung, höchste Seelennot in jeder Miene ihres totblassen Gesichtes, sah sie mich an. Ihre Augen schienen die rettenden Worte von meinen Lippen zu heischen.

Und ich saß vor ihr, von Schauern durchrieselt, im Innersten erschüttert, kaum begreifend, was in dieser einzigen Stunde Alles an meiner Seele vorübergezogen war an Leidenschaft und Schuld, an Reue und Trauer, an Strafe und Schmerzen. Und wußte ihr nichts zu sagen.

Aber sie sollte nicht hilflos bleiben in ihrer Not. Ich war entschlossen, das Aeußerste zu wagen, sie von ihrem Peiniger zu befreien, um jeden Preis.

Und dieser Entschluß gab mir auch bald die rechten Worte ein. Es glückte mir, die Fassungslose zu beruhigen und zu bestimmen, daß sie mir die weiteren Schritte überlasse. Sie versprach mir auch, Beegendorf unter keinen Umständen vorzulassen, noch auch schriftlich mit ihm zu verhandeln, bis ich ihr berichtet hätte, was von meiner Seite geschehen sei. Sie schien jetzt wieder Hoffnung zu fassen, drückte mir wieder und wieder die Hand und bat mich in rührender Weise, ihr zu verzeihen, daß sie mir eine schwere Sorge und Verantwortung aufbürde. Mir aber erschien meine Aufgabe in diesem Augenblicke so leicht, daß ich an ihrem Gelingen nicht zweifelte. Ich sagte es ihr, und sie erwiderte mit einem wehmütigen Lächeln:

„Ich danke Ihnen, mein Freund, und werde nie, nie vergessen, was Sie für mich getan!"

* * *

Als ich die Baronin verließ, war der Abend schon hereingebrochen. Mein erster Gang war zu Beegendorf. Er war nicht anwesend, es hieß, er sei Nachmittag ausgefahren und noch nicht zurückgekehrt. Ich hinterließ meine Karte mit der Bestellung, daß ich später wiederkommen würde.

In meiner Wohnung erwartete mich ein Herr, der sich als ein Rat der Provinzialregierung auswies.

„Ich möchte Ihre amtliche Unterstützung in einer höchst peinlichen Angelegenheit erbitten," führte er sich ein. „Es handelt sich um Folgendes. In den letzten Tagen ist uns von vertrauenswürdiger Seite berichtet worden, daß die Geschäftsgebahrung des Ritterschaftsrats Beegendorf keine

unanfechtbare sei; insbesondere wurden gegen seine Kassenführung sehr starke Einwendungen erhoben. Gestern nun ist ein anonymer Brief, wahrscheinlich von einem entlassenen Beamten herrührend, eingegangen, der dem genannten Herrn die bedenklichsten Dinge nachsagt. Ich will die Hoffnung noch nicht fallen lassen, daß diese Anzeige Uebertreibungen enthält. Für den leider immerhin als möglich anzunehmenden Fall jedoch, daß es sich nicht blos um Unregelmäßigkeiten, sondern um Schlimmeres handelt, habe ich den Auftrag, um Verdunkelungen zu verhüten und das gefährdete Interesse großer Kreise zu wahren, einen Haftbefehl gegen den Verdächtigten nachzusuchen. Ich habe bereits mit der Polizeibehörde Fühlung genommen und würde bitten, mir erforderlichenfalls zur Seite zu stehen. Ein Beamter unserer Hauptkasse befindet sich in meiner Begleitung, und es ist meine Absicht, sofort mit der Revision zu beginnen. Ich nehme an, daß wir bald klar sehen werden."

Ohne die Enthüllungen der Baronin, die gegenwärtig meinen ganzen Sinn in Anspruch nahmen, würden mich diese Mitteilungen noch mehr überwältigt haben, als es der Fall war. Immerhin war ich so konsternirt, daß der Regierungsrat seinen Worten hinzufügte:

„Ich sehe, daß Ihnen diese Nachrichten völlig unerwartet kommen. Sehr begreiflich! Auch uns erschien die Sache anfangs ganz unglaublich. Bei dem hohen Ansehen, das der Ritterschaftsrat in der ganzen Provinz genießt, konnten wir uns nur schwer entschließen, den uns zugegangenen Andeutungen und Gerüchten Bedeutung beizumessen. Indessen fürchte ich, daß in diesem Falle Fama nicht lügt."

Ich stellte mich selbstverständlich dem Kommissar zur Verfügung. Nachdem wir in aller Eile die notwendigen Vorsichtsmaßregeln getroffen, begaben wir uns in die Villa Beegendorf. Der Ritterschaftsrat war von seiner Fahrt noch nicht zurückgekehrt, und Niemand wußte ein und aus.

Es wurde nun zu einer Revision geschritten, deren vorläufiges Ergebniß ein wahrhaft niederschmetterndes war und den Erlaß des Haftbefehls vollauf rechtfertigte. Im nächsten Augenblick spielte der Telegraph nach allen Richtungen, um den Flüchtigen zu ereilen. Aber er mußte sein Entkommen gut vorbereitet haben. Er blieb verschwunden.

Inzwischen nahm die Revision ihren Fortgang und brachte haarsträubende Dinge zu Tage. Es stellte sich heraus, daß Beegendorf seit Jahren Unterschlagungen und Fälschungen in einem Umfange betrieben hatte, der kaum faßbar war. Hoch und Niedrig hatte sich eine Ehre daraus gemacht, dem Ritterschaftsrat Vermögenswerte in beliebiger Höhe zur Verwahrung oder Verwaltung übergeben zu können. Nun war, so sah es wenigstens im ersten Augenblicke aus, Alles bis auf den letzten Heller verloren.

Die Nachricht von dem Geschehenen verbreitete sich gleich einem Flugfeuer durch die Stadt und übte eine kaum zu beschreibende Wirkung aus.

Der Zusammenbruch aller Dinge schien bevorzustehen. Wenn dieser Mann, der Träger des öffentlichen Vertrauens, ein abgefeimter Kassendieb war, wessen konnte man dann noch sicher sein?

Ich überlegte, ob ich die Baronin persönlich in Kenntniß setzen sollte. Doch war es inzwischen fast Nacht geworden, auch sagte ich mir, daß von den Vorgängen in der Stadt sicher schon Kunde nach oben gedrungen war. So unterließ ich denn meinen Besuch.

* * *

Am nächsten Morgen stieg ich jedoch schon zeitig zur Villa hinauf. Die Pforte war unverschlossen, die Halle leer, nirgends eine Spur von Leben. Endlich hörte ich leise Schritte. Die Tür, die zu den Zimmern der Baronin führte, öffnete sich, und der Diener trat mit verweinten Augen heraus. Als mich der alte Mann erblickte, rang er die Hände und brach in heftiges Weinen aus.

„Um Gottes willen, was ist geschehen?“ rief ich, unwillkürlich meine Stimme dämpfend.

„Die gnädige Frau ist tot!“ jammerte er.

Ich taumelte zurück. Das Herz blieb mir stehen vor Schreck. Ich starrte den Alten an und konnte kein Wort hervorbringen.

„Heute Morgen fanden wir sie vor ihrem Bette,“ hörte ich ihn sagen. „Neben ihr lag ein Dolch, damit hat sie — — ach unser armer, armer Herr!“

Ich weiß nicht, was dann mit mir geschah. Ich sah mich nur plötzlich im Sterbezimmer, der Toten gegenüber. Neben dem Kopfende ihres Lagers saß in seinem Lehnstuhl der Baron.

Als ich das geliebte Wesen so erblickte, die edlen Züge wie erstarrt in einem ungeheuren Schmerz, die einst so strahlenden Augen für immer geschlossen — da vermochte ich mich nicht mehr aufrecht zu erhalten, fast bewußtlos stürzte ich an der Leiche nieder, und mir war, als müßte ich vergehen.

Aber nach einer Weile fühlte ich mich berührt, und mich aufrichtend sah ich in das regungslose Antlitz des Barons.

„Mein Freund, mein Bruder!“ sagte er mit leiser Stimme, „Sie haben sie geliebt, wir Alle — Alle. Sie war die Sonne, zu der wir dankbar die Arme erhoben. Nun ist unsere Sonne untergegangen, ihr Licht erloschen, und die Nacht ist hereingebrochen!“

Er schwieg einen Augenblick und brütete vor sich hin. Dann fing er wieder an, wie zu sich selber sprechend:

„Sie ist meinetwegen gestorben. Sie wußte, daß meine Tage gezählt sind, und sie wollte mich nicht sterben sehen. Diesen Gedanken ertrug sie nicht. Ihre Seelenstärke hat sie verlassen, sie ist mir vorangegangen, um mir den Weg zu bahnen. Sei getrost, sei getrost, ich komme!“

Er beugte sich zu ihr nieder und legte seinen Kopf liebkosend auf ihre Hand, wie er's gewohnt war.

Stumm sah ich auf dies erschütternde Bild. Ja, seinetwillen war sie gestorben. Um seine Seele rein zu halten von dem furchtbaren Verdacht, betrogen zu sein von derjenigen, an die er glaubte wie an das höchste Wesen. Nun konnte er frohen Mutes hinübergehen, selig in der Zuversicht, mit ihr vereint zu bleiben.

Und mir war, als müßte ich ihr danken, was sie getan, und ob ich auch trauerte, so empfand ich doch im innersten Herzen, daß, was sie einst fehlte, sie tausendmal gesühnt hatte durch ein reines Leben und ein edles Sterben. —

Minuten vergingen, bis sich der Baron mühsam emporrichtete. Er war sichtlich tief erschöpft und sank in seinen Stuhl zurück.

Ich umfaßte ihn und fragte, ob ich ihn fortführen solle, aber er schüttelte den Kopf und griff nur nach meiner Hand. Und nach einer Weile schlug er plötzlich die Augen auf und fing an zu sprechen:

„Herr, erhöre mein Gebet und laß mein Schreien zu Dir kommen!

Verbirg Dein Antlitz nicht vor mir in der Not, neige Deine Ohren zu mir, wenn ich Dich anrufe, so erhöre mich bald!

Denn meine Tage sind vergangen wie ein Rauch, und meine Gebeine sind verbrannt wie ein Brand.

Mein Herz ist geschlagen — geschlagen — geschlagen — —"

Er hatte Anfangs mit erhobener Stimme geredet, allmählich begann sie zu versagen, und nun verstummte er ganz, und eine fahle Blässe überzog sein Antlitz. Tief seufzte er auf, und sein Kopf sank vorn über. Ich glaubte, er verscheide. Aber als auf mein Klingeln der Diener herbeieilte und sich um ihn bemühte, kam er wieder zu sich. Es war nur eine tiefe Ohnmacht gewesen.

Doch am nächsten Tage starb er.





Gesetz und Liebe.

III.

Dorner steht in seiner Religionsphilosophie*) auf einem fraglos sehr hohen Standpunkte. Er ist ein Denker von leuchtender Kraft, und die Klarheit und ruhige Würde seiner Gedankengänge, die vornehme Besonnenheit, der tiefe, reine Ernst und die unerschrockene Aufrichtigkeit seiner Sprache werden nicht leicht verfehlen, einen nachhaltigen, wohltuenden Eindruck hervorzurufen. Wenn ich gleichwohl es wage, auf einige Punkte hinzuweisen, in denen ich dem überlegenen Geiste beizustimmen mich nicht entschließen möchte, so geschieht das also auf der Basis breiter Anerkennung der Persönlichkeit und mit dem Wunsche, daß meine Worte von vornherein nur in einem Sinne aufgefaßt werden möchten, der aus innerer Wertschätzung des Andersdenkenden hervorquillt.

Dorner steht auf einem sehr hohen Standpunkte, sagte ich. Aber ich meine, er würde noch höher stehen können, wenn er von der absoluten Höhe seines Standpunktes herniederstiege. Ich meine, in der unendlichen Entwicklung, in der wir Alle leben, giebt es nichts Höheres als die Anerkennung der Unerforschlichkeit und Unbegrenztheit selber. Dorner spricht, so will es mir scheinen, allzu sehr von einem Hegel'schen Superlativgipfel herab, als seien wir am Ende aller Tage. Vielleicht darf man da, ein Lessing'sches bonmot modificirend, sagen: ein wenig tiefer wäre höher gewesen!

Dorner schreibt (S. 46): „Die höchste Form, welche der Geist erreichen kann, ist . . ." — Ich brauche nicht weiter zu lesen. Wie kann mir ein Menschengeist die höchste Form, die der Geist erreichen kann, mitteilen? So frage ich mich. Ich lese nur aus Höflichkeit weiter: „. . . ist die, wo er vollkommen seiner Herr ist, wo er nicht bloß einem fremden Gesetze gehorcht und einem überweltlichen Gotte, wo die Vernunft und der Wille völlig grundsätzlich harmoniren, das universale ideale und das subjektive partikulare Moment völlig eins sind, das Ich sich seine Einzelheit grundsätzlich in den Dienst des Allgemeinen stellt und ebenso seinen Organismus und durch ihn die Natur mit dem idealen Vernunftfaktor durchdringt." Das ist nun wieder eine neue Formulirung für den einfachen Glauben, von dem wir hier ausgegangen sind, daß die einigende Wirksamkeit der Geistigkeit und Idealität — ich nenne es Alles in Allem: die Liebe — zunimmt. In der Sprache Dorners ist es das „ideale Princip". Statt aber zu sagen: „Die höchste Form u. s. w." hätte m. E. Dorner sich beschränken sollen zu reden von „einer fortschreitenden Beherrschung des natürlichen, partikularen, selbstischen Princips durch das ideale Princip und damit einem beständigen Fortschritt in der Einheitlichkeit des vernünftigen Geistes". So geschieht es auf der folgenden Seite.

---

*) Leipzig, Verlag der Dürr'schen Buchhandlung, 1903. Preis 7 Mark.

Dorner errichtet eine Stufenleiter in der Metaphysik des Geistes. „Allnatur", „Weltseele", „Vorsehung", „ethische Weltordnung", „absoluter Geist" sind Sprossen der zunehmenden Besinnung auf das Göttliche. Aber ich möchte auch dem gegenüber meinen alten Vorwurf wiederholen. Wir stehen vor dem Unerforschlichen, und es kann nicht Sache der Wissenschaft sein, von einer geistigen Durchdringung, einer Erfassung des Unbegreiflichen in letzter Instanz zu sprechen. Wir stehen vor dem ewigen Geheimniß. Geheimniß war es zu allen Zeiten, Geheimniß wird es bleiben; denn unser Menschengeist ist nicht geschaffen, den Schöpfer, das Schicksal, die Welt und sich selber gedanklich zu ergründen. Ist Religion, wie Dorner definirt, „Beziehung auf die letzte Einheit", so ist unsere Sache eben nur, die Beziehung, es ist aber nicht mehr unsere Sache, die letzte Einheit näher zu bestimmen. Unsere Beziehung besteht lediglich in der Gemütserhebung angesichts des Grenzenlosen. Alle nähere Ausführung des Unerforschlichen selbst kann zu keiner tieferen religiösen Seelenerschütterung in Wahrheit führen, als sie die ewige Gegenwart der hohen Himmelsgeheimnisse in unserem Herzen unaufhörlich leisten muß.

Dorner steht auf einem sehr hohen Standpunkte, aber dieser Standpunkt ist nicht ganz neu, und er ist, nach dem oberflächlichen historischen Ueberblick zu urteilen, sogar veraltet. Er ist der Standpunkt der Spekulation im Anfange des 19. Jahrhunderts. Johann Gottlieb Fichtes und Hegels Dialektik, Schelling, Schleiermacher und all das mächtige nachkantische Philosophiren in's Abstrakte hinaus, das „Sich selbst setzen" u. s. w., steht Dorners Ausführungen nahe. Ein verspäteter Vogel, könnte die Mißgunst ausrufen. Aber so oberflächlich darf die Kritik gewiß nicht sein. Am Ende ist Alles ja irgendwie schon einmal in der Welt gewesen, und es fragt sich, ob Dorner nicht vielleicht moderner ist als die Modernen, ob nicht in dieser Richtung, die er wieder einschlägt, unsere nächste philosophische Zukunft liegt. A priori ist Alles möglich.

Wenn ich nun aber doch glaube, daß der von Dorner so klar beleuchtete und von ihm befehdete Empirismus, und nicht die spekulative Vernunft, das Feld voraussichtlich behalten wird, so stützt sich mein Glaube auf die Unwirksamkeit der Angriffe des Gegners einerseits und andererseits auf seine Unfähigkeit, etwas Besseres an Stelle der bekämpften Skepsis zu setzen. Es kann dem Denker, der in kühner Unzeitgemäßheit die Spekulation in den Sattel zu heben gedenkt, nicht gelingen, die erworbenen Einsichten der Erkenntnißtheorie Kants und seiner bedeutenden Nachfolger zu nichte zu machen.

Es würde zu weit führen und vielleicht meine Kraft übersteigen, den gewandten Dialektiker in allen Einzelheiten zu kritisiren. Ich will daher nur ganz allgemein aussprechen, worum es sich wieder und wieder handelt. Der Philosoph hat Kants Warnungstafel: „Hier darf nichts geschrieben werden" nicht beherzigt und schreibt Buchstaben, Worte, Sätze in's fließende Wasser. Er darf sich nicht darüber wundern, wenn sie da nicht stehen bleiben. Dorner spricht von übersinnlichen Dingen, von denen wir nichts wissen können, in einer Weise, als wisse er etwas davon. Er malt das Gemälde seiner übersinnlichen Welt mit abstrakten Wendungen aus, Farben, die er doch aus der sinnlichen Welt schließlich entnehmen mußte. Als ästhetischen Genuß hoher Eloquenz kann man sich dergleichen wohl gefallen lassen, tritt doch hier oft eine geradezu erstaunliche advokatenhafte Geschmeidigkeit auf, den beliebten Standpunkt Andern annehmbar und beliebt zu machen. das ist aber auch Alles. Der philosophische Gewinn wird in der logischen Aufdeckung der tönernen Grundlage zu finden sein. Dorners Ontologismus hat zur Basis eine falsche Skepsis. Die rechte Skepsis Kants dagegen hält er nicht inne. Das Uebersinnliche ist bei ihm tatsächlich nicht übersinnlich genug.

Die falsche Skepsis Dorners verrät sich sehr klar, wo er sagt (S. 24): „. . . jedes Tatsächliche unterliegt einer Deutung des Denkens und kann als Illusion weggedeutet werden, wenn nicht ein notwendiger Grund des Denkens es verbietet."

Ich sage — oder vielmehr Sir Hamiltons Erkenntnißtheorie sagt, und ich kann nicht anders als die Richtigkeit ihrer Behauptung, wie sie Wilhelm Wundt musterhaft ausgesprochen, anerkennen — im Zweifelsfalle wird jedes Tatsächliche solange für tatsächlich

anzusehen sein, als nicht notwendige Gründe — nämlich aus anderweitiger Erfahrung — vorliegen, an eine Illusion zu glauben. Man hat nicht die Unschuld zu beweisen, sondern die Schuld. „In dubio pro reo“ ist ein bekannter Rechtsgrundsatz. So ist es auch ganz unmöglich zu beweisen, daß etwas Tatsächliches nicht Illusion sei. Man kann allerdings beweisen, daß eine Illusion eine Illusion ist. Der Indicienbeweis aus sonstiger Erfahrung kann für die objektive Nichtrealität eines subjektiven Erlebnisses geführt werden. Daß unsere gesammte Wirklichkeitswelt aber wirklich ist, habe ich niemals zu beweisen und kann ich nicht beweisen. Alles Beweisen ist indirekter Natur und führt schließlich zu letzten Gegebenheiten zurück, die viel selbstgewisser sind als alle Beweise.

Der Höhenflug der Spekulation senkt sich zum Glück oft genug auf die fruchtbaren Niederungen der empirischen Betrachtung, wo denn auch Dorner seine historischen Ueberblicke interessant genug darbietet. Besonders bedeutsam (S. 288 f. 291, 298, 334, 411, 424) ist die Hochhaltung andauernder religiöser Gesinnung.

„Die Gottesidee in religiöser und spekulativer Richtung“ lautet der Titel eines anderen wertvollen religionsphilosophischen Werkes, das zum Verfasser hat Dr. Hippolyt Walter von Walthoffen*). Es zeichnet sich aus durch den reich und klar gegliederten stofflichen Inhalt, den geduldige Vertiefung in den Geist der Geschichte und energischer Scharfsinn uns in solcher Form vorzusetzen im Stande ward. Die Tendenz des Verfassers geht auf eine ruhige Vollständigkeit der Darbietung, soweit eine einzelne Geisteskraft eben hierzu befähigt und in der Lage ist. In viel geringerem Umfange wurde Aehnliches in dieser Zeitschrift auch einmal in Angriff genommen. (Hans Lindau, Zur Geschichte des Gottesbegriffs, November 1901.)

Walthoffen bescheidet sich, nicht etwas Neues äußern zu wollen. Er sagt: „Meine vorliegende Geistesarbeit ist nicht für Fachgelehrte bestimmt, da sie denselben in Bezug auf den Gegenstand wohl nichts Neues, Ursprüngliches bieten dürfte, weil ich im Allgemeinen mit keinen neuen, besonderen Ansichten hervortrete und auch im Großen und Ganzen keine neuen Argumente vorbringe, sondern bloß das in der Gottesfrage bisher aufgelaufene reichhaltige, religiöse und spekulative Material bestmöglich schichte und es einer übersichtlichen Behandlung, Beweisführung und Schlußfolge unterziehe.“ — Diese Stellung der Aufgabe ist vielleicht wagemutiger und kecker, als es den Anschein hat, auch wenn man „bestmöglich“ cum grano salis in bescheidener Bezugnahme auf die eigene Person versteht, denn die bestmögliche Schichtung des vorhandenen Materiales in solcher Angelegenheit ist ein Riesenwerk, und was die Wendung anbelangt, daß hier nicht geflissentlich „Neues“ erscheint, so sagt Arthur Schopenhauer: „Das Neue ist selten das Gute, weil das Gute nur kurze Zeit das Neue ist.“ Gerade in der Behandlung altehrwürdiger Menschenweisheit zeigt sich der feine originelle Kopf, zeigt sich der Genius des eigenen Denkens und Ordnens, des richtigen Nachschaffens der gewonnenen ideellen Bilder. Ein Maler ist auch wohl jeder Geschichtsschreiber der Philosophie zu nennen.

Und im Sinne dieser malerischen Darstellungskunst möchte ich Walthoffen einen Vorwurf nicht gern ersparen. Er bringt, so ist meine Meinung, die Weltauffassung des monistischen Materialismus und die, „daß das Universum ein realisirter göttlicher Gedanke“ sei, viel zu weit auseinander. Was ist denn das ein realisirter göttlicher Gedanke? Von andern Gedanken als den unsrigen können wir doch ohne Ueberschreitung der gottgegebenen Verstandesgrenzen nichts behaupten. Wo wir von göttlichen Gedanken sprechen, handelt es sich um eine unzulängliche Ausdrucksweise, eine anthropomorphe Verendlichung unendlicher Unerforschlichkeiten.

Ich möchte diese Betrachtungen, die ihrer Natur nach fragmentarisch bleiben müssen, mit den Worten eines anderen modernen Philosophen, der zur Zeit wenig Beachtung gefunden hat, und dem doch manche liebenswürdige und feinsinnige Gabe zu verdanken

*) Wien und Leipzig, Wilhelm Braumüller, 1901.

ist*), abschließen. Bernard Fischer sagt in seinen „Grundzügen der Philosophie und der Theosophie" (Leipzig, Schäfer 1899) (S. 93): „Lehrer des Plato war Sokrates, der Erste, könnte man sagen, der unter den griechischen Denkern den spekulativen Gedanken eine Weihe verlieh. Sein Ausspruch war: „Ich weiß, daß ich nichts weiß, Andere wissen auch das nicht." Und so wird es immer bleiben, solange wir nicht die Welt mit kalten Staunen als etwas Großes, sondern mit warmer Bewunderung als ein Erhabenes ansehen, solange der menschliche Gedanke in die modrige Masse nicht so stolz untergeht, sondern bescheiden zur Reinheit sich erhebt. Solange wir wissen werden, daß wir nichts wissen, so lange wird auch als höchste Weihe dieser Welt die Gottheit fortbestehen, zu der wir im Gedanken uns wohl erheben können, deren Erhabenheit mittelst unserer Vernunft zu ergründen wir aber nie vermögen, nie denken können, es je zu vermögen, weil unser Denkvermögen doch nur von der Materie und den materiellen Dingen ausgeht, wir daher nur vom Materiellen Vorstellungen haben können."

H. R. D.

---

*) In dieser Zeitschrift erschien von Bernard Fischer (Januar 1903) eine Abhandlung über „die Hochzeit zu Kana und ihre Bedeutung für das Kulturleben der europäischen Völker". — Außer dem citirten philosophischen Hauptwerke hat Bernard Fischer eine Reihe geistvoller ästhetischer, ethischer, philosophischer, namentlich aber philologischer Schriften veröffentlicht. Ich beschränke mich darauf, sein amüsantes „Kochbuch der Kalliope" und sein Zeit- und Mahnwort „Wie erziehen wir unsere Kinder zu besseren und glücklicheren Menschen" zu nennen. Biographisches über Bernard Fischers: National-Zeitung 30. Aug. und 1. September 1899.





Illustrirte Bibliographie.



Prinzessin Elisabeth im 19. Lebensjahre.
Aus: Carmen Sylva. Von Mite Kremnitz. Verlag von E. Haberland, Leipzig-R.

Carmen Sylva. Eine Biographie. Von Mite Kremnitz. Verlag von E. Haberland, Leipzig-R.

Als Mite Kremnitz ihre erste biographische Skizze über die deutsche Dichterin und rumänische Königin in dieser Zeitschrift veröffentlichte (Januar 1882), stand Carmen Sylva noch im Morgenschein ihres litterarischen Ruhmes, und ihre Biographin ihr in jener räumlichen und seelischen Nähe, die eine völlige innere Unabhängigkeit und Unbefangenheit des Urteils — wozu eine gewisse Distanz notwendig ist, — bei aller angeborenen Wahrhaftigkeit und allem Streben nach Wahrheit ausschließt. Jahre, reich an Erfahrungen, Wandlungen liegen dazwischen — volle 22 Jahre — und brachten dem Urteil, in welchem damals der freundschaftliche Enthusiasmus stärker mitsprach, die kritische Ruhe reifen Alters, die Ueberlegenheit zeitlicher, äußerer und innerer Entfernung. Und nun liegt ein reicheres und in sich abgeschlossenes Material vor dem sorgsam untersuchenden Blicke; der Ring eines Lebens, das damals im Zenithe stand, hat sich merklich geründet,

seiner Vollendung entgegen. Es liegt im Wesen des veränderten Objekts, wie in dem des darstellenden Beurteilers, der nicht nur von erhöhtem, sondern auch verändertem, einen anderen Sehwinkel gebendem Standpunkte prüfend schaut, daß das Urteil aus wesentlich anderem Tone klingt. Zwar meint die königliche Dichterin selbst, daß das Wesen des Menschen unverändert bleibe, und danach wäre das Material, das dem Biographen zur Verfügung stand, vor 22 Jahren der Qualität nach, wenn auch nicht der Quantität nach, dasselbe gewesen wie heute. Aber wenn man schon nicht von Aenderung



Carmen Sylva.
Aus: Carmen Sylva. Von Mite Kremnitz. Verlag von E. Haberland, Leipzig-R.

sprechen will, so wird man doch von einer den Kern des Menschen erst enthüllenden Entwicklung reden müssen; und die Entwicklungsfähigkeit ist doch wohl bei den verschiedenen Individuen nach Stetigkeit, Dauer und Grenzen verschieden. Den innersten Kern, die allen Wandlungen zu Grunde liegende Wesensformel zu finden, wird in besonderen Fällen erst, wenn die letzte Wandlung vorüber, möglich sein. In früheren Zeitpunkten wird es einer um so schärferen und ungetrübteren psychologischen Deutungskunst bedürfen. Es kommt hier natürlich Alles auf den Beurteiler an, und der Vorteil

eines reicheren Stoffes kann durch den Nachteil eines geschwächten oder durch eine gefärbte Brille sehenden Blickes wieder aufgehoben werden. Nun ist dieser Nachteil in dem vorliegenden Falle nicht zu konstatiren. Mite Kremnitz, die in ihren Novellen bewiesen hat, daß sie in Menschenseelen und besonders in der Seele der Frau zu lesen versteht, hat sicher an Schärfe des Auges eher gewonnen, als verloren; und nicht minder ist ihre jetzige Position eine freiere, welche ihrem Urteil keine anderen Schranken, als die durch das eigene ethische und künstlerische Gewissen gegebenen, setzt.

Wer das Buch mit dem, Fürsten-Biographieen gegenüber nicht unbegreiflichen Mißtrauen in die Hand nimmt, hier einer von freundschaftlicher Schönfärberei und byzantinischer spekulativer Gesinnung zeugenden Darstellung zu begegnen, wird durch die Lektüre angenehm enttäuscht werden. Ja, der Freimut, mit welchem die Verfasserin, die frühere Vertraute der Königin von Rumänien und der litterarische Kompagnon der Dichterin Carmen Sylva, die menschlichen und dichterischen Schwächen der fürstlichen Freundin, die freilich dem Gesammtbilde seinen Glanz nicht rauben, bloßlegt, ist überraschend und gereicht der Biographin ebenso zur Ehre, wie er das höchste Lob und feinste Kompliment für die königliche Dichterin bedeutet, der man die Charaktergröße zutraut, ein in der Weihrauchduft-Atmosphäre des Hofes ungewohntes Wort der Wahrheit ohne Empfindelei hinzunehmen. Es giebt kleinere Größen, denen gegenüber man solchen Grad von Ehrlichkeit nicht ohne Gefahr der Ungnade zeigen dürfte.



Fürstin Elisabeth mit ihrem Kinde.
Aus: Carmen Sylva. Von Mite Kremnitz. Verlag von E. Haberland, Leipzig-R.

Wie schädlich selbst für einen starken Charakter und ein bedeutendes Talent die das wirkliche Maß der Dinge entstellende, die Selbsttäuschung züchtende schmeichlerische Hofluft ist, das setzt Mite Kremnitz, jetzt reicher an Erfahrung als da sie das erste Mal für Carmen Sylva zur Feder griff, klar genug auseinander. Die augendienerischen Lobredner, die aus Schwäche, unterwürfiger Ergebenheit oder wetteifernder Gunsthascherei den ehrlichen, loyalen Kritikern die ihnen von ihrer Wahrheitsliebe diktirte Mission so sehr erschweren, haben nach Mite Kremnitz auch bei Carmen Sylva, der Fürstin und der Dichterin, eine Rolle gespielt, ihr angeborenes Selbstbewußtsein irreleitend gesteigert und in ihr auch als Dichterin ein Gefühl der Unfehlbarkeit großgezogen, das jede Selbstkritik unmöglich macht. Daraus erklären sich denn auch manche Mängel ihrer Dichtungen, denen oft die letzte Feile fehlt. Das macht sich namentlich bei Carmen Sylvas Gedichten um so bedauerlicher fühlbar, als Königin Elisabeth, wie Mite Kremnitz mit Recht urteilt, als Lyrikerin zu den bedeutendsten Talenten Deutschlands zählt, und nun manches hochpoetische Gedicht durch irgend eine formelle Nachlässigkeit nicht den letzten erreichbaren Grad der Vollendung erhalten hat. In den Prosaarbeiten, in denen Carmen Sylva nicht auf gleicher Höhe der Meisterschaft steht, macht sich der Mangel sorgfältiger Arbeit bemerkbar,

und dem zumeist sehr reizvollen Beginn, bei welchem die Dichterin gewöhnlich großen Elan entfaltet, entspricht nicht immer der Fortgang und der Schluß. Ein geringes Maß von Stetigkeit — bei aller Arbeitsfreudigkeit — in dieser wie in anderen Hinsichten gehört nach Mite Kremnitz zu den Schwächen der hochbegabten rumänischen Königin, die übrigens nicht nur als Dichterin, sondern auch als Malerin sich betätigt hat und eine begeisterte Musikfreundin ist. Sie nimmt sich dabei überall das Recht ihrer eigenen Natur, und ihre ästhetische Ueberzeugung, ihre Stellungnahme zu Kunstwerken und Persönlichkeiten wird oft durch einen angeborenen Widerspruchsgeist, eine Tendenz zum Auflehnen gegen das landläufige Urteil, die Meinung der Allgemeinheit oder ihrer Umgebung bestimmt. Bezeichnend ist ihre Abneigung gegen Goethe, zu dem sie gerne als zu einem Heros aufschauen wollte, wenn sich nicht alle seine Leiden um Eros drehten, und über den sie Strachwitz und Scheffel stellt. Bei Wagners „Parsifal" in Bayreuth bekommt sie „Lachkrämpfe vor Zorn, Widerwillen über so viel Unnatur". Von Eros hält sie überhaupt recht wenig; sie bezeichnet die Liebe einmal als einen verächtlichen Naturtrieb, der



Arkadenterrasse an der Ostseite von Schloß Pelesch.
Aus: Carmen Sylva. Von Mite Kremnitz. Verlag von E. Haberland, Leipzig-R.

höher gearteten Wesen nicht zieme, und stellt ihr als einen heiligen Naturtrieb die Mutterliebe, die ihr dichterischer Verherrlichung würdiger erschien, entgegen.

Ihre künstlerischen Neigungen haben Carmen Sylva davor bewahrt, in die zeitweise recht verwirrten und bedrohlichen politischen Verhältnisse einzugreifen, die zuweilen die Stellung des Königspaars als unhaltbar erscheinen ließen, aber dank der Energie und dem unbeirrbaren Fortschreiten des Königs auf dem vorgezeichneten Pfade, das schließlich zu glänzenden äußeren Erfolgen und zu innerer kultureller Hebung und Festigung des Landes führte, sich schließlich erfreulich besserten und um das Volk und das fremde Fürstenhaus ein unzerreißbares Band der Einheit wanden. Dagegen hat Carmen Sylva ihre Pflicht als Landesmutter treulich und mit Glück erfüllt; und zur Zeit des russisch-türkischen Krieges namentlich hat sie in der Sorge für das Wohl der verwundeten Krieger eine Tätigkeit entfaltet, die ihr die Herzen des Volkes gewinnen mußte. Sie besitzt die Gabe, Jeden zu bezaubern — die sie freilich nach Mite Kremnitz' Schilderung zuweilen zu sehr mit Bewußtsein ausübt, indem sie gleichsam eine ihr zuerteilte Rolle kunstvoll durchführt —

und sie besitzt trotz ihres echt deutschen Gepräges — das sich, wie die Biographin nicht ohne ironischen Tadel hinzufügt, auch darin zeigt, daß sie auch in fremden Zungen zu schreiben liebt — und trotz ihres lebhaften Heimatgefühls eine warme bewundernde Liebe für ihr neues Vaterland und ein volles Bewußtsein der Pflicht, die das Schicksal ihr mit der Zuweisung einer so hervorragenden und verantwortungsvollen Stellung auferlegt. Diese Liebe ist in ihr und auch in dem Fürsten erst durch das dem Ehepaare am 8. September 1870 geschenkte Töchterchen Maria, das ihnen bereits 1874, am rumänischen Karfreitag, entrissen wurde, so recht vertieft worden. Die Heimatliebe des Kindes, das sich während des Aufenthaltes in Deutschland unablässig nach dem sonnigen Rumänien, seinem Geburtslande sehnte, übertrug sich auf die trauernden Eltern, deren Hoffnung auf Ersatz und auf einen Thronerben mehrfach getäuscht wurde und schließlich begraben werden mußte.



Carmen Sylva 1896.
Aus: Carmen Sylva. Von Mite Kremnitz. Verlag von E. Haberland, Leipzig-R.

Carmen Sylvas Bemühungen, einerseits das rumänische Volk die Bahnen des geistigen und socialen Fortschrittes zu führen, andererseits echtes und schönes Volkstum zu erhalten — wie sie dies z. B. durch Hoffähigmachen der rumänischen Bauerntracht versucht hat — schildert die Biographin bei aller allgemeinen Anerkennung nicht ohne kritische Bemängelung einzelner Maßnahmen, die zum Teil gut gemeint, aber nicht reiflich erwogen waren und, einer Augenblicksmeinung entsprossen, nicht besonderen Nutzen stiften konnten oder überflüssig waren. Mite Kremnitz bemerkt dabei in der Schilderung rumänischer Verhältnisse, daß z. B. auf dem Gebiete der Wohltätigkeit der Königin trotz allen Eifers wenig zu tun übrig blieb, da es kaum ein Land giebt, in dem so großartige Stiftungen im Geiste der Nächstenliebe und Armenpflege vorhanden, in welchem die öffentliche und private Wohltätigkeit sich in solchem Maße betätigt, wie in Rumänien. Mite Kremnitz schildert die Rumänen als ein vorurteilsloses und warmherziges Volk; und wenn in der ersten Zeit nach Carmen Sylvas Einzug im neuen Vaterlande (1869) die Ver-

schiedenheit der Lebensanschauungen sich ihr störend fühlbar machte, so mußte sie andererseits der große freie Zug, die Toleranz der rumänischen Gesellschaft wohltuend berühren. Sie, die Fürstentochter von Neuwied, die als naturwüchsiges Waldkind, als frische Rheinlandtochter sich immer in den fest umzirkten, streng geregelten Formen der großen Höfe, sei es in Berlin, sei es in Petersburg, beengt gefühlt hatte, konnte sich hier ihr Leben nach ihrem von reger Phantasie befeuerten Künstlersinn gestalten und vor Allem in dem Schloß Pelesch bei dem Kloster Sinaja sich ein ihre Märchenträume verwirklichendes Heim schaffen.

Man weiß, welche Vorgänge eine Periode der Entfremdung zwischen der Fürstin und dem Volke herbeiführten, welche Rolle der verhängnißvolle Einfluß einer Hofdame gespielt hat, die als Gattin des zum Thronfolger ernannten Prinzen Ferdinand das königliche Diadem Carmen Sylvas für ihr Haupt erträumte; man weiß, mit welcher Zähigkeit die Königin an ihrer Freundschaft, an ihrem Lieblingsplan festhielt, welche Seelenerschütterung dessen gewaltsame Vereitelung ihr bereitet hat. Zwei Jahre des Aufenthaltes in Deutschland waren erforderlich, ihr die Ruhe des Gemütes wiederzugeben, die ihr die Rückkehr nach Rumänien ermöglichte, wo sie das Volk mit einer alle Wunden heilenden, alle Bitterkeit vertreibenden Herzlichkeit empfing, und nach dem Freudenfest der Taufe der Tochter des Thronfolgers, Elisabeth, die silberne Hochzeit des Königspaares unter allgemeiner Teilnahme begangen wurde. Die lebhafte Phantasie der Königin, die sie in Dinge und Personen eine der Wirklichkeit nicht entsprechende Vorstellung hineinlegen ließ, zeigte sich auch in ihrem Verhalten Pierre Loti gegenüber, dessen Erscheinen im Schlosse Pelesch Alle enttäuschte, mit Ausnahme der Königin, die zum Mindesten nicht enttäuscht sein **wollte**. Die im Grunde so deutsch gesinnte Fürstin wird nun von einer starken Vorliebe für das Französische erfaßt, die durch die Preiskrönung ihrer „Pensées d'une Reine" durch die französische Akademie noch erhöht wird. Sie vermochte nicht zu erkennen, wie viel ihre fürstliche Stellung bei der Anerkennung ihrer dichterischen Leistung mitgewirkt, und glaubte schließlich in der ersteren vielmehr ein Hinderniß in der vollen Erfüllung ihres eigentlichen Berufes, des Dichterberufes, erblicken zu müssen. Man sieht aus dem hier aus der Biographie der Frau Mite Kremnitz Angeführten, daß die Verfasserin die kritische Sonde fleißig genug gebraucht und sie tief in die Psyche ihrer Heldin einführt. Vielleicht schießt sie sogar hie und da, in dem Bestreben, alle freundschaftliche Parteinahme und auch nur den Schein einer solchen zu vermeiden, ein wenig über das Ziel; und tief verborgenes persönliches Empfinden mag still und unbewußt mitwirken. — Da mag wohl hie und da ein Wort eine allzu prägnante Fassung erhalten haben, manche allzu scharfe Verallgemeinerung mituntergelaufen sein. So scheint mir doch nicht den Tatsachen zu entsprechen, was, um das starke Ich-Gefühl Carmen Sylvas zu kennzeichnen, gesagt wird: „Es war kein Platz für Andere in einem Sein, (?) das ganz erfüllt war von sich selbst". Und es fehlt auch sonst nicht an kleinen Widersprüchen oder doch an Stellen, die in der gewählten Fassung mit andern nicht leicht in völligen Einklang zu bringen resp. in einer höheren Einheit zu versöhnen sind. Aber das sind nur Einzelheiten, die wohl die Richtigkeit der Hauptzüge des Porträts nicht allzu stark tangiren und den Zauber, der von der Gesammterscheinung der königlichen Dichterin ausgeht, nicht verwischen.

Erwünscht wäre eine zusammenfassende Würdigung der poetischen Leistungen Carmen Sylvas — die nur einzeln zerstreut im Rahmen der Lebensbeschreibung mehr oder minder kurz besprochen werden — gewesen; auch die Rolle, die der Gatte in ihrem Leben gespielt, wird vielleicht Mancher eingehender gewürdigt wünschen. Ein alphabetisches Register sollte in einem solchen Werke nicht fehlen; einige unangenehme Druckfehler und stilistische Versehen (SS. 49, 72, 139, 143, 184, 265) seien für die zweite Auflage der Ausmerzung empfohlen.

Das Buch ist sehr gut in Druck und Papier ausgestattet und mit 23 schönen und interessanten Bildern geschmückt, von denen wir durch das Entgegenkommen der Verlagshandlung ein paar Proben zu bringen in der Lage sind.

O. W.

Bibliographische Notizen.

Orthopädische Gymnastik gegen Rückgratsverkrümmungen und schlechte Körperhaltung. Eine Anleitung für Aerzte und Erzieher von Prof. von Mikulicz und Frau Valeska Tomasczewski, Leiterin einer orthopädischen Anstalt in Breslau. — Mit 103 Fig. im Text. — Jena, Gustav Fischer.

Das vorliegende Buch, entsprungen aus dem Bedürfniß, nicht nur Aerzten, sondern auch Eltern und Erziehern bei der Behandlung von Rückgratsverkrümmungen ein Führer zu sein, gliedert sich eigentlich in zwei Teile. Im ersten Teil (Vorwort und Einleitung S. IX—XLII), von Professor von Mikulicz verfaßt, kommt der medicinisch wissenschaftliche Standpunkt zur Geltung, während im zweiten Teil die Mitverfasserin alle die praktischen Uebungen vorführt und erläutert, mit denen die in Rede stehenden krankhaften Bildungen beseitigt werden sollen. In außerordentlich klarer, anziehender und anregender Darstellung erörtert v. Mikulicz die Ursachen und das Wesen der seitlichen Rückgratsverkrümmungen und kommt danach zur Beantwortung der Frage, wie man letzteren vorbeugen und ihre weitere Entwickelung aufhalten kann. Er erblickt auf Grund seiner reichen Erfahrung als das wichtigste Mittel zur Bekämpfung derartiger Verkrümmungen eine methodisch und konsequent längere Zeit hindurch geübte orthopädisch-gymnastische Behandlung. Eine solche hält er sogar in beginnenden und leichteren Fällen für ausreichend; erst in schwereren Fällen soll eine vom Fachorthopäden geleitete Behandlung mit Geradhaltern und Apparaten eintreten. Die früher vielfach gebräuchliche schablonenhafte Anwendung von Miedern und Geradhaltern ist zu verwerfen. An der Abbildung des menschlichen Skeletts weist der Verfasser in überzeugender Weise die Entstehung der Verkrümmungen der Wirbelsäule nach. Die Disposition zum Schiefwerden betrifft nicht blos schwächliche Kinder, wenn solche auch im Allgemeinen dazu leichter disponirt erscheinen. Jedenfalls ist das weibliche Geschlecht häufiger von den Rückgratsverkrümmungen betroffen als das männliche. Auf etwa zehn schiefgewachsene Mädchen kommt nur ein schiefgewachsener Knabe. Was der Verfasser über diese besondere Disposition des weiblichen Geschlechts sagt, ist hochinteressant und auch beherzigenswert. Näher darauf einzugehen, ist hier leider nicht möglich, es sei nur hervorgehoben, daß nach Ansicht des Verfassers „für das heranwachsende Mädchen jede Art von Mieder von Schaden ist". An Abbildungen werden schließlich die verschiedenen Arten der Rückgratsverkrümmungen (Skoliose), sowie die Hilfsmittel erörtert, die bei schwereren Fällen in Geradhaltern zur Anwendung kommen müssen. — Wie schon erwähnt, enthält der zweite Teil die praktischen Uebungen — das orthopädische Turnen. Die Verfasserin, die als langjährige Leiterin einer orthopädischen Anstalt auf diesem Gebiete große Erfahrung und Gewandtheit besitzt, weist in zahlreichen, recht guten Abbildungen in überaus klarer Weise nach, wie durch Turnübungen erfolgreich gegen die Rückgratsverkrümmungen eingegriffen werden kann. Nach Beschreibung des Turnanzuges und der Turngeräte werden die Turübungen selbst dargestllt — die Aufbeugeübungen auf der Turnbank, die Freiübungen, die Uebungen mit dem Largiardèr'schen Brust- und Muskelstärker, die Geräteübungen und die Uebungen am Klettergerüst. Immer wird der Text durch Abbildungen erläutert. Das sehr gut ausgestattete Buch, von dem eine 2. Auflage in Aussicht steht, sei hiermit namentlich auch Eltern und Erziehern auf's Wärmste empfohlen; es verdient die weiteste Verbreitung. K.

Beiträge zur Lehre von den Geschlechts-Unterschieden. Von Dr. P. J. Möbius. Heft 1. Geschlecht und Krankheit. Heft 2. Geschlecht und Entartung. Heft 3 u. 4. Ueber die Wirkung der Kastration. Halle a. d. S., Karl Marhold.

Der, namentlich durch seine, auch an dieser Stelle besprochene Schrift: „Ueber den physiologischen Schwachsinn des Weibes" in weiten Kreisen bekannt gewordene Verfasser hat sich durch die Erfahrung, die er mit besagter Schrift gemacht, veranlaßt gefunden, weiter in das nach vielen Richtungen hin dunkle Gebiet der Geschlechtsverschiedenheiten einzudringen. Seine Absicht ist, in den „Beiträgen zur Lehre von den Geschlechtsunterschieden" einzelne Fragen nach freier Wahl zu besprechen und dadurch aufklärend zu wirken. Es sollen diese, auf wissenschaftlichem Boden stehenden Beiträge so abgefaßt sein, daß sie auch nicht medicinisch Gebildeten verständlich

sind. Die Beiträge erscheinen als in sich abgeschlossene Hefte, von denen die ersten vier Hefte (Heft 3 und 4 ist ein Doppelheft) vorliegen.

In Heft 1, Geschlecht und Krankheit, entwickelt der Verfasser nach einer Einleitung, an der Hand statistischen Materials in vier Kapiteln die Beziehungen des Geschlechtes zu den einzelnen Krankheiten, je nachdem letztere nur bei einem Geschlecht vorkommen oder mit deutlichem Geschlechtsunterschiede natürlicher Art oder als Krankheiten, die bei dem einen Geschlecht entschieden häufiger sind als bei dem anderen, bei denen aber dieser Unterschied durch die Lebensumstände erklärlich wird, und schließlich als Krankheiten, bei denen kein Unterschied der Geschlechter wahrzunehmen ist oder doch nur unwesentliche Verschiedenheiten zu bestehen scheinen. Den Schluß bildet eine Zusammenfassung des gewonnenen Resultats.

In Heft 2, Geschlecht und Entartung, bespricht der Verfasser zunächst in einer Einleitung kurz und klar die Eigenschaften des gesunden Menschen, entwickelt danach die Störungen des Geschlechtswesens und zieht daraus praktische Folgerungen. Vor Allem will er dartun, daß alle Störungen des Geschlechtswesens Zeichen der Entartung sind und daß die Unordnung des geschlechtlichen Wesens eines der wichtigsten Zeichen der Entartung ist.

Heft 3 und 4, Ueber die Wirkung der Kastration, enthält zunächst einen historischen Ueberblick und behandelt daran anschließend die Wirkung der Kastration auf die verschiedenen Körperteile. Den Schluß bildet eine allgemeine Betrachtung und die Anführung eines umfangreichen Litteratur-Verzeichnisses. Der Verfasser hat sich, angeregt durch das Studium der Arbeiten Galls und die Schrift Riegers, eingehend mit der in Rede stehenden Materie beschäftigt und in sorgfältiger Weise die Resultate seiner Studien niedergelegt. —

In allen vier Heften erweist sich der Verfasser auf den besagten Gebieten als ein gründlicher Kenner der von ihm besprochenen Themata. Die Darstellung ist anregend, für jeden Gebildeten verständlich und bietet viel Interessantes. K.

Eine Seemanns-Laufbahn. Von Albert I., Fürst von Monaco. Autorisirte Uebersetzung aus dem Französischen von Alfred Fried. — Berlin, Boll und Pickardt. —

Wer kennt nicht aus der Beschreibung oder aus eigener Anschauung das herrlich gelegene Monaco, dessen Fürst der Verfasser des vorliegenden Buches ist. Schon durch sein Eintreten für die Friedensidee in der Oeffentlichkeit bekannt geworden, zeigt er sich hier in seiner schriftstellerischen Tätigkeit als kühner Seefahrer und als Forscher auf dem Gebiete der Tiefseeforschung. Das Buch ist gleichsam ein Spiegelbild seines Lebens, speciell seiner seemännischen Tätigkeit, die er nicht im Zusammenhange, sondern in einzelnen Bildern dem Leser vorführt. Er schreibt im Vorwort, „daß er ein Lebenswerk eines im Kultus der Wahrheit gereiften Seemanns schildern will, das von jenem wissenschaftlichen und redlichen Geist eingegeben war, der die Völker in der rechtmäßigen Eroberung von Wohlstand und Sittlichkeit einander näher bringt". Seine sehr interessanten, manchmal freilich etwas schwülstigen Schilderungen sind mit subjectiven Bemerkungen, philosophischen Reflexionen und socialen Betrachtungen durchflochten. — Das Werk enthält acht Kapitel: „Die Seele des Seemanns; Meine Anfänge; Meine erste Mannschaft; Ein Cyklon; Auf der Jagd; Die letzte wissenschaftliche Expedition der Hirondelle; Der Tod eines Potwals, und schließlich: Die Expedition in die arktischen Regionen." — Gleich im ersten Kapitel schildert der Verfasser in ganz vortrefflicher Weise das Leben als Seemann, sowie das Meer selbst. Seine erste Zeit als Seemann verbrachte er in der spanischen Marine, und erst später, nach Erwerbung einer eigenen Yacht, tritt die wissenschaftliche Erforschung des Meeres, der er sich als Seemann mit Leib und Seele hingiebt, und zwar in der Zeit von 1873—1885, in den Vordergrund. Diese Tätigkeit, schreibt der Verfasser, „füllt die schönsten Jahre meines Lebens und meines besseren Ich aus." Von den Schilderungen sei die vortreffliche Beschreibung eines Cyklons besonders hervorgehoben. — Im Jahre 1898, als der Verfasser den Entschluß faßte, das oceanographische Museum von Monaco zu erbauen, wurde es notwendig, die durch seine Untersuchungen der Tiefen des Atlantischen Oceans gebildete Sammlung von Seetieren auch durch die Funde aus den arktischen Gewässern zu vervollständigen. Aus diesem Grunde unternahm der Verfasser seine Reise in die arktischen Zonen, deren Schilderung sehr fesselnd ist. — Das gut ausgestattete, umfangreiche Werk (365 S.) hat der Verfasser in der deutschen Uebersetzung dem Kaiser Wilhelm II. gewidmet „einem Fürsten, der die Arbeit und

die Wissenschaft beschützt und so die Verwirklichung des edelsten Wunsches des menschlichen Gewissens vorbereitet: die Vereinigung aller civilisatorischen Kräfte zur Herbeiführung der Herrschaft eines unverletzlichen Friedens". — Das Werk wird zweifellos in allen gebildeten Kreisen sich der besten Aufnahme zu erfreuen haben.
K.

Johannes Brahms. Von Max Kalbeck. Erster Band (1833—1862). Wiener Verlag, 1904.

Eine schwere, verantwortungsvolle Aufgabe hat Max Kalbeck zu lösen unternommen. Die Biographie von Johannes Brahms zu schreiben schien von vornherein schon deshalb so besonders schwierig, weil der gewaltige Meister der Töne, der sein seelenvolles Innenleben unverhüllt der Welt in Kunstwerken von wundersamster Innigkeit und Tiefe zu offenbaren verstand, doch vor der Berührung mit der Oeffentlichkeit scheu und keusch zurückschreckte, sobald es sich um Preisgabe des Persönlichen handelte. Er traf, wie uns Kalbeck im Vorwort mitteilt, Anstalten, von Dokumenten Alles zu beseitigen oder zu vernichten, was ihn persönlich anging. Und doch hat die Welt, zumal nach dem Tode des geliebten Künstlers, wohl ein gewisses Recht darauf, Einblick in den Werdegang des großen Mannes zu gewinnen, und auch das Geringfügige und Anekdotische erhält berechtigtes Interesse, wo es sich um eine so erlauchte Gestalt handelt, wenn ein geschmackvoller Schriftsteller uns hierzu in angemessener Weise verhelfen kann. Max Kalbeck erweist sich als der berufene Darsteller dieses Lebens. Er verbindet die Gabe einer schönen, würdig beredten Vortragskunst mit dem gediegenen, gründlichsten musikalischen Wissen und einem feinen Gefühl für alles Hohe und Süße der Brahms'schen Musik. Man merkt, daß ein ausgezeichneter Musiker zu uns spricht, und man empfindet Dankbarkeit für die fleißige, mühevolle Arbeit dieses Brahmsfreundes, der seiner durch Jahrzehnte treu gepflegten Freundschaft nun ein unsterbliches Denkmal setzen wird. Der erste Band behandelt die Jahre 1833—1862 in einem stattlichen Bande von über 500 Seiten. Ein allerliebstes Knabenporträt schmückt das Titelblatt. Zahlreiche Beigaben (besonders faksimilirte Autographen) erhöhen den äußerlichen Wert dieses Buches, dessen bleibende Bedeutung von allen Verehrern des edlen Komponisten mit freudiger Genugtuung erkannt werden wird. Es ist zu wünschen, daß die doch über Erwarten reich fließenden Nachrichtsquellen auch in Zukunft dem verdienstvollen Biographen ergänzende Kunde von dem Verewigten zuströmen mögen.
H. L.

Novalis. Von W. Bölsche. **Ludwig Tieck.** Von G. Witkowski. Biographien in der Sammlung von Max Hesse.

Wieder zwei Gaben, die den Schatz der litterarhistorischen Kenntniß vermehren helfen. Die Angabe der Namen der Verfasser dürfte genügen, Vortrefflichstes erwarten zu lassen. Bölsches, des grundgütigen Naturphilosophen, Stimme über den blassen vornehmen Geist des fernen Metaphysikers wird interessiren.
H. L.

Die Wallfahrt. Eine Erzählung aus Galizien. Von Friedrich Werner von Oestéren. Dresden, Carl Reißner.

Der Dichter der wertvollen modernen Satiren „Wir" versucht sich hier mit Glück auf einem neuen Gebiet. Wie Karl Emil Franzos in seinen trefflichen Skizzen „Aus Halb-Asien", so schildert er treu nach der Natur galizisches Land und Leben. Ein geringfügiger Vorwurf: die Wallfahrt armer polnischer Bauern und Bäuerinnen zu dem wundertätigen Marienbilde in Streçow giebt ihm Gelegenheit zu fein psychologischer Kleinmalerei. Er weiß, daß in der Kunst das Wie notwendig und das Was wichtig ist, und richtet sein Augenmerk sowohl auf die rechte Spannung der Fabel als auch auf die entsprechende Charakteristik der handelnden Personen. Den Schwerpunkt des Ganzen legt er auf eine Liebesgeschichte. Die Frische und Lebendigkeit seiner Darstellung, seine scharfe Beobachtungs- und Gestaltungsgabe werden ihm gewiß auch als Erzähler Anerkennung und Erfolg verschaffen.
N.

Gedichte. Von Albert Roffhack. Mit Zeichnungen von Franz Hein. Zweite Auflage. Breslau, Schlesische Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender. Gebunden Mk. 4.—.

Die im vorliegenden Hefte enthaltenen neuen Gedichte von Albert Roffhack lassen uns auf das schon früher besprochene Gedichtbuch des Autors zurückkommen. In einer Zeit, wo sich so viele begabte Schriftsteller zuerst mit Gedichtsammlungen hervorwagen und die zur Geltung gelangten Lyriker Band auf Band häufen, ist es schwer, mit Gedichten Gehör zu finden. Auch ist in der lyrischen Poesie selbst für den Kenner das der Dichtersprache kundige Talent von dem schöpferischen Dichter schwer

zu unterscheiden, ja die Gunst des Augenblickes wird sich jenem, weil es der Mode bequemer entgegenkommt, leichter zuwenden. Man hat leider keine Wage, um den geistigen Gehalt eines Gedichtes festzustellen, und die Grenzen zwischen Poesie und Prosa sind nicht so leicht zu erkennen, wie es dem Laien, dem die Versabteilung genügt, vorkommt; läßt sich doch kaum mit deutlichen Worten erklären, weshalb von zwei Gedichten, die der gleichen Gefühlsäußerung dienen, das eine den Stempel des Dauerhaften trägt, und das andere, trotz allen poetischen Schimmers, nur auf Augenblicke zu blenden vermag. Erst die Erfahrung belehrt uns, ob den Gedichten eigenes Leben innewohnt, denn sie führen dieses Leben, wenn wir sie aufgenommen haben, in uns und mit uns, und wir finden sie immer wieder, wenn wir sie zur rechten Stunde aufsuchen.

So geht es mit Roffhacks Gedichten. Wir legen die Sammlung aus der Hand, aber lange noch merken wir an den feinen Nachschwingungen des beglückten Herzens, daß Schönes auf uns eingewirkt, uns in edelstem Sinne erregt und aufwärts getragen hat.

Das auch für den Kritiker interessante Nachwort belehrt uns über das Verhältnis des Dichters zu seiner Kunst. Die wundervollen Zeichnungen Professor Franz Heins sprechen zu jedem künstlerischen Sinne, und so dürfen wir das Buch allen, denen es am nachhaltigen Genuß in der Kunst zu tun ist, dringend ans Herz legen. H. L.

Gedichte von **Helene Diesener.** Dresden, E. Piersons Verlag.

Marie v. Ebner-Eschenbach sagt: „Die meisten Menschen haben einen schlechten Resonanzboden in sich. Heil Jedem, dessen Seele tönt und wiedertönt!" Die vorliegenden Gedichte vermitteln die Bekanntschaft mit einer solchen leicht erregbaren klangvollen Seele. Im Gegensatz zu manchen modernen Dichterinnen, welche in leidenschaftlich überströmendem Empfinden und glühender Phantasie die Grenzen der Weiblichkeit überschreiten, findet H. D. für ihre tiefen Gemütsbewegungen einen entsprechenden, einfachen, zarten, innigen Ausdruck. Besonders gelingt es ihr, den Schmerz und die Freude des Mutterherzens in rührenden Tönen ausklingen zu lassen. Aber auch für Naturstimmungen besitzt sie ein feines Ohr und eine melodische Sprache. N.

Die Zeitschriften-Uebersicht vom Februar erscheint gleichzeitig mit der vom März im nächsten Heft.

Eingegangene Bücher. Besprechung nach Auswahl der Redaction vorbehalten.

Amateur-Photograph, Der. Monatsblatt für Liebhaber der Photographie. Band XVIII. Heft 1. Jan. 1904. Leipzig, Ed. Liesegangs Verlag (M. Eger).

Archiv für Altersmundarten und Sprechsprache. Herausgegeben von Berthold Otto. Vierteljahresschrift. 1. Heft. Leipzig, K. G. Th. Scheffer.

Archiv für Stamm- und Wappenkunde. Monatsschrift. IV. Jahrgang, No. 6, Januar 1904. No. 7. Papiermühle b./Roda S.-A., Gebr. Vogt.

Benda, Margarete, Die drei Rosen. Ein Zaubermärchen in 8 Bildern. Musik von Johannes Doebber. Leipzig, K. G. Th. Scheffer.

Bethge, Hans, Totenspiele in Versen. Stuttgart, Axel Junker, Verlag.

Blicher-Clausen, J. Kjeld, Die Geschichte eines Strassenmalers. Stuttgart, Axel-Junker, Verlag.

Brandt, Karsten, Der Schauplatz in Frenssens Dichtungen. Mit 14 Autotypien nach Originalaufnahmen und einer Karte von Süder-Dithmarschen. Hamburg, Herold'sche Buchhandlung.

Eck, Miriam. Der klingende Berg. Novelle. Stuttgart, Axel Junker, Verlag.

Egidy, M. v., Jugendblätter. Mit einer einleitenden Biographie von C. L. A. Pretzel. Berlin, W. 35 Karlsbad 15. Gose & Tetzlaff, Verlag.

Frobenius, Leo, Geographische Kulturkunde. Eine Darstellung der Beziehungen zwischen der Erde und der Kultur nach älteren und neueren Reiseberichten zur Belebung des geographischen Unterrichts. 1.—4. Teil. Leipzig, Friedrich Brandstetter.

Fulda, Ludwig, Schiller und die neue Generation. Ein Vortrag. Stuttgart und Berlin. J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf. G. m. b. H.

Goethes Sämtliche Werke. Jubiläums-Ausgabe. 31. Band: Die Wahlverwandtschaften. Mit Einleitung und Anmerkungen von Franz Muncker. Stuttgart u. Berlin, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger. G. m. b. H.

Haas, Dr. phil. Hippolyt, Der Vulkan. Die Natur und das Wesen der Feuerberge im Lichte der neueren Anschauungen für die Gebildeten aller Stände in gemeinfasslicher Weise. Mit 63 Abbildungen auf 32 Tafeln. Berlin, Alfred Schall, Kgl. Preuss. und Herzogl. Bayer. Hofbuchhandlung. Verein der Bücherfreunde.

Hatton, Thomas, Skizzirende Aquarell-Malerei. Nach der Natur. Anleitung für Anfänger. Mit einem Anhang: Praktische Winke für Anfänger im Aquarellmalen. Mit Autorisation der Verlagsfirma Winsor und Newton übersetzt von Otto Marpurg, Ravensburg, Otto Maier.

Helfft, Dora, Ein moderner Jurist. Zeitbild. Zweite Auflage. Dresden u. Leipzig, Verlag von Heinrich Minden.

Klassiker der Kunst in Gesammtausgaben. Bd. 1. Raffael. Des Meisters Gemälde in 202 Abbildungen. Band II. Rembrandt, Des Meisters Gemälde in 405 Abbildungen. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anst.

Louis, Rudolf, Hector Berlioz. Leipzig, Breitkopf & Härtel.

Marschall, Dr. W., Die Tiere der Erde. Eine volkstümliche Uebersicht über die Naturgeschichte der Tiere. Ueber 1000 Abbildgn. und 25 farbige Tafeln nach dem Leben. Die Erde in Einzeldarstellungen II. Abteilung. 18., 19. und 20. Lieferung. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt.

Michel, Wilhelm, Apollon und Dionysos. Dualistische Streifzüge. Stuttgart 1904. Axel Juncker, Verlag.

Otto, Berthold, Ein innerer Feind. (Hauslehrer-Schriften 3) Leipzig, K. G. Th. Scheffer.

— Fürst Bismarcks Lebenswerk. Den Kindern und dem Volke erzählt. 3. Tausend. Leipzig, K. G. Th. Scheffer.

— **Helene.** Ilias. In der Sprache der Zehnjährigen erzählt. Mit 6 Vollbildern von E. Bertling. 1.—3. Tausend. Leipzig, K. G. Th. Scheffer.

Photographische Korrespondenz. Organ des Vereins zur Pflege der Photographie etc. December 1903, Januar 1904. Wien, Verlag der Photographischen Korrespondenz.

Romundt, Dr. Heinrich, Kants „Widerlegung des Idealismus". Ein Lebenszeichen der Vernunftkritik zu ihres Urhebers 100jährigem Todestage den 12. Februar 1904. Gotha, E. F. Thienemann.

Rosenberg, Adolf, Raffael. Des Meisters Gemälde in 202 Abbildungen. Mit einer biographischen Einleitung. (Klassiker der Kunst in Gesammtausgaben Bd. I). Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

— Rembrandt. Des Meisters Gemälde in 405 Abbildungen. Mit einer biographischen Einleitung. (Klassiker der Kunst in Gesammtausgaben. Band II.) Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Rosenkranz, C., Die Pflanzen im Volksaberglauben. Ein Beitrag zur Pflege des Volkstums in Schule und Haus. Zweite Auflage. Halle a. S., Hermann Schroedel.

Scheerbart, Paul. Machtspässe. Arabische Novellen mit Federzeichnungen des Verfassers. Grosslichterfelde-Berlin, Verlag von E. Eisselt.

Schwind, Moritz v. Philostratische Gemälde. Im Namen des Vereins für Geschichte der bildenden Künste zu Breslau. Herausgegeb. von Richard Foerster. Leipzig, Kommissionsverlag v. Breitkopf & Härtel.

Stein der Weisen, Der, Illustrirte Halbmonatsschrift für Haus und Familie. Unterhaltung und Belehrung aus allen Gebieten des Wissens. Heft 20 und 21. Wien und Leipzig, A. Hartlebens Verlag.

Was soll ich deklamiren? Unter Mitwirkung und Förderung der ersten deutschen Bühnengrössen, herausgegeben von Elise Henle. Neue Folge. 3. Aufl. Stuttgart, Schwabacher'sche Verlagsbuchhandlung.

Weressajew, W., Die Kolossows. (Internationale Novellen-Bibliothek. Band 9.) Russische Autoren. München, Verlag von Doktor Marchlewski & Co.

Weltall und Menschheit. Geschichte der Erforschung der Natur und der Verwertung der Naturkräfte im Dienste der Menschheit Herausgegeben von Hans Kraemer. Mit ca. 2000 Illustrationen, sowie zahlreichen farbigen Kunstblättern, Facsimile-Beilagen u. s. w. Extrabeilagen im neuen System der Darstellung. Lieferung 41—49. Berlin W., Deutsches Verlagshaus Bong & Co.

Wichner, Josef, Stundenrufe und Lieder der deutschen Nachtwächter. Regensburg, Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz.

Wuttke-Biller, E., (E. Biller), Märchen einer Grossmutter. Mit dem Bildnisse der Verfasserin, 3 farbigen Vollbildern und Buchschmuck von Walter Tiemann. Leipzig. Friedrich Brandstetter.

Zeromski, S., Den Raben und Geiern zum Frass. Polnische Autoren. (Internationale Novellen-Bibliothek 10.) München, Verlag von Dr. Marchlewski & Co.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender, Breslau.